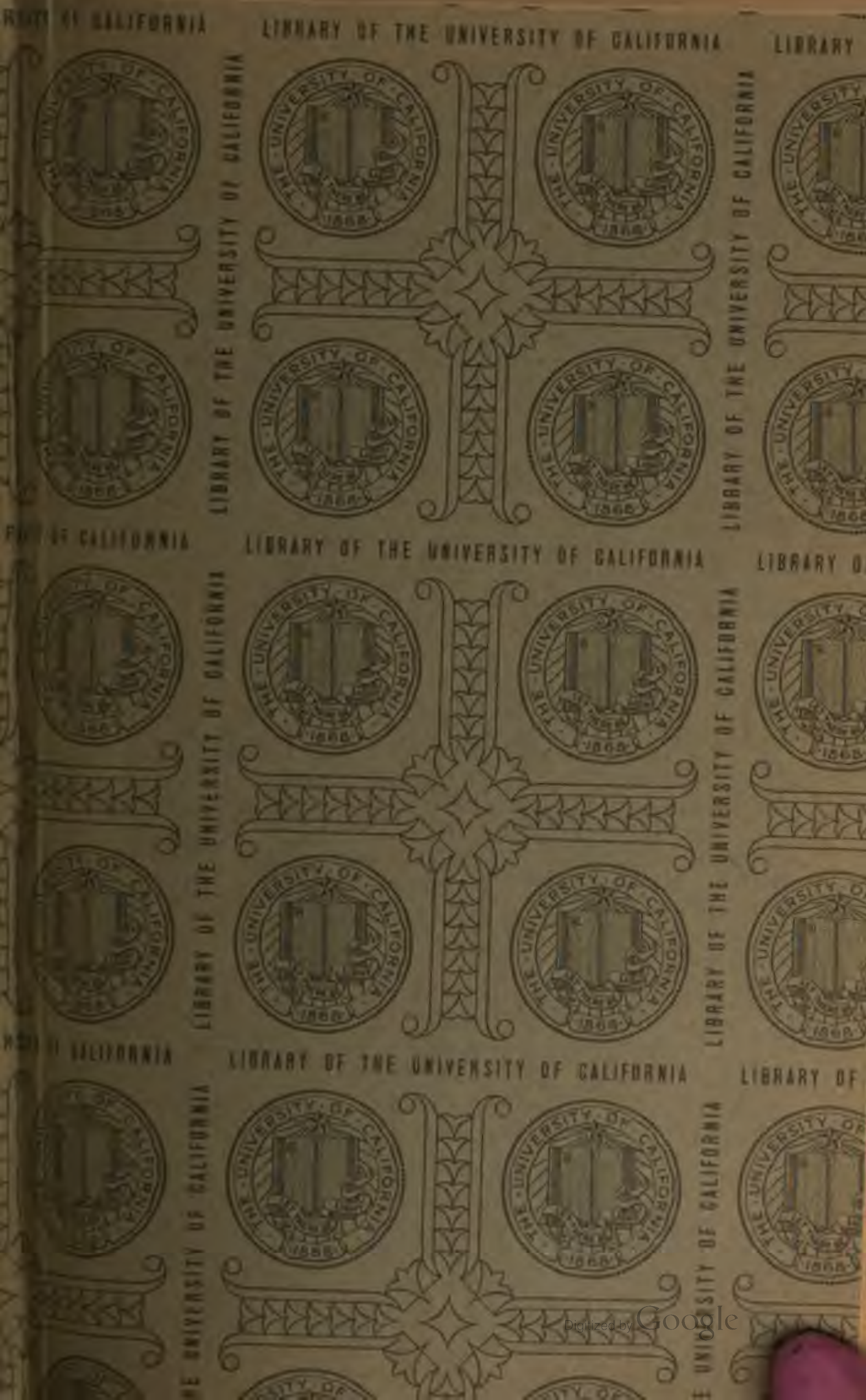

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA
THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA
1868



Das Heidentum
in der römischen Kirche.

Bilder
aus dem religiösen und sittlichen Leben Süditaliens

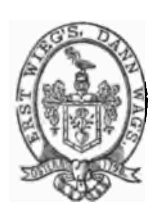
von

Th. Trede.

Motto:
„Tempel erheben sich jetzt allwärts für die mächtige Göttin.“
(Ovid.)

„Keine Verruchtheit fehlt.“
(Juvenal.)

Dritter Teil.



Gotha.
Friedrich Andreas Perthes.
1890.

Inhaltsangabe.

Erstes Kapitel.

Entstehung und Geschichte des Karnevals.

„Kränze des Epheus ziehen in stürmischem Rausche mich fort in den bacchischen Schwarm."
Sophokles.

Als Goethe im Jahre 1787 den römischen Karneval sah, stand er demselben kalt gegenüber und schrieb am 19. Februar genannten Jahres, man müsse den Karneval einmal gesehen haben, um für immer von dem Wunsch, ihn zum zweitenmal zu schauen, befreit zu werden. Ein Jahr später sah er in Rom den Karneval zum zweitenmal und verfaßte damals die bekannte Beschreibung desselben, welche nicht zu der Annahme berechtigt, daß er sein Urteil geändert hat. Wer den Karneval Italiens oft gesehen, versteht dies Urteil Goethes vollkommen. Mag man aber diesem „Fest der Feste" noch so kühl gegenüberstehen, so wächst doch das Interesse nach und nach, wenn man die Lebensgeschichte desselben verfolgt. Ehe wir die Vergangenheit ins Auge fassen, möge die Gegenwart veranschaulicht werden und zwar durch eine Skizze des Karnevals in Neapel im Jahre 1881.

Die Gestalt des Karnevals in der süditalischen Großstadt ist verschieden, je nach dem Schauplatz, wo er sein Leben entfaltet, je nach dem Standpunkt, von wo man ihn betrachtet. Stelle dich auf einen der geschmückten Balkone in der Hauptstraße und betrachte das Schauspiel da unten, so meinst du eine Riesenschlange zu sehen, die mit schillernden Schuppen sich auf und nieder beugt,

rechts und links sich neigt, eine Hydra mit hundert buntstrahlenden Köpfen. Steige an einem der Haupttage des Karnevals 500 Stufen empor zum Kloster S. Martino, tritt dort auf den Balkon des weltbekannten Belvedère, wo die ganze Stadt zu deinen Füßen liegt wie ein Teppich, die Straßen wie schwarze Striche, die Menschen wie Mäuse; schließe die Augen und sei „ganz Ohr“. Kein Wogenschall am Felsenufer kann mächtigeren Donnerhall hervorrufen, als der ist, welcher zu deiner Höhe hinaufdringt. Tief unten tost, wie ein sturmbewegtes Meer, der Karneval. Hast du dich satt gehört, so flüchte dich in die Villa nazionale, wo immergrüne Laubgänge Stille verheißen. Auch hier heftet sich der Karneval an deine Sohlen, denn zur selben Zeit ist Korsofahrt in der breiten Straße nebenan. An diesem Meergestade war es, wo einst die Griechen, die Gründer Neapels, ihrer höchsten Gottheit Wettspiele feierten. Für den „Kampf der Wagen und Gesänge“ ist Raum dort vorhanden, aber die Griechen sind dahin, geblieben ist der „Kampf der Wagen“, nur daß es sich heute nicht um eine Wettfahrt handelt, sondern um den Glanz der Wagen und die Schönheit der Rosse.

Ein Kanonenschuß gab am 1. Februar 1881 um Mittag das Zeichen zur Karnevalsschlacht. Wie soll ich es anders bezeichnen? Die am Königspalast beginnende, beim Nationalmuseum endende Straße Via Roma erfüllt von Menschen, zwei Reihen Wagen in entgegengesetzter Richtung fahrend, in der Straßenmitte, auf den Fußwegen zu beiden Seiten auf- und abziehendes Publikum, die blumenreichen Balkons voll Menschen, sie alle zu keinem andern Zweck versammelt, als zum Werfen der Coriandoli. Die Ballone sind den Türmen einer Festung zu vergleichen, die Wagen in der Straße sind bewegliche Batterieen, sowohl zum Angriff, als zur Verteidigung geeignet; Türme und Batterieen sind mit Schießbedarf versehen, also eine Schlacht. Schutzwaffen fehlen nicht. Alle Wageninsassen tragen Drahtmasken, sowie weiße Mäntel. Von den mit Lorbeer, Myrten, Blumen, Fahnen, Teppichen gezierten, oft zu Lauben umgeformten Balkonen (die sich vor allen Fenstern befinden) beginnt die Beschießung der langsam unter der Menschenflut sich fortbewegenden Wagenbatterieen, feines und grobes Geschütz

überschüttet die feindlichen Scharen in vollen Ladungen, Säcke voll Coriandoli auf den Balkonen beweisen, daß die Festung sich nicht ergiebt. Von kleinen und großen Händen, aus stattlichen Messingtrichtern, oft mit Schaufeln werden die Coriandoli geworfen und geschleudert. Natürlich wird das Feuer von unten erwidert, kreuz und quer fliegen die weißen Kugeln zu den Türmen hinauf, und ob auch die Insassen der Wagen bis an die Knöchel in Coriandoli waten, die Mannschaften wanken nicht. Aber auch zwischen Gehenden und Fahrenden wütet der Kampf. Jene Coriandoli sind aus Gyps gefertigte, ziemlich harte Körner von der Größe unseres nordischen Hagels, eine Handvoll derselben, ins Gesicht geschleudert, läßt einen zweiten Treffer nicht wünschenswert erscheinen. In früheren Jahren warf man mit Konfekt, die grausame Erfinderin der billigen Gypskugeln soll Mailand sein. Schlachtenlärm und Schlachtenfreude steigert sich. Blickt man die Straße entlang, so zeigt sich die Luft von weißem Dunst erfüllt, das ist der Pulverdampf auf blutiger Wahlstatt. Pulverdampf steigert die Kampfbegier. Da erscheinen die Festkarren, d. h. die Narrenwagen, in angemessenen Zwischenräumen hinter einander. Wer kann sie alle beschreiben? Da ist z. B. das trojanische Pferd, dessen Haupt bis zum zweiten Stock der Häuser aufsteigt, dann eine Mädchenschule, eine Kunstreitergesellschaft, eine Coriandolimühle, dann die Sirene Parthenope, die sagenhafte Gründerin der Stadt, dann ein mit zwei Körben behangener Rieseneſel, in dessen Korbtaschen sich Narrengestalten postiert haben.

Unter den Fußgängern, in den Wagen sieht man zahlreiche Masken, allein der Maskenscherz ist nicht die Hauptsache, sondern der beschriebene Kampf. Damit nun keinem die Munition ausgehe, sieht man vor zahlreichen Läden Säcke voll Coriandoli; hunderte von Händlern bieten diese Ware mit Geschrei unter der tosenden Menge aus, viele tragen einen Sack, wie im Norden ein säender Landmann, und bald ist die Straße mit einer tiefen Schicht der Coriandoli bedeckt. Dies machen sich zerlumpte Straßenjungen zunutze, welche die herrenlose Ware in Körbe und Säcke sammeln, um sie dann den Kämpfenden als frische Ware anzupreisen. Programmmäßig dauert diese Schlacht vier Stunden;

dann giebt die hohe Obrigkeit das Zeichen zum Aufhören. Nicht weniger als an drei verschiedenen Nachmittagen kehrt dies Schlachtengetümmel wieder, wer aber ein einzigesmal wagte, sich die Sache aus der Nähe zu betrachten, der hat mit diesem einen Male genug. Daß alle Stände, Kinder, Männer, Frauen, Greise sich gleichmäßig, mit stets erneutem Jubel an einer Belustigung dieser Art beteiligen, ist nur bei diesem Volke des südlichen Himmels möglich. —

Schon Goethe erwähnt in seiner Schilderung des römischen Karnevals die Coriandoli. Er schreibt: „Niemand ist vor einem Angriff sicher, jedermann ist im Verteidigungszustande, und so entsteht aus Mutwillen oder Notwendigkeit bald hier, bald da ein Zweikampf, ein Scharmützel oder eine Schlacht. Fußgänger, Kutschenfahrer, Zuschauer aus Fenstern, von Gerüsten oder Stühlen greifen einander wechselweise an und verteidigen sich wechselweise. Die Damen haben vergoldete und versilberte Körbchen voll dieser Körner, und die Begleiter wissen ihre Schönen wacker zu verteidigen. Mit niedergelassenen Kutschenfenstern erwartet man den Angriff, man scherzt mit seinen Freunden und wehrt sich hartnäckig gegen Unbekannte."

Rom war von jeher in seinem Thun und Treiben, auch in Hinsicht der Feste, für andere Städte maßgebend, das galt zur Kaiserzeit, als man den Namen „Karneval" noch nicht kannte, Das gilt bis auf den heutigen Tag. Hiervon ein Beispiel: Über eine Kirchweihe brachte die Libertà cattolica in Nr. 179, Jahr 1882 folgenden Bericht: „In Turin ward am 7. August mit splendida pompa eine Kirche eingeweiht, bestimmt für St. Gaetano Tiene, den Padre della Providenza (Vater der Vorsehung). Die Majestät der feierlichen Funktionen des Tages war so groß, daß sie derjenigen, welche man in den Basiliken Roms erblickt, ähnlich war." Wir sehen, wie der Wetteifer mit Rom anhält. Zur Kaiserzeit war der Glanz der Welthauptstadt das denkbar höchste und alle kleineren Städte suchten in irgendeiner Weise einen Brocken dieser Herrlichkeit aufzutischen. So ist es geblieben bis auf den heutigen Tag.

Für den 5. Februar 1881 enthielt das neapolitanische Karne=

valsprogramm die Bestimmung: „Es werden nur Blumen geworfen, das Werfen der Coriandoli ist verboten.“

Woher nehmen wir Blumen? Diese Frage gesellte sich zu einer anderen: Woher nehmen wir Brot? Tausende und Abertausende sind in der großen Stadt Kinder des Elends, in der fabriklosen Stadt Kinder der Erwerblosigkeit. Es ist wahr, Wohlthätigkeitsanstalten sind hier viele, aber trotzdem ist das Elend da, sichtbarer als anderswo, und wird dann den vielen Tausenden fühlbarer, wenn, wie im Februar 1881, ungewöhnlich rauhe Zeit eintritt. Am genannten 5. Februar führte mich mein Weg zu einer deutschen Familie, welche durch Kollekten es ermöglichte, täglich einige hunderte der Ärmsten unter den Armen zu speisen. Durch ein hohes Portal tritt man in den weiten Hof des Palastes, ein Strick teilte den Hof in zwei Teile, und hinter dem Strick warteten die Armen auf den Moment, der ihnen gestattete, einzeln an den Riesenkessel zu treten und dort die für einen deutschen Gaumen durch Pfeffermassen ungenießbare, mit getrockneten Fischstücken vermengte Suppe nebst einem Brot in Empfang zu nehmen. Die Bilder des Elends, welche dort meine Augen sahen, lassen sich nicht beschreiben. „Wer sind Sie?“ Mit dieser Frage wendete sich die Austeilerin an einen zerlumpten Mann mit ungekämmtem Haar, der, ohne in die Liste eingeschrieben zu sein, als der letzte auf dem Platze blieb, und gierig auf die Reste im Kessel starrte. Die Antwort war: „Ich bin Baron B .... Signore scaduto“ (ein heruntergekommener Herr). Der Arme erhielt den Rest, und setzte sich auf den nächsten Stein, wo er sein Mahl verzehrte. Also, woher nehmen wir Brot? Wenn doch alle diese Elendsgestalten lauter Masken wären, lauter Karnevalsgäste, doch — — „Platz da, ihr Herren!“ Der Schauplatz ist derselbe, wie bei der erstbeschriebenen Schlacht. Mit Kränzen und Sträußen geziert, kommt eine maskierte Narrenschar dahergetanzt, dumpf dröhnt das Tamburin zu den lustigen Sprüngen, hell klingen die am Tamburin befestigten Schellen; so tanzen sie vorbei, wie ein Zug von Bakchanten. Die wichtige Frage: Woher Blumen? ist längst beantwortet, in der That sind Blumen für die kommende Schlacht in Haufen vorhanden.

Die ganze Campagna auf viele Meilen Umkreis hat ihren Blumenflor dem Karneval geopfert, auf Karren und Wagen hat man sie herangefahren, an den Straßenecken haben Straußbinder und Kranzflechter das Material verarbeitet, Rosen, Kamelien, Veilchen, Stiefmütterchen, sonstige weiße, rote, gelbe Blumen fehlen nicht. Wem solche Sträußlein zu teuer sind, der hat billigere erstanden, bestehend aus allerlei Grün, Myrten, Lorbeerzweiglein, Radieskraut u. s. w. Sah ich nicht schon oft im Januar blühende Erbsen in den Weinpflanzungen und Gärten? Blühen nicht die großen Bohnen schon im Februar? Alles, was Blume heißt, muß dem Karneval sich opfern. Festlicher Schmuck der Balkone, der Thüren, Fenster, der Wagen, der Pferde und Menschen. „Schon ringelten Kränze von Epheu über den Säulen sich auf, und es schimmerten rosige Bänder.“ *)

Wieder ziehen endlose Wagenreihen an uns vorüber, Menschenhaufen mit und ohne Masken wogen auf und nieder, aufs neue bewegen sich die Festwagen mit ihrem Narrenspiel durch die Straße, und zu früheren gesellen sich neue Schaustellungen. Alle jene „Karren“ tragen mit ihrem Schauspiel einen harmlosen Charakter, keine Spur von politischen Anspielungen, keine Satire auf Personen oder öffentliche Verhältnisse, weder städtische, noch staatliche Verhältnisse werden der Lachlust preisgegeben. Die an uns vorüberziehenden lebenden Bilder sind harmlos, wie die hiesigen Witzblätter, nur bunt ist alles, farbenschimmernd, figurenreich. Was man jeden Tag als eine charakteristische Erscheinung hier wahrnimmt, was die Fischweiber mit ihren bunten Kopftüchern, was die Heiligen mit ihren bunten Gewändern, was die meisten Kirchen mit ihren Ornamenten verraten, das zeigt sich beim Karneval mit ganzem Nachdruck. Vielleicht dürfte es berechtigt sein, hier an die antike Welt zu erinnern. Tragen nicht zahlreiche antike Statuen im hiesigen Museum noch heute die Spuren bunter Bemalung?

*) Kranzhändler haben in Neapel heutzutage ebenso ihre bestimmten Plätze, wie einst im antiken Athen und im alten Rom. Im kaiserlichen Rom fand man sie neben dem Tempel der Laren an der heiligen Straße. Ovid Fasti VI, 790.



Vielleicht ist es gestattet, in der Blumenverschwendung des Karnevals einen Rest des antiken Lebens wiederzufinden. Bekannt ist der enorme Verbrauch z. B. von Rosen zur römischen Kaiserzeit. Kein Festmahl, kein Opfer, keine häusliche Feier ohne Blumen. Berühmt war Campanien wegen seiner früh blühenden Rosen, berühmt die zweimal blühenden Rosen von Paestum. Feierte man in Rom ein Gastmahl, so war der Fußboden mit Rosen bedeckt, die Teilnehmer am Haupte mit Rosen umwunden. Kolossale Transporte von Rosen gingen zu allen Zeiten nach Rom, Nero soll bei einem Gastmahl allein für Rosen 600000 Mark verschwendet haben, und von einem anderen Kaiser erzählt man, er habe einen Fischteich mit Rosenwasser ausfüllen lassen und bei einem seiner Gastmähler seien mehrere trunkene Teilnehmer gänzlich unter Blumen vergraben und erstickt. So war es. Jene Blumenfreude, jener Blumenluxus ist in mancher Hinsicht geblieben. Kein Altar ohne Blumen, kein Marienbild ohne Rosen, die tollste Verschwendung aber bringt der Blumenkampf des Karnevals.

Wagen und Balkone, also Batterieen und Türme, sind mit Blumen beladen, der Festjubel nimmt einen tosenden Charakter an, das Publikum ist gemischt aus allen Klassen der Gesellschaft, vom Principe bis zum Lazarone, von der Principessa und Duchessa bis zur Obsthändlerin. Das leichte Zuwerfen, das elegante Auffangen der Sträuße, das Darreichen und Annehmen derselben verrät Grazie, und bei solchem Geben zeigt sich freundliche Gunst in allen Nüancen. Wieder fahren zwei Wagenreihen in entgegengesetzter Richtung; sowie ein bekanntes Gesicht erschaut wird, sei es in einem Wagen oder auf einem Balkon, so fliegen die buntfarbigen Sträußchen als willkommene Gabe; die Empfänger bekleiden sich mit denselben, stecken sie an Hut oder Gewand, und stolz fährt mancher vorüber, der so voll besteckt ist, daß er kaum Platz für neue Orden besitzt. Tritt dieser Fall ein, so muß der Kutscher die übrige Last an seinem Kittel tragen, oder man formt die Blumen zu Kränzen, welche man sich um Hals und Brust windet. Besonders graziös ist die Angelfischerei. Weiße Hände oder Händchen auf hohem Ballone tragen eine lange, mit Flitter geschmückte Angelrute, an welcher unten ein zierliches Körbchen

hängt. Die Angelrute neigt sich zur Straße nieder, um Blumen zu empfangen, oder nach unten zu befördern. Blickt man die Straße entlang, so meint man, daß die Damen der Balkons lauter Angelfischer geworden sind, die Straße mit der tosenden Menschenflut dagegen ein Forellenstrom. Natürlich werden die Blumen auch als Sprache benutzt, welche man hier ebenso gut versteht, als die Fingersprache, die man so geschickt zu gebrauchen weiß, daß oft einer mit dem andern aus weiter Entfernung, wie man täglich beobachten kann, die schönste Unterredung hält. Aus Nizza ward berichtet, daß man im Karneval 1881 für Blumen eine Million Francs verausgabt habe.

Das Widerliche fehlte dem Blumentage nicht, ebenso wenig das Entsetzliche. Nicht immer waren es duftige Blumen, welche geworfen wurden, sondern oft ganz andere Dinge. Einhundert drei und siebenzig Personen, meist Taschendiebe, wurden verhaftet, mehrere Mordthaten, bei denen Eifersucht und flammende Rachgier das Dolchmesser führten, waren zu verzeichnen *).

Woher nehmen wir Brot? — Einst war es im kaiserlichen Rom Sitte, dem Pöbel bei großen Festen die Brocken öffentlicher Bespeisungen und andere Brotgaben vorzuwerfen. Alle Städte, welche heutzutage der italienischen Karnevalslust huldigen, folgen jenem uralten Beispiel. Die ernste Frage: Wie sollen wir die Quellen des Elends verstopfen und die Armut selbst bekämpfen, wird nicht beantwortet, der Pöbel erhält nur einige Brocken. Man hat beim Karneval ein „Comitato di benificenza“, man verteilt Brot und Fleisch, man giebt aus Wohlthätigkeitsdrang Bälle, wo sich die Reichen aus Liebe zu den Armen müde tanzen und sich eine ganze Nacht dem Karnevals-Bacchanal unterziehen, man giebt aus Wohlthätigkeitsdrang Opernvorstellungen, wo sich die Aristokratie aus Nächstenliebe einfindet und aus lauter christlicher Barmherzigkeit, mit Diamanten und Perlen behangen, sich

*) Ende Februar 1890 berichteten alle Zeitungen Roms mit Indignation von den Roheiten, welche beim dortigen Karneval vorgefallen waren. Dieselben sind nur ein Rest von der Gemeinheit und Barbarei, wodurch sich der Karneval unter dem Scepter der Päpste auszeichnete. Wir werden beides nachher kennen lernen.



am Ballet ergötzt. Man bringt auf diese Weise Brocken zustande, welche der Pöbel heute gierig verschlingt, um morgen aufs neue hungernd zu rufen: Woher nehmen wir Brot *)?

Der Karneval des Jahres 1881 brachte ferner das glänzende Schauspiel einer Korsofahrt mit Prämien. Dabei galt es, verschiedener Auszeichnung wert zu sein. Deshalb der Wetteifer nicht nur in der Schönheit der Pferde, sondern auch im Glanz der Wagen. Der höchste Luxus in Kleidern der Wageninhaberinnen kam hinzu, deren manche den Wert von Bauernhöfen und Gütern in ihrem Gold- oder Steinschmuck trugen. Wenn es nur nicht mit all' diesen Duchessen, Prinzessinnen und sonstigen Leuten so traurig hohl bestellt wäre! Essen, Trinken, Schlafen, Theater, Schmuck, Ausfahrt, das ist so ziemlich das ganze Leben einer solchen Hoheit. Der Adel hiesigen Landes entstammt nicht der eingeborenen Bevölkerung, sondern den früheren Eroberern, namentlich den Normannen, deren Kraft in den heutigen Nachkommen längst verschwunden und weichlicher Genußsucht gewichen ist. Der Adel ist verkommen, wie seine stolzen, vielfach verfallenen Paläste. Eine höhere Geistesbildung besitzt er nicht, einen edlen Ehrgeiz kennt er nicht. Seine Vorfahren nahmen im Eisenpanzer teil an den Kreuzzügen, die Nachkommen suchen ihren Ruhm an den Tischen des Hazardspiels.

Am Schluß seiner Schilderung des Karnevals in Rom berichtet Goethe über die Moccoli. Bei Dunkelwerden nämlich strahlt zu Ende des römischen Karnevals die Hauptstraße von brennenden Wachskerzen, die Gerüste der Zuschauer werden erhellt, man hält Kerzen zum Fenster hinaus, erhellt die Balkone mit Papierlaternen, fährt in Wagen mit zahlreichen bunten Laternen besetzt, ebenso tragen die Fußgänger brennende Kerzen. Dann ruft einer dem andern zu: Ermordet sei, wer kein Moccolo (d. h. Lichtstümpfchen) trägt! Goethe fährt dann wörtlich fort: „Ohne

---

*) Sueton im Leben des Domitian Kap. IV erzählt, daß dieser Kaiser dem Volk wiederholt Geldspenden gab, sowie bei einem Festspiel einen reichlichen Schmaus. Einst ließ er bei einem Fest Speiseportionen verteilen. Ebenso machten es andere Kaiser. Vgl. Martial VII, 50.

Unterschied, ob man Bekannte oder Unbekannte vor sich hat, sucht man nur immer das nächste Licht auszublasen und bei dieser Gelegenheit das seinige wieder anzuzünden. Und je stärker das Gebrüll: Ermordet sei u. s. w., von allen Enden wiederhallt, desto mehr verliert das Wort seinen fürchterlichen Sinn, desto mehr vergißt man, daß man in Rom sei, wo diese Verwünschung um einer Kleinigkeit willen an einem und dem andern erfüllt werden kann. Die Bedeutung des Ausdrucks verliert sich nach und nach gänzlich. Und wie wir in andern Sprachen oft Flüche und unanständige Worte zum Zeichen der Verwunderung und Freude gebrauchen hören, so wird: Ermordet sei (Sia amazzato) diesen Abend zum Losungswort, zum Freudengeschrei, zum Refrain aller Scherze, Neckereien und Komplimente. — Niemand vermag sich mehr von dem Platz, wo er steht oder sitzt, zu rühren, die Wärme so vieler Menschen, so vieler Lichter, der Dampf so vieler immer wieder ausgeblasener Kerzen, das Geschrei so vieler Menschen, die nur desto heftiger brüllen, je weniger sie ein Glied rühren können, machen zuletzt selbst den gesundesten Sinn schwindeln, es scheint unmöglich, daß nicht manches Unglück geschehe, daß die Kutschenpferde nicht wild, nicht mancher gequetscht werde. — Dieses moderne Saturnal endigt mit einer allgemeinen Betäubung." — Solchen römischen Moccoliabend kennt der süditalische Karneval nicht. Statt dessen erlebte man hier eine Schlußscene anderer Art.

Kaum hatte die Dunkelheit sich eingestellt, so zeigte sich in der Hauptstraße Neapels ein donnerndes Feuerwerk. Die Karren mit ihren Schaustellungen beginnen ihre Auffahrt, sie schwimmen in einem Meer von roten, grünen, gelben bengalischen Flammen, in Feuersglut scheinen getaucht die Narren, welche mit ihren Schaustellungen eine oft haushohe Auftürmung bilden. Es ist die vollständigste Feuerwerksfreiheit eingetreten, Feuerwerk haben die fahrenden Wagen, die gehenden Menschen, Feuerwerk ist auf den Balkonen, Feuerwerk auf den Terrassen. Feuer sprüht nieder, Feuer sprüht gen Himmel, jeder ohne Ausnahme trägt sein Scherflein zu diesem wahnsinnigen Spiele bei. Prachtvoll sind die Raketen, welche von den Terrassen der flach gedeckten Häuser aufsteigen, und aus der Höhe vielfarbige Leuchtkugeln wie aus einem Füllhorn

niederschütten. In diesen Feuerwerkslärm mengt sich eine wahre Hölle von Tönen, die in ihrer Gesamtheit einen infernalischen Lärm abgeben. Von den Wagen, von den Fußgängern hört man wildes Geraffel der Trommeln, als ginge es zum Barrikadenkampf, Hifthorntöne dringen durch Mark und Bein, Trompeten schmettern, als wäre es der wilde Jäger, der mit Hörnerklang und feuerschnaubenden Hunden seine wütende Jagd hält. Blickt man vom hohen Balkon die Straße entlang, so erscheint dieselbe wie von einer Feuerschlange durchzogen, noch eine ganze Stunde dauern ihre Feuerzuckungen, dann ist unter den letzten Feuergarben ihre Seele im feurigen Qualm entflogen *).

Goethe schildert als Hauptstück des römischen Karnevals das Wettrennen wilder Pferde. Die Päpste haben nie daran gedacht, diesen barbarischen Brauch abzuschaffen, der im Jahre 1882 mehreren Personen unter den Zuschauern das Leben raubte. Im Jahre 1883 hat die Stadtbehörde Roms dies Rennen für immer beseitigt. Das moderne Rom ist um eine Erinnerung an die Zeit der Päpste, welche nach Cäsarenart für Brot und Spiele sorgten, ärmer geworden.

In allen katholischen Ländern und Städten leistet der Karneval dem kirchlichen Gebot unverbrüchlichen Gehorsam und stellt in der Nacht vor Aschermittwoch seine Thorheiten ein. Mit diesem Tage tritt überall das Fastengebot in seine Rechte, alle Narrengewänder kehren in ihre dunkle Behausung zurück, aller Jubel schweigt, und dieselben Scharen, welche am Tage vorher bis in die Nacht, vielfach bis an den Morgen sich saturnalischer Freude hingaben, gehorchen am Mittwoch dem Gebot der Kirche, welche ihren Kindern alsdann Asche aufs Haupt zu streuen befiehlt. So ist es in der

---

*) Vor mir liegt das Programm des Karnevals in Palermo vom Jahre 1878. Nach demselben besteht daselbst, wie in anderen Städten Italiens, ein Komitee mit dem Zweck, den neuerdings zum kranken Mann gewordenen Karneval zu beleben. In die Zeit vom 2. Februar bis 5. März fielen nach jenem Programm zwölf Tage der Karnevalslust, Maskenzüge, Maskenbälle, Auffahrt der Karren, Volksbälle, zuletzt öffentliche Verbrennung des „Nannu“, der Figur des Karneval. Den besten Masken wurden vom Komitee Prämien geboten.

gesamten katholischen Kirche, und keine Stimme erhebt sich gegen dies gesetzliche Joch. Nur eine Ausnahme giebt es: Mailand. Wenn in aller Welt der Karneval schließt, fängt er in Mailand voll an, nämlich am Sonntage nach Aschermittwoch, und dauert von da in seiner uralten Glorie eine ganze Woche. Alles, was vor dieser Woche geschieht, ist nur eine Vorbereitung auf jene settimana grassa (dicke Woche), in welcher jeder Tag das Prädikat „grasso“ trägt.

Wie Mailand dazu kommt, in jener Hinsicht unter allen katholischen Städten die einzige Ausnahme zu bilden? Darüber sind die Gelehrten nicht einig, nur so viel steht fest, daß die Mailänder dies Recht, die Fastenzeit um reichlich acht Tage zu kürzen, festhalten wie eine Art Grundgesetz, wie die Engländer ihre Habeaskorpusakte. Mailand ist stolz auf seinen einstigen Bischof Ambrosius, nennt seinen Karneval: Il Carnevalone Ambrosiano, und behauptet, jener Kirchenfürst habe seiner Stadt jene Freiheit erwirkt, und ein gutmütiger Papst habe schließlich Ja gesagt. Ob die Mailänder diese Heiligsprechung ihres Karnevals wirklich, wie sie meinen, durch die Schriften des Ambrosius beweisen können, ist natürlich ganz allein ihre Sache. Im Jahre 1630 wollte die Stadtobrigkeit den Mailänder Karneval mit dem Aschermittwoch endigen lassen, da fand jener uralte „Ambrosianische“ Brauch warme Verteidiger an einer Stelle, wo man sie nicht hätte erwarten sollen. Das gesamte Mailänder Domkapitel erhob sich wie ein Mann und behauptete, St. Ambrosius habe nun einmal jene Einrichtung getroffen, und dabei müsse es für immer sein Bewenden haben. Da schwiegen die Väter der Stadt, und seitdem denkt niemand mehr daran, jener Stadt ihr geheiligtes Recht zu nehmen.

Viele sind der Ansicht, daß Venedig der Preis für seinen Karneval gebühre, weil sich dort am meisten Geist, Witz und Satire zeige. Da sieht man Masken aller hervorragenden Städte, Masken von Mailand, Florenz, Neapel, Rom, Genua. Dazu besitzt Venedig einen Platz, der in vorzüglicher Weise geeignet ist, die ganze Pracht und Größe eines Karnevalsschauspiels zum Anschauen zu bringen, es ist der Markusplatz. Unzählbare Gasflammen überströmen ihn dann mit feeenhaftem Licht, endlose

Maskenzüge strömen dort zusammen. Bei diesen Zügen werden brillante Karikaturen vorgeführt, wobei mehrere Musikchöre ihre lustigen Weisen ertönen lassen. Nicht minder prächtig ist dann das Schauspiel der erleuchteten Barken, welche in dem Kanal dahinfliegen.

Während der letzten fünf Jahre hat Neapel keinen Karneval erlebt; wenn Goethe den römischen Karneval von 1890 gesehen hätte, so würde er in diesem Schattenbild dasjenige nicht wiedererkennen, was er in Rom vor reichlich hundert Jahren schaute.

Daß der Karneval im antiken römischen Leben wurzelt, wird allseitig zugestanden, jedoch ist man nicht einig, welches unter den römischen Festen man als Vorläufer desselben betrachten soll. Von mancher Seite wird als solcher das Fest der sogenannten Luperkalien bezeichnet. „In der That ist dies Fest nicht abgeschafft, sondern nur getauft, maskiert worden zum Karneval". Diese Meinung des Kirchenhistorikers Hase ist nicht ohne Grund.

Unter allen Festen des heidnischen Rom hat sich keines so lange erhalten als die sogen. Luperkalien, das volkstümlichste aller Feste, an dem Rom auch dann noch festhielt, als es längst christianisiert war*). Wir finden die Feier desselben noch unter dem Papst Gelasius 496. Das Heiligtum des sühnenden und befruchtenden Faunus Lupercus war das sogen. Luperkal am Mons Palatinus, wo nach der Sage eine Wölfin die Zwillinge gesäugt hatte. Die altertümlichen Gebräuche des Festes wurden im heidnischen Rom mit großer Liebe gepflegt und verbanden sich mit allerlei Volksbelustigungen, bei denen größtmöglichste Freiheit herrschte, auch allerlei Verkleidung und Scherz stattfand. Zugleich waren mit demselben Sühnegebräuche für Land und Stadt, für Einwohner und Herden verbunden. Weil dies Fest auf den 15. Februar fiel, hatte der ganze Monat davon seinen Namen**). (Fe-

*) Ovid Fasti II, 36 ff. Preller, Römische Mythologie, S. 345. Plutarch, Leben des Romulus, S. 21. Livius I, 5. Plutarch, Anton. Kap. XII.

**) Preller, Römische Mythologie, S. 342.

bruare d. h. sühnen und reinigen). Uralte Kollegien, Luperci genannt, sorgten ähnlich für diese Festgebräuche und deren Beobachtung, wie heutzutage in Süditalien zahllose Kollegien für die Feier der Heiligenfeste.

Wir finden also, wie oben gezeigt, zu Ende des fünften Jahrhunderts im christlichen Rom, welches schon damals als Mittelpunkt der weltbeherrschenden Kirche galt, das heidnische Fest der Luperkalien. Man erwäge, was diese Thatsache zu bedeuten hat. Mit dem Anfang des fünften Jahrhunderts war die Christianisierung Roms vollendet, von da an standen die vierhundert Tempel leer, sie verwandelten sich in tote Larven und der Götterkultus ward eingestellt. Trotzdem dauerten die Luperkalien fort! Sie wurden für kurze Zeit zwar abgeschafft, als aber in Rom eine Pest sich einstellte, verlangte das römische Volk, worunter hier die niederen Volksmassen zu verstehen sind, die Wiederherstellung jenes heidnischen Festes, überzeugt, daß die Pest eine Strafe für Abschaffung desselben sei. Wir sehen aus dieser Thatsache, daß das Heidentum in Rom keineswegs überwunden war, vielmehr trotz verödeter Tempel weiterlebte. Als das Heidentum mitten im christianisierten Rom jenes deutliche Lebenszeichen gab, war diese Stadt schon von Kirchen erfüllt, gesellten sich zu den Pfarrkirchen schon die sieben bekannten Basiliken. Als man durch Wiederherstellung eines heidnischen Festes ein Sühnmittel gegen die Pest, also den Beistand der alten, für tot erklärten Götter suchte, wallfahrte man schon längst zum Grabe Petri in der damaligen Peterskirche, hatte man schon längst in St. Petrus und St. Paulus neue Schutzpatrone und in der Maria eine neue „Gottesmutter“ *). (Die Kirche St. Maria Maggiore war schon gebaut.) Als man in Rom die Erneuerung der Luperkalien verlangte, war schon die in Rom leergewordene Stelle des im Jahre 476 nach Neapel verbannten letzten weströmischen Kaisers Romulus Augustulus durch den römischen Bischof ausgefüllt und die monarchische Organisation der Kirche, an den Stuhl Petri sich anschließend, schon vollendet. — Wenn nun im Herzen dieser Kirche, in Rom nämlich, das Heiden-

*) Siehe unseren zweiten Teil, Kap. IV: Die große Mutter.

tum sich aufs deutlichste als vorhanden äußerte, so wirft diese Thatsache ein trübes Licht auf dasjenige, was man damals Christentum nannte. Jene Thatsache beweist, daß die Christianisierung Roms eine äußerliche war. Was hatte Rom kurz vorher erlebt! Alarich hatte die ewige Stadt erobert, Attila war vor ihren Thoren gewesen, die Vandalen hatten sie geplündert, die Völkerwanderung hatte die Gestalt der römischen Welt verändert, — nur eines hatte sich in Rom erhalten: Das uralte Heidentum! — Trotz Peterskirche und Papsttum, trotz christlicher Schutzgötter und Kirchen forderte man in Rom die Luperkalien zurück, und mehrere der angesehensten Männer der Stadt, unter ihnen ein Senator, brachten es dahin, daß die Wiedereinführung dieses heidnischen Festes wirklich geschah. Da erhub im Jahre 492 der römische Bischof Gelasius seine Simme in Wort und Schrift dagegen. Wir besitzen seinen „tractatus", den er damals verfaßte, aber kein einziges Dokument ist vorhanden, welches zu dem Schluß berechtigte, daß jenes Fest wirklich aufhörte. Wenn wir bedenken, wie scharf und erfolglos die Kirche später oft gegen das fortgesetzte heidnische Neujahrsfest-Treiben und andere Dinge des fortlebenden Heidentums auftrat, wenn wir erwägen, wie milde ein Gregor I. sich gegen heidnische Feste, wie strenge gegen Ketzerei zeigte, wenn wir endlich inbetracht ziehen, daß die Kirche der nächstfolgenden Jahrhunderte als ihre wichtigsten Angelegenheiten die Befestigung der Hierarchie und die Bekämpfung der Häretiker bezeichnete, so können wir als zweifellos annehmen, daß die Luperkalien, wenn auch namenlos, oder mit verändertem Namen, weiterlebten. Es kommen aber für den Ursprung des Karnevals noch andere Feste inbetracht.

Hören wir über die Entstehung desselben die Stimme eines Papstes. Benedikt XIV. erließ unterm 1. Januar 1748 seine berühmte Karnevalsbulle, worin er sich darüber beklagt, daß man allgemein die letzte Nacht des Karnevals in Bacchanalien zubringe. Dann fährt er fort: „Ein jeder, der auch nur wenig mit der Kirchengeschichte vertraut ist, weiß, daß es einige abergläubische Gebräuche der Heiden gab, welche am 1. Januar zu Ehren des Janus und der Strena stattfanden. Einst nahmen auch die

Christen an diesen Festbräuchen teil, indem sie sich Glücksspielen und der Üppigkeit hingaben, auch sich verkleideten, Männer als Frauen, Frauen als Männer. Die heiligen Väter und die Konzilien der Kirche eiferten gegen diesen unerträglichen Mißbrauch und bestimmten schwere Strafen gegen die Übertreter, wie wir auch in unserem Buch über die Feste der Kirche gesagt haben. Nachdem jener heidnische Brauch beseitigt war, hat sich ein anderer eingeschlichen, nämlich der Karneval, welcher dem gemeinsamen Wahnsinn (insania) geweiht wird und wobei die Völker zu den Bräuchen und Sitten der Heiden herabgesunken sind". — (in ipsos profanarum gentium ritus moresque degenerarunt).

Die römische Kirche gedenkt am 1. Januar des Märtyrers Almachius, der im vierten Jahrhundert von den Heiden getötet wurde, weil er vor dem Götzendienst am 1. Januar warnte, ebenso hatte die römische Kirche im sechsten Jahrhundert eine Messe, „um vom Götzendienst fern zu halten" (Messa ad prohibendum ab idolis) *). Im sechsten Jahrhundert wandte sich das Concilium Turonense (567) in seinem siebenzehnten Kanon gegen die heidnischen Neujahrsbräuche.

Dieselbe Klage, welche Benedikt XIV. in seiner Karnevalsbulle ausspricht, äußerte dreizehnhundert Jahre vor ihm St. Augustinus. Er sagt (Sermo 198), daß die Christen am 1. Januar fasten sollen, während die Heiden trunken sind, und erwähnt den „schändlichen" Brauch, daß sich alsdann Männer als Weiber und Weiber als Männer verkleiden **).

Die von dem mehrgenannten Papst gebotene Ursprungsgeschichte des Karnevals ist richtig, aber einseitig. Wir müssen vor allen Dingen die Frühlingsfeste der Römer zur Erklärung heranziehen. Die Reihe dieser Feste eröffnet ein Wettrennen zu Ehren

---

*) Delle feste di Gesù e Maria von Benedikt XIV., Teil I, S. 31. — Benedikt ist der einzige Papst, der es öffentlich und amtlich zugestanden, daß Stücke des Heidentums in der römischen Kirche fortleben. Hat Leo XIII. keine Augen, um dasselbe zu sehen?

**) Jam vero illud, quale et quam turpe est, quod viri nati tunicis muliebribus vestiuntur etc.



des Mars. Ovid (Fasti II, 857) erwähnt dies Fest mit den Strophen:

„— — — So treibet
Mars sein rasches Gespann, das er vom Wagen regiert.
Passenden Namens benennt man das Fest Equiria jetzt noch,
Wo auf dem eigenen Feld schauet die Spiele der Gott.“

Dies Rennen war auf dem Marsfelde, ursprünglich ein Pferderennen, wie es später unter den Päpsten beim Karneval in der Hauptstraße Roms gehalten wurde. Zu den Zeiten des Ovid war es ein Wagenrennen. Jeder Kenner des Altertums weiß, welche Leidenschaft die Römer für Rennspiele hegten. Diese Leidenschaft schuf den grandiosen Circus maximus*). Rennspiele waren auch beim Fest der Megalesien.

Alljährlich feierten die Römer das Fest der „Großen Mutter“, deren vom Himmel gefallenes Bild**) sie im Jahre von Kleinasien nach Rom gebracht hatten. Das Fest trug den Namen Megalesien und wie es bei der Prozession zu Ehren jener gepriesenen Gottheit herging, sagt Herodian, ein Geschichtschreiber der späteren Kaiserzeit. Im zehnten Kapitel des ersten Buches seines wenig bekannten Werkes lesen wir folgendes: Alljährlich bei Frühlingsanfang, an einem bestimmten Tage, bringen die Römer der Göttermutter einen Festzug dar, bei welchem alles, was jedermann an Zeichen des Reichtums besitzt, sowie die kaiserlichen Kostbarkeiten, mögen sie in reichen Stoffen und Prachtgeräten oder in Meisterwerken der Kunst bestehen, dem Bilde der Göttin vorangetragen wird. Zugleich genießt alle Welt die unbeschränkte Freiheit zu jedem erdenklichen Scherze; jeder maskiert sich als was er will, und keine Würde ist so hoch und erhaben, die nicht jeder, der Lust hat, in gehöriger Verkleidung spielen und mit solcher Vollendung darstellen dürfte, daß man nicht leicht die wirkliche von der nachgeahmten Person zu unterscheiden vermag.

Wir sehen also, daß das Fest der großen Mutter mit einem „Karneval“ verbunden war.

*) Friedländer, Sittengeschichte Roms, II, 293.
**) Siehe unseren zweiten Teil, Kap. IV: Die große Mutter.

Nicht minder karnevalartig war in Rom das Frühlingsfest der Fors fortuna, der Göttin des günstigen Zufalls, welche am meisten unter den niederen Ständen ihre Anbetermassen hatte. Ihr Tempel lag jenseits des Tiber und dorthin begaben sich am Festtage dieser Göttin alle Hoffenden in heiteren Zügen.

„Ein Teil wallet zu Fuß dahin, doch ein anderer in schnellen
Nachen, und schämet euch nicht, kehrt ihr betrunken zurück.
Traget die zechende Jugend zum Ziel, ihr bekränzeten Kähne,
Lasset des Weines genug fließen inmitten der Fahrt.
Das ist ein Fest für das Volk." — —

So schildert uns Ovid dies karnevalartige Fest (Fasti VI, 575 ff.).

„Weshalb ziehen umher in der Stadt jetzt schwärmende Pfeifer?
Weshalben Masken? warum tragen sie langes Gewand?"

So fragt derselbe Dichter in seinem die Feste der Römer beschreibenden Lied. (Fasti VI, 652.) Er meint das zu Ehren der Minerva gefeierte Fest der sogenannten Quinquatrien, d. h. Fünftage-Fest. — Wir erfahren aus jenem Liede, daß diese Art Karneval alljährlich von der Pfeiferzunft in Rom gefeiert wurde und zwar zur Erinnerung an einen heiteren Vorfall. Die Herren Musikanten nämlich machten eines schönen Tages — Strike und zogen fort aus Rom. Infolge dessen große Verlegenheit in der Reichshauptstadt. Durch List brachte man die Musikanten wieder zurück. Man machte sie bei einem Mahle trunken, lud sie in diesem Zustand auf einen Wagen und brachte sie nach Rom, wo man sie jubelnd empfing.

Als einen „Karneval" der Römer können wir auch das mit Rennspielen und scenischen Darstellungen verbundene Florafest bezeichnen, welches ebenfalls im Frühlung gefeiert wurde. Von dem „süßen Fest der losen Flora" redet Martial, der Hofdichter des Kaisers Domitian, in der Einleitung zu seinem Epigramm und erwähnt „Spiel, Jubel und Mutwillen" des Volkes. Ovid (Fasti V, 330) beschreibt die Floralien und sagt:

„Eben gedacht' ich zu fragen, woher bei den Spielen der Flora
Stamme der losere Scherz, stamme die freiere Lust.
Da fiel mir ein, es sei kein düsteres Wesen die Göttin.

Trunkene Häupter umflicht man darum mit gewundenem Kranze,
Unter dem rosigen Flor birgt sich der glänzende Tisch.
Trunken, der Blume Geflecht in dem Haar, so tanzet der Zecher,
Sinnlos übend die Kunst, welche der Wein ihn gelehrt.
Flora ermahnt in dem Fest, sich zu freun des blühenden Lebens,
Da, wo die Rosen erblühn, achtet man nimmer des Dorns."

Vom Karneval geht ein Sprichwort: Carnevale ogni burla vale*). (Beim Karneval gilt jeder Scherz.) So war es bei den lasciven Floralien, deren Feier bis in die späteste Kaiserzeit den zunehmenden Sittenverfall offenbarte, von welchem Juvenal in seiner sechsten Satire sagt:

„Keine Verruchtheit fehlt, kein Unzuchtsfrevel von da an,
Daß Roms Armut schwand, seitdem ergoß sich zu jenen
Hügeln Sybaris hin, seitdem Miletos und Rhodos,
Auch das bekränzte, die Lust austobende, trunkene Tarentum."

Das Fest der „großen Mutter" (4.—10. April) konnte der Prätor in Rom unter Domitian mit einem Zuschuß von 100000 Sesterzen (7250 Thlrn.) aus eigenen Mitteln nur dann bestreiten, wenn er den mitwirkenden Künstlern, namentlich den Wagenlenkern, kargen Lohn gab. In der Regel kam er damit nicht aus, bisweilen kostete das Wagenrennen 400000 Sesterzen**).

Es ist von vornherein gewiß, daß Festlichkeiten obiger Art auch dann fortdauerten, als der Staat keinen Zuschuß leistete. Die Feste hatten, seitdem die Staatsgewalt den heidnischen Kultus verbot, mit der Religion nichts mehr zu schaffen, aber das Volk, gewohnt, seine Festlust auszutoben, ließ sich weder die Festlust, noch die Festtage nehmen. Wenn wir nun das Fest der großen Mutter als „Karneval" bezeichneten, so genügt es, auf die von Herodian ausdrücklich erwähnte Maskenfreiheit hinzuweisen. Ohne Zweifel besaß die römisch-heidnische Welt viele Tage, an denen eine ähnliche Heiterkeit nicht fehlte.

---

*) Dies Sprichwort könnte man als das Echo jener Darstellung betrachten, welche uns Ovid (Fasti III, 695) von einem Volksfest der Römer zu Ehren der vergötterten Anna giebt. Er sagt: „Seitdem erbtet ihr fort, unziemliche Schnurren und Schwänke."

**) Friedländer, Sittengeschichte Roms, II, 278.

Bei einem der vielen römischen Feste wurden die Frauen vor der Stadt bewirtet, wobei man unter Feigenbäumen lagerte. Die Sklavinnen gingen dann umher, sammelten ein und trieben dabei allerhand Scherz*). Bekannt ist, daß der Kultus des Sonnengottes Mithras, der unter den Antoninen in Schwung kam, sich bis in die späteste Kaiserzeit erhielt. St. Paulinus von Nola erwähnt in einem seiner Lieder die Höhlen des Mithras. Bei dem Jahresfest desselben pflegten die Eingeweihten in Verkleidung zu erscheinen und solche Masken zu tragen, welche den Sternbildern (Widdern, Bär ꝛc.) entsprachen. Also auch hier ein Vorbild der Karnevalsmasken.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Masken dem antiken Altertum entstammen. Masken waren gewöhnlich bei den Festen des Bacchus und anderer Gottheiten, auch in den Triumphzügen der Römer kamen Masken zum Vorschein, dieselben fehlten sogar in den Leichenzügen nicht, bei denen man die Vorfahren des Toten auf solche Weise darstellte. Von Poppäa, der Gemahlin Neros, erzählt die Geschichte, daß durch sie die schwarzen Masken zur Erhaltung einer weichen Gesichtshaut in Mode kamen. Man trug sie bei heißer Sonne und strengen Winden. Der Brauch schwarzer Masken erhielt sich bei den einstigen Modedamen Venedigs, und wurde dort insofern vervollkommt, als man nur den oberen Teil des Gesichtes mit der schwarzen Maske bedeckte, dagegen den unteren Teil mit einem schwarzen Schleier verhüllte. Daß die Schauspieler der Römer und Griechen stets in Masken auftraten, ist bekannt.

Daß nun der Karneval Italiens einem bestimmten Fest seinen Ursprung verdanken sollte, ist nicht wahrscheinlich, und es läßt sich nicht nachweisen, daß er einseitig die Fortsetzung der Luperkalien ist. Gewiß aber ist, daß er überhaupt in den religiösen Festen des Altertums wurzelt und dabei kommen in erster Linie die erwähnten Megalesien und Floralien in Betracht. Wer die heutigen religiösen Feste Italiens kennt, weiß, wie viele Bestandteile sie mit den hellenisch-römischen Festen gemeinsam haben**). Wir erwähnen

*) Plutarch, Leben des Romulus, Kap. XXIX.

**) Herodian in seinen Kaisergeschichten, Buch I, Kap. 9, erzählt aus

z. B. das **Wettrennen**, welches bei den meisten der großen religiösen Feste der Römer stattfand, sowie die allgemein üblichen Verkleidungen bei den Prozessionen. Man sieht bei letzteren oft Engel und Teufel, letztern dann, wenn es sich z. B. um den heil. Michael handelt, der den Satan an einem Strick hinter sich her zu ziehen pflegt. Bei den Passionsprozessionen traten die bekannten Personen auf und in neuerer Zeit werden dieselben oft durch Figuren und Figurengruppen dargestellt. Bei einer solchen Prozession, wie sie z. B. alljährlich in Bari stattfindet, kommen Dinge vor, die an den Karneval erinnern, und ist diese Prozession beendigt, so folgt das heiterste Karnevalsgelage. Bei dem nächtlichen Volksfest zu Ehren der Madonna di Piedigrotta zeigen sich stets Verkleidungen und die Zeitungshändler Neapels pflegen dann eine Darstellung im Kostüm zum besten zu geben. Im übrigen ist jenes berühmte neapolitanische Piedigrottafest in Hinsicht seiner tobenden Lust und seines nächtlichen Bacchanals ein heidnisches Fest von klarem Gepräge. — Die **Saturnalien** der Römer mit ihrer Zügellosigkeit sind ebenfalls ein Vorbild des Karnevals, da eine Verkleidung bei denselben in Brauch war. Die Sklaven nämlich kostümierten sich, als wären sie Freie und schmückten sich in dieser Hinsicht mit der Toga, sowie mit dem Hut. Bei den Saturnalien thronte als Herrscher der Würfelbecher (Martial XI, 6), d. h. man ergab sich den Hazardspielen. Beim Karneval finden wir dasselbe, wie auch bei Heiligenfesten.

Wenn wir nun noch Süditalien, das einstige Großgriechenland, speziell ins Auge fassen, so dürfen wir nicht vergessen, daß hier nicht dieselben Feste gefeiert wurden, welche über Griechenland den Sonnenschein eines heiteren Götterkultus verbreiteten. Die griechischen Ansiedler in Süditalien, welche dort zuerst Cumae, dann Neapel, schließlich einen Kranz blühender Städte am Tarentinischen

---

der Zeit des Kaisers Kommodus: „Die Römer feiern ein Fest zu Ehren des Jupiter Kapitolinus, wobei es, wie dies bei einem Fest in Rom natürlich ist, alle erdenklichen Schauspiele geistiger und leiblicher Art zu sehen giebt.“ Dies gilt von den zahllosen Festen der römischen Kirche im heutigen Italien. Der Papst bedauert, daß er als „Gefangener“ solche Schauspiele aller Art dem populus Romanus nicht bieten kann, wie er es früher that.

Meerbusen gründeten, brachten aus der Heimat den Festkultus mit und pflegten denselben nicht weniger, als das allen Städten voranleuchtende Athen. Für uns kommen in erster Linie die Frühlingsfeste der großen Dionysien in Betracht*). Das war in allen hellenischen Städten das Fest der Feste, bei welchem das himmelhoch Jauchzen zur Wahrheit wurde und die südliche Festfreude ebenso wenig Grenzen kannte, als Jahrhunderte später beim Karneval. Man feierte dann den Dionysos Lysios, den sorgenbrechenden Weingott, den Dionysos Bromios, den Gott des lärmvollen Jubels. Staat und Bürger vereinigten sich, um jeden erdenklichen Festglanz, jede erdenkliche Lustbarkeit herzustellen, von allen Seiten strömte man, wie später beim Karneval, in die Städte, um an solchen Genüssen teilzunehmen. Ein Hauptstück derselben waren die Aufzüge mit Masken, Vorbilder der Karnevalszüge. Welche schrankenlose Heiterkeit an diesem Feste herrschte, beweisen zahlreiche Stellen in den griechischen Klassikern und die Masken sehen wir noch heute auf manchen Vasen abgebildet, auch im Nationalmuseum Neapels sieht man auf Vasen den antiken Karneval verewigt, der auch seine Wettkämpfe hatte, — im Trinken und im Dichten. Die besten Dramen kamen bei den großen Dionysien in Athen zur Aufführung.

Der oben erwähnte Papst Gelasius († 496) gehört zu den Heiligen der römischen Kirche, der 18. November ist seinem Gedächtnis geweiht, welches aber entschwunden zu sein scheint. Neue Halbgötter haben die alten verdrängt, St. Gelasius gehört zu den zahllosen, deren Namen unter die Rubrik: „Vergessen“ fallen.

Daß im Mittelalter die Reste antiker Volksfeste vielfach einen rohen Charakter annahmen, weil sie in den niederen Volksschichten fortlebten, kann uns nicht wundern. Feste dieser Art fand Papst Paul II. vor, als er fast 1000 Jahre nach St. Gelasius, nämlich 1464, den Stuhl Petri bestieg. Er hatte sich vor seiner Erwählung eidlich verpflichtet, im Zeitraum von drei Jahren ein

*) Vgl. Preller, „Griechische Mythologie“, I, 554.



Konzil zur „Heilung der Kirchenschäden" zu berufen, ferner den Türkenkrieg fortzusetzen und strenge Disziplin im Klerus zu halten; als ihm aber die dreifache Krone auf dem Haupte saß, entband er sich von diesem Eide kraft päpstlicher Machtvollkommenheit und freute sich der Gelder, welche ihm die Türkenkollekte einbrachte. — Er sah die heiteren Frühlingsfeste, welche man vor der Fastenzeit außerhalb der Mauern Roms am Monte Testaccio feierte, ergötzte sich am Wettlauf und Wettrennen, sah mit Vergnügen den barbarischen Festbrauch, nach welchem man zwei vor einen Wagen gespannte Ochsen vom Monte Testaccio niederrennen ließ und faßte den Beschluß, diesen Festen einen größeren Zuschnitt zu geben, indem er sie in seine Residenz verlegte. Wir könnten ihn deshalb den Karnevals-Papst nennen.

Im Jahre 1467 ward vom Papst Paul II. angeordnet, die am Monte Testaccio stattfindenden Karnevalsscherze in die Hauptstraße der Stadt, die damalige Via lata, jetzt Korso, zu verlegen, und es war ein feierlicher Tag, als der Nachfolger Petri vom heutigen Palazzo di Venezia aus dem neuen, von ihm gegründeten Karnevalsfeste zuschaute. Der Papst mochte sich in jener Stunde als der echte Sohn des römischen Cäsarentums fühlen, welches dem populus romanus „panem et circenses", Brot und Spiele, verschaffte. Im Februar hatte das antike Rom nicht allein die Luperkalien, sondern auch die sogen. Equirien des Mars gefeiert, ein Fest, welches mit Wettrennen verbunden war*). Hieran, sowie an andere ähnliche Schauspiele, mochte Paul II. denken, als er den Römern im Jahre 1467 einen mit Wettrennen verbundenen Karneval schenkte. Ein neues Schauspiel, bisher unerhört, bot sich den Römern am ersten Tage des genannten Festes dar, nämlich außer dem Pferderennen auch ein Wettlauf der Juden, der Jünglinge, der Alten, wobei bunte Teppiche als Prämien dargeboten wurden. Hiervon berichten eingehend die kürzlich veröffentlichten Diarien eines Paolo dello Mastro, sowie eines Bur-

*) Die Equirien (equus Pferd) waren Ende Februar und bildeten den Anfang der Feste zu Ehren des Mars. Das Wettrennen war auf dem Marsfelde zu Rom. (Preller, Römische Mythologie, S. 318.)



cardo und Sebastiano di Branco. Papst Alexander VI., welcher den Vatikan und die Engelsburg als Residenz bevorzugte, befahl, daß der Zielpunkt jenes Wettlaufes auf den St. Petersplatz verlegt werde. Es geschah, und der Nachfolger Petri hatte das Ergötzen, von letztgenannter Burg aus dem Wettrennen zuzuschauen. So blieb dies barbarische Schauspiel Jahr für Jahr und fand sogar im Jahre 1513 in der Person des de Pennis einen Dichter, der in schönen Versen den Karneval und speziell das Rennen der Israeliten beschrieb. Diese Versemacherei hat den Titel: „Großartiges und kostenreiches Fest, angestellt von den Herrn Römern im Jahre 1513". Welch ein Sittenverfall gegen Ende jenes Jahrhunderts stattfand, erhellt daraus, daß die Juden im Jahre 1581 und später gezwungen, und zwar unbekleidet jenen Karnevalswettlauf machten. Dabei pflegte das römische Volk die armen Juden mit Steinen und Straßenschmutz zu bewerfen. Alles dies geschah Jahr für Jahr; die Päpste gönnten ihren Römern das allgemein beliebte Fest und duldeten sogar, daß 1633 der Wettlauf noch raffinierter wurde, indem man Hinkende und Halblahme zum Wettlauf benutzte. Eine Stelle in den kürzlich teilweise veröffentlichten „Avvisi" („Nachrichten") Roms vom Jahre 1633 sagt von diesem neuen Schauspiel: „Viele vom Volke, sowie vom Adel fanden sich zu diesem Schauspiel ein, sodaß die Via Giulia, in welcher es stattfand, kaum imstande war, die Menge zu fassen."

Es ist Thatsache, daß, nachdem Paul II. 1467 jene neue Weise des Karnevals eingeführt hatte, solche sittenlose und barbarische Bräuche sich volle zweihundert Jahre in Rom, von den Päpsten geduldet, erhalten haben. Klemens IX. war es, welcher 1668 den Wettlauf der Juden abschaffte. Als dies geschah, entstand in Rom gewaltiger Unwille. Ganz dieselbe Erscheinung zeigt sich in unseren Tagen, nachdem die römischen Behörden soeben den Wettlauf der Rosse, der sogen. Barberi, verboten haben. Es zeigte sich die charakteristische Erscheinung, daß ein bekanntes Organ des Vatikan seinen Unwillen über solche Schädigung der römischen Karnevalslust offenbarte und dabei den populus romanus an die schönen Zeiten erinnerte, als der Karneval unter den Augen der Päpste sich in voller Freiheit entfaltete.

Welche Roheiten unter der päpstlichen Herrschaft zutage traten, geht aus zahlreichen Verfügungen hervor, die im Laufe der Jahrhunderte inbetreff des Karnevals erlassen wurden. Wir scheuen uns, alle die Dinge aufzuzählen, welche doch nur deshalb verboten wurden, weil sie zutage getreten waren, und erwähnen nur folgendes: Verboten ward, sich im Karneval durch Gewänder eines Kardinals, Bischofs rc. zu maskieren; verboten ferner, in der Karnevalsmaske die Kirchen zu betreten*). Um allen Übelthätern für die Karnevalszeit einen heilsamen Schrecken einzujagen, verfügte eine päpstliche Verordnung von 1654, daß der Karneval jedesmal mit der öffentlichen Hinrichtung grober Verbrecher zu beginnen habe. So geschah es am 9. Februar 1654, indem vier Übelthäter enthauptet wurden. Späterhin ward es Sitte, daß man für die Karnevalszeit die Hinrichtung berühmter und berüchtigter Verbrecher aufsparte. Der populus romanus zählte solch entsetzliches Schauspiel mit zu seinem Karnevalsvergnügen, betrachtete einen derartigen Akt als Einweihung des Karnevals, und oft genug hat Rom das Schauspiel erlebt, daß tausende und abertausende von Masken das Schaffot umgaben, um nach Vollendung der Hinrichtung die Karnevalsbacchanalien zu beginnen. Gewöhnlich befand sich der Henker im Narrenkostüm, um sofort nach Verrichtung seines Mordwerkes sich in den Schwarm der Masken zu mischen. — Der Kaiser Augustus gab den Juden in Rom Getreidespenden**), die päpstliche Regierung hat die Juden der Mißhandlung preisgegeben!

Wenn die Juden den im ersten Kapitel erwähnten Wettlauf machten, pflegten sie einen Strick um den Hals zu tragen. Nachdem Klemens IX. im Jahr 1668 jene Barbarei beseitigt hatte, mußten sie jährlich dreihundert Dukaten an den Papst zahlen und

*) Papst Sixtus V. erließ im Jahre 1586 eine Verfügung, in welcher diejenigen Dinge genannt werden, welche man beim Karneval aus den Fenstern und von den Balkonen auf die Menschenmassen der Straße zu werfen pflegte. Wir ziehen es vor, diese von jenem Papst verbotenen Dinge hier nicht zu nennen. Ähnliche Verbote wurden in allen großen Städten Italiens erlassen. Siehe Quellenangabe im Anhang zu diesem Kapitel.

**) Friedländer, Sittengeschichte Roms, III, 514.



jedes Jahr am ersten Tage des Karnevals sich einen feierlichen Akt der Unterwürfigkeit gefallen lassen. Vor dem Senat kniete dann der Rabbiner mit Gefolge, las eine demütige Adresse, worauf der Vorsitzende des Senats ihm (dem Rabbiner) einen Fußtritt (calcio) versetzte. Diese scheußliche Scene hat sich erhalten bis 1830*). So lange haben die Päpste, welche sich „Stellvertreter Christi" nennen, dem römischen Volk das Beispiel niederträchtiger Barbarei gegeben, so haben sie Jahrhunderte hindurch das Wort befolgt: „Ein neu Gebot gebe ich euch, daß ihr euch unter einander liebet, wie ich euch geliebet habe."

Paul II., der oben genannte Karnevalspapst, hatte einen verwilderten Baum, der von dem Wald heidnisch-römische Feste übriggeblieben war, unter seine väterliche Obhut genommen, ihn in einen neuen Garten gepflanzt und sorgfältig gepflegt. Dieser Baum wuchs bald zu einem stattlichen Gewächs heran und aus demselben ward ein Wald, genannt Karneval, dessen Samen in allen Gegenden Italiens Bäume und Wälder emporsprießen ließ. Wer die Geschichte des Karnevals und seiner mannigfaltigen Gestaltung, wie sie in den größeren Städten Italiens zutage trat, studiert, muß sich überzeugen, daß sich alle wesentlichen Stücke, welche wir vom römisch-heidnischen Festleben her kennen, im Karneval wiederfinden. Es erging dem antiken Festwesen ähnlich, wie dem Jupitertempel auf dem Kapitol, dessen einzelne Stücke nach und nach geraubt und zu anderen Bauten verwendet wurden. Der Tempel selbst verschwand, seine Teile blieben. Ein Sprichwort im Dialekt Siciliens sagt: Carnalivari tutti li festi fa turnari: Der Karneval läßt alle Feste zurückkehren. Das siebzehnte und achtzehnte Jahrhundert bezeichnet den Höhepunkt der Entwickelung dieses „Festes der Feste", welches dem Volke Italiens vonseiten Englands den Namen: „The Carneval-nation" eingebracht hat. Es handelt sich um die genannten zwei Jahrhunderte, wenn wir die wichtigsten Merkmale des Karnevals übersichtlich aufzählen und dieselben in Parallele mit dem antiken Festleben der Römer stellen.

---

*) Tribuna vom 19. Februar 1890.

Alle hervorragenden, stets mit der Staatsreligion zusammenhängenden Feste und Festspiele im heidnischen Rom gingen von der Staatsobrigkeit aus, geschahen großenteils auf öffentliche Kosten und standen unter öffentlicher Leitung. Ähnlich war es mit dem Karneval des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts. In Palermo, Neapel, Florenz, wo Fürstenhöfe glänzten, in Rom, wo der Papst-König residierte, in den Republiken, wie Venedig, war jenes „Fest der Feste" Staatssache. Öffentliche Kassen besorgten den Hauptteil der Ausgaben, obrigkeitliche Personen eröffneten das Fest in feierlichem Aufzug. In Neapel gab der König mit glänzendem Gefolge das Signal zum Beginn, in Rom der Gouverneur mit allen hohen Beamten, in Venedig der Doge mit der Signoria *). Die höchsten Personen beteiligten sich offiziell, wie einst die obrigkeitlichen Personen in Rom, wenn es sich in der Kaiserstadt um die feierliche Eröffnung der zahlreichen Spiele handelte.

Rennen im Cirkus (Wettrennen und Wettfahren), große Paradeaufzüge waren im kaiserlichen Rom die Hauptsache bei den verschiedenen Spielen, z. B. den ludi maximi, Romani, plebeji, saeculares u. s. w. Zu diesen ritterlichen Schauspielen gesellten sich ludi scenici, Bühnendarstellungen. Dasselbe finden wir beim Karneval der genannten zwei Jahrhunderte. Der Adel in Palermo, in Neapel, in Rom glänzte dann durch farbenprächtige Reiteraufzüge, Ritterspiele, Turniere. Für Leistungen in scenischer Hinsicht sorgten die öffentlichen Theater, ebenso das Volk, letzteres oft unter freiem Himmel. Solchen Vergnügungen ging in Venedig ein Stieropfer voran, ein Brauch, der Jahrhunderte hindurch bestand und als ein echt heidnisches Erbteil zu bezeichnen ist.

Die glänzenden Prozessionsaufzüge der „Narren" mit ihren Schaustellungen erinnerten beim Karneval stets an ähnliche Aufzüge bei den ludi circenses in Rom **). Wie in antiker Zeit suchte

---

*) Ein Vorbild solcher Eröffnung des Karnevals war z. B. die feierliche Prozession beim Beginn der Cirkusspiele in Rom. Ein Prätor oder Konsul führte diesen Zug an, angethan mit der goldgestickten Purpurtoga, Musik und andere Begleitung ging ihm voraus.

**) Preller, Römische Mythologie, S. 128 u. 197.

auch im Karneval Rom allezeit das glänzendste Beispiel zu geben. Eine nie übertroffene Leistung dieser Art brachte dort der Karneval vom Jahre 1634. Der reiche A. Barberini, Kardinal der Santa Madre Chiesa, ging in seinem apostolischen Eifer so weit, daß er auf seine Kosten ein großartiges Ritterschauspiel veranstaltete, in welchem 360 Personen auftraten. Dasselbe fand statt auf der Piazza Navona zu Rom, wo sich einst die Rennbahn des Kaisers Domitian befand. Der vom Kardinal Bentivoglio über dies Karnevalsschauspiel verfaßte Bericht ist der Nachwelt erhalten und beweist, daß der damalige päpstliche Hof das kaiserliche Rom als Vorbild betrachtete*).

Wie der Blumengebrauch beim Karneval an das römische Florafest erinnert, so haben die bis heute gebliebenen öffentlichen und privaten Schmäuse ihr Vorbild in den nie fehlenden Festschmäusen der alten Römer. Beim Fest der Ceres wurden in Rom von Priesterinnen gewisse Kuchen feilgeboten**), so waren in Neapel seinerzeit solche Karnevalskuchen berühmt, welche in verschiedenen Nonnenklöstern gebacken wurden.

Über die Masken haben wir bereits das Nötige erwähnt. Jede Stadt Italiens brachte es im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert zu eigentümlichen Charaktermasken, die in jedem Karneval wiederkehrten. Die antik-römische Volksbühne hatte ebenso regelmäßig wiederkehrende Typen, die wir zum Teil im Volkstheater Neapels bis auf den heutigen Tag wiederfinden.

Die beim Karneval übliche schrankenlose Freiheit, vor allem die dann herrschende Gleichheit aller Stände finden wir im Festleben der Alten vielfach wieder. Wir erwähnten sie bei den Saturnalien, denen die Dionysien der Griechen in dieser Hinsicht ähnlich sind. Alle Stände trugen zum Glanz und zur Lust dieses Festes bei. Allen war alles erlaubt, wie beim Karneval, zwischen

*) Wie die römischen Kaiser für Schauspiele sorgten, erhellt zur Genüge aus den Kaiserbiographieen des Suetonius. Aber auch die Senatoren hatten die drückende Pflicht, große Ausgaben für solche Volksvergnügung zu machen. Friedländer, Sittengeschichte Roms, II, 278. Jener Kardinal betrachtete also die römischen Senatoren als sein Vorbild.

**) Preller, Römische Mythologie, S. 445.



Herren und Sklaven hörte der Unterschied auf, letzteren war erlaubt, an dem Mummenschanz, an Neckerei aller Art teilzunehmen. Das Schmausen, das Trinken, die Blumen, die Lieder, die Prozessionen, die Theaterdarstellungen waren für alle, wie beim Karneval.

Bei vielen Festen im antiken Rom wurden auf öffentliche Kosten Speisevorräte an die Armen verteilt, z. B. bei den öffentlichen Spielen zu Ehren der Ceres, der Flora, auch bei den Säkularspielen *), und allbekannt sind die Spenden der Kaiser. Wenn also beim Karneval eine sogenannte „beneficenza" in Nahrungsspenden geübt ward, so ist dies noch kein Christentum und verdient keineswegs den christlichen Namen: „Wohlthätigkeit **). Das heidnische Rom that bei seinem „Karneval" dasselbe.

Der Karneval des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, welcher, um mit Frau v. Staël zu reden, la fièvre de joie et la fureur d'amusement offenbart, trägt auch in zahlreichen Spuren von Barbarei und Gemeinheit das Malzeichen seines heidnischen Ursprungs an sich. Was schon Augustinus, wie wir oben sahen, heftig tadelte, finden wir in Rom wieder, wo bei jedem Karneval Männer sich als Weiber verkleideten. In Neapel geschah dies bis zum letzten Karneval. Die Geschichte des Karnevals berichtet von sittenlosen Schauspielen, die z. B. in Palermo einst so arg waren, daß man zur Sühne einige Messen lesen ließ. Überall in allen Städten Italiens förderte der Karneval gemeine Scherze, lascive Lieder ans Licht, welche an die römisch-heidnischen Feste der Flora und des Liber (Bacchus), sowie an die gemeinen versus fescen-

*) Preller, Römische Mythologie, S. 381. 433. 476.

**) In Neapel war es Jahrhunderte hindurch Sitte, daß auf Kosten des Königs ein riesiges Wagengestell erbaut und mit Broten, Würsten und Schinken, ja mit vollständigen geschlachteten Schweinen behangen wurde. Am ersten Karnevalstag kam dieser Triumphwagen dahergefahren und hielt vor dem Königsschloß, wo er dem Volk zur Plünderung preisgegeben wurde. — Wir finden hier die Spenden der römischen Kaiser wieder, welche z. B. bei den Karnevalen der Gladiatorenkämpfe allerlei Gaben, auch Speisevorräte, verteilten.

nini der Römer erinnern *). In Rom hatten die sogenannten festini (d. h. die Privatfeste beim Karneval), bei denen auch die Kardinäle der heiligen Kirche nicht fehlten, schließlich einen so gemeinen Charakter angenommen, daß sie verboten wurden. Hier berührt sich der Karneval mit der düstersten Seite des antiken Lebens. Wir erinnern an die wüsten Gelage und ausschweifenden Gebräuche der Bacchanalien, deren Orgien einen Hauptherd zwei Jahrhunderte vor Christi Geburt in Süditalien hatten, von wo sie seuchenartig nach Rom gelangten. Von ihnen handelt Livius im 39. Buch, 15 und 42, sowie im 40. Buch, 19. Zwar schritt 184 vor Christo die Religionspolizei dagegen ein, und zeitweilig mögen die berauschten Haufen und die heulenden Mänaden verschwunden sein. Wie wenig aber polizeiliches Einschreiten und obrigkeitliche Strenge vermochten, beweisen die Orgien, welche sich zur Kaiserzeit mit dem Fest der von den Frauen hochverehrten Göttin Bona Dea verbanden **). Unter dem Mantel der von Augustus und Livia geübten Scheinheiligkeit war die vornehme Welt Roms von einem Sittenverderben ergriffen, welches später offen zutage trat. „Der entnervende Reichtum hat Jahrhunderte zerknickt“, sagt Juvenal in seiner sechsten Satire, welche mit grimmigem Spotte das Sittenverderben, wie es auch bei dem Fest der Bona Dea hervortrat, geißelt. „Keine Verruchtheit fehlt.“ Nicht viel besser als ein Bacchanal war das bei dem niedern Volk beliebte Frühlingsfest der Anna Perenna. Ovid (Fasti III, 675) erwähnt die dabei üblichen, von Mädchen gesungenen „unziemlichen Lieder“. Man tanzte Reigen mit entfesseltem Haar (III, 537) und schwankte schließlich betrunken heim. Ovid sagt, er sei Zeuge

*) Von dem strengen Cato wird erzählt, daß er einst Augenzeuge eines Schauspiels beim Fest der Flora war und dasselbe verließ, weil es ihm zu gemein war. Martial erwähnt diesen Vorfall in der Einleitung zum ersten Buch seiner Epigramme. Nirgends lesen wir, daß der Zensor Cato jenen Karneval der Florafeste verbot. Er ließ dem Volk das Fest und dachte, wie man heute bei gewissen Dingen hört: „Che fare?“ Was läßt sich dabei viel machen?

**) Juvenal Satiren II, 83 u. VI, 314. Es schwingen das Haar mit Geheul des Priapus Mänaden.

dieses Festes gewesen und habe gesehen, wie ein betrunkener Greis ein betrunkenes Weib geschleppt habe (III, 542). Welchen unsittlichen Charakter die römische Volksposse *) (die sogenannten Atellanen) hatten, erhellt aus den Bruchstücken, welche überliefert sind, sowie aus der Volksposse, wie sie sich bis heute in Campanien erhalten hat. Diejenige Art der Posse, welche die Römer Mimus nannten, war noch gemeiner.

Benedikt XIV. erließ 1748 sein den Karneval betreffendes Rundschreiben, aus welchem hervorgeht, daß in Rom und anderen Städten die Gewohnheit herrschte, in der Maske, mit welcher man die letzte Nacht des Karnevals durchtost hatte, am nächsten Morgen in die Kirche zu gehen, um dort der Messe beizuwohnen und am Altar sich die übliche Asche auf das Haupt streuen zu lassen. Er verbot solchen Mißbrauch; mit welchem Erfolge, wissen wir nicht. Um die Römer während des Karnevals im Zaum zu halten, befanden sich in mehreren Seitenstraßen des Korso Vorrichtungen, um die Übertreter gewisser Vorschriften sofort öffentlich mit den Hieben einer Geißel (Corda) zu bestrafen, und erst 1799 sind jene Vorrichtungen entfernt worden. Die römische Kaiserzeit bietet nichts, welches an dergleichen erinnerte, und niemals hören wir, daß solche Mittel nötig waren, um die Menge zu zügeln.

Als der Wettlauf der Juden verboten war, unterließ man doch nicht, sie alljährlich durch Masken zu verhöhnen. Diese so lang geduldete Barbarei erreichte ihren Höhepunkt am 9. Februar 1709. Unter zahlreichen Karren mit Maskengruppen befand sich einer, auf dem ein jüdisches Begräbnis pantomimisch dargestellt und persifliert wurde. Als nun die Juden sich beim Kardinalvikar beschwerten, ward dieser Karren verboten. Es befand sich aber damals eine fürstliche Person in Rom, welche bat, daß man vor ihren Augen jenen Pantomimus darstelle, und dies ward gestattet. Anstatt nun die Verhöhnung der Juden überhaupt zu verbieten, ward eine solche vielmehr geduldet, und im Jahre 1711 sah man im Karneval eine Maskerade von hundert Juden auf Eseln, wobei

*) Friedländer, Sittengeschichte Roms, II, 418.

vor allen Dingen der Rabbiner und mancher heilige Brauch der Juden lächerlich gemacht wurde. Von einem Verbot war keine Rede. Sehr oft kam es vor, daß in Rom während des Karnevals Weiber, welche sich gegen gewisse Karnevalsgesetze vergangen hatten, öffentlich vor allem Volk zur Strafe gepeitscht wurden, ein barbarisches Schauspiel, an welchem aber der Pöbel (der reiche und arme) seine Freude hatte. In Palermo gehörte zur Karnevalslust das barbarische „Gänsespiel", giuoco dell' oca. Lebendiges Geflügel, vierfüßige Tiere aller Art wurden an langen Gerüsten aufgehängt, und wer im Vorbeireiten den Kopf eines Tieres abschnitt, galt als Sieger.

Nur ein einziges Mal hat in Rom der Karneval für kurze Zeit aufgehört. Auf Befehl Klemens' XI. unterblieb 1702 dies Fest wegen eines Jubelablasses, und als im folgenden Jahre Erdbeben und Überschwemmungen eintraten, gelobte das römische Volk unter Gutheißen des Papstes, sich fünf Jahre hindurch des Karnevals zu enthalten. Als zu Anfang unseres Jahrhunderts Kriegsunruhen die Freuden dieser christlichen „Luperkalien" drückten, nahm 1805 der Karneval einen neuen Aufschwung, und es zeigte sich damals, wie nahe das römische Volk, d. h. die Höchstgestellten, der verderbtesten Kaiserzeit stand. In dem genannten Jahre nämlich stellte man öffentlich am hellen Tage das Urteil der Götter und die Hochzeit der Psyche dar und richtete sich in Kostüm und Gruppierung genau nach den bekannten Bildern Rafaels. Die Rollen der Göttinnen hatten Damen der höchsten Aristokratie übernommen, in dem mir vorliegenden Programm finden sich allbekannte Namen, z. B. die Fürstin Torlonia (Juno), Gräfin Bischi (Venus), Fürstin Chigi (Pallas) u. s. w. Daß die Darstellung Anstoß erregt hätte, wird nicht gesagt. Ein solches Stück Heidentum war den Römern ebenso wenig fremdartig als das Heidentum, welches unter Leo X. in Rom seinen Einzug hielt. Einen durchaus heidnischen Charakter hatte der Karneval bereits unter Paul II. erhalten, der außer jenem Wettlauf, von dem oben die Rede war, großartige bacchische Aufzüge, mythologische Pantomimen aller Art gestattete und, nachdem solche Schauspiele beendet waren, das Volk öffentlich vor seinem Palaste speiste, wobei seine Hofbeamten für Ordnung sorgten

und er selbst von einem Balkon des Palazzo di Venezia zuschaute und Geld unter den Pöbel warf.

Die Kaiser boten einst dem römischen Volk Tierhetzen und Gladiatorenkämpfe, die Päpste dagegen als Karnevalsbelustigung den Wettlauf unbekleideter, oft eigens für diesen Zweck gemästeter (!) Juden *). Wer steht höher, die Kaiser, oder jene Päpste? Von Domitian, dem grausamsten der Kaiser, erzählt sein Biograph Sueton (Kap. 12), daß er eine Judensteuer mit Härte eintrieb. Niemals aber hat ein heidnischer Kaiser päpstliche Barbarei gegen Juden geübt. — Die Sittenlosigkeit im kaiserlichen Rom ward von den Satirikern heftig getadelt; die Sittenlosigkeit im päpstlichen Rom, wo der Karneval sie offenbar machte, hat keinen Satiriker wie Horaz oder Juvenal gefunden. — Die römischen Kaiser ließen Gladiatorenkämpfe aufführen, aber niemals hat unter ihnen zur Volksbelustigung eine Verhöhnung der jüdischen Religion stattgefunden. Verordnungen aller Art offenbarten im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert die beim Karneval sich zeigenden sittlichen Volksschäden, der ärgste Schaden wird durch eine kürzlich publizierte Reihe von Synodalbeschlüssen Siciliens offenbar, denn es handelt sich dabei um das Verhalten des Klerus beim Karneval und bei anderen Gelegenheiten. In jenen Beschlüssen ist die Rede von solchen Klerikern, „welche sich nicht schämen, das Schamvollste zu unternehmen“ (Turpissima quaeque attentare non erubescunt), welche sich maskieren, leichtfertige Tänze aufführen, öffentlich auf den Straßen Musik machen und unerlaubte Schauspiele aufführen. Vom fünfzehnten bis zum siebzehnten Jahrhundert wird in fast allen Synoden das ausschweifende Leben der Geistlichen getadelt. Die gesamte antike römische Litteratur enthält keine Andeutung, welche uns berechtigte, von dem sittlichen Verhalten der römisch-heidnischen Priester der Staatsreligion Ähnliches zu behaupten. Nur Priester der Isis, sowie der magna

*) Bevor Paul II. im Jahre 1467 den Karneval feierlich installierte, hatte man den Brauch, einen Juden in eine Tonne zu stecken und diese vom Kapitol niederzurollen. (Tribuna vom 19. Februar 1890. Nr. 50.) Solche Barbarei kannte das heidnische Rom nicht, die Päpste haben sie geduldet.

mater und anderer ausländischer Götter hatten keinen besseren Ruf, als in obengenannten Jahrhunderten der „christliche“ Klerus Siciliens.

Unser vorstehendes Kapitel enthält den Nekrolog des Karneval, denn bereits hat Frau Weltgeschichte ihn in ihr Totenregister eingetragen. Was man heutzutage in den großen Städten als Karneval bezeichnet, ist eine Leiche, an der von allerlei Kommissionen und Komitees Wiederbelebungsversuche angestellt werden. Vergebens. In Rom und anderswo hat seit Anfang dieses Jahrhunderts der Karneval seinen früheren Charakter und Glanz nach und nach verloren. Im Jahre 1862 am 20. Februar las man daselbst zum Schrecken des Papstes ein Flugblatt, welches die Römer ermahnte, sich vom Karneval fernzuhalten. „Römer, wenn ihr euer Vaterland liebt, so enthaltet euch der Teilnahme am Karneval. Nur die Bourbonischen, die Zuaven und die Schergen des Papstes werden sich am Karneval beteiligen und durch den Peterspfennig wird man die Kosten bezahlen.“ — Dieser Aufruf des damaligen geheimen Nationalkomitees hatte guten Erfolg. Acht Jahre später schlug die letzte Stunde des Kirchenstaats, und bald darauf verbot die Stadtbehörde der nunmehrigen Hauptstadt den Wettlauf der wilden Rosse, welche in Rom unter dem Namen Barberi bekannt sind, ein Verbot, welches dem sterbenden Karneval den letzten Blutstropfen nahm.

Der Karneval ist tot. Man setze ihm ein Denkmal mit der Inschrift: Hier ruht der thatenreiche, geistesarme Karneval, dessen Mutter das Heidentum, dessen Vater ein Papst war. Requiescat in pace.

Zweites Kapitel.

Vénnari.

„Heilige Venus, du bist unsere Mutter."
Volksgebet.

In Sicilien giebt es kein Wort, welches so sehr mit fast allen wichtigen Lebensangelegenheiten in Zusammenhang steht, wie das Wort unserer Überschrift. „Vénnari" ist der dem Dialekt angehörende Name des Freitags, welcher in italienischer Schriftsprache: Venerdi (Tag der Venus) heißt. — Bisher hat jedes Kapitel den Nachweis geliefert, daß die äußere Christianisierung Italiens im Grunde alles beim alten ließ, im vorstehenden Kapitel müssen wir zunächst konstatieren, daß die Christianisierung jenes Landes eine bemerkenswerte Veränderung hervorrief, indem sie den Tag der Venus, der Göttin der Schönheit und Liebe, der Lebensfreude und des Lebensgenusses, in einen Tag der Trauer, des Fastens, der Büßung verwandelte, eine Umwandlung, welche diesem Tage schon sehr früh vonseiten der Kirche zuteil wurde und zwar unter Hinweis auf den an einem Freitag erfolgten martervollen Tod Christi. Eine huldreiche Frühlingsgöttin, die aber den Namen: Venus noch nicht besaß, ehrten schon die alten Völkerstämme Latiums, und erst später, als Rom anfing, die Völkerbeherrscherin zu werden, verschmolz mit jener Verehrung der Kultus der griechischen Aphrodite, welche von Sicilien zum Festlande Italiens kam, wo man sie bald allgemein „Venus" nannte, mit welchem Namen, wie dessen Wurzel beweist, Lieblichkeit und Reiz bezeichnet

jedes Jahr am ersten Tage des Karnevals sich einen feierlichen Akt der Unterwürfigkeit gefallen lassen. Vor dem Senat kniete dann der Rabbiner mit Gefolge, las eine demütige Adresse, worauf der Vorsitzende des Senats ihm (dem Rabbiner) einen Fußtritt (calcio) versetzte. Diese scheußliche Scene hat sich erhalten bis 1830*). So lange haben die Päpste, welche sich „Stellvertreter Christi“ nennen, dem römischen Volk das Beispiel niederträchtiger Barbarei gegeben, so haben sie Jahrhunderte hindurch das Wort befolgt: „Ein neu Gebot gebe ich euch, daß ihr euch unter einander liebet, wie ich euch geliebet habe.“

Paul II., der oben genannte Karnevalspapst, hatte einen verwilderten Baum, der von dem Wald heidnisch-römische Feste übriggeblieben war, unter seine väterliche Obhut genommen, ihn in einen neuen Garten gepflanzt und sorgfältig gepflegt. Dieser Baum wuchs bald zu einem stattlichen Gewächs heran und aus demselben ward ein Wald, genannt Karneval, dessen Samen in allen Gegenden Italiens Bäume und Wälder emporsprießen ließ. Wer die Geschichte des Karnevals und seiner mannigfaltigen Gestaltung, wie sie in den größeren Städten Italiens zutage trat, studiert, muß sich überzeugen, daß sich alle wesentlichen Stücke, welche wir vom römisch-heidnischen Festleben her kennen, im Karneval wiederfinden. Es erging dem antiken Festwesen ähnlich, wie dem Jupitertempel auf dem Kapitol, dessen einzelne Stücke nach und nach geraubt und zu anderen Bauten verwendet wurden. Der Tempel selbst verschwand, seine Teile blieben. Ein Sprichwort im Dialekt Siciliens sagt: Carnalivari tutti li festi fa turnari: Der Karneval läßt alle Feste zurückkehren. Das siebzehnte und achtzehnte Jahrhundert bezeichnet den Höhepunkt der Entwickelung dieses „Festes der Feste“, welches dem Volke Italiens vonseiten Englands den Namen: „The Carneval-nation“ eingebracht hat. Es handelt sich um die genannten zwei Jahrhunderte, wenn wir die wichtigsten Merkmale des Karnevals übersichtlich aufzählen und dieselben in Parallele mit dem antiken Festleben der Römer stellen.

---

*) Tribuna vom 19. Februar 1890.

Alle hervorragenden, stets mit der Staatsreligion zusammenhängenden Feste und Festspiele im heidnischen Rom gingen von der Staatsobrigkeit aus, geschahen großenteils auf öffentliche Kosten und standen unter öffentlicher Leitung. Ähnlich war es mit dem Karneval des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts. In Palermo, Neapel, Florenz, wo Fürstenhöfe glänzten, in Rom, wo der Papst-König residierte, in den Republiken, wie Venedig, war jenes „Fest der Feste" Staatssache. Öffentliche Kassen besorgten den Hauptteil der Ausgaben, obrigkeitliche Personen eröffneten das Fest in feierlichem Aufzug. In Neapel gab der König mit glänzendem Gefolge das Signal zum Beginn, in Rom der Gouverneur mit allen hohen Beamten, in Venedig der Doge mit der Signoria*). Die höchsten Personen beteiligten sich offiziell, wie einst die obrigkeitlichen Personen in Rom, wenn es sich in der Kaiserstadt um die feierliche Eröffnung der zahlreichen Spiele handelte.

Rennen im Cirkus (Wettrennen und Wettfahren), große Paradeaufzüge waren im kaiserlichen Rom die Hauptsache bei den verschiedenen Spielen, z. B. den ludi maximi, Romani, plebeji, saeculares u. s. w. Zu diesen ritterlichen Schauspielen gesellten sich ludi scenici, Bühnendarstellungen. Dasselbe finden wir beim Karneval der genannten zwei Jahrhunderte. Der Adel in Palermo, in Neapel, in Rom glänzte dann durch farbenprächtige Reiteraufzüge, Ritterspiele, Turniere. Für Leistungen in scenischer Hinsicht sorgten die öffentlichen Theater, ebenso das Volk, letzteres oft unter freiem Himmel. Solchen Vergnügungen ging in Venedig ein Stieropfer voran, ein Brauch, der Jahrhunderte hindurch bestand und als ein echt heidnisches Erbteil zu bezeichnen ist.

Die glänzenden Prozessionsaufzüge der „Karren" mit ihren Schaustellungen erinnerten beim Karneval stets an ähnliche Aufzüge bei den ludi circenses in Rom**). Wie in antiker Zeit suchte

*) Ein Vorbild solcher Eröffnung des Karnevals war z. B. die feierliche Prozession beim Beginn der Cirkusspiele in Rom. Ein Prätor oder Konsul führte diesen Zug an, angethan mit der goldgestickten Purpurtoga, Musik und andere Begleitung ging ihm voraus.

**) Preller, Römische Mythologie, S. 128 u. 197.



auch im Karneval Rom allezeit das glänzendste Beispiel zu geben. Eine nie übertroffene Leistung dieser Art brachte dort der Karneval vom Jahre 1634. Der reiche A. Barberini, Kardinal der Santa Madre Chiesa, ging in seinem apostolischen Eifer so weit, daß er auf seine Kosten ein großartiges Ritterschauspiel veranstaltete, in welchem 360 Personen auftraten. Dasselbe fand statt auf der Piazza Navona zu Rom, wo sich einst die Rennbahn des Kaisers Domitian befand. Der vom Kardinal Bentivoglio über dies Karnevalsschauspiel verfaßte Bericht ist der Nachwelt erhalten und beweist, daß der damalige päpstliche Hof das kaiserliche Rom als Vorbild betrachtete*).

Wie der Blumengebrauch beim Karneval an das römische Florafest erinnert, so haben die bis heute gebliebenen öffentlichen und privaten Schmäuse ihr Vorbild in den nie fehlenden Festschmäusen der alten Römer. Beim Fest der Ceres wurden in Rom von Priesterinnen gewisse Kuchen feilgeboten**), so waren in Neapel seinerzeit solche Karnevalskuchen berühmt, welche in verschiedenen Nonnenklöstern gebacken wurden.

Über die Masken haben wir bereits das Nötige erwähnt. Jede Stadt Italiens brachte es im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert zu eigentümlichen Charaktermasken, die in jedem Karneval wiederkehrten. Die antik-römische Volksbühne hatte ebenso regelmäßig wiederkehrende Typen, die wir zum Teil im Volkstheater Neapels bis auf den heutigen Tag wiederfinden.

Die beim Karneval übliche schrankenlose Freiheit, vor allem die dann herrschende Gleichheit aller Stände finden wir im Festleben der Alten vielfach wieder. Wir erwähnten sie bei den Saturnalien, denen die Dionysien der Griechen in dieser Hinsicht ähnlich sind. Alle Stände trugen zum Glanz und zur Lust dieses Festes bei. Allen war alles erlaubt, wie beim Karneval, zwischen

*) Wie die römischen Kaiser für Schauspiele sorgten, erhellt zur Genüge aus den Kaiserbiographieen des Suetonius. Aber auch die Senatoren hatten die drückende Pflicht, große Ausgaben für solche Volksvergnügung zu machen. Friedländer, Sittengeschichte Roms, II, 278. Jener Kardinal betrachtete also die römischen Senatoren als sein Vorbild.

**) Preller, Römische Mythologie, S. 445.



Herren und Sklaven hörte der Unterschied auf, letzteren war erlaubt, an dem Mummenschanz, an Neckerei aller Art teilzunehmen. Das Schmausen, das Trinken, die Blumen, die Lieder, die Prozessionen, die Theaterdarstellungen waren für alle, wie beim Karneval.

Bei vielen Festen im antiken Rom wurden auf öffentliche Kosten Speisevorräte an die Armen verteilt, z. B. bei den öffentlichen Spielen zu Ehren der Ceres, der Flora, auch bei den Säkularspielen *), und allbekannt sind die Spenden der Kaiser. Wenn also beim Karneval eine sogenannte „beneficenza“ in Nahrungsspenden geübt ward, so ist dies noch kein Christentum und verdient keineswegs den christlichen Namen: „Wohlthätigkeit **). Das heidnische Rom that bei seinem „Karneval“ dasselbe.

Der Karneval des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, welcher, um mit Frau v. Staël zu reden, la fièvre de joie et la fureur d'amusement offenbart, trägt auch in zahlreichen Spuren von Barbarei und Gemeinheit das Malzeichen seines heidnischen Ursprungs an sich. Was schon Augustinus, wie wir oben sahen, heftig tadelte, finden wir in Rom wieder, wo bei jedem Karneval Männer sich als Weiber verkleideten. In Neapel geschah dies bis zum letzten Karneval. Die Geschichte des Karnevals berichtet von sittenlosen Schauspielen, die z. B. in Palermo einst so arg waren, daß man zur Sühne einige Messen lesen ließ. Überall in allen Städten Italiens förderte der Karneval gemeine Scherze, lascive Lieder ans Licht, welche an die römisch-heidnischen Feste der Flora und des Liber (Bacchus), sowie an die gemeinen versus fescen-

*) Preller, Römische Mythologie, S. 381. 433. 476.

**) In Neapel war es Jahrhunderte hindurch Sitte, daß auf Kosten des Königs ein riesiges Wagengestell erbaut und mit Broten, Würsten und Schinken, ja mit vollständigen geschlachteten Schweinen behangen wurde. Am ersten Karnevalstag kam dieser Triumphwagen dahergefahren und hielt vor dem Königsschloß, wo er dem Volk zur Plünderung preisgegeben wurde. — Wir finden hier die Spenden der römischen Kaiser wieder, welche z. B. bei den Karnevalen der Gladiatorenkämpfe allerlei Gaben, auch Speisevorräte, verteilten.

nini der Römer erinnern *). In Rom hatten die sogenannten festini (d. h. die Privatfeste beim Karneval), bei denen auch die Kardinäle der heiligen Kirche nicht fehlten, schließlich einen so gemeinen Charakter angenommen, daß sie verboten wurden. Hier berührt sich der Karneval mit der düstersten Seite des antiken Lebens. Wir erinnern an die wüsten Gelage und ausschweifenden Gebräuche der Bacchanalien, deren Orgien einen Hauptherd zwei Jahrhunderte vor Christi Geburt in Süditalien hatten, von wo sie seuchenartig nach Rom gelangten. Von ihnen handelt Livius im 39. Buch, 15 und 42, sowie im 40. Buch, 19. Zwar schritt 184 vor Christo die Religionspolizei dagegen ein, und zeitweilig mögen die berauschten Haufen und die heulenden Mänaden verschwunden sein. Wie wenig aber polizeiliches Einschreiten und obrigkeitliche Strenge vermochten, beweisen die Orgien, welche sich zur Kaiserzeit mit dem Fest der von den Frauen hochverehrten Göttin Bona Dea verbanden **). Unter dem Mantel der von Augustus und Livia geübten Scheinheiligkeit war die vornehme Welt Roms von einem Sittenverderben ergriffen, welches später offen zutage trat. „Der entnervende Reichtum hat Jahrhunderte zerknickt", sagt Juvenal in seiner sechsten Satire, welche mit grimmigem Spotte das Sittenverderben, wie es auch bei dem Fest der Bona Dea hervortrat, geißelt. „Keine Verruchtheit fehlt." Nicht viel besser als ein Bacchanal war das bei dem niedern Volk beliebte Frühlingsfest der Anna Perenna. Ovid (Fasti III, 675) erwähnt die dabei üblichen, von Mädchen gesungenen „unziemlichen Lieder". Man tanzte Reigen mit entfesseltem Haar (III, 537) und schwankte schließlich betrunken heim. Ovid sagt, er sei Zeuge

*) Von dem strengen Cato wird erzählt, daß er einst Augenzeuge eines Schauspiels beim Fest der Flora war und dasselbe verließ, weil es ihm zu gemein war. Martial erwähnt diesen Vorfall in der Einleitung zum ersten Buch seiner Epigramme. Nirgends lesen wir, daß der Zensor Cato jenen Karneval der Florafeste verbot. Er ließ dem Volk das Fest und dachte, wie man heute bei gewissen Dingen hört: „Che fare?" Was läßt sich dabei viel machen?

**) Juvenal Satiren II, 83 u. VI, 314. Es schwingen das Haar mit Geheul des Priapus Mänaden.

dieses Festes gewesen und habe gesehen, wie ein betrunkener Greis ein betrunkenes Weib geschleppt habe (III, 542). Welchen unsittlichen Charakter die römische Volksposse *) (die sogenannten Atellanen) hatten, erhellt aus den Bruchstücken, welche überliefert sind, sowie aus der Volksposse, wie sie sich bis heute in Campanien erhalten hat. Diejenige Art der Posse, welche die Römer Mimus nannten, war noch gemeiner.

Benedikt XIV. erließ 1748 sein den Karneval betreffendes Rundschreiben, aus welchem hervorgeht, daß in Rom und anderen Städten die Gewohnheit herrschte, in der Maske, mit welcher man die letzte Nacht des Karnevals durchtost hatte, am nächsten Morgen in die Kirche zu gehen, um dort der Messe beizuwohnen und am Altar sich die übliche Asche auf das Haupt streuen zu lassen. Er verbot solchen Mißbrauch; mit welchem Erfolge, wissen wir nicht. Um die Römer während des Karnevals im Zaum zu halten, befanden sich in mehreren Seitenstraßen des Korso Vorrichtungen, um die Übertreter gewisser Vorschriften sofort öffentlich mit den Hieben einer Geißel (Corda) zu bestrafen, und erst 1799 sind jene Vorrichtungen entfernt worden. Die römische Kaiserzeit bietet nichts, welches an dergleichen erinnerte, und niemals hören wir, daß solche Mittel nötig waren, um die Menge zu zügeln.

Als der Wettlauf der Juden verboten war, unterließ man doch nicht, sie alljährlich durch Masken zu verhöhnen. Diese so lang geduldete Barbarei erreichte ihren Höhepunkt am 9. Februar 1709. Unter zahlreichen Karren mit Maskengruppen befand sich einer, auf dem ein jüdisches Begräbnis pantomimisch dargestellt und persifliert wurde. Als nun die Juden sich beim Kardinalvikar beschwerten, ward dieser Karren verboten. Es befand sich aber damals eine fürstliche Person in Rom, welche bat, daß man vor ihren Augen jenen Pantomimus darstelle, und dies ward gestattet. Anstatt nun die Verhöhnung der Juden überhaupt zu verbieten, ward eine solche vielmehr geduldet, und im Jahre 1711 sah man im Karneval eine Maskerade von hundert Juden auf Eseln, wobei

*) Friedländer, Sittengeschichte Roms, II, 418.

vor allen Dingen der Rabbiner und mancher heilige Brauch der Juden lächerlich gemacht wurde. Von einem Verbot war keine Rede. Sehr oft kam es vor, daß in Rom während des Karnevals Weiber, welche sich gegen gewisse Karnevalsgesetze vergangen hatten, öffentlich vor allem Volk zur Strafe gepeitscht wurden, ein barbarisches Schauspiel, an welchem aber der Pöbel (der reiche und arme) seine Freude hatte. In Palermo gehörte zur Karnevalslust das barbarische „Gänsespiel“, giuoco dell' oca. Lebendiges Geflügel, vierfüßige Tiere aller Art wurden an langen Gerüsten aufgehängt, und wer im Vorbeireiten den Kopf eines Tieres abschnitt, galt als Sieger.

Nur ein einziges Mal hat in Rom der Karneval für kurze Zeit aufgehört. Auf Befehl Klemens' XI. unterblieb 1702 dies Fest wegen eines Jubelablasses, und als im folgenden Jahre Erdbeben und Überschwemmungen eintraten, gelobte das römische Volk unter Gutheißen des Papstes, sich fünf Jahre hindurch des Karnevals zu enthalten. Als zu Anfang unseres Jahrhunderts Kriegsunruhen die Freuden dieser christlichen „Luperkalien“ drückten, nahm 1805 der Karneval einen neuen Aufschwung, und es zeigte sich damals, wie nahe das römische Volk, d. h. die Höchstgestellten, der verderbtesten Kaiserzeit stand. In dem genannten Jahre nämlich stellte man öffentlich am hellen Tage das Urteil der Götter und die Hochzeit der Psyche dar und richtete sich in Kostüm und Gruppierung genau nach den bekannten Bildern Rafaels. Die Rollen der Göttinnen hatten Damen der höchsten Aristokratie übernommen, in dem mir vorliegenden Programm finden sich allbekannte Namen, z. B. die Fürstin Torlonia (Juno), Gräfin Bischi (Venus), Fürstin Chigi (Pallas) u. s. w. Daß die Darstellung Anstoß erregt hätte, wird nicht gesagt. Ein solches Stück Heidentum war den Römern ebenso wenig fremdartig als das Heidentum, welches unter Leo X. in Rom seinen Einzug hielt. Einen durchaus heidnischen Charakter hatte der Karneval bereits unter Paul II. erhalten, der außer jenem Wettlauf, von dem oben die Rede war, großartige bacchische Aufzüge, mythologische Pantomimen aller Art gestattete und, nachdem solche Schauspiele beendet waren, das Volk öffentlich vor seinem Palaste speiste, wobei seine Hofbeamten für Ordnung sorgten

und er selbst von einem Balkon des Palazzo di Venezia zuschaute und Geld unter den Pöbel warf.

Die Kaiser boten einst dem römischen Volk Tierhetzen und Gladiatorenkämpfe, die Päpste dagegen als Karnevalsbelustigung den Wettlauf unbekleideter, oft eigens für diesen Zweck gemästeter (!) Juden *). Wer steht höher, die Kaiser, oder jene Päpste? Von Domitian, dem grausamsten der Kaiser, erzählt sein Biograph Sueton (Kap. 12), daß er eine Judensteuer mit Härte eintrieb. Niemals aber hat ein heidnischer Kaiser päpstliche Barbarei gegen Juden geübt. — Die Sittenlosigkeit im kaiserlichen Rom ward von den Satirikern heftig getadelt; die Sittenlosigkeit im päpstlichen Rom, wo der Karneval sie offenbar machte, hat keinen Satiriker wie Horaz oder Juvenal gefunden. — Die römischen Kaiser ließen Gladiatorenkämpfe aufführen, aber niemals hat unter ihnen zur Volksbelustigung eine Verhöhnung der jüdischen Religion stattgefunden. Verordnungen aller Art offenbarten im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert die beim Karneval sich zeigenden sittlichen Volksschäden, der ärgste Schaden wird durch eine kürzlich publizierte Reihe von Synodalbeschlüssen Siciliens offenbar, denn es handelt sich dabei um das Verhalten des Klerus beim Karneval und bei anderen Gelegenheiten. In jenen Beschlüssen ist die Rede von solchen Klerikern, „welche sich nicht schämen, das Schamvollste zu unternehmen“ (Turpissima quaeque attentare non erubescunt), welche sich maskieren, leichtfertige Tänze aufführen, öffentlich auf den Straßen Musik machen und unerlaubte Schauspiele aufführen. Vom fünfzehnten bis zum siebzehnten Jahrhundert wird in fast allen Synoden das ausschweifende Leben der Geistlichen getadelt. Die gesamte antike römische Litteratur enthält keine Andeutung, welche uns berechtigte, von dem sittlichen Verhalten der römisch-heidnischen Priester der Staatsreligion Ähnliches zu behaupten. Nur Priester der Isis, sowie der magna

*) Bevor Paul II. im Jahre 1467 den Karneval feierlich installierte, hatte man den Brauch, einen Juden in eine Tonne zu stecken und diese vom Kapitol niederzurollen. (Tribuna vom 19. Februar 1890. Nr. 50.) Solche Barbarei kannte das heidnische Rom nicht, die Päpste haben sie geduldet.

mater und anderer ausländischer Götter hatten keinen besseren Ruf, als in obengenannten Jahrhunderten der „christliche" Klerus Siciliens.

Unser vorstehendes Kapitel enthält den Nekrolog des Karneval, denn bereits hat Frau Weltgeschichte ihn in ihr Totenregister eingetragen. Was man heutzutage in den großen Städten als Karneval bezeichnet, ist eine Leiche, an der von allerlei Kommissionen und Komitees Wiederbelebungsversuche angestellt werden. Vergebens. In Rom und anderswo hat seit Anfang dieses Jahrhunderts der Karneval seinen früheren Charakter und Glanz nach und nach verloren. Im Jahre 1862 am 20. Februar las man daselbst zum Schrecken des Papstes ein Flugblatt, welches die Römer ermahnte, sich vom Karneval fernzuhalten. „Römer, wenn ihr euer Vaterland liebt, so enthaltet euch der Teilnahme am Karneval. Nur die Bourbonischen, die Zuaven und die Schergen des Papstes werden sich am Karneval beteiligen und durch den Peterspfennig wird man die Kosten bezahlen." — Dieser Aufruf des damaligen geheimen Nationalkomitees hatte guten Erfolg. Acht Jahre später schlug die letzte Stunde des Kirchenstaats, und bald darauf verbot die Stadtbehörde der nunmehrigen Hauptstadt den Wettlauf der wilden Rosse, welche in Rom unter dem Namen Barberi bekannt sind, ein Verbot, welches dem sterbenden Karneval den letzten Blutstropfen nahm.

Der Karneval ist tot. Man setze ihm ein Denkmal mit der Inschrift: Hier ruht der thatenreiche, geistesarme Karneval, dessen Mutter das Heidentum, dessen Vater ein Papst war. Requiescat in pace.

Zweites Kapitel.

Vénnari.

„Heilige Venus, du bist unsere Mutter."
Volksgebet.

In Sicilien giebt es kein Wort, welches so sehr mit fast allen wichtigen Lebensangelegenheiten in Zusammenhang steht, wie das Wort unserer Überschrift. „Vénnari" ist der dem Dialekt angehörende Name des Freitags, welcher in italienischer Schriftsprache: Venerdi (Tag der Venus) heißt. — Bisher hat jedes Kapitel den Nachweis geliefert, daß die äußere Christianisierung Italiens im Grunde alles beim alten ließ, im vorstehenden Kapitel müssen wir zunächst konstatieren, daß die Christianisierung jenes Landes eine bemerkenswerte Veränderung hervorrief, indem sie den Tag der Venus, der Göttin der Schönheit und Liebe, der Lebensfreude und des Lebensgenusses, in einen Tag der Trauer, des Fastens, der Büßung verwandelte, eine Umwandlung, welche diesem Tage schon sehr früh vonseiten der Kirche zuteil wurde und zwar unter Hinweis auf den an einem Freitag erfolgten martervollen Tod Christi. Eine huldreiche Frühlingsgöttin, die aber den Namen: Venus noch nicht besaß, ehrten schon die alten Völkerstämme Latiums, und erst später, als Rom anfing, die Völkerbeherrscherin zu werden, verschmolz mit jener Verehrung der Kultus der griechischen Aphrodite, welche von Sicilien zum Festlande Italiens kam, wo man sie bald allgemein „Venus" nannte, mit welchem Namen, wie dessen Wurzel beweist, Lieblichkeit und Reiz bezeichnet

wird *). In Sicilien, auf der Höhe des Eryxberges, fand sich das vom Glorienschein uralter Sage umgebene, hochgepriesene Heiligtum der Venus Urania, die auf der ganzen Insel viele Heiligtümer besaß; kaum aber hatte dieselbe ihre Herrschaft auf das Festland ausgedehnt, da ward auch hier die Zahl ihrer Tempel eine große. Haec Veneris sedes (dies ist der Sitz der Venus), sagt Martial (IV, 44) von Pompeji, wo sie als Stadtbeschützerin galt **), und aus zahlreichen Stellen römischer Dichter und Prosaiker erhellt, daß diese Göttin namentlich in Campanien Leben und Sitte beherrschte. In Sicilien und im Süden Italiens überhaupt dampfte der Venus reichlicher Weihrauch, hier ward die Aufforderung Ovids befolgt: „Betet und sühnt sie mit flehendem Wort“. Eine besondere Bedeutung erlangte die Venus in Rom, wo Tradition und Poesie dieselbe zur Stammmutter des Julischen Kaisergeschlechtes, zur Ahnfrau des römischen Volkes machte. „Tempel erheben sich jetzt allwärts für die mächtige Göttin, aber in unserer Stadt hat sie ein höheres Recht“. So sagt Ovid von der mächtigen Göttin, der Mutter des Äneas, welcher unter Leitung derselben in Latium das Werk der Begründung des römischen Volkes vollendet hatte ***). Wie innig Rom mit der Verehrung dieser Göttin verbunden war, beweist der von Hadrian dem Kultus der Venus und Roma erbaute Doppeltempel, in dessen noch vorhandenen Nischen die Riesenstatuen dieser zwei Gottheiten aufgestellt waren. Es war ein bedeutsamer äußerer Sieg, als es der Kirche gelang, den Tag dieser Göttin in einen Trauer- und Fastentag zu verwandeln.

Je weiter nach Süden, desto mehr tritt uns diese dem Freitag bis heute erhaltene Bedeutung entgegen, am deutlichsten in Si-

---

*) Preller, Römische Mythologie, S. 383. Das Wort vinum, der Wein, hat dieselbe Wurzel.

**) Siehe unseren zweiten Teil, Kap. I: Pompeji, keine Totenstadt; sowie Kap. XV: Die Himmelskönigin.

***) Vgl. Äneis I, 254—296. Hier verheißt Jupiter der Venus, daß ihr Sohn Äneas das Reich der Römer begründen werde. „Deren Gewalt soll weder ein Ziel mir enden, noch Zeitraum. Endlos daure das Reich, das ich gab.“

cilien *). Die Bevölkerung hat sich dem von der Kirche erlassenen Freitags-Fastengebot gefügt, wie sie ebenfalls das Joch des Aschermittwochs auf sich nahm, der dem Karneval ein Ende macht. Was jenes Fasten anbetrifft, so ist es freilich heutzutage leicht, sich demselben zu entziehen, indem man für Geld und gute Worte einen Dispens kauft, aber das Gebot selbst besteht in Kraft und jeder gute Katholik, einerlei welchen Standes, folgt am Freitag der kirchlichen Satzung. Als besonders wichtig gelten die Freitage des März in ganz Sicilien. Bis vor circa 50 Jahren trat dieselbe Bedeutung dieser Tage auch in Neapel hervor und berühmt war die von den höchsten Ständen an allen März-Freitagen angestellte Wagenprozession zur Madonna in Resina. Als ernste Bußtage sollten jene Freitage gelten, und demgemäß erschienen bei jener Prozession die Damen der Aristokratie in schwarzen Schleiern und Gewändern, aber die Heiterkeit anderer Feste ward auch bei diesen Aufzügen nicht gänzlich verdrängt und dasjenige, was die römische Kirche als „Welt" bezeichnet, trat trotz Schleier zutage, indem man in der Pracht der Wagen und Gewänder wetteiferte, als gelte es eine der üblichen Korsofahrten. Die Wagenprozession nach Resina hat aufgehört, die Madonna daselbst hat ihr früheres Ansehen verloren und besitzt nur noch eine lokale Verehrung. In neuester Zeit pflegt man Märzprozessionen zur Madonna di Pompeji zu machen, aber nicht im Wagen, sondern per Dampf, letztere Beförderung ist bequemer, schneller und billiger. Das strengste Fasten wird in Sicilien und in ganz Süditalien am Karfreitag beobachtet und überall finden dann Prozessionen statt, welche den Ernst des Tages und seine Trauer zum Ausdruck bringen sollen. Man könnte erwarten, daß dann das sonst so geräuschvolle südliche Leben einer entsprechenden Stille weiche. Wir nennen den Karfreitag gewöhnlich den stillen Freitag und reden von der stillen Woche. Aber wo ist denn in den Städten des Südens Stille? Etwa in den Kirchen? Gerade die stille Woche macht im Süden Italiens laute Kirchen die sich dann in Schaubuden verwandeln. Zu Anfang der letzten Karwoche besuchte

*) In Tirol läuten die Kirchenglocken jeden Freitag eine volle Stunde.

Verfasser eine der größeren Kirchen Neapels. Während die Messe ruhig ihren Gang ging, waren zahlreiche Arbeiter beschäftigt, Gerüste aufzuschlagen, es wurde gehämmert, geklopft, gelacht, andere schleppten Leitern und schmückten eine der Seitenkapellen mit prachtvollen gold- und silbergestickten, geschmackvoll drapierten Vorhängen. Letztere werden von einer Zunft arrangiert, deren Angehörige nichts thun, als die Ausschmückungen der Kirchen mit Vorhängen u. s. w. besorgen. Weiber und Männer schleppten Blumentöpfe, riesengroße Blumensträuße, und so entstand nach und nach die Ausschmückung eines künstlichen Grabes oder eines großartigen Katafalks, oben ein gold- und silberstrahlender Sarg, wie in einem Thronsaal, in welchem der Thron erhöht steht, vor ihm aber kostbare goldbordige Vorhänge in eleganter Drapierung den Durchblick gestatten. Ringsherum riesige vergoldete Leuchter oder, wie im Dom, Pyramiden von Lichtern, 20 bis dreißig Fuß hoch. Dabei schauendes, gaffendes, plapperndes Publikum, diverse Priester zur Beaufsichtigung dabei, aber in lebhafter Unterhaltung mit dem schaulustigen Publikum. Der Karfreitag gehört in Süditalien zu den geräuschvollsten Tagen des Jahres und der fehlende Glockenton wird dann reichlich ersetzt durch den Lärm der Menschenmassen, welche von Kirche zu Kirche drängen, um die Sepolcri (Gräber) zu schauen und dann in der Campagna bei Fastenspeisen frohe Gelage zu halten.

Mag aber der Karfreitag auch ebenso geräuschvoll sein, wie mancher Festtag, den man vor Jahrtausenden im Süden zur Ehre der Venus feierte, so bleibt doch die Thatsache stehen, daß die Kirche als Gesetzgeberin in Hinsicht des Freitags einen Erfolg erzielt und das Gepräge desselben verändert hat.

Während die zur Herrschaft gelangte Kirche mit Stolz auf solchen äußeren Sieg blickte, merkte sie nicht, daß ein Stück Heidentum durch eine offen gelassene Hinterthür hineinschlüpfte und sich im Kirchentempel häuslich einrichtete, wie die Schwalbe in ihrem Nest.

Im heidnischen Rom unterschied man zwischen heilvollen und unheilbringenden Tagen, und dieser Unterschied war nicht etwa einseitig die Sache eines volkstümlichen Glaubens, sondern eine Satzung der Staatsreligion. Mit der letzteren stand der Kalender

in Zusammenhang und dieser war der Aufsicht des Pontifex maximus unterworfen. Der Oberpriester hatte ursprünglich die Pflicht und das Recht, die für Götterfeste und öffentliche Geschäfte bestimmten Tage vorzuschreiben, ebenso diejenigen Tage zu nennen, welche Unheil brachten, also für öffentliche Geschäfte und wichtige Unternehmungen des Privatlebens untauglich erschienen. Man nannte sie Dies atri (schwarze Tage), oder, weil sie mit religiösen Bedenken behaftet waren: Dies religiosi, also Tage, vor denen die Religion warnte. Später gewann allerdings der Staat Einfluß auf die Bestimmungen des Kalenders, aber in Hinsicht der „schwarzen" Tage blieb alles beim alten und wenn der betreffende Staatsbeamte alljährlich den Kalender in Gestalt einer Steintafel publizierte, so las ein jeder auf derselben auch die Tage, an welchen es nicht wohlgethan war, z. B. Hochzeit zu halten, eine Reise, oder ein anderes wichtiges Geschäft zu unternehmen.

Zahlreiche Bruchstücke solcher Steinkalender sind uns bewahrt, aber das wichtigste Bruchstück erhielt sich im Volksleben, welches in ganz Italien bis auf den heutigen Tag seine Dies atri kennt und beachtet. Dies tritt nirgends klarer hervor, als in Sicilien. Die Kirche hatte dem Freitag den Stempel der Trauer aufgedrückt, das Volk, welches den Glauben an „schwarze" Tage nie verlor, erlaubte sich ebenfalls, seinen Stempel anzubringen und verwandelte den Freitag in einen Unglückstag. Der Tag, dem die Kirche einen unfreundlichen Charakter verliehen und mit dem freudlosen Fastengebot ausgestattet hatte, erschien dem Volke geeignet, diejenige Rolle zu übernehmen, welche früher anderen Tagen eigen war. Die Unglückstage des heidnischen Lebens wurden vergessen, der Aberglaube selbst aber nicht. Man wählte andere Tage, unter denen — am meisten in Sicilien — der Vénnari obenan steht. Neben diesem gilt auch Martedi (Tag des Mars, unser Dienstag) als unheilvoll und ein in ganz Italien bekanntes, in aller Munde befindliches Sprichwort lautet: Venerdi e Di-Marte non si sposa non si parte d. h. am Freitag und Dienstag soll man weder heiraten noch eine Reise unternehmen. Dies ist kein Scherzwort, sondern ein ernstlich gemeinter Rat. Wenn wir versuchen, diesen Charakter des Martedi zu erklären, so könnte

darauf hingewiesen werden, daß Mars und Venus deshalb zusammengehören, weil beide die Stammgötter des Julischen Kaisergeschlechtes und deshalb zugleich des römischen Volkes waren. Dem Mars war der Frühlingsmonat März geweiht, ursprünglich der erste Monat des Jahres *), und in demselben wurden zahlreiche Feste gefeiert, die zum Teil einen kriegerischen Charakter hatten und die Bevölkerung in nicht geringe Aufregung versetzten. Aus diesem Grunde enthielt man sich dann wichtiger Unternehmungen und achtete es nicht für wohlgethan, im genannten Monat Ehen zu schließen, weil man fürchtete, dieselben könnten ein stürmisches Leben voll Aufregung und Unruhe herbeiführen. Die Gemahlin des Jupiterpriesters mußte, solange im März diese kriegerischen Festumzüge dauerten, ihr Haar ungekämmt lassen **). Es ist bezeichnend, daß man in ganz Sicilien bis heute den März als einen Unglücksmonat betrachtet, dasselbe habe ich vielfach in anderen Distrikten Süditaliens vernommen, namentlich an solchen, die fernab vom großen Weltverkehr liegen. Wenn nun der ganze Monat des Mars ein Unglücksmonat ist, so übertrug sich diese Vorstellung leicht auf den Martedi, den Wochentag des genannten Gottes. Aber auch der Monat Mai gilt in Sicilien als ein Monat übler Vorbedeutung, welche derselbe schon im antiken römischen Leben hatte, denn in demselben war ein Tag, von dem Ovid (Fasti V, 487) sagt: „Nimmer zur Hochzeit wählen den Tag Jungfrauen und Witwen, wer an dem Tage gefreit, starb in der kürzesten Frist.“ — Gemeint ist der neunte und in zweiter Linie auch der elfte und dreizehnte Tag des Mai. Alsdann nämlich kamen, so war der Volksglaube, die Geister der Verstorbenen aus dunkler Tiefe, um wieder einmal ihren Angehörungen und ihrer ehemaligen Behausung nahe zu sein. Man nannte diese Spukgeister Lemuren, es sind die von Horaz (Episteln II, 2) erwähnten Larvae nocturnae, nächtliche Spukgestalten, welche die Phantasie der Lebenden vielfach be-

*) Von Romulus sagt Ovid Fasti III, 97, er „setzte den Vater zuerst gleich an des Jahres Beginn“. Gemeint ist Mars. „Mars war Latiums Gott, denn er ja gebietet den Waffen.“ Fasti III, 35.

**) Preller, Römische Mythologie, S. 322.

schäftigten und mancherlei nächtliche Sühngebräuche hervorriefen, wodurch man den Toten Ruhe und den Lebenden Sicherung vor Schaden zu verschaffen suchte. „Schweigende Manen, für euch bringt man die Opfer des Tags." (Ovid V, 422). Der Glaube an umherschweifende Larvae nocturnae hat sich in ganz Süditalien bis zur Stunde erhalten.

Selbstverständlich giebt es auch Zeiten und Tage von guter Vorbedeutung (buon augurio). Obenan steht der Sonnabend, weil der Madonna geweiht. Günstiger Art ist in Sicilien auch jeder erste Montag eines Monats, aber nur in einer Hinsicht. An diesem Tage kann man hoffen, daß uralte, von Mund zu Mund erlernte Gebete, welche sich an die Gottheit: „La Sorte" (Schicksal) richten, Erfolg haben. Jener Name ist ein bis in die Gegenwart klingendes Echo des römischen Fortunakultus, der im antiken Leben von so einflußreicher Bedeutung war. Von Lucian *) besitzen wir eine Anzahl von Göttergesprächen und in einem derselben beklagt sich einer der olympischen Götter darüber, daß die Menschen fast allein der Fortuna sich zuwenden. Seit der Kaiser Trajan ihren Kultus bevorzugte und seiner Verehrung gegen diese dämonische Gottheit durch einen großartigen Tempelbau einen Ausdruck gab, ward die Fortuna als Weltherrscherin betrachtet. Wenn der Sicilianer zur „Sorte" betet, so ist der Begriff dieser überirdischen Macht ebenso elastisch wie der Begriff, den das antike Leben mit dem Namen Fortuna verband, deren zahlreiche Beinamen ihr schwer zu definierendes Wesen ausdrückten. Bald war sie das, was wir Glück nennen, bald dasjenige, was unser deutsches: Schicksal bezeichnet, also der griechischen Aisa, dem Fatum ähnlich **). Was der Sicilianer La Sorte nennt, heißt auf dem Festland Süditaliens Destino (Schicksal, Bestimmung), oft auch: Combinazione d. h. Verkettung der Umstände. Alle diese mit unklaren Begriffen verbundenen Namen hängen mit der Religion

*) Aus diesem Satiriker des zweiten Jahrhunderts haben wir bereits in unserem ersten und zweiten Teil Citate angeführt.

**) Das Schicksal oder Verhängnis trug auch den Namen Meura, ein Wort, welches noch jetzt in Sicilien fortlebt. Unter Mira denkt man sich eine dunkle Schicksalsmacht.



des südlichen Volkes ebenso zusammen, wie die Fortuna mit dem antiken Religionsleben.

Düsteres Verhängnis blickt mit dämonischem Auge auf den Vénnari, wehe dem, welcher das Schicksal herausfordert! Frevelhaft wäre es, am Freitag Hochzeit zu halten, eine solche Ehe wäre sicherlich voll Unglück, leichtfertig wäre es, am Freitag eine Reise, einen Dienst anzutreten, ein neues Haus zu beziehen. Alle Frauen, welche ernste Frömmigkeit lieben, hüten sich, am Freitage Schmuck anzulegen. In Neapel giebt es zahlreiche ältere und jüngere Weiber, welche den Beruf haben, Frauen des Volkes zu frisieren, eine Arbeit, die in den älteren Stadtquartieren öffentlich auf der Straße vor den Thüren abgemacht wird. Eine solche Friseurin, die in Hinsicht der glücklichen Lottonummern*) oft eine wissende ist, heißt Cápera (Capo Kopf). Die Weiber des Volkes lassen sich alle Woche einmal frisieren, aber die Cápera thut dies nie am Freitag. Wenn die Gemahlin des Oberpriesters in Rom sich an gewissen Tagen des März, wie oben erwähnt, nicht frisierte, so war dies sicherlich für sie eine Entbehrung, wenn die Weiber in Süditalien am Freitag ihr Haar unfrisiert lassen, so kann dies keine Kasteiung für sie sein, da der gewöhnliche Zustand des weiblichen Hauptes in den niederen Ständen der unfrisierte ist. Wie es im übrigen mit einem solchen Haupt bestellt ist, zeigen Volksscenen auf der Straße, wo Weiber einander öffentlich den Dienst erweisen, gewisse Tierlein des Hauptes zu erhaschen. Der Wahrheit gemäß muß hier berichtet werden, daß diese niedere Jagd in Süditalien auch am Freitag ausgeübt wird. — Wie hoch in Sicilien der Freitag in Achtung steht, erhellt am besten aus der merkwürdigen Thatsache, daß selbst Diebe, Räuber und Mörder denselben respektieren. Die Verbrecher-Statistik weist nach, daß am Freitag höchst selten Schandthaten unternommen werden, obgleich dieselben auf jener Insel zu den gewöhnlichen Dingen gehören, wo die öffentliche Sicherheit immer noch zu den unsicheren Dingen gehört und die Ausübung der Privatrache ebenso als Recht und Pflicht betrachtet wird, wie auf Korsika, Sardinien und in ganz Süditalien.

---

*) Zu vergleichen Teil I, Kap. VIII: Orakel.

Man fürchtet jenen Tag aber nur deshalb, weil man überzeugt ist, daß eine am Freitag verübte Schandthat sicher ihre Strafe findet und derjenige, welcher sie verübte, entdeckt wird*).

Zu den unheilvollen Tagen gesellen sich ebensolche Zahlen und Handlungen.

Es ist eine Tradition aus dem fernsten Altertum, wenn man in Süditalien bei gewissen Gelegenheiten den ungleichen Zahlen den Vorzug vor den gleichen giebt. Wer in Calabrien Geschenke giebt, schenkt sie in ungleicher Zahl, also entweder drei, oder fünf, oder sieben. Nach Plutarch repräsentiert die ungleiche Zahl das Männliche, die gleiche dagegen das Weibliche. Mir ist von Freunden, die mit dem Landvolk viel verkehren, die Versicherung geworden, daß die Eier, welche man den Hühnern zum Brüten unterlegt, stets von ungleicher Zahl sein müssen**). Unheilvoll ist die Zahl dreizehn, ebenso siebzehn, auch die drei kann unter Umständen ihre Bedenken haben. Als kürzlich in meinem Zimmer drei Lichter brannten, löschte die Magd das eine aus und erklärte auf Befragen, drei Lichter seien „di mal augurio". Vor Jahren machte man mich darauf aufmerksam, daß die Betten in einem Zimmer niemals so stehen dürfen, daß die Füße eines in demselben liegenden nach dem Ausgang gerichtet sind. Wehe dem, welcher diese Regel unbeachtet läßt, er würde bald als Leichnam das Zimmer verlassen müssen. Ich habe seitdem, so oft ich Gelegenheit hatte, darauf geachtet und gesehen, daß erwähnte Regel sorgfältig beobachtet wird. Die Toten werden, wenn sie circa zwölf Stunden hindurch nach antiker Sitte auf einem Paradebett liegen, so gestellt, daß die (mit ledernen Stiefeln) bekleideten Füße nach dem Ausgang gerichtet sind. Öl aus Versehen auf den Fußboden gießen, ist eine bedenkliche Handlung, welche sicher Unheil bringt, heilvoll dagegen ist das Ausgießen von Wein. Ein Brot darf man nie so hinlegen, daß die obere Seite sich unten befindet, es wäre dies ein „mal augurio". Durch Anrufung verschiedener Heiligen gewinnt das selbstgebackene Brot besonderen Segen. Es

*) Pitré, Biblioteca, XVII, 262.
**) Cf. Dorsa, La tradizione, pag. 143.

ist nicht wohl gethan, eine Schere auf den Tisch zu legen, noch weit schlimmer aber, aus zwei Gegenständen auf dem Tisch ein Kreuz zu formen. Homer erzählt von Telemach, daß er kräftig nieste und seine Mutter dies als ein heilvolles Zeichen auffaßte. So denkt man noch heute in Süditalien, wo es ein jeder berechtigt finden würde, wenn man ihm erzählte, daß Tiberius, selbst wenn er im Wagen sitzend nieste, als Anerkennung dieser Handlung von guter Bedeutung verlangte, daß man ihm ein: „Salus tibi“ entgegenrief. Kehren wir zum Vennari zurück.

Die Kirche hat den Tag der Venus in einen „schwarzen“ Tag verwandelt. Ihr Sieg ist nicht zu bestreiten, aber er war kein vollständiger. Die große Göttin Venus hat ihr Terrain nicht gänzlich verloren, vielmehr ein gutes Glück desselben behalten, denn glücklich ist das Kind, welches am Freitag das Licht der Welt erblickte. Was wir von Sonntagskindern sprichwörtlich reden, das gilt in Sicilien von einem Freitagskind. Ein solches heißt im Dialekt Vinnirinu *), es hat eine glückliche Zukunft zu erwarten und wird vermöge seiner leiblichen und geistigen Kräfte große Unternehmungen ausführen. Vielfach betrachtet man den Vinnirinu sogar als ein Wunderkind, welches durch ungewöhnlichen Mut und prophetischen Scharfblick sich auszeichnen wird **). Woher nun diese Ausnahme? Weshalb gilt ein Vinnirinu nicht als Unglückskind, wie z. B. auf Madagaskar, wo man alle am Freitag geborenen Kinder in den Wald trägt und dort ihrem Schicksal überläßt? Jene Ausnahme haben wir auf das Konto der Frau Venus zu schreiben. Diese holde Frühlingsgöttin galt unter der Bezeichnung „Venus felix“ auch als die Beschützerin des Frauenlebens, als Geburtsgöttin. „Feiert der Venus geheiligte Macht“, sagt Ovid, denn unter ihrem Schutz hatte das neugeborene Kind Wachstum und Gedeihen. Aphrodite Urania war die mütterlich sorgende Gottheit des Kindersegens ***), so hat man sie einst in Sicilien be-

*) Cf. Pitré, Biblioteca, XVII, 264.

**) Ibid.

***) Preller, Griechische Mythologie, I, 280 u. 299. Auch ist zu vergleichen unser erster Teil, Kap. VI: Die neue Juno. — Aphrodite hatte, wie Artemis, den Beinamen Kourotrofos, die Kindesnährerin. Preller, S. 300.

trachtet, wo man ihre Statuen mit Rosen kränzte und ihren Tempeln Weihgeschenke brachte. Die Erinnerung an diese Gottheit tritt uns in der Thatsache entgegen, daß man in Sicilien den „schwarzen“ Charakter des Freitags nicht auf die Geburt eines neuen Menschenlebens übertrug, vielmehr in letzter Hinsicht den freundlichen Stern der Venus dem Kindlein glänzen ließ.

Die Kirche hat den Freitag als ernste Erinnerung an den Tod Christi gekennzeichnet und von ihren Angehörigen verlangt, daß sie diesen Tag solcher Erinnerung widmen. Sicherlich gab es in Sicilien eine Zeit, wo die Kirche ihren Zweck erreichte, aber nur eine kurze. Das alte Heidentum hat sich dort insofern dieses Tages bemächtigt, als derselbe immer mehr dem Spezialkultus eines Santo, also eines christlichen Heros*), eines Halbgottes, gewidmet wurde, der in ganz Süditalien unter der Heroenschar eine hohe Stellung einnimmt. Wir meinen St. Francesco di Paola, welcher 1507 am Karfreitag starb und dessen Kultus sich von Kalabrien aus über ganz Sicilien verbreitete, wo die Volkssprache ihn vielfach als „Santu Padri“ (heiliger Vater) bezeichnet. Die Kirche nennt ihn den Taumaturgo (Wunderthäter) Kalabriens und sagt: „Er ist ein glänzender Stern am mystischen Firmament der wahren Kirche Jesu Christi und leuchtete fast ein Jahrhundert hindurch (1416—1507) mit einem so wunderbaren Lichte, daß er mit seinem Leben und seinen Werken die erhabene und spezielle Mission offenbarte, die er vom Himmel empfing**).“ — „Ohne Hilfe menschlicher Wissenschaft, die ihm als Eremiten in einem finsteren Walde nicht zugänglich war, umfaßte er doch, mehr als menschliche Intelligenz vermag, die Geheimnisse Gottes; ohne je Lehrer gehabt zu haben, ohne Redner zu hören, allein inmitten brausender Stürme, brüllender Wölfe, leuchtender Blitze, erlangten seine Lippen doch die Tugend göttlicher Beredsamkeit, welche droht und belehrt, erschreckt und triumphiert. Er hatte kein Buch, als die wilde

---

*) Siehe unseren ersten Teil, Kap. III: Fünfzehnhundert Jahre; Kap. VI: Auch ein Heiliger; Kap. XII: Ein Panegyrikus.

**) „Le sovrumane bellezze della chiesa di Dio nei Santi“, von P. Aless. Baroni, pag. 459 sqq.

Natur, keine Schule, als rauhe Wälder und steile Felsen, kein Licht, als die Sonne, und dennoch baute er Klöster und Kirchen, dennoch sah er wilde Tiere und Fürsten, Priester und Päpste zu seinen Füßen, dennoch gehorchten seinem Wink die Erde und das Meer, die Bäume und Steine, das Leben und der Tod." — „Die gesamte Natur war ihm unterworfen, er vervielfältigte wunderbar die Speisen, er brachte Wasser aus dürrem Gestein, er heilte Kranke und weckte die Toten auf. Vor ihm wich das Feuer zurück, auf seinen Wink blieben Steine in der Luft hängen, die Flüsse hemmten ihren Lauf, die Stürme schwiegen, die Blitze erloschen, der Hagel zerschmolz und das Meer trug ihn, als er auf seinem Mantel von Calabrien nach Sicilien hinüberfuhr." — „O, göttlicher (divino) Francesco, habe Erbarmen mit uns und strecke deine wunderbare Hand aus, damit sie uns bewahre vor der Schuld im Leben und uns kröne mit ewiger Wonne."

Eine andere Stimme*) läßt sich über diesen Taumaturgo also vernehmen: „Wenn nicht die allgemeine Überlieferung und der gemeinsame fromme Glaube unter Autorität der Kirche die Wirklichkeit der Wunder des St. Francesco di Paola feststellte, so könnte man die Zahl und Art derselben für übertrieben ansehen. Schon in seinen Jünglingsjahren heilte er Kranke durch Berührung seiner Hand, fünfzehn Tote erweckte er zum Leben. In Milazzo (Sicilien) sah er an einem Baume einen seit drei Tagen Erhängten, schnell zerschnitt er den Strick und machte den Toten im Namen der Dreieinigkeit wieder lebendig. Einst verrichtete er an einem einzigen Tage hundert Wunder, und letztere waren bei ihm so gewöhnlich, daß es als ein Wunder erschien, wenn einer seiner Tage ohne Wunder blieb."

Wenn die Kirche in unseren Tagen obiges von dem genannten Santo-Heros behauptet, so thut sie dies, weil ihr der Glaube des Volkes als Fundament dient. Das Volk Süditaliens betrachtet St. Francesco, der von Leo X. im Jahre 1519 heilig gesprochen wurde, als den Wundermenschen, den Taumaturgo,

*) Padre F. Ganger, Quaranta nuovi Panegirici. Napoli 1882. p. 32.

und mit heiliger Scheu naht sich der Calabrese dem Kloster jenes Heiligen, des Stifters der „Minimi“. Dasselbe liegt in einem stillen Thale, an der Grenze des Silawaldes, unweit des freundlichen Seestädtchens Paola. — Der oben erwähnte Freitagskultus dieses Heiligen, von der Kirche mit Eifer gefördert, ist in ganz Süditalien verbreitet und drängt natürlich die Erinnerung an die Passion Christi in den Hintergrund.

Außer dem genannten Santo macht auch eine Santa auf den Freitag Anspruch und zwar deshalb, weil sie angeblich am Venerdi geboren ist. Kein Papst hat diese Santa kanonisiert, in den Acta sanctorum hat sie keine Stätte, ihr Kultus ist auf einige Distrikte Siciliens und des südlichen Festlandes beschränkt. Es ist das eine „wunderliche“ Heilige, denn in ihrem Gewand birgt sich diejenige Gottheit, welche man im deutschen Hörselberge für immer eingeschlossen wähnt, kurz gesagt: Jene Santa ist Frau Venus selbst. An mehreren Stellen Siciliens und Calabriens wird eine Heilige verehrt, welche man mit dem Namen Santa Vénera, oder Venere bezeichnet. Diese volkstümliche Heilige ist eine rein mythologische Person, von der nirgends verlautet, wann sie lebte, desto mehr aber die Wunder erzählt werden, welche sie verrichtete. Auch weiß niemand, woher sie stammt, weshalb die einen Sicilien, andere Kampanien, andere Frankreich als ihre Heimat bezeichnen. Die römisch-katholische Mythologie erhebt sie zur Lichthöhe der Märtyrer, dichtet ihr alle erdenklichen Tugenden an und läßt durch sie drei Königreiche zum Christentum bekehrt werden. Aus einem alten Breviarium Gallicum sind diese mythologischen Notizen über die verdächtige Santa Venera entnommen*). Im heutigen Calabrien giebt es eine Landschaft namens Santa Venere und daselbst eine Kirche, in welcher junge Mädchen ein Gebet an diese Santa richten und darin dieselbe um einen Ehemann bitten. In Italien giebt es einige Landschaften und drei Häfen, welche noch jetzt den Namen Santa Venere tragen und an Tempel der Venus

*) Marafioti, Croniche ed Antichità di Calabria, p. 108. Cf. Dorsa, La tradizione, p. 60. Der letztere führt das Gebet an, welches also anfängt: „Tu, santa Venera nostra, sei la madre nostra, Noi veniamo per farti una devota preghiera etc.“

erinnern, welche einst daselbst standen. Als die äußere Christianisierung vor sich ging, war es das allergewöhnlichste, daß man sich gelegentlich immer wieder an die alten Götter, ebenso aber auch an die von der Kirche als wunderkräftig gepriesenen Heiligen wandte. Bei diesem Chaos alter und neuer Götter ward Venus allmählich eine „Santa Venere“. Das Gebet, welches heute calabresische Jungfrauen an genannte Santa richten, enthält denselben Wunsch, welchen hellenische Jungfrauen der Aphrodite ans Herz legten. Die griechische Aphrodite war bekanntlich eine mächtige Ehegöttin, „Herrscherin der Ehen“ wurde sie genannt und dementsprechend angerufen. Eine solche Helferin ließ man sich nicht nehmen, und viel später erst gab die immer mehr in das alte Heidentum zurücksinkende Kirche in obiger Hinsicht einen Ersatz in der Madonna, welche heutzutage am meisten bei Hochzeitsangelegenheiten in Anspruch genommen wird und nur insofern eine Erleichterung erfährt, als manche heiratslustige Jungfrauen sich an St. Antonio (di Padua) wenden und z. B. folgendes Gebet sprechen: „Mein freundlicher St. Antonio, du Advokat dieses Reiches, ich bin nicht häßlich, auch kann ich eine Mitgift erhalten. Nun weißt du, was ich dir sagen will“ *). In Frankreich ward, wie Baillet **) erwähnt, Jahrhunderte hindurch eine heilige Venise verehrt und als Helferin bei Frauenkrankheiten angerufen, ebenso wie die „Santa Venere“, deren Statue im ersten Teil dieser Schrift im ersten Kapitel (Tempel und Kirchen) erwähnt wurde.

---

*) Im calabresischen Dialekt: Sant' Antoniu miu benignu, Avvocatu de stu regnu, tanta brutta non ci signu. N'ugna i dote pozzu doire. Tu lu sai chi vogliu dire. Ein anderes Gebet lautet: Du weißt, St. Antonio, weshalb ich komme. Ich komme, um Dich anzubeten (adurare). Gieb mir einen jungen Mann. Cf. Dorsa, La tradizione, p. 68.

**) Vie des Saints, IX, 36.

Drittes Kapitel.

Der wunderbare Schleier.

„Da, umhülle die Brust mit diesem heiligen Schleier.“

Homer.

Catania, in der Mitte der Ostküste Siciliens gelegen, fast in demselben Jahre von griechischen Auswanderern gegründet, in welchem Rom auf dem palatinischen Hügel am Tiberstrom erstand, ist berühmt durch seine Lage, sowie durch die Fruchtbarkeit der gen Süden und Westen sich erstreckenden Ebene, und zeigt in seinen Bauten eine Pracht, welche kaum von einer anderen Stadt Italiens erreicht wird. Sie ist durchweg neu erbaut, nachdem sie vor Jahrhunderten durch Ätna-Ausbrüche entsetzlich heimgesucht worden war. Im Jahre 1669 ward diese Stadt von einem in zwei Arme sich spaltenden Lavastrom so umzingelt, daß sie vom Meere aus mit Lebensmitteln versorgt werden mußte, und im Jahre 1693 erfolgte jenes fürchterliche Erdbeben, welches nur vier Gebäude verschonte, im übrigen die Stadt zerstörte und 16000 Einwohner tötete. Nur ein Dritteil der Bewohner blieb am Leben. Seitdem ward sie neu und prächtig wieder aufgebaut und erfreut sich heutzutage einer hohen Blüte. Bekannt ist die dort herrschende Liebe für wissenschaftliche Bildung, und hochangesehen die von ca. 2000 Studenten besuchte Universität. Großen Einfluß hat hier der Klerus; das religiöse Leben durchdringt alles und der Einfluß der Geistlichkeit macht sich in kleinen und großen Dingen fühlbar. Sehr bedeutend ist bis zum heutigen Tage wie zur

Griechenzeit der Handel. Wenn man die Ebene bei Katania mit ihrem Reichtum an Produkten, die Gehänge des majestätischen Ätna mit ihrem Wein und den fast immer heiteren Himmel schaut, so versteht man, weshalb jener Stadt das Prädikat: „La Bella“ (die Schöne) zuteil wurde.

Mit Staunen und Grausen haben schon die Alten zum Ätna emporgeblickt, den der hellenische Sänger Pindar die „himmlische Säule“ nennt. Mit dem Namen Ätna bezeichneten die Griechen auch eine weibliche Gottheit, in der sich ihnen der feuergewaltige Berg personifizierte, von welchem Zeus einen seiner vielen Beinamen erhielt.

Der Ätna hat an seiner Basis einen Umfang von 189 Kilometer und bedeckt einen Flächenraum von 24 Quadratmeilen, seine Höhe ist 3313 Meter über der Meeresfläche. Die Einwohner Siciliens nennen ihn Mongibello, im Dialekt Mongibeddu, ein Wort, welches aus dem italienischen Monte (Berg) und dem arabischen Djebel (Berg) zusammengesetzt ist. Schon Strabo beschreibt den Ätna so, wie er jetzt dasteht. Man unterscheidet die bebaute Region, wo der Wein gedeiht und in fünfundsechzig Ortschaften über 300000 Einwohner leben. Weiter hinauf folgt der Waldgürtel, ca. 12 Kilometer breit. Dorthin kommen die Hirten mit ihren Ziegenherden, sowie die Köhler mit der Axt. Zahlreiche wilde Tiere, wie Dachse, Marder, Füchse haben hier ihre Heimat. Endlich folgt die wüste Region, im Winter mit Schnee bedeckt, welcher Lava und Asche umhüllt. Im Sommer bewahren die höchsten Partieen dieser Region die weiße Schneehaube beständig, welche den Vesuv nur bisweilen ziert. Kahl und nackt ragt der 300 Meter hohe Kraterkegel des Ätna empor, ist aber beständigen Veränderungen unterworfen. Eigentümlich sind dem Ätna die beim Vesuv fast gänzlich fehlenden Nebenkegel, man zählt deren achtzig große und siebenhundert kleine, alle von Ausbrüchen herrührend. Daß der gesamte Berg im Lauf der Jahrtausende sich selbst durch Aufschichtung und Aufschüttung gebildet hat, unterliegt keinem Zweifel.

Wohl keine Fabel der Alten ist erklärlicher, als die von dem Ungeheuer, dem Typhon, welcher, in den Tiefen des Tartarus ge=

fesselt, seinen feurigem Atem zum Krater des Ätna herausstößt und durch seine Bewegung das Erdbeben verursacht. So sang bereits Pindar. Sicilien, sagt er, hat ihn in berühmter Höhle groß gezogen und nun streckt sich sein Riesenleib vom Ätna, der seine Brust drückt, bis hin nach Kumä an der Festlandküste. Der erste Historiker, der den Ätna erwähnt, ist Thucydides, welcher drei Ausbrüche beobachtete, deren Datum er aber nicht näher angiebt. — Die Alten wähnten, daß sich unterhalb des Ätna die Schmiede-Werkstätte des Vulkan befände, welcher daselbst die Blitze des Zeus herstellte. Bis auf den heutigen Tag findet sich in Sicilien der Glaube, daß der Ätna die Behausung des Teufels, oder vielmehr der Teufel sei, deren Haupt man dort im Dialekt Lu Cifru (Lucifer) nennt. Dieser Volksglaube ist ein Echo jener antiken Sagen. Zwei große Eruptionen erfolgten unter der Regierung des durch Schillers Ballade berühmten Dionys, es war zur Zeit, als sich Plato in Syrakus befand und sich von da aus nach dem heutigen Catania begab, um die furchtbare Erscheinung aus der Nähe zu betrachten. Zur Zeit der Römer waren die Ausbrüche häufig, und von einem wird berichtet, daß damals Schiffe von glühenden Steinen in Brand geraten seien. Während unserer Zeitrechnung zählt man dreißig großartige Eruptionen, die unzählbar vielen kleinen beiseite gelassen.

Unter den römischen Dichtern ist es Virgil, der uns eine ebenso kurze als anschauliche Schilderung des Ätna hinterlassen, und der doch eine Eruption desselben nie mit eigenen Augen gesehen hat. Virgil läßt seinen Helden Äneas sich auf stürmischem Meere dem Lande der Cyklopen nähern und bei dieser Gelegenheit den Ätna erblicken. Von ihm heißt es in der Äneide also:

„Aber zunächst mit grausen Verwüstungen drohte der Ätna,
Oftmals strömt er die schwarz vorbrechende Wolke zum Äther,
Welche wie Pech aufwirbelt den Dampf voll funkelnder Flocken,
Und er erhebt Glutklumpen und leckt mit der Flamme die Sterne.
Oftmals Graus und Gesteine, dem Schoß entrissen des Berges,
Bäumet er strudelnd empor, und geschmolzene Felsen zum Himmel
Wirft er mit Donnergekrach, und kocht aus dem innersten Grund auf.
Wir nun dulden des Nachts das entsetzliche Wunder, in Waldung
Eingehüllt, nicht sehend, woher so tose der Aufruhr.“

Die Ausbrüche des Ätna, den die Phönizier mit dem Namen Etuna bezeichneten, folgen ziemlich schnell auf einander. Zu den berühmtesten der Neuzeit gehört der von 1778. Damals hatte der Vulkan etwa sieben Jahre völlig geruht, als sich plötzlich gegen Ende Juni seine Rauchsäule furchtbar vergrößerte und zwischen dem Qualm Blitze zuckten. In den ersten Tagen des Juli barst der Krater in der Richtung nach Nordwest und ein Lavastrom fing an, sich in der Breite einer halben deutschen Meile zu ergießen. Am 10. Juli sah man eine merkwürdige Erscheinung, man meinte ein Nordlicht zu erblicken, ein Phänomen, welches eine halbe Stunde dauerte und als Vorbote entsetzlicher Dinge betrachtet wurde. Am 13. Juli wurde die Hitze bis weit niederwärts eine unerträgliche, das Rollen des unterirdischen Donners grauenhaft, und endlich kam die Eruption am 17. Juli in ihrer furchtbaren Majestät zur Erscheinung. Aus dem Krater stieg eine Feuersäule von kolossaler Höhe und zur selben Zeit strömte die Lava von allen Seiten nieder. Wunderbar war es zu schauen, wie die Rauchsäule infolge verschiedener Gase beständig ihre Farbe wechselte. Die Asche flog damals bis nach Malta. Am 19. Juli jenes Jahres war alles vorüber. „Hoch ragt Ätna und deckt des Typhöus gräßlichen Rachen." (Ovid.)

Merkwürdig ist die Art, wie die Einwohner der griechischen Insel Zakynthos das Erdbeben erklären. Sie sagen: „Gott neigt sein Haupt zur Erde." — Andere daselbst sagen: „Gott schüttelt sein Haar." Dies erinnert an die bekannten Strophen der Ilias I, 528: „Also sprach und winkte mit schmerzlichen Brauen Kronion. Und die ambrosischen Locken des Königes wallten ihm vorwärts von dem unsterblichen Haupt, es erbebten die Höhen des Olympos" *). — Bisweilen bringt man dort das Erdbeben mit unterirdischen Riesen in Zusammenhang.

Im Jahre 1883 erfolgte ein bedeutender Ausbruch des Ätna und brachte tausende von Fremden nach Katania.

Eine Reihe größerer und kleinerer Städte, wie Katania, Giarre, Riposto, Arcireale, Nicolosi, Mascalucia, Belpasso befand sich in-

*) B. Schmidt, Das alte Griechenland im neuen. I, 34 u. 201.

folge dieses Ausbruchs in furchtbarer Angst. Täglich kamen von dorther zum Festlande Telegramme, welche trotz lakonischer Kürze den Eindruck des furchtbaren Naturereignisses verrieten. Ein Hagel von Asche und Steinen hüllte die grünen Gefilde in ein graues Gewand, furchtbarer Donner ließ sich aus dem Innern des Berges vernehmen, die wellenförmigen Erdstöße, welche hier und da Häuser umwarfen, folgten rasch auf einander. Elf Öffnungen klafften plötzlich und mehrere von ihnen wurden sofort zu Feuerspeiern; an vielen Stellen übernachtete man im Freien oder in schnell aufgeschlagenen Baracken. Mit furchtbarer Majestät näherte sich ein Lavastrom dem Städtchen Nicolisi, der obere Teil des Berges zeigte sich gänzlich in schwarze Massen von Qualm und Asche eingehüllt.

In dieser Not wandten sich die Einwohner der bedrohten Ortschaften an die Schutzpatronin von Katania, die heilige Agatha. — Drei weibliche Gottheiten der römischen Kirche wetteifern auf Sicilien mit einander, St. Rosalia in Palermo, St. Agatha in Katania, St. Lucia in Syrakus, und Verfasser getraut sich nicht zu sagen, welche von den dreien die mächtigste und angesehenste ist. Die Legende behauptet, die heilige Agatha sei in Katania enthauptet, aber geboren in Palermo. Infolge dessen war Jahrhunderte hindurch ein Streit und Wetteifer zwischen diesen beiden Städten, welcher erst dann für immer endigte, als am Himmel Palermos ein neuer Stern (seit 1625) auftauchte, die heilige Rosalia. Vorher stand St. Agatha daselbst in hohem Ansehen, und Jahrhunderte hindurch stritt diese Stadt mit Katania um das Recht, jene Heilige als Mitbürgerin bezeichnen zu dürfen. Jahrhunderte hindurch zeigte man in einer Kirche Palermos einen Stein mit einer Fußspur, genannt „Pedata di S. Agata“, und kürzlich kamen mir verschiedene Erlasse des Senats von Palermo zu Gesicht, welcher im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert alljährlich genaue Vorschriften über die Prozession der St. Agatha erließ, deren Fest man mit großartigem Pomp am 5. Februar feierte *). Dies Fest galt als ein staatlich verordnetes, oder, wie

*) „Biblioteca storica e letteraria di Sicilia“, I, 83 sqq.



sich jene Verordnungen ausdrücken, „Comandata“, und bei hoher Strafe war es verboten, an diesem Tage zu arbeiten. Alle Läden wurden geschlossen, alle Häuser, welche die Prozession berührte, mit Guirlanden geschmückt, und an der letzteren nahmen auch, wie aus jenen Erlassen hervorgeht, Büßer teil, welche man „Ignudi“ nannte, wohl deshalb, weil ihre Füße und Oberkörper behufs Geißelung entblößt waren. Dieser Kultus ist seit zwei Jahrhunderten in Palermo verschwunden, St. Agatha hat ihre Würde an St. Rosalia abgetreten.

Urban VIII. verbot allerdings die Ernennung von Schutzheiligen durch Volkswahl, aber Sicilien scheint sich wenig um diesen Erlaß gekümmert zu haben, denn oft sind durch Volksbeschluß dort Heilige abgesetzt und eingesetzt worden. Als St. Agatha ihr Ansehen in Palermo verlor, behauptete sie dasselbe in Katania. Das zeigte sich auch beim erwähnten Ausbruch des Ätna. Man zog mit verschiedenen Heiligenstatuen dem Lavastrom entgegen, aber unaufhaltsam wälzte derselbe sich weiter. Da mußte St. Agatha helfen. Der Erzbischof von Katania erschien mit dem Palladium der Stadt, dem Schleier der St. Agatha, und siehe da, — „Wunder erzähl' ich“ —, der Lavastrom stellte sein Weiterströmen ein, der Wunderschleier hatte Rettung gebracht.

Von dem Leben, dem Martyrium und den Wundern der St. Agatha handeln in Katania und Umgegend zahllose Volkslieder und Beschreibungen. Ebenso populär wie in Rom die Sage von Romulus und der Wölfin, ist in Katania die Legende von der heiligen Agatha. Sie war, so erzählt das Volk, eine Weberin von außergewöhnlicher Schönheit. Ein reicher Mann kam zu ihren Eltern mit der Bitte, ihm die Tochter zum Weibe zu geben; aber diese wollte nicht, obgleich die Eltern, arme Leute, in sie drangen. Endlich sagte sie zu, stellte aber die Bedingung, daß erst dann die Hochzeit stattfinden sollte, wenn sie ein schönes Gewebe vollendet haben werde. Im Herzen war sie jenem Freier abhold, und um ihn nicht heiraten zu müssen, zertrennte sie stets in der Nacht dasjenige, was sie am Tage gewebt hatte.

Hier haben wir eines der vielen Beispiele von einer Vermischung antiker und kirchlicher Legenden. Was das Altertum von

der Penelope erzählte, welche, um den Freiern zu entgehen, das von ihr Gewebte auftrennte, wird in der römisch-katholischen Legende auf St. Agatha übertragen. Aber auch die Sage von einem Wunderschleier findet sich schon in der Odyssee. (V, 346.) Odysseus hat auf einem von ihm selbst gezimmerten Floß die Insel der Kalypso verlassen, wird aber von einem Sturm überrascht, der sein Fahrzeug zertrümmert und ihn in die Wogen schleudert. Da erbarmt sich seiner Leucothea. Letztere war eine „Heilige" des antiken Lebens, ursprünglich eine menschliche Jungfrau, die Tochter des Kadmos; nach ihrem Tode aber, wie die Odyssee sagt, „in den Fluten der göttlichen Ehre genießend". Die Laufbahn der genannten war also ähnlich derjenigen, welche wir von der heiligen Agatha berichteten, die ebenfalls von der menschlichen Jungfrau zu einer „Diva" aufrückte. Leucothea spricht zu Odysseus:

„Da, umhülle die Brust mit diesem heiligen Schleier
Und verachte getrost die drohenden Schrecken des Todes."

Odysseus folgt diesem Rat und wird gerettet, denn mit Hilfe jenes Wunderschleiers gelangt er zum gastlichen Ufer der Phäaken. Die Wunder des von St. Agatha getragenen und als Palladium hinterlassenen Schleiers stehen mit dem Ätna in Zusammenhang und handeln von Errettungen aller Art. Jeder Katanese hält es für Christentum und Patriotismus, solchen Wundermärlein zu glauben, überhaupt alles für bare Münze zu nehmen, was dem Ruhm und der Verherrlichung der „inclita (berühmt) Protettrice" dient. Auf diese Weise ist es erklärlich, daß man auch dem Tuch, welches den Wunderschleier umhüllt, dieselbe Zauberkraft beilegt, welche der Schleier angeblich besitzt. Die Kirche hat alle jene Legenden mit dem Stempel historischer Wahrheit versehen.

Daß nun die edle Penelope in der St. Agatha weiterlebt, kann uns nicht wundern, wenn wir bedenken, daß einst Griechen die Insel Sicilien bevölkerten, wo man in späterer Zeit einen großen Teil der allbekannten homerischen Sagen „lokalisierte". Wenn die Odyssee von einer Insel Thrinakia erzählt, wo die heiligen Rinder des Helios weideten, so glaubte man, der Dichter

habe Sicilien gemeint. — Wenn Homer die gefahrdrohenden Strudel der Skylla und Charybdis beschreibt:

„Wenn sie die Wog' ausbrach, wie ein Kessel aus flammendem Feuer,
Tobte sie ganz aufbrausend mit trübem Gemisch, und emporstieg
Weißer Schaum, bis zum Gipfel die Felshöh'n beide bespritzend",

so verlegte man jene beiden in die Meerenge von Messina, wo noch heute an der Küste des Festlandes, der Spitze Siciliens gegenüber, das Städtlein Scilla liegt. Eine Höhle des Odysseus zeigt man noch heute bei Milazzo an der Nordküste Siciliens, jene liegt unter dem uralten Kastell genannter Stadt, von welchem man einen Blick auf Meer und Küste genießt. Von der homerischen „schöngelockten, melodischen" Kalypso sagten viele, daß sie auf dem kleinen Eiland Gozzo gewohnt habe, — als die Burg des Windgottes Äolos bezeichnete man die Insel Lipari, und allgemein war die Annahme, daß die Cyklopen*), die „ungesetzlichen Scheusale", nicht weit vom heutigen Catania hausten. In der Nähe von Acireale, nördlich von Catania, ragen im Meer nahe bei der Küste einige malerische Basaltfelsen auf, welche noch heute im Volksmunde „Felsen der Cyklopen" heißen. Es sind nach uralter Volkstradition die Felsblöcke, welche der wütende Cyklop dem Schiff des absegelnden Odysseus nachschleuderte. An dieser Küste läßt Virgil seinen Helden Äneas landen und die Wunder des Ätna schauen, worauf der Held den mißförmigen, gräßlichen Cyklopen Polyphem erblickt**), von dessen Gebrüll erschreckt der tapfere Äneas ebenso schleunig die Flucht ergreift, wie später der Kaiser Caligula, von dem Sueton berichtet, daß ihm das Getöse und der Qualm des Ätna Entsetzen einflößte. — Auch andere Sagen haben sich auf Sicilien erhalten, z. B. die vom Ende des Philosophen und angeblichen Wunderthäters Empedocles, von dem das Altertum erzählte, daß er sich in den Krater des Ätna gestürzt habe. Nach seinem Tode ward er als ein Gottwesen verehrt, wie heute St. Agatha und andere Heilige der römischen Kirche. An

---

*) Im heutigen Griechenland leben die einäugigen Cyklopen in Sage und Sprichwort des Volkes weiter. B. Schmidt, a. a. O., S. 203.

**) Äneis III, 656.



den obengenannten erinnert die Bezeichnung: „Torre del Filósofo“, womit das Volk eine uralte Ruine hoch oben auf dem Ätna meint*). — Noch heute zeigt man unweit Marsála Brunnen und Grab der Kumanischen Sibylle, über deren Höhle eine Kirche des St. Johannes erbaut worden ist. Die Quelle der Sibylla ward in einen Brunnen des St. Johannes verwandelt, aber die Weissagung blieb an dieser Stätte haften. Man ruft am Abend des St. Johannesfestes in die Grotte hinein und benutzt das Echo als Orakel. Mit Recht sagt Holm**) von dieser merkwürdigen Stätte: „So erhält sich uraltes Heidentum unter den Gewölben einer christlichen Kirche, und der Täufer St. Johannes kann die Sibylle nicht vollständig vertreiben.“

Ein Teil solcher antiken Sagen ward also, wie der Schleier und das Gewebe der heiligen Agatha beweist, von dem breiten Strom römisch-katholischer Legenden aufgenommen, eine Thatsache, die keineswegs vereinzelt dasteht. Wir finden z. B. in der Haute Bretagne in Frankreich dasselbe. In den volkstümlichen Legenden, welche sich an die sogenannten Houles des Côtes-du-Nord jener Ufer anschließen, steckt ein gut Stück uralten Heidentums, bei dem die Thatsache zu betonen ist, daß das Volk jener Küsten an die Feeen und Geister, von denen jene Legenden handeln, wirklich glaubt, womit bewiesen wird, daß die römisch-katholische Kirche nicht imstande war, das Heidentum daselbst völlig zu verbannen. Unter den Sagen jener Küste ist eine, welche von einem Riesen Gargantua handelt, der aufs deutlichste an Saturn erinnert, denn wie dieser verschlingt er seine Kinder***). In Sicilien zeigt sich nun die bemerkenswerte Thatsache, daß die römische Kirche die er-

---

*) Das heutige Katania bewahrt pietätvoll die Erinnerung an den großen hellenischen Dichter Stesichoros, welcher 600 vor Christi in „Katana“ lebte. Eine breite Straße der fast 90000 Einwohner zählenden Stadt heißt Via Stesichorea.

**) „Geschichte Siciliens“, I, 56.

***) Sebillot, Contes populaires de la Haute Bretagne. Auch zu vergleichen: Revue chrétienne, Heft I, 1890. La mytologie populaire en France.



wähnten mit St. Agatha verbundenen antik-heidnischen Sagen sanktioniert und mit dem Stempel geschichtlicher Glaubwürdigkeit versehen hat.

Ein ähnliches Beispiel derselben Art finden wir in Rom. Die griechische Mythologie erzählte von Hippolyt, dem Sohn des Theseus, daß die Rosse mit seinem Wagen, den er lenkte, durchgingen und ihn zu Tode schleiften. Euripides in seiner Tragödie Hippolyt beschreibt dies Ende des edlen Jünglings. Die scheu gewordenen Rosse reißen den Wagen fort

„Bis dieser endlich umwarf und sein Räderwerk
An einen Felsblock schmetternd auf dem Boden lag.
Ein krauses Durcheinander herrschte: alles sprang
Empor, die Räderbüchsen wie der Achselknopf.
Doch er, verwickelt in die Zügel — armer Mann! —
Wird an dem unentwirrbar festen Band geschleift.
Sein teures Haupt stößt an die Felsen an, sein Leib
Wird ihm gequetscht, und gräßlich ist sein Weheruf.“

Diese Sage brachte man in Rom in Verbindung mit dem Bischof und Märtyrer Hippolyt, der im dritten Jahrhundert lebte und schon im vierten Jahrhundert bei Rom ein Heiligtum besaß, wo man seine Marmorstatue aufgestellt hatte. Die Gleichheit des Namens hat es veranlaßt, daß die Volkssage diesen angeblichen Märtyrer auf Befehl eines römischen Präfekten von Pferden zu Tode geschleift werden läßt. Diese Volkstradition ward später für historische Wahrheit genommen und in diesem Sinn erzählt sie der römische Dichter Prudentius (gest. 405). Jener christliche Hippolyt, dessen angegebenes Märtyrertum mit dem Wahrheitsstempel der römischen Kirche versehen worden ist, genoß nach seinem Tode ähnliche Ehre wie der heidnische Hippolyt, dem Heroenehre zuteil wurde*). Nachdem die Göttin Artemis sein reines Herz und seinen frommen Sinn gelobt hat, fährt sie (bei Euripides) fort:

*) Auch bei Rom, im Hain der Diana am Nemisee, ward er als Gottheit verehrt, wie uns Ovid bezeugt, Fasti VI, 755. Die Hippolytsage war also in Rom wohlbekannt und populär.



„Dir aber will ich, zum Entgelt für dein Geschick,
Die höchsten Ehren im trözenischen Gebiet
Bescheren, denn ihr Lockenhaar wird jede Braut
Dir vor der Hochzeit weihen. — Durch Jahrhunderte
Soll tiefes Leid in Thränen dir gewidmet sein.“

Der Hippolyt der heidnischen Sage, ein zum Märtyrer gewordener Götterliebling, ward zu einem mit Gelübden und Weihegaben zu ehrenden Heros, — der Hippolyt in der römisch-katholischen Sage, dessen Märtyrergeschichte man der heidnischen Mythologie entnahm, ward zu einem auf ähnliche Weise zu ehrenden „Heiligen“. Im Museum des Lateran steht seine (teilweise ergänzte) Statue, welche beweist, daß sie einer frühen Zeit entstammt, als die Kunst noch edle Werke zu schaffen vermochte. Man fand sie an derselben Stelle, wo das Heiligtum dieses Heiligen schon im vierten Jahrhundert stand. Um ihm den Märtyrerkranz zu winden, pflückte Rom die nötigen Blumen im Garten der Mythologie, und daß die Christen ihren Hippolyt auf heidnische Weise ehrten, zeigen die Kniee jener Statue. Man bemerkt an ihnen die Spuren der Küsse!*).

Auch in Griechenland ist ein Teil mythologischer Legenden auf die Heiligen übergegangen. Auf Kreta verbindet man noch heute die Sagen von Herkules, welcher dort schädliches Gewürm getötet haben sollte, mit dem Apostel Paulus**). St. Dionysios in Griechenland, ein hochangesehener Heiliger, mußte allerlei Legenden von dem heidnischen Weingott Dionysos***) auf seine Schultern nehmen. Der heilige Dionysios nämlich hat den Weinbau erfunden, wie eine Legende erzählt, welche Wachsmuth in seiner kleinen Schrift: „Das alte Griechenland im neuen“ berichtet (Seite 24). Mit Recht nennt er sie eine reizende Legende. Sie lautet wörtlich: „Als Dionysios noch klein war, machte er eine Reise durch Hellas, um nach Naxia zu gehen (Naxia ist der heutige Name von Naxos, dem alten Hauptsitz des Dionysoskultes); da aber der

*) Zu vergleichen: Hase, Kirchengeschichte, I, 339.

**) Siehe unseren zweiten Teil, Kap. VII: Ein Vergessener.

***) Über den Dionysios der hellenischen Mythologie vgl. Preller, Griechische Mythologie, I, 549 ff.

Weg sehr lang war, ermüdete er und setzte sich auf einen Stein, um auszuruhen. Als er nun so da saß und vor sich niederschaute, sah er zu seinen Füßen ein Pflänzchen aus dem Boden sprießen, welches er so schön fand, daß er sogleich den Entschluß faßte, es mitzunehmen und zu pflanzen. Er hob das Pflänzchen aus und trug es mit sich fort; da aber die Sonne eben sehr heiß schien, fürchtete er, daß es verdorren werde, bevor er nach Naxia komme. Da fand er ein Vogelbein und steckte das Pflänzchen in dasselbe und ging weiter. Allein in seiner gesegneten Hand wuchs das Pflänzchen so rasch, daß es bald unten und oben aus dem Knochen herausragte. Da fürchtete er wieder, daß es verdorren werde und dachte auf Abhilfe. Da fand er ein Löwenbein, das war dicker als das Vogelbein, und er steckte das Vogelbein mit dem Pflänzchen in das Löwenbein. Aber bald wuchs das Pflänzchen auch aus dem Löwenbein. Da fand er ein Eselsbein; das war noch dicker als das Löwenbein. Und er steckte das Pflänzchen mit dem Vogel- und Löwenbein in das Eselsbein; und so kam er auf Naxia an. Als er nun das Pflänzchen pflanzen wollte, fand er, daß sich die Wurzeln um das Vogelbein, um das Löwenbein und um das Eselsbein festgeschlungen hatten. Da er es also nicht herausnehmen konnte, ohne die Wurzeln zu beschädigen, pflanzte er es ein, wie es eben war; und schnell wuchs die Pflanze empor und trug zu seiner Freude die schönsten Trauben, aus welchen er sogleich den ersten Wein bereitete und den Menschen zu trinken gab. Aber welch' Wunder sah er nun! Als die Menschen davon tranken, sangen sie anfangs wie die Vögelchen; und wenn sie mehr davon tranken, wurden sie stark wie die Löwen; wenn sie aber noch mehr davon tranken, wurden sie — wie die Esel."

Die heutigen Griechen, deren äußerliche Christianisierung sich im fünften und sechsten Jahrhundert einigermaßen vollendete, verbinden noch jetzt manche vom alten Zeus stammende Vorstellungen mit dem Christengott, dessen Annahme von ihnen in den angegebenen Jahrhunderten verlangt wurde. Auf Kreta, wo das Götterkind Zeus das Licht der Welt erblickte, hat der einstige Kultus desselben Spuren hinterlassen. Noch immer schreibt man, ganz wie die alten Griechen dem Zeus, die Bildung von Wolken

und Regen, Blitz und Donner der unmittelbaren Thätigkeit Gottes zu, den Blitz nennt man vielfach: Geschoß Gottes. „Dios belos“, d. h. Geschoß des Zeus, sagen altgriechische Dichter. — Auf der Insel Zakynthos wird die antike Sage von den Kämpfen der Giganten wider Zeus auf den Christengott übertragen*).

Eine der ältesten Gestalten der römisch-katholischen Heiligenlegende ist St. Georg, der ritterliche Drachentöter. Die Akten seines Lebens und Märtyrertums sind falsch; ob er je gelebt hat, ist mehr als ungewiß. Dennoch ward er schon früh in der Kirche verehrt, schon Konstantin förderte den Kultus desselben, Gregor I. desgleichen, und bis auf den heutigen Tag wird er von der römischen Kirche angerufen. Mit diesem christlich gestempelten Halbgott verband sich der Mythus vom Lichtgott Mithras, der den Drachen der Finsternis tötet. Ich möchte behaupten, daß St. Georg ein christianisierter Perseus ist. An der Küste von Bairut sollte ersterer den Drachen getötet haben, an der Küste von Palästina überwand Perseus das Ungeheuer. Die heutigen Griechen in Epirus legen ihrem heiligen Donatus Drachenkämpfe bei und der heilige Nikitas auf Kreta reitet auf einem geflügelten Roß wie der antike Bellerophon**).

Kehren wir zur heiligen Agatha zurück. Die Legende erzählt weiter, daß ein Heidenkönig dieselbe heimführen wollte, und daß er, als sie ihm nicht folgte, sie grausam martern ließ. Sie starb als Märtyrerin, so schließt die Sage, zur Zeit des Kaisers Diokletian, indem sie zu Katania im Jahre 252 enthauptet wurde. Weil sie eine Weberin war, gilt sie als die besondere Schutzpatronin der Weberinnen, deren es auf Sicilien so viele giebt. Die Weberinnen in Palermo machen stets am 5. Februar eine Ausfahrt zu der außerhalb der Stadt gelegenen Kirche der Heiligen, wo sie der Messe beiwohnen und dann allerlei Lustbarkeiten sich hingeben.

Jahrhunderte lang wußte man von den Reliquien der Heiligen nichts. Da verbreitete sich im 12. Jahrhundert die Nachricht, daß

---

*) Vgl. B. Schmidt, a. a. O., S. 26—31.

**) B. Schmidt, a. a. O., S. 44.



ihre Gebeine in einem alten Kastell zu Catania gefunden seien, und nun begann die feierliche Übertragung dieses kostbaren Schatzes in den Dom. Nach dem Beispiel des Bischofs Mauritius gingen alle, welche 1126 an dieser Prozession teilnahmen, barfuß und in einen Sack gehüllt, ein Brauch, der auch späterhin beibehalten wurde. Als man aber ihr Fest auf den 5. Februar verlegte, konnte man denselben der Jahreszeit wegen nicht mehr beobachten. Aber noch jetzt erinnert an jene Sitte die Kleidung der Brüderschaften, welche an der Vigilie des Festes sich zur Prozession einfinden und dabei weiße, hemdartige Leinengewänder tragen, die durch einen Strick zusammengehalten werden.

Die Reliquien der St. Agatha befinden sich in einer Kapelle des Domes von Catania, wo sie in einem Silbersarg, auf dem man die Scenen ihres Märtyriums erblickt, aufbewahrt werden. In derselben Kapelle wird auch eine mit Edelsteinen besetzte Krone verwahrt, welche Richard Löwenherz der Heiligen schenkte; endlich ist dort das Palladium Katanias, der Schleier der heiligen Agatha. Der Dom, zu dessen Bau manches Stück antiken Materials verwendet worden ist*), zeigt über zwei Thüren die Anfangsbuchstaben lateinischer Worte, welche bedeuten: Beleidige nicht die Vaterstadt der heiligen Agatha, denn sie ist Rächerin der Beleidigungen. Das Innere des dreischiffigen Domes ist imposant, und über dem Altar sieht man ein Marmorrelief, welches die Krönung der St. Agatha durch Christus darstellt**).

Zur Hellenenzeit war in „Catana" Demeter die Hauptgottheit, und Cicero erzählt in seinen Reden gegen Verres, daß dieser die Statue jener Gottheit raubte. Zur Römerzeit war Ceres daselbst die angesehenste Gottheit. Beide Götternamen sind verschwunden, an ihrer Statt waltet in Katania eine „christliche" Gottheit, St. Agatha genannt, deren Funktion dieselbe ist wie diejenige der oben genannten Göttinnen und deren Verehrung

---

*) Siehe erster Teil, Kap. I: Tempel und Kirchen.

**) Der Dialekt in Katania nennt diese große Heilige: Aita. Will man sie mit einem Schmeichelnamen nennen, so sagt man: Agatuzza, auch Tuzza oder Tudda.



ebenso eifrig betrieben wird, als wenn ihr Name Demeter oder Ceres wäre. Uralte Münzen der Stadt zeigen auf der einen Seite die schreitende Siegesgöttin. Als solche wird heutzutage St. Agatha in zahllosen Liedern, Schriften und Lobreden gepriesen. In Katania ist es allgemein üblich, diese Santa als Zeugin der Wahrheit anzurufen, auch in sprichwörtlichen Redensarten hört man überall ihren Namen, der so populär ist wie derjenige des St. Gennaro in Neapel, dessen Wunderblut ebenso den Vesuv bändigt, wie der vielgenannte Schleier den Ätna*). Im Museum zu Katania befinden sich römische Münzen, welche das Bild der Isis zeigen, deren Kult sich also auch in Katania fand. St. Agatha hat auch diesen unter ihren Mantel genommen. Sie ist wundermächtig, wie einst die sikelische Göttin Hyblaia, deren vielgepriesenes Heiligtum sich nicht weit von Katania auf einem uralten, noch immer reich bewachsenen Lavakegel befand, wo später die Stadt Paternó erbaut wurde. Von hier gelangt man nach Adernó, gleichfalls am Ätna erbaut, und zwar an derselben Stelle, wo der Feuergott Adranos ein Heiligtum hatte, in welchem das Bild des Gottes einst, wie Plutarch (Timoleon 12) erzählt, ebenso von heiligem Schweiße triefte, wie dies die römisch-katholische Legende von zahllosen Statuen der Madonna erzählt. Der Gott Adranos ist mit seinem Heiligtum verschwunden. Viva Sant Agatha! Sie ist die neue Feuergöttin.

Zur Zeit der Regierung des Kaisers Honorius, also im fünften Jahrhundert nach Christo, befand sich auf dem Festland, Sicilien gegenüber, in Rhegium (Reggio) eine Götterstatue, welcher geheimnisvolle Kräfte gegen das Feuer des Ätna zugeschrieben wurden**). Sie ward von einem christlichen Eiferer Namens Äskulap zerstört. Wenn es nun wahr wäre, daß schon Anno 252 nach Christo Reliquien und Schleier der heiligen Agatha in Katania das Feuer des Ätna bändigten, so hätte man dort schon sehr früh heidnischen Glauben christlich umgestempelt. Welches offenbare Heidentum aber im f ü n f t e n Jahrhundert noch kräftig

*) Siehe erster Teil, Kap. IX: Das Blutwunder.

**) S c h u l t z e, Untergang des griechisch-römischen Heidentums, I, 387.

fortbestand, zeigt z. B. die Thatsache, daß ein heidnischer Zauberer es wagen konnte, dem in Ravenna von den Barbaren hart bedrängten Kaiser Honorius seine Hilfe anzubieten. Dasselbe beweisen gewisse kaiserliche Erlasse jenes Jahrhunderts, in denen die Rede ist von Scheinchristen, welche heimlich noch Opfer bringen*). Als Mittel zur Besiegung des Heidentums kannte man in jenem Jahrhundert kein anderes, als die Gewalt, sicherlich das denkbar schlechteste. Wir besitzen noch jetzt die sogenannte Theodosianische Gesetzsammlung, welche uns aufs klarste mit dem Geist der sogenannten „christlichen" Kaiser bekannt macht. Die letzte in derselben enthaltene Verordnung wiederholt das seit Konstantin, also seit zwei Jahrhunderten, immer wieder erneute Verbot der Opfer, gebietet das oft verfügte Zerstören der Tempel und kennt dabei als Drohung nur die Todesstrafe! Welcher christliche Pöbel sich damals z. B. in der „christlichen" Stadt Alexandria befand, zeigt die schauderhafte, an der Philosophin Hypatia daselbst im Jahre 415 begangene Mordthat. Der Bischof Cyrillus, welcher damals in Alexandria residierte, jagte mit Hilfe von wütenden Scharen seiner Gemeindeglieder die Juden aus der Stadt und gab deren Häuser und Güter der Plünderung preis. Als dieser Bischof sich gefährdet glaubte, erschien eine Bande von handfesten Mönchen, die einen greulichen Straßenkrawall veranlaßten. Das sind kirchengeschichtliche Bilder aus einer Zeit, als die mit der Staatsgewalt verbündete, von den Bischöfen beherrschte Kirche triumphierend verkündigte: Ich habe das Heidentum besiegt!

Was man im heutigen Katania von der erhabenen St. Agatha denkt, sagen zahlreiche Gedichte, welche bei Anlaß des Festes derselben im Jahre 1890 erschienen sind. Eines derselben beginnt:

„Sovra il tuo carro argenteo
Passi e trionfi, o Diva,
Dei nostri cuori Regina
Passi e trionfi, o Diva.

---

*) Schultze, a. a. O., S. 388.

„Tutto muta coi secoli
Tu vinci il tempo e trionfi.
Lieta col Re dei Martiri
Tu vinci il tempo e trionfi *).“

Der Beiname „Diva“ ward bekanntlich von den Römern einer Kaiserin gegeben, wenn sie die Ehre der Apotheose erhielt**). Divus war das Prädikat eines vergöttlichten Kaisers. — Ebenso redet eine weit verbreitete Monatsschrift, betitelt: „Il Messagiero di Sant Agata“, welche in Sizilien und vielfach auch im übrigen Italien gelesen wird***). Diese Zeitschrift brachte zum 5. Februar 1890 einen Festartikel, in welchem dieser Tag (Martyrium der St. Agatha) der glorreichste Tag in der ruhmvollen Geschichte Katanias genannt wird. „Dieser Tag bezeichnet die Apotheose einer Eroina (Heldin), die Vergöttlichung (l'apoteosi) des Schutzengels (Angiolo tutelare) unserer Vaterstadt, welche dieselbe von den Seeräubern, von Pestilenz, Erdbeben und Ausbrüchen des Ätna errettete. St. Agatha ist die geborene Retterin Katanias. Oft können weder Waffen, noch Heere, weder gelehrte Entdeckungen, noch Schätze die Thränen der Bürger trocknen, die wankenden Mauern stützen, den Lauf des Lavastromes hemmen. Dann sah man das Wirken einer unsichtbaren Macht, welche Stadt und Bewohner rettete, einer Macht, die zu uns sprach: Wo eure Macht endigt, da fängt die meinige an. Diese unsichtbare Macht nennen wir St. Agata, die himmlische Bändigerin (domatrice) des unbesiegbaren Ätna. Katania wird nie die lange Geschichte solcher Wohlthaten vergessen und weiht daher den 5. Februar als den Tag, welcher zur feierlichen Danksagung bestimmt ist. Viva Sant Agata!“

---

*) Auf deinem silbernen Wagen kommst du, o Vergöttlichte triumphierend daher. Als Königin unserer Herzen schreitest du, o Diva, daher. Alles ändert sich mit den Jahrhunderten, du besiegst die Zeit und triumphierst, froh mit dem König der Märtyrer, besiegst du triumphierend die Zeit.

**) Siehe erster Teil, Kap. III. VI. IX. XII.

***) Genannte Monatsschrift erscheint con approvazione dell' Autorità Ecclesiastica, sowie unter dem Segen des Papstes, welcher laut Schreiben vom 21. Januar 1890 diese Gunst bewilligt hat.

Die Acta sanctorum*) (Februar) stellen ein reiches Material über Leben und Thaten unserer Santa Eroina zusammen und huldigen dabei der Anschauung, welche wir schon im antik-römischen Leben finden. Aus letzterem an dieser Stelle einige Beispiele.

Als Hannibal im Jahre 212 plötzlich zum Entsetzen der Einwohner vor den Thoren Roms erschien und dann wider Erwarten abzog, hielten die Römer dies Ereignis für eine Wunderthat der Götter. So wird es auch von dem Dichter Silius Italicus (gest. 100 n. Chr.) in seinem Lied vom Punischen Krieg dargestellt. Der Dichter läßt die Juno sich dem Hannibal nahen, sie zeigt die Stadt der sieben Hügel. Dort auf dem Palatinischen Hügel steht, so sagt sie, Apollo, den Bogen gespannt, auf dem Aventinus befindet sich Diana, zu ihnen gesellt sich Mars als Schirmgott, Janus beschützt den Janiculus, mit ihm waltet Romulus als Schutzherr. Zu allen diesen kommt der kapitolinische Jupiter mit seinem Flammenschild.

„Hierher richte den Blick und den Donnerer wage zu schauen.
Welch ein Wetter umschwebt das geschüttelte Haupt!
Weiche den Göttern endlich und laß vom titanischen Kriege."

Wie einst eine Juno und Diana über Rom wachten, so jetzt St. Agatha über Katania. „Behüter der herrlichen Roma" nennt die Götter Ovid in seinen während der Verbannung gedichteten Trauerliedern. Als der Kaiser Maximinus Aquileja belagerte, erfuhr diese Stadt den Schutz ihrer Schutzgottheit Belenus. Herodian im letzten Buch seiner „Geschichte römischer Kaiser" erzählt wörtlich das Nachstehende: „Auch wurden mehrere Orakelsprüche kund gemacht, in welchen ihr heimischer Gott ihnen Sieg versprach. Sie nennen denselben Belis und weihen ihm eine vorzügliche Verehrung, indem sie ihn für Apollo halten. Auch erzählten später einige Soldaten des Maximinus, sein Bild sei mehrmals in der Luft für die Stadt streitend erschienen. Ob dies nun wirklich manchen ihre Phantasie vorgespiegelt haben mag, oder ob sie es nur vorgaben, weil sie die Schande nicht auf sich haben wollten,

*) Siehe den Anhang zu diesem Kapitel.



daß ein so großes Heer gegen einen an Zahl viel geringeren Haufen bürgerlichen Volkes nichts habe ausrichten können und sich lieber den Anschein geben wollten, als seien sie von Göttern und nicht von Menschen besiegt worden, lasse ich dahin gestellt. Allein der unerwartete Ausgang macht alles glauben."

Beschützerin von Troja war einst Pallas, die waffentragende Göttin, deren Bild als Göttergabe vom Himmel niedergefallen war. Äneas nahm es mit sich, und auf diese Weise kam es nach Rom, wo es als Paladium der Stadt im Vestatempel verwahrt wurde. — So ward Pallas zur Beschützerin Roms und nahm dort dieselbe Stellung ein, welche St. Agatha in Katania inne hat.

Am Abend vor dem 5. Februar werden in Katania auf den öffentlichen Plätzen der Stadt Loblieder auf St. Agatha gesungen, und zwar von Chören, welche nach verschiedenen Heiligen ihre Namen tragen. Am 5. Februar beginnt das Jahresfest der Heiligen und dauert drei Tage. Der Jubel ist dann ungeheuer, und die Santa feiert einen Triumph, zu welchem sich die ganze Umgegend viele Meilen weit einfindet. In diesem Jahre wurde auch die lebensgroße, aus Silber gegossene Statue der Heiligen, mit kostbarem Schmuck behängt, auf einem Wagen in der Stadt herumgefahren und von der Bevölkerung mit Jubelrufen und Böllerschüssen empfangen. Der Wagen wurde von je zwanzig Bürgern, die sich jede Viertelstunde ablösten, gezogen*). Dieselben trugen lange weiße Talare, während sie den Kopf mit einer schwarzen Sammetmütze bedeckt hatten. Zahlreiche Adelige und reiche Bürger der Stadt gaben der Heiligen in blumenbekränzten Karossen das Geleit. Charakteristisch ist diese Prozession durch die verschleierten Frauen, welche an derselben teilnehmen. Letztere kleiden sich an diesem Festtage mit der höchsten Eleganz; wer es irgend kann in Seide, und vom Haupte nieder wallt rings herum ein Schleier oder richtiger eine Art Mantel, der nur die Augen frei läßt, im

*) Von der „Großen Mutter", der Göttin Kybele, sagt Ovid bei Schilderung ihres Festes: „Unter Geheul durch die Gassen der Stadt wird selbst sie getragen." (Fasti IV, 185.)

übrigen die Gestalt aber so unkenntlich macht, als trage sie eine Maske. Frauen nehmen zu Tausenden an der Prozession teil und bleiben den Tag über in dieser Verkleidung, wobei eine Art Maskerade stattfindet; denn jeder dieser Verschleierten ist es verstattet, sich an irgendeinen Bekannten oder Verwandten zu wenden, welcher verpflichtet ist, ihr so viel Kuchen rc. zu kaufen, als sie von ihm verlangt; vielfach führt eine solche den Verwandten sogar in irgendeinen Laden und läßt sich von ihm diejenigen Waren zahlen, welche sie ausgesucht hat. Einen großartigen Charakter hat die abendliche Illumination, welche durch die Paläste an den Seiten der breiten Straßen gehoben wird, sowie durch den Hintergrund, den majestätischen Ätna, mit seinem Feuerhauch und seiner Dampfsäule. Der Glanz dieser Prozession wird erhöht durch sogenannte Cerei (Wachskerzen). Darunter versteht man künstlich aus Holz gebildete riesige Kandelaber, zwölf an der Zahl, jeder fünf Meter hoch und so schwer, daß je zehn Männer nötig sind, um die Last eines solchen Leuchters zu tragen. Die Zahl derjenigen, welche das erwähnte weiße Gewand, den sogenannten sacco, bei der Prozession tragen, pflegt tausend zu sein, den von den Frauen getragenen, auch das Angesicht verhüllenden Mantel nennt das Volk ochiali (Brille). Bis auf den heutigen Tag wird die Prozession als offizieller Tribut der Stadt betrachtet*), weshalb der Stadtrat als solcher daran teilnimmt. Seit reichlich 50 Jahren werden zwei Prozessionen gehalten und zwar an zwei verschiedenen Tagen, nach der Sitte von Jahrhunderten bewegt sich die erste um das Stadtgebiet, nach neuerer Sitte durchschreitet die zweite die Hauptstraßen der Stadt.

In der ersten Prozession haben wir eine deutliche Erinnerung an die sogenannten Ambarvalien, d. h. die antike Flurweihe, welche in einer um Stadt und Feld sich bewegenden feierlichen Prozession bestand, wodurch man dem betreffenden Gebiet einen magischen Schutz zuzuwenden meinte. Bei solchem Umgang erschienen die

*) Die Götter der Griechen und Römer erfreuten sich an solchen Leistungen, ebenso die Heiligen der römischen Kirche. „Ich bin durch die heiligen Haine gegangen, wo sich Diana an Opfern erfreut.“ Euripides Iphigenia.



Teilnehmer der Prozession in Festkleidern, mit Ölzweigen in den Händen, und an die betreffenden Schutzgötter richtete man Gebete um Abwendung der Landplagen, sowie um Heil und Segen für Stadt und Volk*). Solche Umzüge, z. B. im Dienst der Ceres, kannte natürlich das antike „Catana" wie alle anderen Städte des römischen Reiches. Die Kirche ließ diese Prozessionen bestehen, stellte sie aber zu Katania in Verbindung mit der heiligen Agatha. Die Sache blieb dieselbe, man änderte nur den Namen. Der von Nero für seine republikanische Gesinnung mit dem Tode bestrafte Dichter Lucanus schildert in seinem Gedicht „Pharsalia" den Krieg zwischen Pompejus und Caesar und beschreibt im ersten Buch V. 592 ff. eine solche Prozession, die sich um die Mauern der Stadt bewegte. Wer diese Beschreibung liest und diejenigen Prozessionen kennt, mit denen die römische Kirche unserer Tage ebenfalls Schutz und Heil zu erreichen verheißt, der muß gestehen, daß die antik-heidnische und die römisch-katholische Welt keine verschiedenen Gebiete sind**).

Im Jahre 1641 beschrieb Carrera in seinen „Memorie historiche della città di Catania" die damals übliche Prozession. Daß letztere einen großartigeren Charakter hatte als heute, folgt schon daraus, daß in jener Zeit die Mönchsorden in höchster Blüte standen, welche seit circa 30 Jahren nur den Schatten des früheren Glanzes besitzen. Originell waren vor Jahrhunderten die pomphaften „Bare", welche in der Prozession den Silbersarg der Sant Agatha begleiteten. Jede Zunft, jedes Gewerk baute sich eine sogenannte Bara, bald ein Schiff, bald ein Castell, bald eine Pyramide u. dgl. Diese Bare waren aber oft so hoch, daß sie über die höchsten Paläste hinausragten und wurden mit allerlei Figuren geschmückt, welche meistens den Ruhm und die Größe der

*) Zu vergleichen Preller, Römische Mythologie, S. 370 u. 301. „Schirmerin Pallas, ich rufe dich an, Phöbos, auch du, o herrlicher Waidmann! — O kommet dem Land und den Bürgern des Lands zu Hilf' als doppelte Schutzwehr." — Sophokles im Trauerspiel Ödipus.

**) Wie Katania einen Wunderschleier als Palladium besitzt, so hatte Rom einen vom Himmel gefallenen Schild, das Ancile. — Dies Palladium ward ebenfalls in feierlicher Prozession durch die Straßen getragen.



heiligen Agatha meldeten. Jedes Jahr erfanden die „Künstler“ in dieser Hinsicht etwas Neues und wetteiferten miteinander darin. An Stelle dieser „Bare“ sind in neuerer Zeit die obenerwähnten Kandelaber getreten. An der Prozession beteiligten sich alle Studenten, alle Vereine, alle Körperschaften der Stadt, das Geläute aller Glocken, der Donner aller Kanonen begleitete die Prozession, und damals wie heute ward der Triumphwagen von Menschen gezogen.

Damals pflegte auch eine Schar von jungen Mädchen den Glanz der pomphaften Prozession zu erhöhen. Jede derselben hatte ihre Rolle, die eine stellte St. Agatha dar, eine andere S. Catharina, eine dritte S. Barbara u. s. w. Viele übernahmen Rollen von allerlei heidnischen Gottheiten und stolzierten als Nymphen und Sibyllen einher, während andere sich als Zigeunerinnen, ja sogar als Propheten und Soldaten verkleideten. Diese Maskerade wiederholte sich bis in den Anfang dieses Jahrhunderts und erinnerte an jenen heiligen Maskenumzug, welchen die Römer alljährlich beim Fest der großen Mutter*) anstellten. Während diese Prozession am Vorabend des Festes stattfand, wurden am 5. Februar alle Reliquien der St. Agatha und anderer Heiligen im Dom ausgestellt.

Unser Gewährsmann, der genannte Carrera, beschreibt jede einzelne derselben und erzählt z. B. wörtlich: „An dem Arm der heiligen Agatha sieht man deutlich die Stelle, wo sie mit Stricken gebunden war. An ihrer Hand fehlt ein kleines Stück Fleisch, welches von einem fremden Prälaten abgebissen wurde, um dasselbe mit in seine Heimat zu nehmen. Als er aber mit diesem Raube ein Schiff bestieg, bewegte sich dasselbe nicht von der Stelle, und er sah sich genötigt, den Raub zurückzugeben. Ebenso wird der heilige Schleier auf einer silbernen Stange ausgestellt, und alle Gegenstände, welche man mit demselben berührt, erhalten die Kraft, Feuer zu bändigen“ **).

---

*) Siehe zweiter Teil, Kap. IV: Die große Mutter.

**) Von der großen Prozession der Magna mater sagt Ovid: „Ein ins capanische Thor zieht, thronend zu Wagen, die Göttin. Über das Rindergespann streut man der Blumen Erguß.“ (Fasti IV, 345.)

Minutius Felix, ein Verteidiger des Christentums im dritten Jahrhundert, läßt in seinem „Octavius“ zuerst den Heiden reden. Nachdem dieser mit seinen Angriffen fertig ist, tritt der Christ gegen ihn auf und macht ihm folgenden Vorwurf: „Ihr gebt vor, daß Menschen nach dem Tode Götter werden, Romulus wird zum Gott, auch Juba in Afrika wird, da die Mauren es wollen, in einen Gott verwandelt. Auch andere Herrscher werden vergöttlicht.“ (S. 215.)

Wenn Minutius Felix heute in Katania lebte, wenn er hörte, was dort Lobredner von St. Agatha sagen, oder Dichter und Prosaiker von ihr fabulieren, so müßte er seinen den Heiden gemachten Vorwurf gegen die Verehrer der genannten „Santa Eroina“, der „Diva“ St. Agatha kehren und sagen: St. Agatha wird, weil es die Einwohner von Katania wollen, zur Gottheit, auch andere Frauen werden vergöttlicht.

Viertes Kapitel.

Die Verbrecherinsel.

„Die Unthat herrscht mit singender Gewalt
Sie spricht mit frechem Angesichte
Den heiligen Gesetzen Hohn."
Euripides.

Wenn während der Wintermonate vom tiefblauen Himmel die südliche Sonne ihr Strahlenmeer gießt und sich die Lichtfülle glitzernd und glänzend über Berg und Thal, über Meer und Land legt, wenn haushohe Dattelpalmen ihre mächtigen Wedel höher zu heben scheinen, weil es ihnen wohliger wird in solchem Lichtbade, wenn die Meilen weit entfernten Berge jede Zacke, jede Linie klar erkennen lassen, und alle Welt zu allen möglichen Zwecken sich im Freien aufhält, dann sagt der Neapolitaner: „Una giornata del paradiso" (Ein Tag vom Paradiese). Solche Tage traten vor letzten Weihnacht ein, halten noch immer im Januar d. J. an, Wundertage, unaussprechlich schön. Sie haben den Orangen die letzte Reife gegeben, jetzt, im Januar wird geerntet die goldige Frucht, welche aus dem dunkelgrünen Laube im Winter herausschaut, die weiten Balkonfenster stehen offen, wie Maienluft strömt es vom Meere ins Zimmer.

Ein solcher Tag brachte mich zur Insel Nisida, der kleinsten unter den Inseln des neapolitanischen Golfes.

Der Weg dahin führt durch die uralte Grotte. Durch „diese hohle Gasse" sind gezogen die römischen Weltgebieter, welche am Golf Neapels wonnige Paläste besaßen, vor allem am Wunder=

strande von Bajä! — Hier reden die Steine, denn, haben wir die Grotte zur Hälfte durchschritten, so zeigt sich linker Hand der Eingang zu einer Höhle, welche in römischer Zeit der Verehrung des Lichtgottes Mithras diente. Ein toller Lärm ist in dieser Grottenunterwelt. Menschen, Vieh, Wagen, so rollt, blöckt, schreit, knallt, donnert es von früh bis spät. — Selbstverständlich ist der Raum erhellt, doch freuen wir uns, nach einer viertelstündigen Wanderung wieder unter dem lachenden Himmel zu stehen. Von hier aus streckt sich eine mit Weinpflanzungen bestandene Ebene bis zum Meer, links sehen wir den Höhenzug des Posilip, rechts Höhenzüge, welche uns zum Besuch der Phlegräischen Felder laden, wo ausgebrannte Vulkane das Reich des Feuergottes melden, wo Schwefeldämpfe die Nähe der „feurigen Unterwelt“ verraten.

Heute gehts weder rechts noch links, sondern gerade aus, zuerst durch das stadtähnliche Dorf Fuorigrotta mit heiterem Schmutz, ungewaschenen Kindern, langen Reihen von Ochsenkarren, dann durch die Ebene und — da sind wir am Meer, da ist die Barke und dort der augenzwinkernde Gaëtano, ein bewährter Barkenführer. Homer würde ihn zu den „frischblühenden ruderliebenden“ Männern zählen und diesen Prädikaten können wir das Lob hinzufügen, daß er viele Namen aus der römischen Geschichte kennt.

Es macht auf den Fremdling in diesem Lande einen seltsamen Eindruck, wenn er die Namen: Virgil, Augustus, Cäsar, Nero u. s. w. ebenso geläufig von den Lippen des niederen Volkes ausgesprochen hört, als wären es Namen des täglichen Lebens. — Beim Grabe des Virgil schreien dich zerlumpte Straßenbuben an: Herr, wollt ihr zur tomba di Vergilio? (Grab des Virgil.) — Kommst du zum benachbarten Pozzuoli, so schwirren die Namen des Cicero, Cäsar, Caligula, Hadrian, die Namen der römischen Götter: Diana, Neptun u. s. w. wie Mücken um dich herum, in Bajä ist kein Name im Mund der Bewohner geläufiger, als Nero. Auch unserm Gaëtano sind die klassischen Namen geläufig. Wir steuern auf Nisida zu.

Wenn der Leser seinen Atlas zur Hand nimmt, um diese Insel im Golf Neapels zu suchen, so wird er sie auf den gewöhnlichen Karten kaum finden, weil sie nur klein ist. Die Karten

werden wohl nur Capri und Ischia zeigen. Und doch behauptet neben den letzten Inseln auch Nisida ihre Stelle. Drei Inseln sind dies, welche schon im grauen Altertum uns genannt werden, von den Dichtern sind sie besungen, in der Geschichte werden sie öfters erwähnt. — Bei dem Worte „Insel“ denken wir Nordmenschen uns ein grünes, flaches Stück Land, das mühevoll die Nase über Wasser bringt. Jene drei Inseln dagegen sind Felsburgen, vor allem Capri und Ischia.

Was in einem Park schöne Baumgruppen, das sind im hiesigen Golf die Inseln, Ruhepunkte fürs Auge, Sammelpunkte in den Stunden jener zauberhaften Lichteffekte, welche das Meer des Südens aufzuweisen hat, schimmernde Edelsteine am blauen Mantel des Meeres, von den zartesten Farben umhüllt, wie sie in voller Zartheit keines Malers Pinsel nachzuahmen vermag. — Von der Insel Nisida streckt sich in der Richtung auf das Festland ein Damm, welcher ein Lazarett trägt, sowie Bauwerke, welche der Schiffahrt dienen. Rechts von der Insel sehen wir einen kleinen Leuchtturm. Gaëtano liebt Naturgeschichte und erzählt: „In alten Zeiten war die Insel fast unbewohnt, es lebten dort nur Kaninchen, Schlangen und Mäuse. Letztere waren da in ungeheuren Scharen, aber in jedem Jahre kamen dann die Schlangen und fraßen die Mäuse auf. Wer aber Kaninchen jagen wollte, der that es, und das weiße Fell mit den Seidenhaaren wurde gut bezahlt. Jetzt ist es anders, seitdem dort tausend Gefangene sind.“ Gaëtano hat recht. Über tausend Verbrecher, größtenteils von der allerschlimmsten Sorte, haben dort ihr Bereich, zum Teil sind sie noch ein Erbstück, welches das geeinigte Italien vom neapolitanischen Bourbonenreich hat übernehmen müssen.

Von einem Mörder, der einst auf dieser Insel weilte, meldet die Geschichte. Wir meinen Brutus, den Mörder Cäsars. Seine Gemahlin Porcia ward, als Brutus in der Schlacht bei Philippi gefallen war, auf Nisida zur Selbstmörderin. Martial in seinen Epigrammen I, 42 schreibt von ihr: „Begierig trank ihr Mund von der glühenden Asche.“

In einiger Entfernung sehen wir am Inselufer eine Anzahl mit Ketten belasteter, mit roten Jacken bekleideter Sträflinge mit

kleinen und großen Fässern beschäftigt. Vom Festlande ist nämlich soeben eine kostbare Ladung angekommen, das notwendigste Lebensbedürfnis: Wasser. Die Insel hat keine Quellen, nur Cisternen, und die sind jetzt leer. Der Grund der Quellenlosigkeit findet sich in der Natur der Masse, woraus die Insel gebildet ist, sie ist nämlich ein Tuffberg, und Tuff ist zu Stein gehärtete Asche vulkanischen Ursprunges.

An einer zugänglichen Seite zieht sich langsam der dem Tuffselsen abgerungene Weg in die Höhe, ein Weg, der breit genug für Wagen ist, aber nie einen Wagen getragen hat, sondern nur Menschen und Lasttiere. Tiefer und tiefer sehen wir zur Seite unter uns das Meer, bis der Weg sich landeinwärts zieht und hohe Seitenmauern die Aussicht bis weiter verschließen. Die Straße, auf welcher vor zwei Jahrtausenden die Römer hier bergauf stiegen, war sicher an eben dieser Seite, welche der jetzige Weg aufwärts führt, denn wenigstens an zwei andern Seiten erscheint die Insel wegen ihrer steilen Abhänge unzugänglich. Daß bereits vor zwei Jahrtausenden ein Weg zur Inselhöhe führte, erhellt daraus, daß Lucullus, der wegen seines Reichtums zum Sprichwort gewordene Römer, hier Villenanlagen besaß, welche zu seiner großartigen Villenanlage auf der Höhe des Posilip da drüben hinüber winkten. Von der Villa auf dem Posilip sind heute noch Massenreste vorhanden, die mich an die Kaiserburg auf dem Palatin zu Rom erinnerten. Auf Nisida dagegen ist von jenen Villenanlagen kein Stein mehr sichtbar.

Eine durchaus unzuverlässige Nachricht erzählt, daß Konstantin der Große die Insel einem religiösen Orden geschenkt. Mir klingt diese Nachricht ebenso fabelhaft wie die von einer durch Konstantin dem Papst gewordenen Landschenkung. Daß später Mönche sich die Insel erkoren haben, daß sie diese Meereseinsamkeit für ihre Zwecke passend fanden, ist wahrscheinlich, ebenso daß sie die Villenreste für ihre Bauten nutzten, und erstere dadurch zerstörten. Letzteres verstanden aber sicherlich weit besser im späteren Mittelalter solche Menschenkinder, die mit Sporenklirren und Schwertgerassel die Insel betraten, die Herzöge von Amalfi, die Fürsten Piccolomini. Diese bauten droben jenes gewaltige

Kastell, finster und ernst wie jene Zeiten. Wer weiß, was sie zu ihren Bauten benutzten, ihnen war das erste Beste gut genug, und in den Riesenmauern des Kastells da droben, welche jetzt vom Kettengerassel, Zähneknirschen und Fluchen der 1000 Verbrecher wiederhallen, mag mancher Stein und Säulenstumpf sich befinden, welche, einst zur Villa des Lucullus gehörig, zur Römerzeit die Becher klingen hörten, wenn in jener Villa

„Gelächter erscholl und Saitenspiel,
Bis auf die Gärten rings der Frühtau fiel."

Auf einem weiten Platz sehen wir Hunderte von kettenbeladenen Sträflingen mit der Anlage einer neuen Cisterne beschäftigt. Tief unten hämmern die einen die Tuffsteinblöcke los, andere steigen die Leitern empor, auf dem Kopf schwere Steinlasten aufwärts tragend. Ein Nordländer, der hier zum erstenmale eine solche Kopfbelastung sähe, könnte sich bei diesem Anblick eines leichten Grausens nicht erwehren und würde das Knacken und Brechen der Halswirbelsäule zu vernehmen glauben. Wer aber einige Zeit in Italien lebt, dem ist solcher Anblick einer der allergewöhnlichsten.

Überall auf Nisida sind Weinpflanzungen, ein Geschlinge von Baum zu Baum, hoch in die Bäume hinein, dann zu langen Weingängen gestaltet, unter denen man im Sommer schattig wandelt; dort weite Orangengärten, dunkelgrünes Laub, aus dem die goldigen Früchte hervorstrahlen; dort Citronenbäume voll grüner Früchte; dort Gemüsegärten voll Kohlarten, darunter der in weißen Köpfen sich brüstende, soeben ausgewachsene Blumenkohl; dort hohe Oleanderbäume, welche im Sommer im Blütenflor prangen, dort Pinien, diese für italische Landschaften so charakteristischen Bäume, schlanker Stamm, schön geformte Krone, in welcher die faustdicken Zapfen sich befinden, abgerundeter und viel stärker als Tannenzapfen. Am schlank aufstrebenden Stamm werden die Zweige beseitigt, um die Kraft des schnell wachsenden Baumes für die Krone zu erhalten. Im Herbst werden die Pinienzapfen gepflückt, kommen in Wagenladungen zur Stadt, und dort sieht man in fast allen Straßen jene Weiber, welche diese Zapfen auf Kohlenfeuer rösten, worauf sie abgeblättert und der darin steckenden braunen Kerne

beraubt werden, welche in die Kategorie des Spassa-tiempo, d. h. Zeitvertreib, gehören. Der Neapolitaner nämlich, namentlich die niedere Klasse, liebt es, in Mußestunden etwas zum Kauen und Knabbern zu haben. Dazu dienen am meisten die Pinienkerne, welche in allen Straßen, an allen Ecken feil geboten werden.

Höchst seltsam nehmen sich auf Nisida Anpflanzungen der Indischen Kaktusfeige aus. Sie tragen länglich runde, süßlich schmeckende Früchte, welche hier gern gegessen werden, aber auf Nisida und anderswo baut man sie nicht der Früchte, sondern der handbreiten, fleischigen, dicken Blätterlappen wegen, welche ein — Kuhfutter abgeben. Gras wächst dort nicht, also hat man auch keine Heuernte, die Kaktusblätter bieten guten Ersatz.

Doch, da stehen wir am Eingang zur Strafanstalt, wo aus einer Menge umgebender Baulichkeiten das runde, mit Trallenfenstern versehene Kastell auf uns niederschaut. Auf Anmeldung beim Direktor werden wir von diesem, einem staatlichen, in einen langen Mantel gehüllten Mann in der liebenswürdigsten Weise empfangen, und ein Offizier der Wache erhält Befehl, uns alles zu zeigen, nachher aber uns wieder zur Direktorwohnung zurückzuführen.

Wir betreten zuerst die weite Brüstung an den Baulichkeiten. Unwillkürlich hemmt sich der Schritt. Diejenige Hälfte des Golfs von Neapel liegt vor uns, welche links vom Kap Misenum, rechts vom Posilip begrenzt wird. Das Ufer baut sich auf aus Höhen, die im Hintergrunde anwachsen; wie ein riesiges Amphitheater liegt dies Ufer mit seinem prächtigen Linienschwung vor uns. In der Mitte am Ufer, auf einem Felsvorsprung ins Meer hinausgeschoben, die Stadt Pozzuoli, wo Paulus seinen Fuß auf der Reise nach Rom ans Ufer setzte*); dahinter dehnen sich die sogenannten Phlegräischen Felder, das Berggebiet des über die unterirdischen Feuergewalten herrschenden Vulkans, jenes Gebiet, auf dem, so spricht die mythologische Sage, Giganten den Himmel zu stürmen unternahmen, wo noch jetzt die Cyklopen, Vulkans Gesellen, tief unter der Erde hämmern! Wonniges Licht

*) Siehe unsern zweiten Teil, Kap. VII: Ein Vergessener.



umspielt das Amphitheater da vor uns, — und dicht bei uns stehen auf der Brüstung lange Reihen der zur Musterung kommandierten Sträflinge. Wir hören ihr Kettengerassel, hören Zahlen ausrufen: uno, due, tre u. s. w. jeder Sträfling hat eine Nummer, sie ist sein Name; den einstigen Namen, welchen er trug, als er in der wonnigen Welt drüben frei war, hat er verloren, für immer verloren, denn fast alle jene Kettenmänner tragen ihre Ketten lebenslänglich, und hat der Tod einem die Ketten genommen, so legt man den Toten ins Grab, ohne Kette zwar, aber auch ohne Namen, ohne Nummer. „Es sind fast lauter Briganten, Herr, mancher hat mehr als einen Mord auf dem Gewissen“, sagt der begleitende Offizier.

Diese wohnen hier im Angesicht einer Paradiesnatur, schauen täglich eins der wunderbarsten Uferbilder der Erde! — Der Gegensatz menschlichen Jammers und der Schönheit der Natur geht einem hier wie ein Messer durch die Seele. Auf eine charakteristische Erscheinung will ich hier aufmerksam machen. Die größere Zahl der in der Stadt Neapel befindlichen zahlreichen Strafanstalten befindet sich an herrlich gelegenen Punkten, welche die wundervollste Aussicht bieten. Eine Strafanstalt von Gestalt einer kleinen Festung befindet sich z. B. oberhalb des Corso Vittorio Emanuele und gewährt den Blick über den ganzen Golf. Die Strafanstalten entziehen sich überhaupt nicht dem Blick, sondern drängen sich dem Blicke auf. Ebenso wenig werden Verbrecher hier dem Blick entzogen. Eine gewöhnliche Straßenerscheinung in Neapel ist es, mit Ketten oder Stricken an den Händen Gebundene durch die Straßen schreiten zu sehen, daneben eine Wache. Kein Mensch findet dies auffallend, es ist eben gewöhnlich. Das Seltsamste, was ich in dieser Art gesehen, war Folgendes: Ein wegen — Mordes zur Degradierung und lebenslänglicher Kettenhaft verurteilter Soldat wurde durch die Straßen geführt. Aber wie! — Voran eine Soldatenabteilung mit Pauken und Trompeten, dann der arme Sünder, ohne Kopfbedeckung, ein Bündel Zeug tragend, neben ihm die Wache, dann wieder eine Compagnie, die Offiziere in Gala mit weißen Handschuhen. So ging es fort mit lustigem Marsch, als ging es zur Hochzeit.

Der Bagno *) (Strafanstalt) auf Nisida ist ein Reich für sich. Alle Anstalten, welche zur Unterhaltung dieser traurigen Kolonie erforderlich sind, finden sich dort, und zwar, wie ich sah, in vortrefflichem Zustande. Jener Rundbau des Kastells enthält Räume für Beschäftigungen aller Art, sowie zum Schlafen. Einzelhaft besteht nur in Straffällen. Lange Korridore in den verschiedenen Stockwerken laufen der Rundmauer parallel, und dort sind die Thüren zu den Sälen, deren Fenster in der Außenwand sich zum Meere öffnen. Hier ists nicht nötig, die Fenster 12 Fuß hoch anzubringen, denn an ein Entfliehen ist nicht zu denken. — Herrliche reine Luft vom Meere war in allen Räumen, alle Sträflinge sah ich irgendwie beschäftigt.

Sowie der Offizier in einen Saal mit mir hineintrat, erhoben sich alle und stellten sich aufrecht in Positur. Ich ließ mit einem gewissen Bangen meine Augen von Gesicht zu Gesicht schweifen, fürchtend, durch dies Mustern zu verletzen. Auch nicht einen einzigen habe ich gesehen, der das Auge zu Boden geschlagen hätte, nirgends ein Zucken der Gesichtsmuskeln, nirgends einen Zug der Wehmut bemerkt. Kalt, starr, ohne eine Miene zu verziehen, sahen sie unverwandt ins Auge des Fremdlings, kalt durchrieselte es mich einmal übers andere, — denn Gesichter habe ich da gesehen, wie ich sie in meinem Leben nicht sah, Gesichter, die man nicht wieder los wird, die man nicht zum zweitenmale zu schauen begehrt. — Kehren wir um, lassen wir die langen, von Kettengeklirr wiederhallenden Gänge.

Wir steigen in die untersten Regionen, wo die Einzelhaftierten hausen. Eine Thür wird aufgeschlossen, wir sehen in eine enge Zelle, in ihr steht aufrecht ein mit schwerer Kette befestigter, etwa zwanzigjähriger Mensch, lesend. „Es ist ein Mörder, Herr", sagt der Offizier. Der Gefangene hört uns, schaut mich an mit ruhigem Blick, kalt, die Thür wird geschlossen. „Die Prügelstrafe ist ab=

*) Das Wort Bagno bedeutet ursprünglich Bad. Wenn man nun eine Strafanstalt als „Bad" bezeichnet, so denkt man sich die Sache in einer etwas humoristischen Weise. Wenn das Volk sagt, daß jemand in Haft genommen, so hört man: Er ist in die Sommerfrische (al fresco) gegangen.



geschafft", belehrt der Offizier. „Hauptstrafe ist bei uns Einzelhaft bei Wasser und Brot." Ein weiter Hof bildet den Innenraum des Kastells, dort ist auch die Kapelle, in welcher die Gefangenen der Messe beiwohnen. Eine große gewölbte Halle ist für die Schule bestimmt. Die Sträflinge werden in den Elementarfächern unterrichtet, denn die meisten haben früher nie Lesen und Schreiben gelernt. Dem Auge dieser Schüler sichtbar stand in großen Buchstaben an der Wand geschrieben Silenzio! (Stillschweigen). Diese Schüler müssen also in ihren alten Tagen noch das Stillsitzen und das Mundhalten lernen, für einen Südländer schwere Dinge. Unter den Schülern sind sogar greise Häupter. Wir betraten bald darauf einen Raum, wo diejenigen sich zeitweilig aufhalten, welche als Neulinge dem Bagno übergeben sind. In der Mitte eines Gewölbes ein hoher Pfahl, von demselben mehrere lange Ketten ausgehend, an jeder Kette ein Sträfling, der also den Pfahl im Kreise umschreiten kann. „Hier weilen schwere Verbrecher acht bis vierzehn Tage, um beobachtet zu werden." So sagte uns der Offizier.

Wir sind wieder im Hause des Direktors, auch die Frau desselben erscheint, eine Toskanerin aus der Nähe von Florenz, und gastfreundlich beginnt nun die Bewirtung. Auf einen Balkon geführt, übersehen wir die dem Meere zugewandte Seite der Insel. Das Meer biegt hier in das Innere der Insel hinein, und bildet tief unter uns einen Hafen mit rundlinigem Ufer, zu welchem dieser inwendige Inselteil in sanfter, überall bepflanzter gleichförmiger Neigung sich abdacht. Kein Zweifel, hier sehen wir in den einstigen Krater der Insel hinein; die Insel ist ursprünglich ein mit dem schönsten Krater versehener Vulkan gewesen, wie allgemein angenommen wird, und worauf uns vom Balkon aus der Direktor aufmerksam macht. Die Kraterform ist da, nur mit dem einzigen Mangel, daß derjenige Teil der Kraterwand, welcher sich dem Meere einst zuwandte, ein Raub der Wellen geworden, worauf sich der kleine, wenig geschützte Hafen da unten bildete, welcher den Namen Pfauenhafen trägt, weil er die Gestalt eines ausgebreiteten Pfauenschwanzes zeigt. Nisida ist ein ausgebrannter Vulkan. Auswürfe durch die Krateröffnung desselben

haben diese Insel in vorhistorischer Zeit gebildet, die Wände nach und nach erhöht. Die Insel ist vulkanischer Natur, wie alle Fluren, welche wir am Festlande vorhin bewunderten. Deshalb auch der Quellenmangel.

In der nächsten Umgebung von Nisida befinden sich andere große Strafanstalten. Die eine liegt am Wege nach Pozzuoli. Oft sah ich dort lange Züge von Verbrechern, alle an einer gemeinsamen Kette, lauter Mörder. Ein anderer „Bagno“, der gegen tausend schwere Verbrecher birgt, befindet sich an der höchsten Stelle in Pozzuoli, ein dritter in der mittelalterigen Burg auf der Insel Procida, auch hier fast lauter Mörder. Ganz Italien besitzt achtundsechzig solcher „Bagni“.

Achtzig Millionen, das ist die Summe, welche der Staat Italien alljährlich für Gerechtigkeitspflege und öffentliche Sicherheit verwendet, die Hälfte jener Summe verausgabt derselbe für das Volksschulwesen. Jene Summe reicht aber nicht hin, um den Strom der Verbrechen einzudämmen. Zu Anfang jeden Jahres pflegen die Hauptgerichtshöfe in den größeren Städten das neue Jahr mit einem feierlichen Akt, bei dem jedesmal auch eine Rede gehalten wird, zu beginnen. Verfasser hatte Gelegenheit, einem solchen Inaugurationsakt beizuwohnen. Der Gerichtshof trat in den Saal, die Mitglieder desselben in Talare gekleidet, der Vorsitzende mit goldener Kette geschmückt. Letzterer gab einen Rückblick auf das vergangene Jahr und zeichnete ein düsteres Bild mit grellen Farben. Das Verbrecherwesen galt ihm als eine Krankheit, und er äußerte sich dahin: „Alles, was wir bis jetzt gegen diesen Strom des Verderbens gethan haben, war nur die Anwendung von Kamillenthee, wir haben bis jetzt kein Chinin gegeben.“ Was er unter Chinin verstanden wissen wollte, sagte er nicht.

Es ist nicht zu leugnen, daß zwischen dem Norden und Süden Italiens ein Unterschied besteht, namentlich in Hinsicht sittlicher Volksanschauung, wir fassen hier vorwiegend den Süden ins Auge. Hier ist noch immer ein Mord aus Rache mit einer Art von Heiligenschein umgeben, die Blutrache immer noch etwas Selbstverständliches, der Brigant, welcher sich im Sila-Wald bei Cosenza verbirgt, immer noch eine Art Heros, die Begriffe von mein und

dein sind immer noch sehr wirre, Lug und Trug ist nach Volksanschauung nichts Böses, Übervorteilen ein Beweis der Schlauheit, Betrug etwas Allgewöhnliches, das Wort buscare bezeichnet sowohl den ehrlichen als den unehrlichen Erwerb. Die Regierung wird vom Volk als eine Art Feind betrachtet, Schwurgerichte stehen dem Volke vielfach auf einer Linie mit dem Schauspiel, die Leidenschaft des wallenden Zornes wird durch keine Selbstbeherrschung gebändigt, ein Menschenherz mit dem Dolch wegen elender Kupfermünze zu durchbohren, einen Menschen aus gemeiner Rache niederzuschießen, ist ein leider sehr gewöhnliches Ding. Viele Blutthaten kommen auf Rechnung der heillosen Sitte, nach welcher auch Jüngere, sogar vielfach Weiber, todbringende Waffen tragen. Dazu holt man sich für Geld die Erlaubnis der Behörde, es geht aber auch ohne eine solche, nur muß man sich nicht erwischen lassen.

Jahrelang wurden auf Sicilien Verbrecher inhaftiert, welche mit der berüchtigten Bande der sogenannten Mafia in Verbindung standen. Aber regelmäßig wurden dieselben auf dem Festland vor das Schwurgericht gestellt, weil man die Überzeugung hegte, die Geschworenen Siciliens würden jene Verbrecher für unschuldig erklären und zu solchem Urteil sich aus Menschenfurcht oder deshalb treiben lassen, weil sie selbst (die Geschworenen) im geheimen der Mafia angehören dürften! — Auf Sardinien ward ein ergrauter Bandit, der sein Handwerk dreißig Jahre lang betrieb und im Kampfe mehrere Polizeisoldaten getötet hatte, ergriffen, aber nicht auf jener Insel prozessiert, weil man wußte, daß kein Geschworener ihn für schuldig erklären würde. Der Prozeß geschah also auf dem Festlande, aber auch hier ward er frei gesprochen und bei seiner Rückkehr auf Sardinien wie ein siegreicher Held empfangen.

Im Jahre 1883 hat man zum erstenmale gewagt, eine Anzahl von Verbrechern der „Mafia“ in Palermo zu prozessieren, und siehe, zur Freude aller besseren gelang alles gut. Die Verhandlungen dauerten vor den Geschworenen vier Wochen, alle Mittel wurden in Bewegung gesetzt, um korrumpierend auf letztere einzuwirken, aber die öffentliche Meinung, der öffentliche Zorn gegen jene schamlosen Verbrecher hielt die Geschworenen bei der Stange,

und es erfolgte der Spruch, welcher neun Angeklagte zum Tode und elf derselben zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurteilte.

Verbrechersocietäten bestehen in Italien immer noch mit ungeschwächter Kraft*). Wir nannten vorhin bereits die sogenannte Mafia auf Sicilien. Zu ihr hat sich seit Jahren eine dunkle Bande gesellt, genannt Fratellanza, Bruderschaft, auch La mano fraterna, Bruderhand. Im Jahre 1884 gelang es der Polizei, nach vieler Mühe und jahrelangem Forschen dieser Bande Herr zu werden. Tiefes Geheimnis schützte dieselbe bis dahin, die Zeugen verschwiegen oder fälschten die Wahrheit aus Furcht; wenn bisweilen ein Lichtstrahl die Dunkelheit erhellte, so war von unsichtbarer Hand alsbald alles wieder in einen undurchdringlichen Schleier gehüllt, und dann folgten Racheakte gegen die Verräter, wobei einmal eine ganze Familie von unbekannter Hand ermordet wurde. Die Gerechtigkeit schien lahm gelegt, dem Verbrechen die Straflosigkeit gesichert zu sein. Endlich fielen dem Gerichte Fäden in die Hand, welche Schritt für Schritt zu weiteren Entdeckungen führten, und in einer Nacht ward ein vernichtender Schlag geführt, indem man mit einer ansehnlichen Heerschar von Carabinieri und Liniensoldaten die verdächtigen Ortschaften umzingelte und als Beute 150 Verbrecher heimbrachte. Zugleich wurden wichtige Entdeckungen in Hinsicht der Verbindung letzterer gemacht, man fand das Statut derselben, man entdeckte, daß jedes Bundesglied durch eine Art Taufe aufgenommen wurde, daß eine Blutschrift zu unverbrüchlichem Schweigen verpflichtete.

Von zeitweiligen Banden weiß Sardinien und die sogenannte Romagna (Gegend von Ravenna) zu sagen. In Turin bestand eine Bande, welche sich Cocca nannte, noch vor zwanzig Jahren, und in Mailand spielte ein Prozeß gegen eine Societät, welche sich mit dem mysteriösen Namen Tappa bezeichnete. Am allerschlimmsten scheinen die Zustände auf Sardinien zu sein. Im Jahre 1883 schlug der sardinische Deputierte Giordano Alarm, indem er an den Ministerpräsidenten einen Brief richtete, dem wir

*) Siehe unseren ersten Teil, Kap. V: Camorra.

Folgendes entnehmen: „Freche Bösewichter, in Banden zu dreißig bis vierzig vereint, umgeben nachts ein Dorf oder eine größere Kommune, betreten dieselbe als barbarische Eroberer und erschrecken die Einwohner durch Schießen und Heulen. Sie stürmen in die Häuser, zerschmettern die Thüren mit Axthieben, verwunden, berauben, ja töten die Bewohner. Es ist nicht meine Absicht, alle in letzter Zeit verübten Verbrechen dieser Art aufzuzählen, ich will nur von einigen Hauptthatsachen das Nötige melden. In der Provinz Sassari wurden im Verlauf weniger Monate durch bewaffnete Banden von zehn bis funfzig Mann im ganzen acht solcher Raubanfälle ausgeübt und zwar alle inmitten einer Bevölkerung von 243 452 Seelen, wohnhaft auf einem Raum von 10 700 Quadratmeter. Nicht besser sieht es in der Provinz Cagliari aus, wo die Bevölkerung von einer berittenen Räuberbande zu leiden hat, indem letztere in zahlreichen Fällen räuberische Überfälle verübte.“ — So weit der Brief. Infolge dessen hat die Regierung ernste Maßregeln ergriffen und sich Sardiniens angenommen, indem dorthin Schiffsladungen von Soldaten und Carabinieri gesandt wurden. Daß die öffentliche Sicherheit in Sicilien keineswegs eine — sichere ist, beweisen Facta der letzten Zeit. Der Graf Calvino, ein reicher Sicilianer, ward von Briganten weggeführt und hohes Lösegeld erpreßt. Bis ins Jahr 1883 hinein befand sich der Weg von Salerno nach Pästum stets unter Aufsicht berittener Carabinieri, um die zahlreichen Fremden, welche sich zu den dortigen Tempeln begaben, zu schützen. Jetzt ist dieser Schutz überflüssig, weil die Eisenbahn bis Pästum führt.

Wir wollen keinen Beitrag für den bekannten Pittaval liefern, meinen aber, daß letzterer Italien nur wenig kennt, sonst würde er seinen Stoff mehr in diesem Lande suchen. Die Verbrechen sind oft von grausiger Art, Vatermord, Muttermord, Gattenmord, Kindesmord nicht selten. Auf Ischia stiftete eine Frau ihre Kinder an, den Vater zu ermorden, in Rom ward der Abt des Klosters Monte Vergine von seinem Diener auf scheußliche Weise ermordet; in einer Stadt Siciliens fiel ein Priester in der Sakristei mit dem Dolchmesser über seinen Bischof her, fand aber an diesem einen geschickten, mit dem Messerkampf nicht unvertrauten Gegner; nicht

weit von Lecce wurde ein Gattenmord verübt, indem angestiftete Mörder den betreffenden Ehemann mit Steinen erschlugen; auf Sicilien dang eine Ehefrau drei Mörder für die Summe von 127 Lire, und diese vollführten ihren Auftrag der Zusage gemäß. Doch wozu weiter diese Chronik der Gegenwart? — Es steht so viel fest, daß in Ansehung der Verbrechen Italien einen traurigen Vorzug hat. Die Zahl seiner Verurteilten ist dreimal so groß als in Österreich, viermal so groß als in Preußen, doppelt so groß als in Irland, sechzehnmal so groß als in England. Italien aber ist das Land des Papstes, und Leo XIII. hat gesagt, daß man dort die Segnungen der römisch-katholischen „Religion" auf Schritt und Tritt schauen kann*).

In den 68 Strafanstalten des Landes befanden sich im Jahre 1882 circa 75 000 Verurteilte; nimmt man dazu circa 76 000 aus schweren und leichten Gründen Verhaftete, die eines Urteils warten, so haben wir eine Ziffer von entsetzlicher Höhe. Wie sehr die Zahl der Verurteilten zunimmt, erhellt daraus, daß im Jahre 1882 die Strafanstalten keinen genügenden Raum mehr boten und 3858 Strafgefangene in provisorischen Gefängnissen untergebracht werden mußten. Die Zahl der Verurteilten wäre noch größer, wenn nicht seit Jahren bei den Gerichtsverhandlungen und der Straferkennung gewisse eigentümliche Entschuldigungen üblich geworden wären. Die hier üblichen technischen Ausdrücke sind: Forza irresistibile (unwiderstehliche Gewalt) und attenuanti (d. h. mildernde Umstände). Von beiden machen die Verteidiger oft den weitgehendsten Gebrauch, und so kommt es vor, daß Geschworene sogar solche Verbrecher frei lassen, die in Deutschland sicherlich verurteilt worden wären. — Wie sehr in den schweren Verbrechen eine konstante Zunahme stattfand, erhellt aus einer Übersicht vom Jahre 1871 bis 1882. In diesen zwölf Jahren hat die Zahl der zu lebenslänglicher Galeerenstrafe (Zwangsarbeit) Verurteilten regelmäßig zugenommen und sind die zwölf Ziffern diese: 3280, 3181, 3365, 3512, 3745, 3921, 4091, 4387,

*) Siehe den Anhang zu diesem Kapitel.



4697, 4858, 4994, 5198 *). Sechs Jahre also hält sich die Ziffer unter 4000, aber nur fünf Jahre unter 5000. Der Deputierte De Renzio fügt jenen Zahlen die Worte hinzu: „Ein Kommentar ist nicht nötig, es genügt die tragische Beredsamkeit der Ziffern. Jahr für Jahr mit unerbittlicher Progression wächst die Zahl der auf Lebenslänge Verurteilten um 300 bis 400!"

Im Jahre 1878 standen vor den Schwurgerichten 8433 Angeklagte, im Jahre 1879 schon 9475, im Jahre 1880 aber 10 581. Somit standen im letztgenannten Jahre von je 100 000 Einwohnern des Landes jedesmal 37 vor einem Schwurgericht. In Frankreich ist die Zahl günstiger, denn von derselben Zahl Einwohner standen vor dem Schwurgerichte nur 11, in Österreich 17. — Von allen in Italien Verurteilten kann kaum die Hälfte lesen und schreiben, die Zahl der Minorennen unter den Verurteilten ist groß, sie beträgt den fünften Teil der Verurteilten.

Der Schaden, welcher durch Verbrechen dem Privateigentum im Jahre 1881 zugefügt wurde, betrug 14 Millionen Francs. Im Jahre 1882 wurden von der Polizei 128 Tote und 1483 Verwundete von der Straße aufgelesen, dazu 462 verlassene Kinder und 4614 Bettler. Was die letzteren betrifft, so handelt es sich beim Aufgreifen derselben um solche, die allerlei Dieberei als Nebengeschäft betreiben.

Gegen das Verbrechertum bietet Italien eine Heerschar von Carabinieri und Polizisten anderer Art auf. Obgleich die Bevölkerung des Landes geringer an Zahl ist als die in Frankreich, besitzt doch Italien zweitausend Carabinieri mehr als Frankreich. Zu dieser teils berittenen, teils unberittenen Heerschar kommen Polizeiagenten der verschiedensten Art, namentlich eine Unmasse von Feldwächtern, um die Felddiebstähle zu verhindern. Die Kommunen haben gemeinsame Ausgaben für Ackerbau, und die Hälfte dieser Kosten wird für jene Feldwächter verausgabt!

Mit jenen Heerscharen von Gesetzeswächtern läßt sich nun schon

*) In neuester Zeit findet eine Abnahme der Verbrechen statt, eine Thatsache, die wir mit allen wahren Freunden Italiens freudig begrüßen.



etwas anfangen, und sicherlich zeigen dieselben Pflichteifer. Alljährlich beträgt die Zahl der vorgenommenen Verhaftungen 180000. Das kann man nur dem Diensteifer der Polizei gutschreiben. Aber seltsame Thatsache: von dieser Zahl der Verhafteten ward im Jahre 1883 die Hälfte als unschuldig wieder entlassen, mithin hatte sich die Polizei in 90000 Fällen geirrt, oder die Sache lag vielfach so, daß sich den Betreffenden nichts beweisen ließ.

Verfasser hat mehrere jener 68 großen Strafanstalten besucht. Was Sauberkeit betrifft, was Kost u. s. w. anbelangt, so wird sicherlich Anerkennenswertes geleistet. Auch findet man überall in diesen Anstalten Schulen, in denen die Analphabeten den versäumten Jugendunterricht nachholen können und müssen. Es wird sogar behauptet, daß die Kost in den Strafanstalten besser ist als in den Kasernen. Leider dürfen wir nicht verschweigen, daß von den circa 75000 Strafgefangenen nur 22054 Männer und 1120 Weiber die Wohlthat der Arbeit genießen.

Außer jenen in Strafanstalten befindlichen Verurteilten giebt es eine ansehnliche Heerschar solcher, die sich im sogenannten Domicilio coatto befinden (d. h. erzwungener Aufenthaltsort). Verschiedene Inseln, z. B. Ischia, Capri, die Ponza-Inseln genießen die zweifelhafte Annehmlichkeit, gewissen Verbrecherklassen als Verbannungsort zu dienen. Hat sich z. B. einer im Bagno gut geführt, so schickt man ihn z. B. nach Ischia, wo er unter Polizeiaufsicht steht, sich täglich melden muß, sich nicht entfernen darf und dabei eine gewisse Freiheit genießt, indem er größtenteils selbst zusehen muß, wie er sein Brot verdient. Außer dieser Klasse giebt es sogenannte Ammoniti, d. h. Verwarnte, solche, die unter schwerem Verdacht stehen, sei es, daß die Polizei, sei es, daß Privatleute sie denunziert haben. Der „Ammonito“ muß sich ebenfalls eine Überwachung gefallen lassen, ohne indes in einem Verbannungsorte zu leben.

Mangelhaft ist es mit der Sorge für entlassene Sträflinge bestellt, deshalb nimmt die Zahl der Rückfälligen zu. Kürzlich machte ein Advokat in Bari große Anstrengung, um in dieser Hinsicht das Land aus dem Schlaf zu rütteln, aber seine Arbeit war vergebens.

Als in Rom ein heidnischer Pontifex maximus wohnte, das Haupt des römischen Staatsklerus, kümmerte sich derselbe um die sittlichen Zustände seines Volkes nicht, sein Amt hatte es nur mit der Religion, d. h. mit dem Kultus und mancherlei bürgerlichen Angelegenheiten zu thun. Jetzt wohnt in Rom ein christlicher Pontifex maximus. Würde derselbe sich um die Not der entlassenen Sträflinge Italiens bekümmern, so thäte er ein gutes Werk. Er hat es seither nicht gethan und niemals seine Bischöfe auf jenen Notstand hingewiesen. Papst Leo XIII. hat soeben mit Hilfe des Peterspfennigs im Vatikan ein großartiges Observatorium geschaffen, versehen mit den seltensten, kostbarsten Instrumenten. Meteorologische Photographie, Instrumente für Erdmagnetismus und atmosphärische Elektrizität, Instrumente für Himmelsphotographie — alles findet man in dieser neuen Anstalt, die bestimmt ist, dem Vatikan neuen Ruhm zu verschaffen. Millionen verwendet dieser christliche Pontifex für seinen Glanz, was thut er für den physischen und moralischen Jammer der Tausende von entlassenen Sträflingen Italiens, die nicht wissen, was sie beginnen sollen? Die Kälte der Cäsaren wohnt im Vatikan, und es wäre lächerlich, jene 50000 Lire geltend zu machen, welche der Stellvertreter Christi jährlich den Armen Roms giebt. Augustus und seine Nachfolger versorgten jährlich 200000 Personen der Hauptstadt mit Brotkorn*).

Was thun in obiger Hinsicht die Kardinäle? Sixtus V. verfügte 1586, daß ihre Zahl 70 sein solle, weil Moses 70 Älteste aus den Israeliten berufen habe. Jeder Kardinal bezieht vom Vatikan jährlich 20000 Lire, eine Einnahme, welche man offiziell als für die Piatti bezeichnet, also „für die Schüsseln". — Sollte nicht von dieser Herren Tische ein Brocken abfallen, um mit demselben entlassenen Verbrechern zu helfen? — Die meisten Kardinäle haben weit größere Einnahmen, einige bis zu 100000 Lire jährlich, viele hinterlassen bedeutende Kapitalien. Von keinem ist bekannt, daß ihm genannte Not zu Herzen ging.

*) Siehe in unserm dritten Teil Kap. I: Entstehung und Geschichte des Karnevals. — Seit der Regierung des Kaisers Aurelian wurde in Rom regelmäßig Brot verteilt, und dies blieb bis in die späteste Kaiserzeit.



Der Vatikan behauptet in seinem Hofblatt häufig, daß die politische Veränderung, die Aufhebung des Kirchenstaats an dem Verbrechertum schuld sei. Sehen wir zu, wie es im einstigen Kirchenstaat unter dem päpstlichen Scepter aussah.

Im Jahre 1831 bestieg der 66jährige Mönch Alberti Cappellari uuter dem Namen Gregor XVI. den päpstlichen Thron. Als er, 87 Jahre alt, starb, hinterließ er seinem Nachfolger 2000 politische Gefangene, eine Menge Banditen und 38 Millionen Scudi Schulden. Dabei war Gregor in kirchenpolitischer Hinsicht ein ausgezeichneter Papst. Bis in seine Regierung hinein, nämlich bis Anno 1833, galt in Rom und im ganzen Kirchenstaat eine peinliche Halsgerichtsordnung, welche mit keinem Buchstaben ein väterlich=mildes Regiment verrät, vielmehr an Grausamkeit und Barbarei Entsetzliches leistet. Dies Strafgesetzbuch trug den Namen: „Bandi generali", eine Bezeichnung, die sich etwa mit: „Allgemeine Verfügungen" übersetzen läßt. Erst im Jahre 1833 ward durch Gregor dieser Gesetzescodex abgeschafft. Zur allgemeinen Charakteristik führen wir aus demselben einige Bestimmungen an. — Das unerlaubte Betreten eines Nonnenklosters zog ohne weiteres, wenn auch von dem Schuldigen kein Verbrechen begangen wurde, Todesstrafe nach sich. Wer Schmähungen an Mauern und Thüren heftete, war je nach Schwere des Falles mit lebenslänglicher Galeerenstrafe oder mit dem Tode bedroht. Auf allen Seiten jener bandi generali liest man die Worte: Galeeren, Tortur und Peitsche. Unerlaubtes Waffentragen zog beim erstenmale drei öffentlich zu applizierende Peitschenhiebe, bei späteren Fällen Galeerenstrafe nach sich; konnte die Justiz einen Verurteilten nicht fassen, so ward sein Konterfey öffentlich an irgendeinem Schandplatz angebracht, aber so, daß der Maler den Betreffenden als an einem Fuße aufgehängt darstellte, wobei unter dem Haupte Name und Verbrechen zu lesen stand. Jeder Fluch wurde mit drei Peitschenhieben geahndet, im Wiederholungsfalle aber mit Galeere bis zu fünf Jahren.

Wie wollen, solchen Thatsachen gegenüber, die Klerikalen von einem väterlichen Regiment zur Zeit des Kirchenstaates reden? Kürzlich hat eine Kommission die in der Campagna di Roma noch

jetzt unter den Arbeitern herrschenden Zustände untersucht und grausige Dinge ans Tageslicht gebracht. Zustände, welche Jahrhunderte hindurch vor den Thoren der Stadt des Papstes, unter dessen Augen, ungeändert herrschten. Menschliche Wohnungen für Tiere zu schlecht, elende Nahrung, in Krankheitsfällen wenig oder keine Hilfe, erbärmlicher Lohn, Willkür der Aufseher, kurz gesagt Zustände, welche an diejenigen der römischen Sklaven erinnern, wobei es aber als gewiß erscheint, daß die christlichen Arbeiter schlechter gestellt sind als jene Sklaven. Wohl hat es Päpste gegeben, welche den Kampf gegen die Fieberluft der Campagna unternahmen und Grund und Boden zu meliorieren trachteten, aber von keinem der Päpste weiß die Geschichte zu melden, daß er Erbarmen mit den elenden Campagna-Arbeitern gehabt hätte.

Zur Kaiserzeit gab es geheime Späher, welche auf Majestätsverbrecher fahndeten. Nicht besser scheinen die Zustände Roms im siebzehnten Jahrhundert gewesen zu sein, wie aus den kürzlich bekannt gewordenen Akten eines barbarischen Prozesses erhellt. Ein römischer Litterat Namens Laccagni hatte bei dem Kardinal Pallavicino die Freilassung seines Enkels erfleht, aber kein Gehör gefunden. Eines Tages sitzt der Bittsteller im Zimmer seines Barbiers und schüttet demselben sein Herz aus, wobei er sich ungeziemender Ausdrücke gegen den Kardinal bedient. Letzterer erfährt dies, weil der Barbier die Sache ausgeplaudert hatte; der Litterat wird ins Gefängnis geworfen, unter Anklage des Majestätsverbrechens gestellt und zum Tode verurteilt. Auf der Brücke St. Angelo, welche zur Engelsburg hinüberführt, fiel das Haupt des Unglücklichen unter dem Beile des Henkers (1649). Genannte Brücke, oder vielleicht der Platz vor der Engelsburg, scheint jahrhundertelang der Hinrichtungsplatz gewesen zu sein, und die nicht weit entfernten, jetzt kaum mehr vorhandenen Gefängnisse am Tiberufer haben grausige Dinge zu erzählen. Ein ähnlicher Prozeß, wie der obige, war unter Clemens XI. im achtzehnten Jahrhundert, demselben Papst, welcher gegen die Annahme der preußischen Königskrone Widerspruch erhob. Zur Zeit jenes Papstes lebte in Rom Gaetano Volpini, Korrespondent und Chronist. Er liebte es, allerlei Skandalgeschichten der römischen vornehmen Welt ans Tages-

licht zu fördern und mit Spott zu geißeln. Schließlich wagte er sich sogar an die Person des Papstes und schrieb einen Brief nach Wien, der gewisse Dinge aus dem Privatleben des letzteren enthüllte. Dies erfuhr der päpstliche Nuntius in Wien, meldete den Vorfall eiligst dem Papste, und dieser ließ den unvorsichtigen Briefschreiber in eines jener scheußlichen Gefängnisse werfen, welche sich am Forum unter dem Schutt im römischen Tabularium befanden. Dort schmachtete der Unglückliche lange Zeit, bis er zum Tode verurteilt wurde. Die Hinrichtung fand statt auf dem Kampo Vaccino im Jahre 1720, und zwar am ersten Sonnabend des Karnevals. Überall toste die Karnevals-Lust, ungestört durch ein Hinrichtungs-Schauspiel, ein solches war den Römern ja nichts Neues. Maskenzüge umgaben das Schafott, und der Verurteilte hatte sich als letzte Gnade ausgebeten, in seinen besten Kleidern die Todesstätte zu betreten. Die Bitte ward gewährt, und so sah man denselben in wohlfrisierter Perücke und elegantem Frack vom Schafott aus die Maskenzüge grüßen. Dann fiel sein Haupt. Unter demselben Papste wurde ein gewisser Domenico Spadaccino, der bei Gelegenheit des Karnevals sich als Priester verkleidet und so die Heiterkeit des Publikums erregt hatte, auf dem Campo di Fiore, gleichfalls einem berühmten Hinrichtungsplatze, verbrannt. Tausende hatten sich eingefunden, um diesem grausigen Schauspiel beizuwohnen.

Heutzutage sind die Klöster aufgehoben, und ihre Gebäude dienen weltlichen Zwecken. Wohl niemals wird die Welt alle Mysterien erfahren, welche die stummen Mauern verschweigen. Im siebzehnten Jahrhundert scheint man in Hinsicht der Nonnenklöster barbarische Justiz geübt zu haben. War ein Verbrechen begangen, so hielt man sich mit Untersuchungen nicht lange auf. Der Papst sandte seinen Scharfrichter in die Klostermauern, derselbe zog, dort angelangt, eine Schnur aus der Tasche, und im Handumdrehen war sein Werk vollendet. Im genannten Jahrhundert trachtete ein vornehmer Jüngling danach, eine Nonne aus dem Kloster Santa Croce auf Montecitorio zu entführen. Um dorthin zu gelangen, ließ er sich in einen Kasten schließen und in demselben ins Kloster tragen. Als man im Kloster den Kasten öffnete, fand man den

Jüngling tot, er war unterwegs erstickt. Die betreffende Nonne, von Verzweiflung ergriffen, sagte der Äbtissin des Klosters alles, und letztere benachrichtigte den Vikar des Papstes. Die Verhandlungen über diesen Fall waren kurz und endeten damit, daß jene Nonne, 18 Jahre alt, in jenem Kloster lebendig eingemauert wurde. Dergleichen Strafen waren in Rom in jenem Jahrhundert nicht selten.

Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts ward der Kardinal Zeccadoro im Vatikan ermordert. Der Verdacht fiel auf dessen Kammerdiener, manche Anzeichen sprachen gegen den letzteren, man wandte die Tortur an, und derselbe gestand, daß er den Mord aus Habsucht begangen habe. Der Mörder ward zum Tode verurteilt, wenn wir aber das Todesurteil lesen, sollten wir meinen, daß irgendein Stamm wilder Neger oder Indianer dasselbe gefällt habe. Das Urteil lautete: „Der Verurteilte erhält vom Henker einen Messerstich in den Hals, dann wird er gevierteilt, die inneren Teile des Leibes werden herausgenommen, seine Glieder werden öffentlich ausgestellt, sein Kopf aber in einen eisernen Käfig gethan, den man zum ewigen Andenken auf der Porta Angelika befestigt.“ Dies Urteil gelangte öffentlich zur Ausführung. Tausende folgten dem Karren, auf dem der Unglückliche saß. Tausende betrachteten das entsetzliche Hinrichtungs-Schauspiel wie eine Art Fest, die Fenster der betreffenden Straßen und Plätze wurden zu hohen Preisen vermietet, ganz wie im Karneval. Zum Überfluß wurde die Strafe auch auf die Schwestern des Gerichteten ausgedehnt, die man aus Rom verbannte. Nicht lange vor der Annektierung Roms sah man auf der Porta Angelika Menschenschädel, und dieselbe Erscheinung war in anderen Städten des Kirchenstaates nicht selten. Unter allen Päpsten hat wohl keiner mehr Köpfe abschlagen lassen als Sixtus V., jener „Rehabeam“ Roms, der ebenso schonungslos mit den Resten des Altertums als mit den Banditen verfuhr. Wenn doch die Archive des Vatikans beweisen könnten, daß die Bevölkerung des Kirchenstaates unter päpstlicher Regierung eine halbwegs musterhafte Bevölkerung war, etwas besser als diejenige anderer Länder! Wenn sich doch beweisen ließe, daß der sittigende, zivilisierende Einfluß des päpstlichen Stuhles im eigenen

Hause stattgefunden! Dies wird aber niemand beweisen können, und mag er hundert Jahre in den Archiven herumstöbern. Als Sixtus V. im 16. Jahrhundert den Thron bestieg, hatte das Räuberwesen im Kirchenstaat einen furchtbaren Grad erreicht. Der Papst ließ aufräumen und mit väterlicher Strenge allen eingefangenen Banditen die Köpfe abhauen. Diese wurden in Haufen gestellt zu Nutz und Frommen für jedermann, so daß schließlich die entsetzten Römer sich über den Verwesungsgeruch beklagten, mit welchem jene Haufen die Stadt erfüllten. Sixtus V. erreichte freilich seinen Zweck, wenigstens fürs erste. Das Banditenwesen aber tauchte im Kirchenstaat immer wieder auf, und kein Papst hat es für immer auszurotten vermocht. Der Haß des römischen Volkes wandte sich gegen Sixtus V. schon bei dessen Lebzeiten, und als er starb, stürzte man seine Bildsäule um. Auf ihn darf sich Leo XIII. nicht berufen, wenn er etwa beweisen will, daß Papst und Römer stets wie Vater und Kinder mit einander gelebt haben und wenn er sich bemüht, in den Römern die Sehnsucht nach den Fleischtöpfen des Kirchenstaates zu erwecken, wird er wohl thun, den sprichwörtlich gewordenen Namen jenes seines Vorgängers zu verschweigen.

Kürzlich ward eine vergleichende Statistik veröffentlicht, welche wahrhaft grausige Zustände enthüllt, wie sie vor ca. 150 Jahren im Kirchenstaat herrschten. Im Jahre 1881 ereigneten sich im Königreich Italien siebenhundertdreißig (730) Morde, eine große Zahl, aber gering, wenn wir sie mit dem Decennium 1730—1740 vergleichen und die Zahl der Mordfälle nennen, welche damals im kleinen Gebiet des Kirchenstaates sich zutrugen. Im Jahre 1730 bestieg der 78jährige Lorenzo Corsini unter dem Namen Clemens XII. den päpstlichen Thron. Unter seiner Regierung, in einem Zeitraum von zehn Jahren, hatte der Kirchenstaat zehntausend Mordfälle zu verzeichnen, also pro Jahr etwa tausend, mithin dreihundert mehr als jetzt ganz Italien. Von jenen zehntausend entfielen auf die Stadt Rom viertausend, macht also pro Jahr ca. vierhundert.

Welche Erziehung das Volk des früheren Kirchenstaats unter dem Scepter des sogenannten Stellvertreters Christi erhielt,

zeigen Verbrechen neuerer Zeit. Nur ein Beispiel vom Jahre 1882.

Nicht weit von Rom, also im ehemaligen Kirchenstaat, liegt das Städtchen Monterotondo, ein Ort, wie alle seinesgleichen. Die meisten Einwohner sind Analphabeten, das Schulwesen liegt in den Windeln, und vor nicht allzu langer Zeit war die Gegend durch den Briganten Fontana berüchtigt, welcher durch einen in jenem Ort wohnenden Schlachter, Namens Tozzi, in jeder Weise unterstützt wurde. Dies Verhältnis war natürlich für letzteren vorteilhaft, und behauptete jedermann, daß er seine Wohlhabenheit jenem Räuber verdanke. Tozzi nahm in Monterotondo durch sein Geld eine hervorragende, wenn auch keineswegs geachtete Stellung ein, keine Seele fühlte sich zu ihm hingezogen, eine Thatsache, die sich am leichtesten demjenigen erklärt, welcher sich das Angesicht dieses Mannes im Bilde betrachtet. Tozzi hatte einen Sohn und zwei Töchter. Scharfe Zungen behaupteten, daß die beiden ältesten Kinder, der Sohn Antonio und die Tochter Giuditta, die Kinder des Banditen Fontana seien, und stand die Frau des Tozzi in schlechtem Ruf, ebenso diese beiden Kinder, während das jüngste Kind, eine Tochter, sich allgemeinen Lobes zu erfreuen hatte. Längere Zeit hindurch hatte Tozzi einen jungen Compagnon, einen fleißigen, strebsamen Menschen, Namens Poggi, der sich die Neigung der jüngsten Tochter erwarb, dann aber ein selbständiges Schlachtergeschäft anfing, beabsichtigend, jene Tochter des Tozzi, zu heiraten. Jene Konkurrenz war letzterem bis in den Tod zuwider, zumal der Konkurrent anfing, dem Genannten Kundschaft wegzunehmen, weil er in hohem Maße das Vertrauen der dortigen Einwohner besaß. Der alte Tozzi stieß oft entsetzliche Drohungen gegen seinen Konkurrenten aus und untersagte jede Verbindung zwischen ihm und seiner Tochter, zum großen Schmerz der letzteren.

Eines Tages — es war im April 1882 — verschwand genannter Poggi. Sein Vater suchte irgendeine Spur zu entdecken, aber vergebens, er begab sich zu einer Hellseherin in Rom, aber auch diese wußte ihm keine Auskunft zu geben. Wenige Wochen vergingen, da verbreitete sich in Monterotondo die Nach-

richt, daß der Leichnam des Gesuchten in einem nahen Buschwäldchen, unter allerlei Schmutz versteckt, aufgefunden worden sei. So war es, man fand die Leiche des Unglücklichen, aber in sechzehn Teile zerhauen und zerschnitten. Sofort ward von der Volksstimme Tozzi als der Thäter bezeichnet und hat sich so viel als unzweifelhaft und nach eigenem Geständnis der Angeklagten herausgestellt, daß vier Personen jener Familie an jener Bluthat sich beteiligten, und nur die jüngste Tochter unbeteiligt ist.

Der Sohn Antonio hat den Unglücklichen in den Keller gelockt, wo bereits die Mordinstrumente in Bereitschaft waren, und dort den Mord an dem Arglosen verübt. An der Zerstückelung des Leichnams scheint sich außer ihm auch Vater, Mutter und Schwester beteiligt zu haben, die vergebens eine Verbrennung versuchten. Das Blut des Schlachtopfers haben sie in ein Gefäß gesammelt, haben es gekocht und dann verkauft, vorgebend, es sei Blut von Lämmern. Was sie mit dem Herzen und anderen inneren Teilen des Ermordeten gethan, steht ebenfalls fest und erinnert an gewisse Bräuche wilder Völkerstämme.

Der Beweggrund zu diesem grauenvollen Morde war kein anderer als Brotneid.

Kehren wir zurück nach Nisida. Wir hatten unseren Rundgang um die Insel vollendet, das Glöcklein der Kapelle läutete **Avemaria**, die Sonne war hinter den Bergen von Bajä verschwunden und warf ihren letzten Strahl auf Capri. Ein einziges Mal habe ich jene Insel der Verbrecher besucht, dies einzige Mal wird auch das letzte Mal sein.

Fünftes Kapitel.

Vom Schutzpatron der Tiere.

„Groß ist der Ruhm der Geschied'nen fürwahr,
Halbgöttergeschick zu gewinnen."
Sophokles.

In Pompeji hat sich unter vielen anderen ein Wandbild erhalten, auf welchem heitere Malerlaune ein Fest der Menschen und Tiere darstellte. Wir sehen bekränzte Esel und zwischen ihnen spielende, scherzende Amoretten, von denen einer einem Esel einen Kranz umhängt. Gemeint ist das Jahresfest der Müller und Bäcker, bei dem es sehr heiter zuging. „Vestalia" hieß dasselbe, erinnerte also an die Gottheit des Herdes und des Hausstandes, sowie an die Zeit, als es noch keine Müller und Bäcker gab, sondern jeder Hausstand das Brotbacken selbst besorgte. Ovid in seinem Lied vom Festkalender beschreibt die Bräuche bei jenem Fest und sagt:

„Brot — schau — hänget herab von dem Hals bekränzeter Esel,
Rostige Mühlen umschlingt duftiges Blumengeflecht."
(Fasti VI, 311.)

Gemeint sind kleine Brotkringel, welche an Schnüren den Eseln umgehängt wurden.

Die Tiere also nahmen an gewissen religiösen Festen teil, aber nicht nur das, sie hatten auch Anteil an Schutz und Schirm bestimmter Gottheiten, deren Gunst der Mensch durch Opfer und Feste zu erringen und sich zu sichern meinte. Unter dem Spezial-

schutz des Poseidon stand das Roß der Griechen, und alljährlich am Fest jenes Gottes erschienen lange Reihen festlich geschmückter Pferde. Jener Festtag erhielt den Namen: die Hippokratien. Verschiedene römische Schriftsteller bezeugen die Verehrung der Epöna, einer Göttin, welche als Beschützerin der Pferde, Esel und Maultiere angesehen wurde. Ihre Bilder sah man an den Krippen, auch hatte sie in den Ställen oft eine kleine mit ihrer Statuette versehene, bei festlichen Gelegenheiten bekränzte Kapelle. Bildwerke obiger Art haben sich erhalten*). Ebenso kannte der volkstümliche Kultus der Römer eine Göttin Bubona, welche die Zucht der Rinder überwaltete. Einen überaus heiteren Charakter hatte das in jedem Frühling gefeierte Hirtenfest der Palilien, bestimmt, den Schutz der Gottheit Pales für Hirten und Herden zu sichern.

„Die Palilien rufen,
Ja, und ich folge dem Ruf, zeiget sich Pales mir hold."

So beginnt Ovid in seinem erwähnten Epos die Beschreibung jenes Festes und erwähnt in derselben die Bedeutung des letzteren in einem Gebet an die Gottheit Pales:

„Halte mir Krankheit fern, und gesund laß Menschen und Herden,
Halt auch die schützende Schar wachender Hunde gesund."
(Fasti VI, 763.)

Zu Ehren der „magna, veneranda Pales" wurden die Ställe mit Weihwasser besprengt und mit Blumen geschmückt. „Schmücke der Schafe Gehöft mit dem Laub frischgrünender Zweige, Laß von den Thüren herabschwenken der Kränze Geflecht" **).

Das erwähnte mit heiteren Festlichkeiten verbundene Heidentum

---

*) Preller, Römische Mythologie, S. 594. Juvenal in seinen Satiren VIII, 156 erwähnt die Epöna deren Name von epus, statt equus (Pferd), hergeleitet wird. Auch Minutius Felix erwähnt sie Kapitel XXVIII seines Octavian.

**) Ovid, Fasti VI, 737. — Auch andere Schutzgötter dieser Art wurden verehrt, als Faunus und Pan. „Dort galt Pan als der schützende Gott für die Rinder und Schafe, und für der Schafe Gedeihn wurden ihm Opfer gebracht." Ovid, Fasti II, 278.

bewahrt die römische Kirche bis auf den heutigen Tag. Schutzpatron der Tiere, Weihwasser, Blumenschmuck, sogar die Kringelschnüre werden wir alsbald am Fest des heiligen Antonius in Neapel wiederfinden.

„Wohin fahren wir?" So fragt der wackere Vincenzo, nachdem wir in seiner Droschke Platz genommen. — „Zur Kirche St. Antonio." Das Kutschergesicht, zu jedem Ausdruck fähig, nimmt sofort jene Gestalt an, welche Mangel an Verständnis bedeutet, und zum zweitenmale kommt die Frage: „Wohin fahren wir?" — Wir wiederholen mit scharfem Accent: „Nach St. Antonio." Blitzschnell verklärt sich sein Angesicht, blitzschnell fährt die Peitsche knallend durch die Luft und dem Rößlein auf den Rücken. „Ja so — Ihr wollt zum St. Antuono? Warum habt Ihr das nicht gleich gesagt? Also Ihr wollt zum Fest? Das ist brav gehandelt, ein schönes Fest. Mein Pferd und ich wollten auch dahin." Also nach St. Antonio! — Was es mit letzterem auf sich hat? Von hochgelegener Wohnung schweifte mein Blick am Abend genannten Festtages über einen großen Teil der Stadt, Lichterschein überall, am gerundeten Ufer bis in die weite Ferne ein ununterbrochener Lichtstreifen. Zu diesem allabendlichen Schimmer traten heute inmitten des Häusergewimmels, am Meeresufer, in den Tiefen, auf den Höhen mächtige Lichtmassen, als wäre hier und da ein Haus in Brand geraten, und von allen Seiten drang Getöse zu meiner Höhe hinauf. Das sind die Freudenfeuer, welche jedesmal am Abend des 17. Januar zu Ehren des St. Antonio lodern, denn ihn betrachtet das Volk als Beschützer gegen Feuersnot, als Schutzherrn des Herdfeuers. Im allgemeinen ist es im neapolitanischen Volke nicht bräuchlich, für den andern Morgen Fürsorge zu treffen, aber Ausnahmen sind statthaft, und zu letzteren gehört der Eifer, mit welchem die Kinder im Alter von sechs bis zu sechzig Jahren darauf bedacht sind, allerlei Gerümpel für die Antoniusfeuer rechtzeitig zu sammeln, resp. zusammenzubetteln. Seit einem Monat etwa kommen die reifen Pinienzapfen zu Markte, welche auf Kohlenfeuer geröstet, dann ihrer Kerne beraubt und auf die Straße geworfen werden. Vortreffliches Material für den 17. Januar, dazu altes Holz,

alte Körbe, Stuhlbeine, faules Maisstroh u. s. w. Die Straßenbuben gehen dann scharenweise zu den Bäckern und sagen ein Verslein des Inhalts: „Wenn Ihr uns kein Holz geben wollt, so läßt St. Antuono Euch das Brot im Backofen verbrennen“, eine Drohung, welche auch dem habgierigsten Bäcker zu Herzen geht. So giebt's also lustige Feuer und neben diesen lustige Menschenkinder. Die Neapolitaner aber erwarten vom heiligen Antonius noch ganz andere Dinge, und wer bei letzteren Zeuge sein will, der muß sich am 17. Januar zur Titularkirche des Heiligen in Neapel begeben. Dorthin sollte uns, wie zu Anfang erwähnt, der brave Vincenzo fahren. Er weist mit der Peitsche nach seinem Rößlein und fragt: „Herr, wie gefällt Euch heute mein Pferd?“ Nun erst erblicken wir das Auffallende. Die Mähne ist mit rotem Band durchflochten, am linken Ohr eine aus blankem Messing angefertigte Rosette angebracht, und aus dieser ragt eine stattliche Pfauenfeder empor. „Für St. Antuono! — Am Museum vorbei führt der Weg, sich langsam neigend, zur stattlichen, mit einer Dattelpalme geschmückten Piazza Cavour, und von da beginnt eine der breitesten und längsten Straßen der Stadt, die Strada Foria, immer belebt, an gewöhnlichen Nachmittagen auch von Priestern, welche dort, inmitten von allerlei Volk und unter heiterer Konversation, oft zu Hunderten ihren täglichen Spaziergang machen. Das Straßenleben hat sich heute in ein buntes Straßengewimmel verwandelt. Wagen aller Art, kleine und große, kommen in rascher Fahrt daher, alle mit geschmückten Rossen bespannt, Massen von Fußgängern verfolgen eine und dieselbe Richtung, zahlreiche geschmückte Pferde, alte und junge, häßliche und schöne, dazu Esel, Maultiere werden am Zaum geführt. Wohin? Der brave Vincenzo hat auf diese Frage nur eine Antwort: „St. Antuono“. Am botanischen Garten fahren wir vorüber, erreichen endlich jenes riesengroße Armenhaus, Albergo dei Poveri genannt, welches Karl III. für sein ganzes Reich erbauen ließ, und da sind wir am Ziel, gegenüber liegt die Kirche des Heiligen, in ihrer ersten Gründung wohl eine der ältesten der Stadt.

Durch die weit geöffneten Pforten drängen sich Tiere und

Menschen in den stattlichen, vor der Kirche befindlichen Platz, vor den Pforten warten Fuhrwerke aller Art, sowie einzelne am Halfterband geführte Tiere auf Einlaß, aber man hat keine Eile. Der weite Hof vor der Fassade der Kirche ist in einen Marktplatz verwandelt, und nur mit Mühe hält die bewaffnete Macht eine hohle Gasse offen, durch welche man in ununterbrochener Reihe mit den festlich geschmückten Tieren passiert. Seltsame Dinge sind dort zu schauen, vorerst die im vorigen Jahrhundert modernisierte Fassade der uralten Kirche. Denke sich der Leser, er sähe eine würdige, etwa sechzigjährige Matrone, die auf den Gedanken gekommen, sich das neueste Pariser Ballkleid anzulegen; in dieser Weise hat man jene, sowie viele andere Kirchen entstellt. Kompakte Menschenströme, meist den niederen Stämmen angehörig, drängen aus und ein, wir vermögen nur mit einem Blick ein wenig von der Herrlichkeit zu erhaschen, welche die Kirche bei verhangenen Fenstern, in glänzender Beleuchtung, mit ihren von Gold und Silber strahlenden seidenen und sammetnen Drapierungen bietet, wir vermögen nur wenige Töne jenes Orchesters zu erhorchen, welches auf jenem kunstvoll gebauten, eigens für das Fest errichteten Chor seine heiteren Weisen erklingen läßt, dann erfaßt uns der kompakte Menschenstrom und versetzt uns wieder in das profane Markttreiben, welches mit seinen infernalischen Tönen keinem einzigen Orchesterton gestattet, aus dem Innern der Kirche in den sonnbeglänzten Tag hinauszudringen. Spielwaren aller Art bietet man zu Kauf, vor allen Dingen pfeifende, schnarrende, rasselnde; jeder Händler sucht den Ton seiner Instrumente zur Geltung zu bringen, und dicht vor der Kirchthür, wo die Händler mit bunten Bildern des St. Antuono vortreffliche Geschäfte machen, hat sich ein Trompetenhändler postiert. Am meisten werden Eßwaren und Näschereien feilgeboten, dazu Früchte jeder Art, und vor allen Dingen finden die Karren Zuspruch, auf denen in pyramidalen Körbchen Ricotto feilgeboten wird, eine süße, aus Rahm bereitete Masse. Der Händler greift dabei mit den Fingern in das Körbchen und legt seinen Kunden mit kühnem Griff die weiße Masse auf dünne Kuchen. Eine Menge von Markttischen ist zu unserer Verwunderung mit kleinen, aus Schokolade gebildeten Schweinchen besetzt, welche zahlreiche Abnehmer

finden. Was es mit diesen Tierlein auf sich hat, meldet uns ein Blick auf die in einer Nische der Kirchenfassade befindliche Marmorstatue des St. Antonius, zu deren Füßen wir ein Schweinchen aus Marmor erblicken *). Mit diesem Emblem hat die Kunst denselben stets dargestellt, wahrscheinlich deshalb, weil er, wie die Legende erzählt, in der Felswüste Ägyptens, wo er im vierten Jahrhundert als Vater des Mönchtums bis in sein einhundertundfünftes Lebensjahr wohnte, viele Kämpfe mit Dämonen zu bestehen hatte. An diese Legende lehnt sich eine ebenso seltsame als heitere Volkssitte, welche in Neapel bis ins vorige Jahrhundert herrschte. Zu den zahlreichen Privilegien des neben obgenannter Kirche befindlichen Klosters gehörte nämlich die Schweinezucht, bei der es die Mönche aber so hielten, daß sie die Stallungen nicht etwa im Kloster hatten, sondern die Tiere frei in der Stadt umherlaufen ließen. Diese wurden vom Volke als die „heiligen Schweine des St. Antuono“ bezeichnet und überall reichlich mit Futter versehen. Kam dann die Schlachtzeit, so vereinigte sich das Volk zu einer Hetzjagd, und das Kloster erfreute sich einer stattlichen Einnahme aus dem teuer verkauften Fleisch. Im Jahre 1634 sah sich die Obrigkeit veranlaßt, gegen die Schweine des St. Antonio einzuschreiten, weil dieselben eine Prozession in Unordnung gebracht, sogar den sicheren Gang des Erzbischofs gefährdet hatten. Das erlassene strenge Verbot ward aber aus Rücksicht gegen den Heiligen und seine Mönche bald wieder aufgehoben und den Schweinen unter der Bedingung Straßenfreiheit gegeben, daß jedes dieser Tiere mit einem Glöcklein versehen werde, damit ein jeder rechtzeitig imstande sei, sich vor dem Rüsselvieh zu hüten. So geschah es, und infolge dessen erhielt die Statue des Santo, wie man noch heute vielfach sieht, ebenfalls ein Glöcklein **). Mit

---

*) In Calabrien heißt dieser Santo stets und allgemein St. Antuono de lu puorcu (porco Schwein). Dort ist man der Meinung, daß derselbe deshalb dies Tier neben sich hat, weil um die Zeit seines Festes jede Familie Calabriens ein Schwein schlachtet. Die Volkslegende nennt ihn: Nnamuratu (Liebhaber) de lu puorcu. Auch Dante redet von ihm Paradiso 29, 124. — In Calabrien heißt die Kellerassel: Schweinchen des St. Antonio.

**) So sieht man den Heiligen in einer Nische an der Straße St. Antonio



derselben Waffe aber wurden auch diejenigen ausgerüstet, welche für den St. Antonio, d. h. zum Besten des Klosters, kollektierten und den Namen Santantoani erhielten. Sie meldeten sich, wie die Schweine des Santo durch Läuten ihres Glöckleins an und sagten ein Verslein her, welches von dem mächtigen Schutz des „St. Antuono de lu fuoco“ handelte. Obgleich die Klosterschweine jetzt der Vergangenheit angehören und Mönche jenes Santo nicht mehr existieren, ist doch die Kollekte für letzteren nicht ganz verschwunden. Noch kürzlich sah ich einen jener Kollekteure, welcher in den ältern Teilen Neapels den Tribut einforderte, wo früher die Mütter die besondere Gunst erbaten, ihren Säuglingen in dem genannten Glöcklein einen Schluck Wasser zu geben. Solcher Trunk ward für heilkräftig angesehen.

Das Kloster mit seinem Schweine-Privilegium existiert nicht mehr, ein anderes, ebenso einträgliches Privilegium ist aber seit vollen fünfhundert Jahren genannter Kirche unverkürzt geblieben. Folgen wir dem Strom der Menschen, Tiere, Wagen, welche sich ohne Unterbrechung durch die offengehaltene Gasse quer über den oben beschriebenen Platz, dann durch eine rechts neben der Kirche befindliche Wölbung zum eigentlichen, von ehemaligen Klostergebäuden umgebenen Festschauplatz fortbewegen.

Dort finden wir in ziemlich regelmäßigen Reihen Rosse, Maultiere, Esel, Rinder, Kälber, Ziegen, Schafe, alle im buntesten Schmuck; Männer und Weiber, Kinder und Bettler drängen dazwischen, überall stehen Händler mit kleinen, auf Schnüren befindlichen Kringeln, da ist ein Lärmen, ein Lachen, ein Scherzen, daß man sein eigen Wort nicht versteht. — Plötzlich Stillschweigen, alle entblößen das Haupt, ein in Prachtgewänder gehüllter Priester erscheint, neben ihm der ein Weihwassergefäß tragende Meßner, der erstere liest aus seiner Agende die Weiheformel und geht dann von einem Tier zum andern, ein jedes mit Weihwasser besprengend. Lautlos folgt das Volk der heiligen Handlung. Kaum ist sie vol-

in Neapel. Er ist dargestellt als Abt, trägt am Stab ein Glöcklein und in der Hand das häusliche Herdfeuer. Bekanntlich war er ein Hauptgründer des orientalischen Mönchtums, heißt daher: L'Abbate.

sendet, so beginnt der Lärm aufs neue, jedes Tier erhält ein Bild des St. Antuono, welches man in die neben dem Ohr desselben befindliche Rosette steckt, dann wird der Hals des Tieres mit einer der bereits erwähnten Kringelschnüre geschmückt, und nun zieht die Reihe der mit der Benediktion versehenen Tiere durch einen andern Thorweg ab, der wieder in die breite Strada Foria hineinführt. Der Platz ist frei, neue Scharen von Menschen, Wagen und Tieren werden vorgelassen, dieselbe Weihe erfolgt, und so geht es ohne Unterbrechung vom Morgen bis zum Abend, und zwar nicht nur an diesem eigentlichen Festtage, sondern eine Woche hindurch, denn Tag für Tag kommen Tiere aus Stadt und Land zu demselben Zweck. St. Antuono gilt in Neapel und in ganz Campanien als Schutzpatron der Tiere, seine Kirche aber erhält dann reiche Spenden. Als noch die jetzt so stille Hofburg der Stadt ihre Hofhaltung hatte, war der 17. Januar jedesmal durch königlichen Glanz belebt. Die Stallungen des Hofes entsandten dann ihre prächtigen Rosse, ihre strahlenden Wagen, und dieser königliche Zug bewegte sich dreimal um Kirche und Kloster von St. Antuono, dann folgten Rosse und Wagen des Adels, darauf endlich die übrigen Scharen. Solcher Glanz fehlt heutzutage, das Volk aber hat von seiner fünfhundertjährigen Anhänglichkeit an den Schutzpatron der Tiere nichts eingebüßt. Aus einem Neptuntempel, der sich auf dem Grund und Boden des heutigen Domes befand, blieb ein prächtiges, aus Bronze geformtes Roß erhalten, dem das Volk bis zum dreizehnten Jahrhundert Zauberkräfte beilegte. Kranke Pferde führte man demselben zu, ließ dieselben dreimal jene Statue umgehen und meinte, daß dies heilkräftig sei. Um solch heidnischen Brauch zu vernichten, schwor ein Erzbischof des dreizehnten Jahrhunderts jenem Roß den Untergang und ließ aus demselben eine Glocke gießen, die noch heute zu den Domglocken gehört, nur der Kopf jenes Rosses blieb erhalten und befindet sich als ein berühmter Rest antiker Kunst im hiesigen Nationalmuseum. Mit jener Vernichtung aber war das Volk keineswegs zufrieden, und um dasselbe zu beruhigen, sah man sich genötigt, zu einem anderen Santo seine Zuflucht zu nehmen. Man ersah den heiligen Eligius, dessen uralte, ursprünglich gotische

Kirche sich nahe am Mercato befindet. Kranke Rosse führte man um die Kirche und befestigte als Votum ein Hufeisen des Tieres an der Mauer. Dieser Brauch, welcher Jahrhunderte hindurch dauerte, war die Veranlassung zu einem Sprichwort, welches noch heute nicht vergessen ist. Wenn jemand hoffnungslos krank ist, so sagt man bisweilen: „Wir müssen die Hufeisen nach St. Eligio tragen.“ Mit der Verehrung des letzteren ist es heutzutage nicht weit her, jedoch hörte ich einst, daß man seinen Namen anrief. Ich sah einen geschundenen Esel vor einer schwerbeladenen Karre niederfallen, worauf der Karrenführer unter greulichen Flüchen auf das Tier losschlug *). Als diese Barbarei nicht half, rief er: „St. Eligio steh mir bei!“ Aber der Heilige schien ebenso taub zu sein wie einst Baal, zu welchem die Pfaffen auf dem Berge Carmel schrieen. — An Stelle des St. Eligio ist seit einigen Jahrhunderten St. Antonio getreten, natürlich durch Volkeswillen, nicht durch päpstliche Gnade. Das Volk sah neben der von der Kirche aufgestellten Statue dieses Heiligen das Schwein und dachte, daß St. Antonio mächtig genug sei, auch andere Haustiere zu überwalten **). Bis dahin war er der Beschützer gegen Feuersgefahr gewesen, und dies hatte ebenfalls in der kirchlichen Darstellung dieses Santo seinen Grund. Noch heute sieht man ihn, wie er auf der Hand eine Flamme trägt, eine Erinnerung an jene im Mittelalter so gefürchtete Krankheit, welche man das „heilige Feuer“ nannte, zugleich die Veranlassung, daß man diesen Heiligen in Neapel allgemein (im Dialekt) als St. Antuono de lu fuoco bezeichnete.

In Sicilien besitzen alle größeren Städte ein ähnliches Tierfest, wie Neapel. In Palermo empfangen Esel, Maultiere und Rosse am Tage des St. Antonio den oberwähnten Festschmuck sowie den Zaubersegen des Heiligen, und das Bild des Santo wird im Stalle der Rosse befestigt, wie einst die Römer ein

*) Siehe erster Teil, Kap. XIII: Menschen und Tiere.

**) In Tirol bringt man am Tage Mariä Himmelfahrt allerlei Kräuter in die Kirchen, wo dieselben geweiht und dann den Tieren als Speise gegeben werden. Eine Tiersegnung, wie in Italien am 17. Januar, existiert meines Wissens in Tirol nicht.



Bild der Göttin Epōna dort anbrachten*). An einigen Orten Siciliens muß sich die vielbeinige Kellerassel gefallen lassen, daß man sie als „Purciducou (Schweinchen) des St. Antoni“ bezeichnet und als Amulett für Kinder benutzt, um letztere gegen die Würmerkrankheit zu schützen. In der Stadt Vicari, wo St. Blasius als Lokalheiliger waltet, hat man dem Spezialschutz desselben auch die Tiere unterstellt. Beim Fest des genannten Heligen, dem zu Ehren dann auch ein bedeutender Viehmarkt dort stattfindet, werden dann Rosse, Kühe, Schafe, Schweine u. s. w. von der Kirche mit dem Zaubersegen des Santo versehen. Ein anderes Zaubermittel verschafft man sich mit Erlaubnis der Kirche auf folgende Weise: Man legt um den Hals der Statue des Santo einen Bindfaden, macht einen Knoten und hängt dies Amulett vermöge eines anderen Fadens an den Hals, Bauch rc. des Tieres, welches man vor Krankheit bewahren möchte. Für denselben Zweck ruft man anderswo den St. Liborio um Hilfe an**).

Auch in Sicilien wird „St. Antoni“ als Protektor gegen Feuersgefahr verehrt, jedoch mit derselben Beschränkung, welche wir auch auf dem süditalienischen Festlande und in Rom finden. Gegen das Feuer des Blitzes schützt nicht der genannte, sondern die heilige Barbara, welche seit Erfindung des Pulvers auch zur Beschützerin der Soldaten, also zur Nachfolgerin der Minerva, geworden ist. In Rom sah ich einen dieser Halbgöttin geweihten Altar, der mit kriegerischen Emblemen geziert ist.

Die Götter und Heroen des antiken Lebens hatten verschiedene Geschäfte und Aufgaben. In der Reisebeschreibung des Pausanias Buch IV, Kap. 30 lesen wir: „Athene ist Vorsteherin im Kriege, Artemis ist Helferin bei Geburten, Aphrodite hat die Heiratsangelegenheiten zu besorgen.“ Es ist daher nicht wohlgethan, wenn eine Gottheit in einen ihr fremden Wirkungskreis ein=

---

*) In Tirol sieht man über der Thür der Pferdeställe sehr häufig ein Bild des heiligen Martin, der also dort die heidnisch-römische Epona ersetzt. Über letztere Preller, Römische Mythologie, S. 594.

**) Im heutigen Griechenland versieht der heilige Dimitrios das Amt eines Beschützers der Herden. B. Schmidt, Das alte Griechenland im neuen, S. 39.



greift. Als Aphrodite sich, wie eine Athene, in den Männerkampf vor Troja mischte, ward sie an der Hand verwundet. Da rann ihr unsterbliches Blut hin. — Zeus ruft dann jene Göttin zu sich und sagt:

„Töchterchen, dein Geschäft sind nicht die Werke des Krieges,
Ordne du lieber hinfort anmutige Werke der Hochzeit.“
(Ilias V, 428.)

Die Geschichte des St. Antuono hat eine ziemlich ähnliche Episode aufzuweisen. Der letztere nämlich maßte sich (durch Volkeswillen) zu Anfang dieses Jahrhunderts den Wirkungskreis des St. Gennaro an. Letzterer hatte bekanntlich seine Stadt nicht gegen die Franzosen beschützt*), hatte dieselben in seiner Stadt geduldet und ward, als der Bourbonenkönig Ferdinand seinen Thron wieder erlangte, zeitweilig von seiner Stellung als Stadtbeschützer entlassen. Man war allgemein der Ansicht, daß St. Antuono, als Gott des Herdfeuers sowie als Beschützer gegen Feuersgefahr, auch wider den Vesuv schützen könne. — Da geschah eine furchtbare Eruption des letzteren. Man trug St. Antonio der Lava und Asche entgegen, aber vergebens, erst da ward die Gefahr beseitigt, als man das Blut und die Statue des St. Gennaro in Prozession daher führte. Letzterer war also der mächtigere, trat wieder in seine alten Rechte, und St. Antuono hatte sich kompromittiert. Wir sehen aus diesem Beispiel, daß die Santi ebenso dem Volkswillen unterworfen sind wie die lokalen Schutzgottheiten des hellenisch-römischen Lebens.

Ein Rundschreiben Urbans VIII. verbot, lokale Schutzheilige in Volksversammlungen zu wählen, und verfügte, daß die Wahl derselben an den Stuhl Petri gebunden sein solle. Diese Verfügung ist in Sicilien wenig beachtet worden; denn es haben sich seitdem dergleichen Volkswahlen wiederholt zugetragen, wobei es sich um Entlassung und um Kreierung eines Schutzpatrons handelte**). Man war in diesem Falle mit einem Heiligen und seinen Leistungen

*) Siehe erster Teil, Kap. IX: Das Blutwunder.

**) Siehe dritter Teil, Kap. III: Der wunderbare Schleier.

nicht zufrieden und ernannte einen anderen, von welchem man mehr Mirakel hoffte. Ende vorigen Jahres geschah eine solche Wahl in dem Städtchen Sejano, einige Meilen von Neapel entfernt. Seit einigen Jahrhunderten war dort St. Markus der Ortsheilige, derselbe, welchen Venedig als seinen Beschützer ehrt. Man hatte es in Sejano nie an dem festlichen Kultus des Heiligen fehlen lassen, nie versäumt, die Gunst desselben zu gewinnen; aber mit all dieser Mühe ward nichts erreicht; denn St. Markus hatte niemals durch ein Mirakel seine Macht kundgethan, hatte niemals einen Kranken, der ihn anrief und Kerzen anzündete, geheilt, niemals auf Wetter und Ernte, auf Wein und Obst einen Einfluß ausgeübt. Mochte man noch so viel seine Statue mit Pauken- und Trompetenschall umhertragen, noch so sehr durch Kirchenschmuck und Festgewänder seinen Ehrentag feiern, noch so prächtige Prozessionen anstellen und noch so viel Gelöbnisse thun: St. Markus blieb taub. Im Oktober 1882 versammelten sich nun die Eingesessenen des Städtchens, um einen seltsamen Beschluß zu fassen. Es war Mitternacht, als sie auf dem öffentlichen Platze des Ortes sich einfanden und nach kurzer Frist einstimmig sich dahin aussprachen: St. Markus ist als Schutzheiliger entlassen, an seine Stelle tritt St. Maria Vecchia. Kaum war dieses Plebiscit erfolgt, da brachen alle Anwesenden in lauten Jubel aus; Raketen stiegen gen Himmel, Bomben krachten, und der ganze Ort war diese Nacht wie die folgenden Tage und Nächte hindurch vom Freudentaumel ergriffen. Man führte die Marienstatue, eine uralte (Vecchia) aus der Kirche ins Freie, nachdem man sie mit neuen Gewändern versehen hatte; man stellte Prozessionen an, man illuminierte alle Häuser, und bei diesem Vorgang war der Klerus mit den Laien vollständig im Einklang. Es verlautet nichts von einer Eingabe an den Stuhl Petri, nichts von einer Genehmigung desselben, und zweifellos kommt dieser Vorgang nicht zur Kenntnis des Nachfolgers Petri.

Kehren wir zum St. Antonio zurück, der sich ähnlicher Volkswahl unterziehen mußte. Im dritten bis vierten Jahrhundert lebte dieser Ahnherr der Einsiedler in der Gebirgswüste unweit des Roten Meeres, bestand einen zwanzigjährigen Kampf mit den Dämonen,

wusch sich nie, erschien zur Zeit der Verfolgung tröstend und mahnend, angestaunt und bewundert in Alexandria und befahl, sein Grab geheim zu halten, damit seine Reliquien nicht verehrt würden. Sein Grab hat in der That niemand erfahren, aber schon im fünften Jahrhundert ward der Antoniusberg in Oberägypten ein berühmter Wallfahrtsort. St. Antonio ist also einer der ältesten Halbgötter der Römischen Kirche, und schon früh hatte er auch in Rom einen Kultus. Schwer ist zu sagen, wann ihm dort die Beschützung der Tiere übertragen wurde. Thatsache ist, daß letzteres dort geschah.

Vor zwanzig Jahren noch war der Tag des St. Antonio auch in Rom ein wichtiger Tag. Da sah man beim Heiligtum desselben in erster Linie die Equipage des Papstes, dessen Rosse dem Zaubersegen des genannten Santo unterstellt und zu dem Ende mit dem zauberhaft wirkenden Weihwasser besprengt wurden. An derselben Stelle sah man alsdann die Staatswagen und Vollblutrosse des römischen Adels, Karossen, mit vier und gar sechs Pferden bespannt. Diese hohen Herrschaften, z. B. die Colonna, Borghese, Barberini, Lancelotti, Rospigliosi, Corsini u. s. w. hatten in früheren Jahrhunderten einen besonderen Grund, sich dem Wohlwollen des St. Antonio zu empfehlen. Sie stellten nämlich im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert beim Karneval jene Rosse, welche ohne Reiter den durch Goethes Beschreibung bekannten Wettlauf machten, genannt „la corsa dei barberi“. Derjenige Aristokrat, dessen Roß einen Preis gewonnen hatte, legte letzteren zu den Füßen der Statue jenes Santo nieder und schrieb den Sieg der Gunst des Heiligen zu. Von den Stallknechten sagt Madame de Staël in ihrer Beschreibung des Karnevals: „Derjenige, dessen Roß den ersten Preis errungen hatte, warf sich vor demselben nieder, dankte demselben und empfahl dieses der Gunst des St. Antonio, des Schutzpatrons der Tiere.“

Wir haben im vorstehenden Kapitel den Beweis geliefert, daß die Päpste in Rom ein Stück Heidentum sorgfältig konserviert haben und daß die Beseitigung desselben keineswegs durch päpstliche Anordnung erfolgte. Für Rom ist St. Antonio seines fürsorgenden

Dienstes enthoben *), in Süditalien dagegen fungiert er als Tierbeschützer weiter, und da haben wir dasjenige wiedergefunden, was wir zu Anfang erwähnten, selbst die antiken Kringelschnüre fehlen nicht.

*) Kürzlich hat der Papst viele Rosse verkauft, die übrigens ein blühendes Aussehen hatten, obgleich sie des Zaubersegens des St. Antonio seit 1870 entbehren.

Sechstes Kapitel.

Der Himmel und sein Pförtner.

„In der Linken die Schlüssel."
Ovid.

König Oswin in England berief im Jahre 664 eine Synode, in welcher verhandelt wurde, ob man die von der Kirche Roms festgesetzte Zeit des Osterfestes annehmen, oder bei dem britannischen Brauch bleiben solle. Als nun die Geistlichen dem Fürsten die Bemerkung machten, daß dem heiligen Petrus die Schlüssel des Himmels anvertraut seien, entschloß sich der König, die Festzeit Roms anzunehmen. Auf diese Weise hoffte er, sich den Eingang durch die Himmelspforten zu sichern *).

Die erwähnte Begebenheit möge durch ein Bild aus der Gegenwart illustriert werden.

Wir sind in der Kirche der heiligen Lucia zu Neapel und befinden uns inmitten einer großen Schar von Andächtigen, Fischern, Barkenführern, Männern und Weibern, alle des Momentes harrend, in welchem eine Glocke den Beginn der Predigt verkündigt. Das Publikum langweilt sich nicht. Viele Frauen führen paarweise, andere in Gruppen eine keineswegs leise Unterhaltung, welche mehr weltlich als geistlich ist und sich nicht von derjenigen unterscheidet, welche auf der Straße oder vor den Häusern des Fischerquartiers von St. Lucia geführt zu werden pflegt, wo man tag=

*) Ranke, Weltgeschichte, IV, 226.

täglich die Menge der Fischerweiber mit der Spindel und Kinder-erziehung beschäftigt schauen kann. Obendrein dient diese Kirche auch als Durchgang, weshalb es uns nicht wundert, viele Aus- und Eingehende zu erblicken. Mancherlei Augenweide fehlt nicht. Dort in einem Glasbehälter befindet sich die bunt gekleidete Statue der heiligen Lucia, mit silbernen Voten behangen, nämlich mit lauter Augen *). Jene Santa nämlich hat es nur mit letzteren zu thun und scheut sich nicht, dann und wann Reklame zu machen und, mit jenen Augen behangen, vor der Thür ihrer Kirche zu stehen, wo stets frische Meerluft weht und ein buntes Menschen-gewimmel die Aufmerksamkeit fesselt. Santa Lucia macht es in Hinsicht der Reklame wie die Volksärzte des Südens, die, mit einer Medaille behangen, auf einem mit Diplomen geschmückten Wagen stehen und von da allem Volk ihre Heilmittel anpreisen. Einige dieser „Professoren" sieht man sogar auf einem eigens für solchen Zweck eingerichteten Reisewagen, auf dem zugleich Musikanten sitzen, welche das Publikum durch Flötenklang und Trompeten-geschmetter anlocken. Bis zu diesem Höhepunkt der Reklame ver-steigt sich die heilige Lucia nicht, sie bleibt stumm und vertraut auf die Wirkung ihrer Trophäen, jener Augen nämlich, welche einem jeden beweisen, daß sie zu helfen vermag. — Wir wollen die verschiedenen lebensgroßen Madonnen, welche andere Glas-behälter füllen, unerwähnt lassen, denn heute werden die Blicke der Anwesenden durch einen ungewöhnlichen Gegenstand gefesselt. Der Kanzel gegenüber stehen auf einer etwas erhöhten Tribüne zwei lebensgroße, mit bunten Kleidern versehene Statuen, Christus und Petrus, letzterer mit zwei Schlüsseln in der Hand, die er so-eben aus den Händen Christi empfangen hat. Letzterer wendet sich dem Petrus zu, dieser hat sein Angesicht dem Publikum zu-gewendet. Einige Mütter, jede mit ihrem Kind auf dem Arm, nähern sich genannter Gruppe und erklären ihren Kleinen die letztere, die Kinder lernen von den Müttern, daß St. Petrus der Himmelspförtner ist.

*) Sie entspricht also der heiligen Odilia, die bei Freiburg ein Heilig-tum und augenheilendes Zauberwasser besitzt.



Ein Glöcklein läßt seinen scharfen Ton hören, infolge dessen allgemeines Schweigen. Ein kräftiger Mönch, mit dem Kapuzinergewande bekleidet, besteigt die Kanzel und macht, oben angelangt, die nötigen Vorbereitungen, welche darin bestehen, daß er das Publikum betrachtet, sein Schnupftuch auf die Kanzelbrüstung legt und sich dann niedersetzt. Einige Minuten verstreichen, da erhebt sich der Mönch und ruft mit Donnerstimme: „Signori!“ (Meine Herren.) Der Redner beginnt mit einer Schilderung des mühseligen Fischerhandwerks, welches obendrein viele Gefahren mit sich bringt und wendet sich dann speziell an die Frauen, welche oft mit Angst auf das Meer blicken, wenn ihre Männer von Sturm und Wellen bedroht sind. „Aber dieser Beruf ist auch ein hochgeehrter, denn wer war St. Petrus, den ihr dort mit den Himmelsschlüsseln in der Hand erblickt? St. Pietro war ein Fischer und ward nicht nur der Fürst unter den Aposteln, sondern auch der Himmelspförtner. Wem er die Pforten aufschließt, der geht ein, wem er sie zuschließt, der ist ausgeschlossen vom himmlischen Paradiese.“ — Nach dieser Einleitung setzt sich Redner wiederum nieder, benutzt sein Schnupftuch zum provisorischen Abtrocknen des zukünftigen Schweißes, erhebt sich nach kurzer Pause wieder und kündigt dann an, daß er an vier aufeinander folgenden Tagen Vorträge über die Schlüsselgewalt Petri halten werde, zieht dann ein zweites Schnupftuch hervor und legt es auf die andere Seite der Kanzel. So hat der Redner ein Tuch für die Stirn, eins für die Nase, das eine bunt, das andere weiß, und ich bemerkte, daß derselbe auch in der Leidenschaftlichkeit seiner Rede beide niemals miteinander verwechselte.

Verfasser hat wiederholt solchen Vorträgen beigewohnt und erfahren, daß dieselben alljährlich stattfinden. Im Altertum pflegten, wie der Satiriker Lucian erzählt, Philosophen in öffentlichen Lokalen, z. B. in den Gymnasien, Vorträge zu halten, und namentlich waren es die Cyniker, die durch Pathos zu ersetzen suchten, was ihnen an Geist fehlte. Lucian hörte die Rede eines solchen, der das Lob des Cynikers Peregrinus zum Gegenstande seines Vortrages machte. Lucian schreibt: „Er schloß seine Rede folgendermaßen. Die beiden größten Wunder der Welt sind der

olympische Zeus und Peregrinus Proteus, jenen hat Phidias geformt, diesen die Natur. Jetzt aber wird dies Götterbild auf einem Feuerwagen gen Himmel steigen und uns einsam zurücklassen. — Dies trug der Cyniker so vor, daß er von Schweiß triefte, in höchst lächerlicher Weise weinte und anfing, sich das Haar zu raufen, wobei er indes nicht allzu hart anzog." — An diese Stelle aus Lucians Schriften ward ich wiederholt erinnert, als ich die Reden genannten Kapuziners über den Himmelspförtner Petrus und seine Schlüssel vernahm. Der Schweiß entströmte der Stirn des Redners, als er auf diejenigen die Blitze seiner Worte schleuderte, welche sich um die Protektion Petri nicht kümmern. Letztere ist durch eine andere Protektion zu erlangen, durch diejenige des Papstes, des Nachfolgers Petri. Wer dem heiligen Vater gehorcht, kann gewiß sein, daß St. Petrus sich seiner annimmt, wer jenes nicht thut, hat kein Recht, auf die Gunst St. Petri zu zählen. Den Ton des Weinens nahm seine Stimme an, als er den Schmerz derjenigen schilderte, welche bereits nahe Angehörige im Himmel haben, aber von dem Träger der Schlüssel am Himmelsthor abgewiesen werden. „Das Kind möchte zu seiner Mutter, die Frau zu ihrem Mann, aber die Thür ist verschlossen, sie rufen mit angstvoller, kläglicher Stimme, aber niemand antwortet, niemand öffnet. Arme Seelen, warum habt ihr es versäumt, die Gunst St. Petri zu verdienen?"

Jene Reden erinnerten mich aber nicht nur an Lucian, sondern auch an Ovid. Letzterer nämlich unterweist uns ebenfalls von einem Himmelspförtner. Ovids Epos vom Festkalender, worin uns zahlreiche Feste und Bräuche beschrieben werden, ist für die Kenntnis des antiken römischen Lebens von der größten Bedeutung. Gleich im ersten Buch (V. 137 ff.) führt der Dichter den Gott Janus redend ein:

„Gleichwie, hart an der äußersten Schwelle des Hauses gelagert,
Kommen und Gehen inacht nehmen die Pförtner bei euch —
Also durchschau' ich zugleich als der Pförtner der himmlischen Halle*)
Was in der Welten Bezirk Eos und Hesper bescheint."

*) Niemals weicht von der Schwelle der hütende Janus. (Virgil, Äneis VII, 610.)

Ferner sagt derselbe Gott:

„Über des Himmels Portal wach' ich mit den freundlichen Horen,
Ein- oder Ausgang hat Jupiter selber durch mich.“

Nach griechischer Vorstellung bewachten die Horen das Himmelsthor (Ilias VIII, 393), nach römischer Vorstellung Janus, eine Gottheit, die nur in Italien verehrt wurde, wo man ihn den ältesten und heiligsten Gottheiten zuzählte. Uralte religiöse Lieder nannten den Namen des Janus zuerst; die stehenden Gebetsformeln, welche man im heidnischen Rom ebenso gedankenlos murmelte, wie man uralte Formeln heutzutage im christlichen Rom hersagt, begannen mit dem Namen jener hochangesehenen Gottheit, die man als „Vater“ Janus zu bezeichnen pflegte. Ein überwölbter Durchgang war seit uralter Zeit das Symbol des Himmelsgewölbes, sowie seines Pförtners, der zwei Beinamen hatte, Clusius, der Schließer, und Patulcius, der Öffner, und dem man wegen dieses Doppelberufs ein doppeltes Angesicht gab. Er trug einen Stab in der Rechten und Schlüssel in der Linken, ward also ebenso dargestellt wie Petrus heutzutage (Ovid, Fasti I, 99). In der genannten Ovidischen Dichtung lesen wir ein Gespräch. Janus erscheint dem Dichter, welcher an den Gott die Frage richtet, warum man diesem zuerst Weihrauch spende. Janus entgegnet, dies geschehe deshalb: „Daß dir durch mich der Einlaß bei den Göttern gewährt werde“ *) (Fasti I, 174). Dasselbe gilt von Petrus. — Ovid nennt seinen Himmelspförtner den schlüsselbewaffneten Gott, dieselbe Eigenschaft kommt dem Petrus zu. Uralte Überlieferung sagte von Janus, er sei der Stifter des Gottesdienstes in Italien, wobei wir wieder an Petrus erinnert werden, den die römische Kirche als Stifter einer neuen Ära, nämlich als Gründer des Papsttums betrachtet. Petrus und Janus sind beide Vermittler zwischen Himmel und Erde, und wenn Arnobius im vierten Jahrhundert von den heidnischen Römern sagte, sie glaubten, daß er ihnen den Weg zu den Göttern ebne,

*) „Ut possis aditum per me, qui limina servo
Ad quoscunque voles, inquit, habere Deos.“

hörte ich aus dem Munde des oben erwähnten Kapuziners eine ähnliche Behauptung in Hinsicht des Petrus. Janus war aber auch ein besonderer Beschützer seiner geliebten Stadt Rom, in welcher Hinsicht Petrus ihm nichts nachgiebt. Ersterer vertrieb durch ein Wunder die Sabiner (Ovid I, 270). Petrus dagegen die Hunnenscharen des Attila. Das dankbare Rom baute dem Janus Altäre und Tempel, das christliche Rom dem Petrus, die Heiden setzten die Statue des ersten in den Tempel, im Tempel des letzten sehen wir die Statue des Petrus, die von den Küssen der Gläubigen ebenso abgeschliffen ist, wie z. B. eine Statue des Herkules in Sicilien zu den Zeiten des Cicero. Das Fest des Janus in Rom und Italien war eins der größten Jahresfeste, auch Tag der vota genannt, weil dann besondere Gebete für das Wohl des Kaisers dargebracht und dem letzteren öffentliche Glückwünsche ausgesprochen wurden. Dasselbe geschieht am großen Petrusfest, und als der Papst noch seinen Kirchenstaat hatte, empfing er an diesem Feste ebenso Geschenke, wie man sie einst dem Kaiser am Janusfest darzubringen pflegte*), eine Sitte, die sich auch die christlichen Kaiser bis in die Zeiten des Arcadius und Honorius gefallen ließen, also bis in jene Zeit, als der Bischof von Rom anfing, an die Stelle des Kaisers zu treten. Am Petrusfest empfing der Papst dasjenige, was man il tributo a S. Pietro nannte, die „Vasallen" brachten ihn dar, z. B. lebendige Hirsche, Fasane, Wachteln, Hunde, Gold, Silber, Becher, Getreide, Pfeffer, Salz. Hierzu kamen freiwillige Gaben von verschiedenen Seiten. Die Hauptgabe kam an jenem Tage aus Neapel, nämlich die sogenannte Chinéa, ein weißes mit schwerem Geldsack beladenes Roß, welches in großartigem Aufzug unter Kanonendonner in die Peterskirche hineingeführt und dort vom Papst feierlich in Empfang genommen wurde**). Das war das christianisierte Janusfest des Papstes. Uralte Legenden erzählten von Janus, er sei der erste König des römischen Gebietes gewesen, Sagen,

*) Sueton, Im Leben des Octavian, S. 57; des Tiberius, S. 34; des Caligula, S. 42; des Nero, S. 46.

**) La Corte e la società Romana von Silvagni, I, 344 sqq.

welche der Legende von Petrus entsprechen, den die römische Kirche zum ersten Papst macht, indem sie bis zur Stunde fortfährt, mit dieser Lüge der Wahrheit ins Angesicht zu schlagen. Wir müssen mithin den römischen Petrus als den christianisierten Janus bezeichnen, die Parallele zwischen beiden liegt auf der Hand.

Die Petrussagen sind nicht minder mannigfaltig wie die Janussagen, eine der ersten ist heutzutage nur wenig bekannt, wir meinen diejenige, welche seinen Kampf mit dem großen Zauberer Simon behandelt, den der Apostel von Stadt zu Stadt bis Rom verfolgte, wo Simon gen Himmel fliegen wollte, aber, durch Petri Kraft zur Erde gestürzt, den Hals brach. Weil nun jener Zauberer zugleich der Erzketzer war, reinigte also St. Petrus sein Rom von dem Übel aller Häresie und führte in dieser Hinsicht eine goldene Zeit für Rom herbei. Eine goldene Zeit war auch unter dem Regiment des Janus.

Zwischen Janus und Petrus ist aber nicht nur eine vielseitige Ähnlichkeit, sondern auch ein nachweisbarer Zusammenhang, nämlich in Hinsicht ihres beiderseitigen Schlüsselberufes als Himmelspförtner.

Seit dem fünften Jahrhundert ward in Rom ein Fest eingerichtet, welches als Petri Stuhlfeier bezeichnet wurde und die Schlüsselgewalt des Apostelfürsten verherrlichen sollte, den man als den Grundleger der Vorrechte und Herrscheransprüche des römischen Bischofsstuhles betrachtete. Der angebliche Bischofsstuhl Petri wird noch jetzt in einer Bronzeumhüllung in der Peterskirche aufbewahrt. Als man jenes Fest einführte, hing das äußerlich christianisierte Rom mit ganzer Seele an seinen uralten Festen, wie wir dies im ersten Kapitel in Hinsicht der Lupercalien nachgewiesen haben, insonderheit war damals das allgemein beliebte, mit uralten Bräuchen verbundene Totenfest nicht verschwunden, ward vielmehr noch immer am 22. Februar gefeiert. Um dies Fest zu christianisieren und zu verdrängen, legte man in die Zeit desselben die Stuhlfeier Petri und hoffte, vor allen Dingen auch den heidnischen Brauch abzuschaffen, nach welchem man Speiseopfer auf die Gräber stellte und im übrigen heitere Mahlzeiten sich nicht entgehen ließ. Als Mittelpunkt dieses Festes stand also

die vergöttlichte schlüsseltragende Person des Apostelfürsten da, dem man die Abgeschiedenen empfahl und von dem man im Fall des eigenen Abscheidens ein gnädiges Öffnen der Himmelspforte erflehte. Hatte man sich St. Petrus schon früher als Himmelspförtner gedacht, so ward diese Vorstellnng durch die Verbindung seiner Stuhlfeier mit dem 22. Februar dem alten Fest der Toten, noch viel mehr befestigt*). Der „schlüsselbewehrte“ Janus war durch einen anderen Schlüsselträger ersetzt. Auf der Synode von Tours im Jahre 567 ward ein Beschluß gefaßt gegen diejenigen, „welche am Fest der Stuhlfeier Petri den Toten Speisen darbringen“. Wir sehen, daß das alte Heidentum noch im sechsten Jahrhundert offenkundig weiterlebte. Heutzutage ist zwar das Darbringen von Speisen verschwunden, aber der Himmelspförtner ist geblieben.

Im heutigen Rom hat sich ein Heiligtum des Janus erhalten, ein Bogen mit kreuzweisem Durchgang mit Nischen für Götterstatuen. Dicht dabei ist der Ehrenbogen des Septimius Severus, merkwürdig durch seine den Opferkultus darstellenden Reliefs. Man sieht dort z. B. den Krummstab, den Sprengwedel, das Weihwasserbecken, das Weihrauchkästchen, Dinge, welche im Kultus der römischen Kirche zu den gewöhnlichen gehören. Ist die Zahl der aus dem Heidentum bewahrten Steine im heutigen Rom eine große, so giebt es ein Gebiet, wo die Zahl der heidnischen Reste in Rom eine weit größere ist. Der Himmelspförtner Petrus gehört diesem Gebiete an. Wir haben solche Umtaufung heidnischer Gottheiten in mehreren Kapiteln unseres zweiten Teiles nachgewiesen und verweisen z. B. auf Kap. VI: Die neue Juno, auf Kap. IV: Die große Mutter, Kap. XIV: Der Nachfolger des Neptun, Kap. XV: Die Himmelskönigin.

Der Himmelspförtner Petrus ist eine Schöpfung des Volksgeistes der mit Vorliebe nach dem Schicksal fragt, welches die Menschenseele im Jenseits zu erwarten hat. Die Kirche hat jenen christianisierten Janus in ihr System aufgenommen und versteht es, den-

*) Vgl. Neander, Kirchengeschichte, II, 1. 718. Hase, Kirchengeschichte, I, 610.

selben für ihre Zwecke praktisch zu verwerten. Im zweiten Teil Kap. VII ward nachgewiesen, wie die Volksphantasie den Apostel Paulus in einen Schlangenzauberer verwandelt hat. Diese Vorstellung überläßt die Kirche dem Volk, sie kann dieselbe nicht verwerten und da sie überhaupt mit Paulus nichts anzufangen weiß, läßt sie ihn gänzlich beiseite. Außer dem von der Kirche acceptierten Himmelspförtner beschäftigt sich die religiöse Phantasie des südlichen Volkes mit anderen Himmelsdingen, ohne in dieser Hinsicht von der Kirche gestört zu werden.

Weit verbreitet ist namentlich in Sicilien der Glaube, daß man imstande sei, an gewissen Himmelszeichen das Schicksal einer Seele, die ins Jenseits gegangen, zu erfahren. Drei Monate nach erfolgtem Tode der betreffenden Person geht man um Mitternacht bei Vollmond ins Freie, um den Himmel zu beobachten. Man schaut nach Osten, sieht vielleicht den Himmel dort voll Wolken, merkt einen scharfen Wind und hört in der Ferne das Bellen eines Hundes und weiß jetzt, daß die betreffende Seele im Jenseits keine Hoffnung hat, man kehrt traurig heim und murmelt die Worte: Povera anima è dannata. Ist der Himmel im Osten wolkenlos, die Luft ohne Wind, und vernimmt man einen Eulenschrei, so weiß man, daß die Seele sich im Fegfeuer befindet, und dann ist es Zeit, Seelenmessen lesen zu lassen. Am nächsten Tage geht man in die Pfarrkirche, zahlt 1¼ Frc. für die Messe, erhält eine Quittung und geht seelenvergnügt nachhause, überzeugt, daß die Läuterungszeit der povera anima abgekürzt wird. Vielleicht war jener Betrag das letzte Geld im Hause, aber was thut's? Man muß die Seele ja erlösen. — Wenn man endlich den östlichen Himmel um die genannte Zeit hell sieht, wenn man keinen Wind spürt und am Himmel ein Stern fällt (Sternschnuppe), so ist dies ein Zeichen, daß die Seele sich im „Paradiese" befindet, welches in der Phantasie des südlichen Volkes eine sehr mohamedanische Art hat.

Im Spätherbst 1885 ward in ganz Süditalien ein außerordentlich starker Sternschnuppenfall wahrgenommen, eine prachtvolle Himmelserscheinung. Nach Volksglauben waren jene glänzenden Meteorschwärme die Seelen der in der letzten Choleraperiode

Gestorbenen, von denen man annahm, daß sie nunmehr ins Paradies gingen. Zahlreich habe ich diesen Glauben aus Volksmunde gehört und dabei vernommen, wie viel geschehen sei, um jenen povere anime die Pein des Purgatorio zu kürzen. Es bildeten sich damals in aller Form regelrechte Aktiengesellschaften, wobei jede Aktie das Anrecht auf eine Anzahl perpetuierlicher Seelenmessen gab. Wie viele Arme haben sich das Brot vom Munde hinweggespart, um so kostbare Rechte zu erwerben!

Wer den zur römischen Kaiserzeit im ganzen damaligen römischen Reich herrschenden Aberglauben kennt, findet in der oben erwähnten nächtlichen Befragung des Himmels ein Echo der Zauberkünste, welche von den römischen Totenbeschwörern beim Befragen der Abgeschiedenen zur Anwendung gebracht wurden.

An manchen Stellen Siciliens hegt man eine eigentümliche Vorstellung in Hinsicht der Milchstraße. Man hält sie für eine wirkliche Straße, welche eine abscheidende Seele zur Buße und Sühnung betreten muß. Die Pein jenes Weges ist groß, denn derselbe besteht aus lauter scharfen Schwertern über welche die Seele „mit bloßen Füßen“ dahinschreitet, ehe sie an den Ort ihrer Bestimmung gelangt. Wie die Römer der Seele einen Führer, nämlich den Mercur mitgaben, so ist St. Giacomo (Jacobus) der Seelenführer auf jener peinvollen Straße.

Sollte es nicht ein Mittel geben, um von dieser qualvollen Reise befreit zu werden? Die Volksdogmatik hat ein solches ausfindig gemacht. Im südlichsten Teil Siciliens liegt auf rauhem Felsgestein hoch und einsam ein Kirchlein des St. Giacomo, ein steiler Felsenpfad führt dorthin, und wer in der Nacht vom 24. auf den 25. Juli barfuß jenen Felsenpfad hinaufklimmt, dreimal an die geschlossene Thür der genannten Kirche klopft, dann einige durch den Brauch geheiligte Gebete spricht, der ist von jener Reise über die Milchstraße nach seinem Tode dispensiert.

In manchen Distrikten der südlichen Teile Siciliens ist der Glaube an jene Reise nach dem Tode so allgemein und so stark, daß ein Bezweifeln derselben als Sünde angerechnet wird, für welche bei der Beichte eine Büßung aufgelegt

wird*). Es ist also leider Thatsache, daß der **Klerus** in Sicilien jenen Wahn aufrecht hält.

Unter dem Namen des Manilius besitzen wir ein astronomisches Lehrgedicht aus dem ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung, welches auch deshalb interessant ist, weil es von dem astrologischen Aberglauben des Altertums Zeugnis ablegt und von den gedachten Wohnsitzen der niederen Gottheiten redet. Der Dichter spricht von der Milchstraße und sagt:

„Schwingen, den Göttern gesellt, dorthin sich die Seelen der Helden,
Frei von den Banden des Leibes, verlassend die niedere Erde?
Leben sie dort im Himmel, den sie durch Thaten errungen,
Jahre der Götter, im vollen Genuß unsterblicher Wonne?"

Der Dichter bejaht diese Frage und nennt nun alle Heroen, welche in dieser ätherischen Wohnung weilen, er nennt die Heroen von Hellas, die Weisen, welche im eigenen Gemüte den sicheren Reichtum besaßen, dann die Heroen Roms, voran den Erbauer Roms, der sich durch Jupiter den Himmel erwarb, endlich den Stamm der Julier, Cäsar, Augustus:

„Der julische Stamm, entsprossen der Venus,
Stieg vom Himmel herab und bevölkerte wieder den Himmel,
Welchen Augustus jetzt im Verein mit Jupiter lenket."

Wir sehen aus den angeführten Strophen, wie schon das Altertum die Milchstraße mit den Seelen der Abgeschiedenen in Verbindung brachte.

Die Erinnerung an den astronomischen Aberglauben der Römer ist keineswegs verschwunden. In der siebenzehnten Ode des zweiten Buches erwähnt Horaz das Sternbild der Wage sowie des Skorpions und nennt sie Geburtsbegleiter, welche einen schreckenden Anblick gewähren, so daß sie dem Betreffenden Unheil bedeuten. So redet man noch heute, namentlich auf Sicilien, von günstigen und ungünstigen, von freundlichen und unfreundlichen Sternen, welche einem Menschen bei seiner Geburt leuchten und meint, daß die Sterne das Menschenleben beeinflussen. Einen noch größeren

*) Pitré, Biblioteca XVI, 11 sqq.



Einfluß auf das gesamte Naturleben schreibt man dem Monde zu, wobei wir uns daran erinnern müssen, daß die Alten ihre Diana als einflußreiche Mondgöttin verehrten.

Während wir die Himmelserscheinungen bewundern und ihre Schönheit besingen, zieht es der Südländer vor, sie praktisch für die Zwecke seines ihm unbewußten Aberglaubens zu benutzen. In dieser Hinsicht dient ihm z. B. der Regenbogen. Der Landmann betrachtet die drei Hauptfarben desselben, die gelbe, grüne und rote, und sucht zu bestimmen, welche von diesen dreien in einem wahrgenommenen Regenbogen (Bogen des Noah genannt) vorwiegt. Tritt nach seiner Meinung die gelbe Farbe hervor, so giebt's eine gute Kornernte, überwiegt das Rot, so giebt's eine gute Weinernte, tritt die grüne Farbe hervor, so ist dies ein günstiges Zeichen für die Olivenernte. Ein Komet wird vom Volke noch immer als Bote von Unheil betrachtet. Die letzte Cholera folgte bald auf die Erscheinung eines geschweiften Kometen.

Siebentes Kapitel.

Am Vesuv.

„Groß ist die Diana der Epheser."
Apostelgeschichte.

Auf der weiten Hügelfläche von Lava und Asche, unter welcher Herculanum seit dem Jahre 79 begraben liegt, findet sich seit Jahrhunderten die Stadt Resina, welche nach Retina (Netz=Ort), dem Hafenplatz des einstigen Herculanum, benannt ist. Sie liegt am Fuße des Vesuv, und zwar an einer Stelle, welche den Ausbrüchen desselben stets ausgesetzt ist. Wer an einem Sommerabend von Resina auf den Vesuv schaut, hat einen feierlich großartigen Anblick. Majestätisch erhebt der in Abendfarben glühende Berg sein Haupt gen Himmel, langsam steigt die Rauchsäule, einer stolzen Pinie vergleichbar, gen Himmel, und von Zeit zu Zeit hört man ein Rollen und Donnern wie von einer in weiter Ferne geschlagenen Schlacht, während auf dem Gipfel Feuerschein emporleuchtet, der regelmäßige Atem des unheimlichen Berges. Resina ist eine volkreiche Stadt, bekannt durch eine große Zahl von Villen, welche in heißer Sommerzeit kühlen Meerhauch bieten; zahlreiche Gärten voll Wein, Orangen und Zitronen ziehen sich von da den leise ansteigenden Berg hinauf, der hier eine wunderbare Fruchtbarkeit des Bodens zeigt. Die größere Zahl der Bewohner gehört ärmeren und armen Klassen an. Herculanum war in Hinsicht der Kunst eine einzigartige Stadt, wie sich derjenige leicht überzeugt, welcher die Dinge betrachtet, die man dort auf einem

kleinen Fleck ausgegraben hat. Die in Herculanum entdeckten, jetzt im Museum zu Neapel aufbewahrten Wandbilder geben uns eine Vorstellung von dem, was hellenische Malerei vermochte; die daselbst gefundenen Statuen und Büsten aus Marmor und Metall zeigen die hellenisch-römische Kunst in ihrer Blüte. Resina, die heutige Stadt, ist mit dem alten Herculanum in keiner Hinsicht zu vergleichen; es herrscht dort viel Elend, physische und moralische Verkommenheit, und zur Zeit der Cholera sind dort Dinge ans Tageslicht gezogen, die wir hier nicht berichten können, und die sicherlich dem heidnischen Herculanum unbekannt waren.

Nur in einer Hinsicht findet zwischen den zwei genannten Städten eine Beziehung statt. Herculanum besaß einen Tempel der Kybele, Resina ebenfalls, nur mit dem Unterschied, daß der Name Kybele heutzutage dem Namen „Madonna" gewichen ist *). Als die Einwohner von Herculanum jenen Tempel bauten, ward der Vesuv seit undenklichen Zeiten als ein erloschener Krater angesehen, und man bedurfte also hinsichtlich des Schutzes keiner Gottheit. Die heutigen Bewohner bedürfen eines Schutzes und nach ihrer heidnischen Anschauungsweise einer speziellen Schutzgottheit, wie sich in allen Vesuvorten eine Spezialgottheit für diesen Zweck findet. Die Madonna versieht in Resina seit undenklichen Zeiten diese Stellung. Wohl schien es, als wäre ihr Ansehen durch andere Madonnen etwas gesunken; aber seitdem Resina von der Cholera heimgesucht ward, ist ihr Ansehen wieder im Wachsen begriffen.

Die stattliche Fahrstraße, welche zum Observatorium des Vesuv hinaufführt, bringt uns durch Resina, wo wir bald zu einem breiten Platz, genannt Pugliano (der Apulische), gelangen, welcher eine ansehnliche Kirche zeigt. Letztere ist die Behausung der Madonna di Pugliano, welche an die Stelle der Kybele getreten ist. Ihre lebensgroße, in steife Prachtgewänder gehüllte Figur steht hinter Glas hoch über dem Altar; jeder sieht sie, wenn er in die mit breitem Atrium versehene dreischiffige, gänzlich modernisierte Kirche tritt. Eine riesenmäßige Marmortafel meldet durch

*) Siehe unseren zweiten Teil, Kap. IV: Die große Mutter.

eine endlose lateinische Inschrift die Thaten der Madonna, erwähnt insbesondere, daß sie gegen jeden Ausbruch des Berges, gegen Lava, Asche, Feuer und Lapilli schützt, und daß sie (nämlich die Statue) im Jahre 1875 unter großartigen Festlichkeiten auf Befehl des Papstes mit goldener Krone gekrönt wurde, eine Belohnung für die seit Jahrhunderten geleisteten Dienste. Aber wenn die Madonna di Pugliano so vielseitiger Leistungen fähig ist, warum dann noch eine die Andacht und die Andächtigen (Devoti) verwirrende Zahl buntbemalter oder buntbekleideter Santi in die Kirche stellen? Wir finden dort z. B. die heilige Filomena, welche stets als bleiche Wachsfigur, bunt umhüllt, in einem Glassarge liegend, dargestellt wird, zur Gesellschaft aber einen Zwergengel bei sich hat, der mit leisem Schritt sich ihr nähert und ihr Haupt mit Rosen bekränzt. Die Märtyrerin Filomena ist in Campanien eine vielbesuchte Heilige, von der sich seltsame Dinge berichten ließen, aber sie vermag doch nicht gegen die Madonna di Pugliano aufzukommen. Wir finden dort ferner die lebensgroße Gestalt der Madonna addolorata im Trauerkleide, mit schmerzvollen Zügen, sieben Schwerter im Herzen. Die Addolorata ist natürlich eine besondere Madonna, die ihren besonderen Kultus, ihre besonderen Verehrer (Devoti) hat, sich also im Volksbewußtsein streng von der Madonna di Pugliano unterscheidet. Wir sehen ferner den Bambino, stehend in einem Glaskästchen, die Rechte zum Segnen erhoben, die Brust mit einer seidenen Schärpe geziert. Auch der Bambino ist ein vielgesuchter Santo; aber weder er noch die Genannten, denen sich noch manche andere hinzufügen ließen, erreichen die hoch oben über dem Altar thronende Majestät der Madonna di Pugliano, welche ihr Kind so sehr unter goldgestickten Gewändern verbirgt, daß man kaum mehr als das zur Mutter aufschauende Haupt desselben erblickt. Im Atrium der Kirche erblicken wir mehrere an der Wand befindliche Marmortafeln und auf denselben päpstliche Ablaßverfügungen, die älteste von Gregor XIII. Die Kirche ist nämlich mit großen Ablaßschätzen seit Jahrhunderten ausgestattet, und Gregor XIII. hat besonders drei Tage im Jahre in dieser Hinsicht ausgezeichnet, den 1. März, Ostern und den 15. August.

Seit Jahren schon macht sich dieser Madonna gegenüber eine Konkurrenz fühlbar. Nicht weit von Resina liegt Scafati, wo als spezielle Schutzgottheit die Madonna mit reichen Gaben, vielen Gelübden und pomphaften Festen ebenso verehrt wird, wie Venus in Pompeji oder Athene in Athen. Zwischen der antiken und modernen Verehrung ist ein Unterschied nicht zu entdecken. Scafati denkt ähnlich, wie wir in einer Elegie des Solon lesen:

„Wird uns die Stadt niemals hinsinken doch, während Kronions
Schicksal noch und die Huld ewiger Himmlischen gilt,
Also ja hält hochherzig des schrecklichen Vaters Erzeugte,
Pallas Athene, den Arm drob zu beschirmender Hut."

Hören wir über die Madonna von Scafati und andere Madonnen Stimmen aus der Kirche selbst.

Wir verweisen auf zahlreiche Nummern der Zeitung „La Campana", welche in Scafati zweimal wöchentlich erscheint. — Hier wird der Ruhm der dortigen Madonna gesungen. Wir lesen: Festa della Protettrice: „Die trionfale processione mit der Statue unserer Madonna währte von 9—3 Uhr, auch der Bürgermeister folgte trotz Sonnenhitze. Bei den Fabrikgebäuden ward Halt gemacht, und von einem Gerüst sah man zwei allerliebste Engel niedersteigen, welche zu den Füßen der Madonna 150 Lire als Gabe niederlegten, wie man ähnliche Gaben auch in den anderen Teilen der Stadt der Madonna überreichte."

Nicht weit von Scafati wohnt die durch ihren Wunderteich berühmte Madonna dei bagni. In einer vom Kanonikus Tortora verfaßten Schrift heißt es von den dieser Madonna geschenkten Exvotos: „Diese Weihegaben sind redende Denkmäler (monumenti parlanti) der Gnadengaben (favori), welche Maria ihren divoti zuteil werden ließ", S. 13. — Von den letzteren lesen wir auf S. 14: „Ganze Tage hindurch hört man in jenem Tempel Gebete, Weinen, Danken, Loben. Oft wird der Lärm der Massen, die im Tempel sind, durch lautes Geschrei der einsam Flehenden, oder durch lautes Lobpreisen der Begnadigten unterbrochen, Maria aber teilt allen Wohlthaten aus."

Wir nehmen eine dritte Schrift: Geschichte des insigne Santuario di S. Maria a Parete, Regina della Vittoria in Liveri

di Nola, gedruckt Neapel 1860. Wir lesen in der Einleitung, daß dies Heiligtum zu den berühmtesten des Orbe cattolico gehört, weil die Regina del Cielo e della Terra dort erschien. Dies geschah, wie wir im ersten Kapitel jenes Buches lesen, anno 1514 am 12. April. Die Madonna erschien der Hirtin Autilia Scala, bezeichnete die Stelle, wo man ihr Wunderbild finden werde, verlangte den Bau eines Tempels und drückte ihre fünf Finger auf die Wange jener Hirtin, wo zur Bekräftigung Strahlen zurückblieben (S. 3). Der ungenannte Verfasser beruft sich zur Bewahrheitung seiner Erzählung auf ein Breve apostolico des Papstes Leo X. vom 22. April 1519, sowie auf ein solches von Pius IX. vom 29. Juli 1859, insbesondere auf die vielen Ablaßschätze, welche diese Kirche besitzt (S. 5). Wir erfahren aus dem Buch, daß man diese Madonna auch in Hindostan verehrt, wohin man ihre wunderthätigen Medaillen gebracht hat. — Wir erfahren S. 17 ff., daß alljährlich am zweiten Sonntag nach Ostern eine Prozession stattfindet, indem man die Statue der Madonna von Liveri nach Nola trägt, wo man die „Mutter“ glänzend empfängt. Ich bemerke, daß diese Prozession noch jetzt stattfindet. Als ich dieselbe im Sommer 1888 sah, war sie der Cholera wegen aufgeschoben. S. 19 lautet eine bemerkenswerte Stelle: „Die Prozession ist ergreifend wegen der Statue der Jungfrau, an deren Füßen zahlreiche goldene und silberne Voten aufgehängt sind, um zu zeigen, daß sie die Verteilerin (dispensatrice) der Gnadengaben ist.“ Mehrfach wird sie auch die Schatzmeisterin (tesoriera) der Gnaden genannt. Darauf weist die Überschrift an der Kirchenthür: „Alma Parens Virgo, et mundi titubantis asylum, pro populo Christi porrige, quaeso, preces *).“

Von S. 24—129 jenes Buches kann jeder, der dessen fähig ist, die Zeit besitzt und beim Lesen keine Übelkeit empfindet, von den Wundern lesen, welche das vielgenannte Wunderbild gewirkt hat. Die Wunder sind (S. 24) innumerabili und portentosi. Diese Partie des Buches ist natürlich die Hauptsache, die Reklame.

*) Segenspendende jungfräuliche Mutter, Asyl der wankenden Welt, bringe Gebete dar für das Volk Christi.



Man liest in vielen Zeitungen die Wunder-Wirkungen der **Revalenta arabica**, des Malz-Extraktes und gewisser Barterzeugungs-Mittel. Warum sollte man nicht für ein Wunderbild der **magna mater** Reklame machen? — Eine bemerkenswerte Stelle (S. 28) lautet: „Der Kanonikus erteilte den Rat, man möge sich an das Wunderbild der **Madonna della vittoria** in Liveri wenden und geloben, jeden Sonnabend zu fasten.“ Wir lesen auf S. 24 bis 129, daß sogar Kopieen jenes Bildes und „Kärtchen“ der Madonna genügen, um Wunderheilungen zu wirken. Ein Mann mit Krebswunden am Bein kommt zur genannten Madonna, man legt eine Kopie des Wunderbildes auf die von Würmern wimmelnden Stellen und siehe da, die Würmer fallen sofort tot zu Boden, die Schmerzen weichen, in 24 Stunden ist der Kranke vollkommen gesund, **perfettamente sano**. S. 40. Auf S. 103 lesen wir, daß die Madonna von Liveri diejenigen besonders begünstigt, welche ihr **abitino** eine Art Skapular, tragen, dem ähnlich, welches die Madonna **anno** 1254 dem Simon Stock auf dem Karmel vom Himmel nieder reichte. Wir erfahren, daß Ehefrauen in schwerer Stunde dies **abitino** anziehen. Demselben Zweck dienen (S. 104) auch die Kärtchen der Madonna.

Damit wir nun bei Lektüre der Heilungswunder uns nicht langweilen, bietet unser Buch S. 117 eine kleine Abwechselung. „Eine bescheidene namenlose Jungfrau, die nicht genannt sein will, las das Buch der Wunder der Madonna von Liveri. Plötzlich hörte sie in dem Buch ein Geräusch, blätterte, fand das Bild der Mutter Gottes und — — o Wunder, an demselben fünf helle Wassertropfen. Sie wollte dieselben abwischen, da — — o Wunder, das Bild schüttelte das Haupt und ein wunderbarer Geruch ging von dem Bilde aus. Dasselbe geschah drei anderen Frauen, die alle glaubwürdig sind.“ Wir erinnern hier an Äneis I, 402, wo es von der Venus heißt:

> „Den ambrosischen Locken entatmete süß von dem Scheitel
> Göttlicher Duft.“ — — —

Die Madonna von Liveri hat endlich eine Specialität aufzuweisen. Als ihr Bild wunderbar gefunden wurde, fand man zu-

gleich eine Glocke, welche die Kraft besitzt, durch ihren Ton Stürme und Unglück zu vertreiben (S. 3). Das Buch läßt sich auf nähere Untersuchung nicht ein. Es liegt am Tage, daß die heilige apostolische römische Kirche mit solcher Glocke die Wunder des römischen Heidentumes besiegt! Diese Glocke hat einen Poeten zu einem Hirtenliede begeistert, welches dem erwähnten Buch angehängt ist. Der erste Vers sagt, daß Maria durch jene Glocke Gewitter vertreibt, der zweite, daß sie Hagelwetter unschädlich macht, der dritte, daß sie ein krankes Schaf heilt, der vierte, daß sie die bösen Geister, welche den Sturm bringen, verjagt, der fünfte, daß sie Freude und Lust in der Natur hervorbringt. So dachten sich die heidnischen Römer das Wunderwirken der Venus. Der Refrain lautet stets: Suona, suona, campanella, che disperdi la procella.

Wir verweisen ferner auf die in Neapel 1882 erschienene Schrift: Geschichte des antico ed illustre santuario di Santa Maria dell' Arco, zweite Auflage, verfaßt von Padre Sammartino, Rektor des Santuario. — Dies Heiligtum hat eine Geschichte von 400 Jahren hinter sich. Kap. I genannter Schrift beginnt: „Vierhundert Jahre der Ehren und Triumphe zählt dies Heiligtum. Seit vierhundert Jahren spendet dies glorifizierte Bild seinen Verehrern Gnadengaben und Wohlthaten“ (quella immagine glorificata dispensa ai suoi veneratori grazie e benefizi). An mehreren Stellen dieses Buches wird uns die schätzenswerte Mitteilung, daß alle Wunder dieser Madonna registriert werden, deshalb heißt es im Vorwort, daß man seine Zuflucht nimmt alla sacra Immagine, che si venera nel Santuario. Wir sehen, daß man in der römischen Kirche dieselbe abgöttische Verehrung mit den Bildern treibt, welche das römische Heidentum mit seinen Götterbildern trieb. Die Wunder der gran Madre dell' Arco werden im dritten Kapitel erzählt, welches überschrieben ist: Patrocinio di Maria sant. dell' Arco. „Ist die generosa Regina die freigiebige Spenderin von Gnadengaben für alle diejenigen, welche sich ihr empfehlen und mit Voten in sie dringen? Wer so fragt, dem zeigen wir alle Aufzeichnungen, die in den Archiven des Heiligtums verwahrt werden, alle Votivbilder, alle Voten in

Wachs und in Silber, alle Namen, Daten und Beweise der Gnadenspenden unserer Madonna. Ihr Tempel ist gänzlich mit Voten bedeckt, alle Mauern, alle Pfeiler sind voll, welch eine Riesenchronik!" Unser Verfasser teilt die Wunder der gran Madre di Dio in mehrere Kategorieen: Kranke, Blinde und Taube, Rettung aus Gefangenschaft, Rettung aus Feindeshand, Verleumdete, Rettungen in Gefahr, Besessene. Wunderbar großartig zeigte sich die Madonna anno 1675, wie wir auf S. 37 lesen, denn am 25. März erblickte man auf ihrem Antlitz schimmernde Sterne. Dies war ein glorioso portento, welches viele Kirchenfürsten schauten, unter ihnen der nachherige Papst Benedikt XIII. Natürlich ward durch dies portento der Ruhm der Madonna dell' Arco in aller Welt verbreitet. — Wir zweifeln nicht an der Wahrheit einer Nachricht, die uns auf S. 53 genannten Buches begegnet: „Die Lithographie ermüdet ihre Steine, indem sie das teure Bild der Madonna dell' Arco reproduziert, im Jahre 1873 wurden 41500 Bilder hergestellt und verteilt. Tausende und Abertausende von gesegneten Medaillen kamen ebenso in die Hände der Devoti." Am Schluß des Buches werden der magna mater folgende Namen gegeben:

„Mater Christianorum,
Arca Universorum,
Regula Viatorum,
Iaculum Inimicorum,
Advocata Peccatorum."

Man nehme die ersten Buchstaben, so hat man den Namen Maria.

Daß nun zwischen den verschiedenen Heiligtümern Brotneid besteht, erhellt aus folgenden, der Campana del Mezzodi entlehnten Sätzen: „Viele, welchen der Glaube mangelt, meinten, es sei mit der Madonna dei Bagni vorbei und das benachbarte Heiligtum der Madonna di Pompeji hätte gesiegt, aber diese wurden glänzend durch das letzte Fest widerlegt, als sich eine Anzahl von Pilgern bei dem Wunderteich der Madonna, der Regina dell' universo, einfand, wo die Voten in Wachs und in Kleidern, in Gold und Silber den besten Beweis für das Patrocinium der großen Diva bieten. Die Zweifler standen da mit offenem Munde.

Im Tempel der Madonna di Pompeji erscheint die vornehme Welt, der Cultus ist dort mehr aristocratico, als popolare, im Tempel der Madonna dei Bagni erscheinen alle, Hohe und Niedrige, hat doch soeben die Herzogin von Cassano der letztgenannten Madonna einen kostbaren Teppich geschenkt."

Wir haben gesehen, wie ein Heiligtum mit seiner speziellen Madonna sich vor den anderen hervorzuthun bestrebt ist. Gerade in diesem Heiligtum, gerade vor diesem Bilde ist Heil zu erwarten, Rettung, Wunder zu hoffen. So tönt die Stimme aus jedem der Heiligtümer dem Volke entgegen. Ein Heiligtum ruft: Kommt hierher, denn hier hat die Madonna seit vierhundert Jahren geholfen. Ein zweites ruft: Kommt hierher, denn hier ist ein neues Heiligtum, die Madonna hat es eben erst zu ihrem Lieblingssitz erkoren. Ein drittes ruft: Kommt hierher, denn hier sind die großartigsten Wunder geschehen! — Ein viertes posaunt: Kommt zu mir, denn das Wunderbild hat sein Wunderleben oft offenbart! — Wer diese Zustände kennt und sieht, dem ist nicht zweifelhaft, was nach Begriffen der römischen Kirche die heiligsten Dinge in der Religion sind, der versteht aber auch den Grund der Thatsache, daß das Volk von verschiedenen Madonnen redet. Die Kirche thut es ja auch, indem sie ein Madonnenbild als besser, wirksamer, wunderkräftiger, als das andere, bezeichnet. Die weibliche Gottheit, Madonna genannt, teilt sich in verschiedene Gottheiten, in denen uns die Attribute und Funktionen der antiken Gottheiten entgegentreten, so daß wir in der Madonna bald die magna mater, bald die Venus, die Diana, die Ceres, Juno &c. wiederfinden. Daß ein solcher Polytheismus in der römischen Kirche existiert, wird uns bestätigt in einem Buch, worauf wir uns ebenfalls beziehen. Es heißt: Storia del nascente Santuario di Pompeji, verfaßt von dem Advokaten B. Longo, Neapel 1885. Dieser eifrige Katholik berichtet auf Seite 5 und 6: „Eines Tages fragte ich eine Frau: Wißt Ihr nicht, daß die Madonna, die Mutter Gottes da ist, der zu Ehren wir den Rosenkranz recitieren? Die Frau sagte: ‚Gnorsi (Si Signore) aber wir im Thale von Pompeji haben ihn nicht.‘ — Ich fragte: Wo meinst du denn, daß die Madonna sich befindet? Die Frau antwortete: ‚Ich kenne

nur sieben Madonnen, welche sieben Schwestern sind, die Madonna dei Bagni in Scafati, die Madonna von Annunziata' u. s. w. So fuhr die Arme fort, glaubte also, daß ebenso viele Gottesmütter vorhanden seien, als Titel derselben und Feste, welche die genannte alljährlich in ihrer Nähe feierte."

Ein bekannter Kirchenhistoriker nennt die Individualisierung der mit ihren Bildern identifizierten Madonnen „Annäherung an das Heidentum". Richtiger würde es heißen: Wirkliches, wahres Heidentum.

Die gefährlichste Konkurrenz hat sich neuerdings auf dem Boden des alten Pompeji erhoben, wo eine Madonna aufgekommen ist, die sogar Lourdes Konkurrenz macht. Der Papst hat die Madonna di Pompeji unter seinen Schutz genommen und so viel für sie gethan, „daß ihm zu thun fast nichts mehr übrig bleibt".

Resina fürchtet die Madonna von Pompeji nuova nicht. Diese Konkurrenz hat der Madonna di Pugliano genützt; ihre Devoti haben sich aufgerafft, ihre Feste erhielten neuen Glanz, die Kosten für dieselben wurden ohne Mühe aufgebracht. Auch das hohe Alter, der längst bewährte Schutz dieser Madonna fiel im Vergleich mit anderen jüngeren Madonnen schwer ins Gewicht, kurz, Resina fürchtet mit seiner Madonna keine Konkurrenz, und bei der letzten Cholera hat sie sich als wahre Mutter gezeigt. Allerdings dauerte diese Pest, von unglaublicher Unreinlichkeit der Stadt unterstützt, etwas lange, aber endlich hat die Madonna doch geholfen, als man ihr schließlich die Ehre einer Prozession gab.

Im Jahre 1887 war es, als wiederum die Cholera drohte, als wiederum die „verdächtigen Fälle", die Casi sospetti, von Mund zu Mund gingen, und man in Resina einer erst kurz vorhergegangenen Zeit gedachte, in welcher die Totenwagen rastlos durch die Straßen rollten und die schmutzigen Höfe, die übelriechenden Gäßchen und Gassen das Echo wilder Totenklagen zurückgaben. In jener Zeit, heiße Sommertage waren es, sah man in allen Vesuv-Städten riesengroße Plakate an den Straßenecken, deren Überschrift zeigte, um was es sich handelte. Man las: „La Madonna die Pugliano". „Der schönste Tag des ganzen Jahres sowohl für den katholischen Erdkreis als speziell für Resina ist der

15. August. Uralt ist die Verehrung für die grande eccelsa, incomparabile Madre di Dio, welche seit undenklichen Zeiten sich in Resina befindet und dort den Titel trägt: Madonna di Pugliano. Das Fest dieser im Jahre 1875 gekrönten Madonna wird in diesem Jahre einen großartigen Charakter annehmen". Die Anzeige machte dem Publikum bekannt, daß eine neuntägige Andacht (Novenario) dem Hauptfest vorangehen werde; ferner, daß zur Beleuchtung der Kirche und des Platzes 45 000 bunte Lampen dienen sollten. Dann wurden die rinomati sacri oratori genannt, welche auf der Kanzel das Lob der Madonna verkündigen würden. Ebenso erfuhr man das Nötige über die grande orchestra, über die Pontifikalmesse, über Volksbelustigungen und über das alle Erwartungen übertreffende Feuerwerk. Der Schluß der Anzeige lautete: „Herbei, ihr Devoti! Herbei, um die von den Päpsten bewilligten Indulgenzen zu erlangen. Betet zur Regina dell' Universo, die stets die Bekämpferin aller Häresie war; betet, daß sie euch erhalte in der fede cattolica, worin allein alles Heil erlangt werden kann."

Resina ist von Neapel fast zwei Stunden entfernt und mit letzterem durch eine ununterbrochene Reihe von Städten verbunden. Am Hauptfesttage vorigen Jahres war der größere Teil der Heerstraße festlich geschmückt, und je näher Resina, desto größer der Lärm und das Gedränge. Wagen aller Art, stets in scharfem Trabe, mit Fahnen und anderem Schmuck, die Pferde mit Federn und Blumen versehen, kamen in Masse; der Weg war mit denselben bedeckt. In Resina vermochte man kaum das Gedränge zu durchschreiten, und der Lärm vor der Kirche auf dem weiten Platz war unerträglich. Hier war, wie üblich, das ärgste Markttreiben, wie es bei allen großen Festlichkeiten seit heidnischen Zeiten bis auf diesen Tag sich erhalten hat. Auf und nieder schritten Musikbanden mit Pauken und Trompeten; Waren aller Art wurden durch alle möglichen lärmvollen Mittel der Aufmerksamkeit der Käufer nahe gebracht, bald durch Geschrei, bald durch Trommeln, bald durch mißtönende Trompeten. Eine gute Ernte hatten die Verkäufer von Bildern der Madonna, aber was für Bilder! Stück für Stück kostet einen Soldo die kleinen, zwei Soldi die

groszen. Es giebt Bilderfabriken, in welchen diese Machwerke hergestellt werden. Man kauft Bilder dieser Art und befestigt sie (ohne Rahmen) an der Zimmerwand, wo dieselben natürlich kaum ein Jahr aushalten. Dies ist der Grund des Massenabsatzes bei einem jeden Fest. Der gröszte Teil der Marktwaren bestand in Genuszmitteln aller Art; bunte Zelte boten dem Durstigen und Hungrigen das Nötige. Ein Blick auf die Kirche aber zeigte ein beständiges Aus- und Einströmen der Festgenossen. Drinnen gab es viel zu bewundern. Hatte doch in diesem Jahr die Stadtkasse für die innere Ausschmückung der Kirche mehrere tausend Lire verausgabt; war doch der Madonna von reichen Einwohnern ein neues Prachtgewand geschenkt, mit goldener Stickerei versehen in der casa santa dell' Annunziata, dem Findelhause Neapels, wo heranwachsende Mädchen die Kunst der Goldstickerei erlernen. Die seidenen, mit Goldborden versehenen Draperien bedeckten Pfeiler und Wände der Kirchenhallen und ein Chor von Opernsängern begleitete den Vesperdienst.

Nach uraltem Herkommen verläszt die Madonna die Pugliano ihre Kirche selten und nur bei auszergewöhnlichen, besonders wichtigen Veranlassungen. Eine solche lag vor: die drohende und in Resina kaum wegzuleugnende Cholera. Der grosze Augenblick nahte! Kopf an Kopf stand auf dem weiten Platze die Menschenmasse; alle Häuser, alle Dächer, alle Balkone waren besetzt; vor der Kirche hatten sich drei Musikbanden aufgestellt. Da plötzlich Stille auf dem weiten Plan. Die Glocken beginnen ein feierliches Geläute, von allen Kirchen nah und fern geschieht nach verabredeten Zeichen dasselbe, weit offen stehen die Pforten der Kirche, wohin sich aller Blicke richten, und jetzt erscheint sie im Freien, die majestätische Himmelskönigin, getragen auf den Schultern von acht Männern, welche diese Ehre bei öffentlicher Versteigerung mit Geld, also mit dem höchsten Angebot, bezahlt haben. Die goldene Krone schimmert auf ihrem Haupte; es glänzt die Goldstickerei ihres Gewandes; sie hält an, man sieht ihr leichtes Verneigen gegen die Masse ihrer Verehrer. Den Jubelton der harrenden Menge zu beschreiben, welche die erscheinende Madonna mit Rufen, Schreien, Schwenken der Fahnen und Tücher begrüszte, ist unmöglich. Wer

solchen Ton, richtiger solche Töne, einmal hörte, möchte sie niemals wieder hören. Die Madonna setzt sich in Bewegung. Da, ohne Aufforderung, wirft sich die gesamte Menschenmasse auf die Kniee! Wiederum Stille, nur unterbrochen von dem Triumphmarsch der Musikanten. Die Menge erhebt sich, stürzt aber wieder auf die Kniee. Die aus der Menge zur Madonna sich wendenden Rufe wandeln sich hier und da in Schreien und Flehen; der Fanatismus glühender Andacht steigt rasch einen Grad nach dem andern. Weiber lösen knieend das langwallende Haar, recken die Arme empor, schreien und heulen. Man sieht Weiber, welche ihr Gewand zerreißen und unter lautem Schluchzen sich niederwerfen, um dann in wilder Erregung wieder aufzuspringen. Die Glocken läuten, die Trompeten schmettern, die Menge schreit, lärmt, kniet, erhebt sich, jubelt dann wieder — und feierlich ernst erhebt sich dort der majestätische Vesuv, von glühendem Abendlichte umflossen.

Achtes Kapitel.

Mutter und Kind.

„Wir haben die Isis in die Tempel gebracht."

Suetonius.

„Hold ist die Mutter den Frauen, hinwallen zur Mutter die Scharen.
Zierliche Blüten zum Schmuck windet ums eigene Haupt.
Blumen der Göttin geweiht, die Göttin erfreut sich an Blumen."
(Ovid Fasti III, 251.)

Mit diesen Strophen erwähnt der Dichter ein hochheiliges Frühlingsfest der römischen Frauenwelt, welches am 1. März gefeiert wurde.

„Wieder ergrünen am Baum die vom Frost geschorenen Äste,
Zärtlichen Reben entquillt saftig aufs neue der Keim.
Auch das üppige Grün, das lang im Verborgenen weilte,
Fand auf heimlichem Pfad wieder zum Lichte den Weg,
Fruchtbar sprosset die Au." — — — —

Jenes Fest galt der Juno Lucina, einer Nationalgottheit Italiens, der gepriesenen, mit Gaben und Gelübden angerufenen Beschützerin des Frauenlebens. Juno Lucina hatte am 1. März — so hieß es — den Mars geboren und ward von den Frauen als Geburtsgöttin betrachtet. Dem ehelichen Glücke, besonders dem Kindersegen, galten die Opfer, welche man bei der erwähnten Feier der „Matronalia" darbrachte, an denen nur Ehefrauen und unbescholtene Jungfrauen teilnehmen durften. Vom Tempel der Juno Lucina war bereits in unserem zweiten Teil (Kap. 6 Die

neue Juno) die Rede, im vorstehenden Kapitel wendet sich unsere Aufmerksamkeit den bildlichen Darstellungen derselben zu. Man sieht auf Münzen ihre mit dem Schleier der Matrone versehene Gestalt, in der rechten Hand eine Blume, in der linken Hand ein Kindlein*).

In den verschiedensten Distrikten Süditaliens sah ich eine dieser Juno ähnliche Gestalt, die Madonna del Rosario. Ihre Statue findet sich in den meisten Kirchen, wo man sie für gewöhnlich in einem Glasbehälter erblickt, den sie zu Anfang Oktober für einige Wochen verläßt, um zunächst in einer Prozession zu glänzen und dann bis zu Ende des genannten Monats im Schiff der Kirche unter einem Baldachin, von Blumen und Strahlen umgeben, zu thronen. Nicht immer entspricht ihre Kleidung der neuesten Mode, es ist sogar gewöhnlich, ihr einen Reifrock anzuziehen, eine Sitte, die jenen Jahren entstammt, als Paris diese Mode aufbrachte. Jedesmal aber zeigt ihr Kleid eine gewisse Pracht, Stickerei in Gold und Silber, auch fehlt es ihrem Hals selten an Perlen, oft sieht man sogar an den Ohren Goldschmuck. Je weniger sie der Mode entspricht, desto mehr ist sie nach dem Typus der Juno Lucina gebildet, denn in der rechten trägt sie eine Blume und auf der linken ein Kindlein, letzteres mit buntem Kleid und mancherlei Schmuck versehen. Ist diese Ähnlichkeit eine zufällige?

Dieselbe Stellung, welche Juno zum weiblichen Leben einnahm, hatte Hera bei den Griechen, die infolge dessen bisweilen mit einem Kinde an der Brust**) dargestellt wurde, ebenso wie man dies bei Madonnenbildern nicht selten sieht. Am deutlichsten tritt dies z. B. bei der Madonna in Pozzano hervor, wo ein wunderthätiges Bild dieser Nachfolgerin der hellenischen Himmelskönigin gezeigt wird. Besagtes Bild ward in einem Brunnen gefunden (pozzo-Brunnen), wo es sein Dasein durch Lichtstrahlen verriet. Obgleich es dort Jahrhunderte gelegen, blieb es doch wohlerhalten, ein Umstand, der freilich schwer ins Gewicht fällt, wenn man bedenkt, daß das Bild auf Leinwand gemalt ist. Fischer

*) Preller, Römische Mythologie, S. 244.
**) Preller, Griechische Mythologie, I, 139.



hatten in einer Nacht jene Strahlen gesehen und eine Erscheinung der Madonna erlebt, welche sie dreimal, zuletzt mit Drohungen ermahnte, ihr Bild an dem Ort jenes Wunderlichtes zu suchen. Endlich gehorchten sie und zeigten die Sache dem Bischof an, die Ausgrabung erfolgte und in der bewußten Cisterne fand sich das Wunderbild. Also geschehen im zwölften Jahrhundert. An genannter Stelle entstand eine Kirche, die vor vierhundert Jahren einem Prachttempel gewichen ist. Derselbe liegt auf einer Höhe unweit des heutigen Castellamare und war Jahrhunderte hindurch ein berühmter Wallfahrtsort, „wo die Tauben hörend, die Stummen redend, die Blinden sehend, die Lahmen gehend, überhaupt Kranke aller Art gesund wurden, und so viele Pilger aller Stände sich einfanden, daß man dort ein Haus für dieselben bauen mußte *).“ Von jenem Bilde behauptet die „Kirche“, daß dasselbe schon in den ersten Jahrhunderten des Christentums verehrt worden, dann aber zur Zeit der Bilderverfolgung in einer Cisterne (pozzo) geborgen sei, „bis es dem Allmächtigen gefiel, es seinen (des Bildes) Anbetern (adoratori) wiederzuschenken **).“ So sagt Riccardi in seinem von der Kirche approbierten Werk (IV, 40). Noch immer betrachtet die Umgegend von Castellamare jenes Bild als himmlischen Schatz, „celeste tesoro“ und namentlich am zweiten Ostertage sieht man viele Pilger zu den Füßen der Himmelskönigin (celeste Regina), welche sitzend, mit rotem Kleid und blauem Mantel, ihr Kindlein säugend (also wie die erwähnte säugende Hera) dargestellt ist. Obgleich es schlechterdings unmöglich ist, diesem Bilde ein höheres Alter, als etwa vierhundert Jahre beizulegen, bleibt doch die Kirche wider besseres Wissen bei ihrer Behauptung eines Alters von eintausendvierhundert Jahren und hält die Lüge von der Bildauffindung als historische Wahrheit aufrecht. Ihre Losung lautet: „Nichts lernen und nichts vergessen.“

---

*) Riccardi, Storia dei Santuari, IV, 41. — Ruggieri, Storia dell' immagine di S. Maria di Pozzano.

**) Der Satz lautet: Sino che piacque all' Altissimo, di ridonarla (gemeint ist das Bild, immagine) all'amore dei suoi antichi adoratori. Hier wird also von der Kirche die in ihren Bekenntnisschriften verbotene Bilderanbetung gelehrt.



Neben der Hera stand bei den Griechen die Aphrodite, nicht nur als Herrin himmlischer Heerscharen oder „himmlische Jungfrau", sondern auch als die Göttin des weiblichen Lebens, so fern es in der Ehe seinen Beruf erfüllt. Bei allen Verlöbnissen und Hochzeiten ward sie angerufen. Kein Wunder, daß man ihre figürliche Darstellung viel begehrte und auch billige Figuren für den Hausbedarf und die wenig Begüterten hergestellt wurden. Wenn uns in der Apostelgeschichte von dem Goldschmied Demetrius erzählt wird, daß er für den Bedarf der zum Heiligtum der Diana Pilgernden arbeitete, also sicherlich auch Figuren dieser Göttin anfertigte, so wissen wir, daß bei anderen Tempeln ähnliche Künstler resp. Handwerker nicht fehlten, deren billigste Waren in kleinen Thonfiguren der Götter bestanden. Zahlreiche Thonfiguren der Aphrodite haben sich erhalten, man hat sie auf Knidos, einem Hauptsitz des Aphroditekultus, gefunden, vielfach auch in Athen, Syrien, Bagdad, Kyrene, der Krimm u. s. w. Unter diesen Figuren sind viele, welche die Aphrodite, die Ehegöttin, mit einem Kinde auf dem Arm darstellen *). — Zahllos, wie jene Thonfiguren einst waren, sind jetzt in Italien und anderen Ländern die Bilder der Madonna, dieser vorzüglich von den Frauen in den wichtigsten Lebensangelegenheiten angerufenen Gottheit **). Diese gütige Mutter, die besonders den Mutterberuf überwaltet, wird mit dem Kind auf dem Arm dargestellt und Millionen von Bildern und Statuetten dieser Art finden sich in den Häusern. Wir haben im zweiten Teil die heutigen Hausgötter kennen gelernt und gesehen, welche bevorzugte Stellung die Madonna unter denselben einnimmt. Im heutigen Neapel arbeitet mehr als ein „Demetrius" für das Bedürfnis der Gläubigen, um Kirchen und Häuser mit den Figuren der römisch-katholischen Aphrodite zu versehen. Zahllos sind allein schon die Votivbilder, welche Rettungen aller Art, auch in Sturmesnot darstellen und auf denen über dem

---

*) Siehe Friedländer, Sittengeschichte Roms, III, 179.

**) Ich verweise auf unseren zweiten Teil, Kap. VI: Die neue Juno; Kap. IV: Die große Mutter; Kap. XV: Die Himmelskönigin, sowie auf den Anhang zu jedem der genannten Kapitel.



bedrohten Schiff die niederschwebende Madonna, auf ihrem Arm das Kind, dargestellt ist. Wir dürfen nicht vergessen, daß die Madonna, wie Aphrodite, das Meer beherrscht. Die kleinen Thonbilder der Aphrodite von Knidos wurden von den Schiffern mitgenommen und galten als wunderthätig in Sturmesnot*), dasselbe gilt heute von Bildern der Madonna.

Selten besucht und wenig bekannt ist das Museo Campano im heutigen Capua. Mir war dasselbe lehrreich, insofern dasselbe einen Beitrag zur Geschichte der Entstehung der Madonnenbilder liefert. In ganz Campanien ward einst die Venus mit dem Prädikat „Felix“ verehrt und in solcher Eigenschaft als die Gottheit des Kindersegens angerufen. Die Venus ward überhaupt in ältester Zeit als diejenige Göttin angesehen, welche ihre Macht im Frühling offenbart, wenn sich alles erneuert, keimt und sprießt, weshalb man ihr den Monat Aprilis (aprire öffnen) weihte, „weil sich dann die Erde von neuem öffnet und Halme und Blüten sich ans Licht drängen.“ — Im obengenannten Museum befinden sich zahlreiche kleine Thonfiguren der Venus Felix, dargestellt mit einem Kindlein auf dem Schoß, oder auf dem Arm. Unter den in Pompeji gefundenen, im Nationalmuseum Neapels aufbewahrten Thonfiguren befindet sich ebenfalls eine solche Darstellung. Ich wandte mich vor Jahren beim Anblick dieser Figur an einen Aufseher mit der Frage, was diese Figur darstelle und erhielt zur Antwort: „Das ist die Madonna der alten Pompejaner.“ Die antiken Bewohner Capuas hatten in den Tempeln ihrer Venus aber nicht nur kleine, sondern auch große Figuren, unter letzteren befindet sich ebenfalls eine große Anzahl im erwähnten Museum daselbst. Ich sah lebensgroße weibliche Figuren, mütterliche Gestalten, von denen eine jede mehrere Wickelkinder, die eine sogar zehn, in ihren Armen hält. Diese sitzenden, lebensgroßen Gestalten, nebeneinander in Reihen aufgestellt, aus Tuffstein ziemlich roh gearbeitet, bieten einen seltsamen, ja komischen Anblick. Man denke sich eine Mutter mit einem Dutzend Babys auf den Armen! Mir ward in jenem Museum die Mitteilung, daß er=

*) Friedländer, a. a. O., S. 178.

wähnte Statuen die „Göttin der Fruchtbarkeit“ darstellen und als Votivstatuen für letztere von glücklichen Müttern bestimmt waren, welche sich jener Gottheit dankbar erweisen wollten. Letztere war aber keine andere, als die Venus Felix, welche besonders in der campanischen Ebene ihre Verehrerinnen hatte*). Vielleicht war eine Aphrodite in Olympia ähnlich gedacht. Pausanias in seiner Reisebeschreibung (verfaßt im zweiten Jahrhundert) sagt von einer ehernen Statue genannter Göttin: Vor der Aphrodite sitzt ein nacktes, vergoldetes Knäblein (XVII, 17).

Wiederholt nennt derselbe Pausanias auch andere Darstellungen einer göttlichen Mutter mit ihrem Kinde, er erwähnt Eirene, die Friedensgöttin, mit einem Knaben Plutos (Reichtum) auf dem Arm, ebenso die Statue der Tyche, des Glückes, welche ebenfalls den kleinen Plutos trägt**) In Präneste (heute Palestrina) bei Rom befand sich ein Tempel der Fortuna, welche dort ihren Schicksalswillen durch Lose offenbarte, von denen die Legende erzählte, daß sie durch ein Wunder an den Tag gekommen seien, also ähnlich, wie das erwähnte Wunderbild der Madonna di Pozzano und unzählige andere Wunderbilder derselben. Die göttliche Würde jener Orakelstätte ward durch ein Wunder beglaubigt, denn aus einem Ölbaum floß Honig, ein Mirakel, welches die römische Kirche als Muster nimmt, indem sie aus den Knochen des heiligen Nikolaus in Bari Manna fließen läßt, welches sie an arme Pilger teuer verkauft***). Jene Fortuna, auf deren Tempelresten die heutige Stadt Palestrina erbaut wurde, hatte den Beinamen Primigenia, die erstgeborene, allerzeugende, und ward daselbst als die Mutter des Jupiter und der Juno bezeichnet. Im

---

*) Auch in Pompeji hat man die Figur eines Wickelkindes gefunden, eine zum Votivgeschenk bestimmte Thonfigur. Die Wickelung des kleinen Baby ist ebenso, wie man an den oben erwähnten Figuren in Capua sieht. — Genau ebenso wickeln die heutigen Fischerweiber ihre kleinen Säuglinge, wie man dies tagtäglich am Meeresstrande sehen kann. Es werden nämlich auch Füße und Arme von den Wickeln so eng umschlossen, daß das arme Baby kein Glied rühren kann.

**) Pausanias, Reisebeschreibung, I, 8 u. IX, 16.

***) Siehe unseren zweiten Teil, Kap. XIV: Der Nachfolger des Neptun.

erwähnten Tempel sah man ihre sitzende Statue, in ihrem Schoß die Statuen ihrer Kinder. Cicero in seiner Schrift über die Weissagung (II, 41. 85 u. I, 18. 34) sagt von jener Statue, daß in ihr die Fortuna als säugende Mutter dargestellt sei, die bei allen Müttern hohe Verehrung genossen habe.

Bei der erwähnten Fortuna tritt uns die bemerkenswerte Erscheinung entgegen, daß man nicht nur der genannten Mutter, sondern auch ihrem Knaben, also dem Jupiterkind, Verehrung zollte *). Der kleine Jupiter Bambino hatte in jenem Tempel einen Specialkultus. Wir gedenken hier an die Thatsache, daß die römische Kirche nicht nur ihrer Madonna, sondern auch dem in ihrem Arm dargestellten Kind Verehrung widmet. Der kleine Jesus Bambino hat seinen Specialkultus. Letzteren erwähnten wir bereits in unserem zweiten Teil, als von den Hausgöttern die Rede war. Die Griechen wußten nichts von einem Kultus des Zeus Bambino, wir können also das Vorbild des heutigen in ganz Italien verbreiteten, speciell auch in Rom unter den Augen des Papstes blühenden Bambinokultus nur im antiken römischen Leben finden **).

Der Bambino, den man im Kultus von seiner Mutter, der Madonna, trennt, ist ein vielseitiges Wesen, der zu Rom unter den Augen und mit Genehmigung des Papstes den Kranken und Sterbenden Orakel spendet, in Campanien aber in den Fußspuren einer Gottheit wandelt, welche einst ebenso unzertrennlich mit der Aphrodite verbunden war, wie heute der Bambino auf den Bildern mit der Madonna. Als den Sohn der Aphrodite bezeichnete man den holden, kleinen Eros, den Liebesgott, dessen berühmtes Marmorbild der Meister Praxiteles für die Stadt Thespiä angefertigt hatte, wo Eros hohe Verehrung genoß. Bei den Römern ward Eros zum Amor (Cupido), den man ebenfalls als Begleiter seiner Mutter, der Venus, darstellte. — Wer auf Capri mit dem Familienleben der dortigen Einwohner näher bekannt wurde, der

---

*) Preller, Römische Mythologie, S. 561.

**) In unserem ersten Teil ward der römische Bambino im Kapitel von den Orakeln schon erwähnt.



weiß, daß jedes neubegründete Hauswesen einen Bambino mitbringt, der den Ehrenplatz im besten Stübchen erhält. Wenn nun eine junge Ehefrau sich der Mutterhoffnung erfreut, ist es ihre Pflicht, so lange sie auf Erfüllung ihrer Hoffnung wartet, den lieblichen Bambino so viel als möglich anzusehen. Dies geschieht von allen jungen Ehefrauen daselbst in der Überzeugung, daß ihr gehofftes Kindlein ebenso hübsch sein wird, wie der Bambino. Der Bambino-Eros auf Capri ist zwar kein Gebilde des Praxiteles, hat aber doch einen holden Ausdruck im Angesicht und was die kleinen Babys auf Capri betrifft, so sind sie allerliebste Menschenkinder, welche an die Thatsache erinnern, daß Kaiser Augustus gerne mit den Kindern auf Capri scherzte, also ohne Zweifel an ihrem holden Aussehen seine Freude hatte.

Haben wir seither zahlreiche Vorbilder der römisch-katholischen Madonnendarstellungen sowohl im hellenischen, als auch im römischen Leben gefunden, so kommt schließlich noch eine Gottheit inbetracht, welche auch dann noch Millionen Gemüter beherrschte, als schon längst der Götterdienst von der Staatsgewalt verboten war.

Zu obengenannten Kulten gesellte sich zur Kaiserzeit der in Italien hochangesehene, auch die höheren Stände, vorzüglich die Frauenwelt erfassende Kultus der Isis, der durch seine Waschungen, Prozessionen, heiteren Feste und Mysterien nicht nur oberflächlichen Naturen Befriedigung bot, sondern auch ernstere anzog, welche durch Büßungen sich auf das Jenseits vorbereiten wollten. Eine magna mater im umfassendsten Sinne war die mit Diadem und köstlichem Gewande bekleidete Isis, Himmelskönigin genannt, „Allmutter der Dinge, Herrin aller Elemente, die Erstgeborene der Jahrhunderte, die höchste der Gottheiten, die Königin der Manen, die erste der Himmlischen, die eingestaltige Erscheinung aller Götter und Göttinnen, welche die lichtreihen Höhen des Himmels und die Tiefen der Unteren durch ihre Winke beherrscht, deren Wesen unter verschiedener Gestalt, unter wechselndem Namen der ganze Erdkreis verehrt“ (Apulejus Metamorphosen XI). Sie war die weibliche Allgottheit, die Regina, von ihr sagt eine in Capua gefundene Inschrift: quae es omnia Dea Isis (die du alles in allem bist,

Göttin Isis). Von Alexandria aus, wo die Vorstellung von ihr hellenisiert wurde, nahm sie ihren Siegeslauf, ward in Italien zur Modegöttin und hatte sich in Hinsicht ihres Kultus Allerhöchster Protektion zu erfreuen. Von dem Kaiser Otho erzählt Sueton (Kap. XII): „Auch das Isisfest soll er häufig in dem leinenen, vom Kultus befohlenen Gewande öffentlich besucht haben." An den Küsten des Mittelmeers, in Gallien, in der Schweiz, in Spanien, in Deutschland florierte, wie nachweislich, ihre Verehrung. Sie war besonders Beschützerin der Seefahrer, in ihren Tempeln pflegte man daher kleine Schiffe zu verwahren und diejenigen, welche bei einem Schiffbruch gerettet wurden, weihten der genannten Gottheit Votivbilder, Darstellungen solcher Rettung, die in einem Tempel aufgehängt wurden. Darum sagt Juvenal in seiner zwölften Satire V. 27:

„Wißt ihr nicht, daß ernährt von der Isis werden die Maler?"

Am meisten ward sie von der Frauenwelt in Anspruch genommen, sie war die große Heilgottheit und Geburtsgöttin, geliebt und gefürchtet, weshalb man schwere Kasteiung nicht scheute, um ihre Gnade zu erwerben.

Isis war Mutter, das Kind sah man in der Mutter Arm auf Bildern, welche schon das alte Ägypten kannte, von wo sie sich weiter verbreiteten. Von dieser Mutter sagt Äschylos in seiner Tragödie, die Schutzflehenden:

„Ein Pfand empfing sie für das Gottes Wort,
Den hehrsten Helden, den beglücktesten
In aller Welt, gebar die Selige,
Und alle Lande jauchzten ringsumher:
Ja, das ist wahrlich unseres Gottes Sohn."

Das Bild dieser „Himmelskönigin" mit dem Gotteskind im Schoß kannte und sah man überall, wo ihr Kultus stattfand. Als nun das Christentum mehr und mehr eine Weltstellung erlangte, als der christliche Kultus seit Konstantin die Alleinberechtigung behauptete und durch Vielseitigkeit und Pracht zu imponieren strebte, schienen christlicher Kultus und Isisreligion sich in mancher Hinsicht zu berühren. Weihungen, Gelübde, Tonsur der Geistlichen, Fasten,

Büßungen fanden sich auf beiden Seiten, und in den Massen der nur äußerlich Bekehrten entstand jene von uns schon oft erwähnte Mischung von heidnischen Vorstellungen und christlichen Gedanken, wobei die ersten aber die vorherrschenden blieben.

Wohl verfielen die Tempel der erhabenen, mütterlichen Isis, aber das Bedürfnis der nur äußerlich christianisierten Massen, eine solche Himmelskönigin und Gnadenmutter zu besitzen, blieb dasselbe, und die in den Herzen der Menschen fortlebende Isis wartete nur auf eine Gelegenheit zur neuen Besitzergreifung ihres Thrones. Solche Gelegenheit bot die Jungfrau aus Nazareth, die wegen ihrer Jungfräulichkeit schon früh gepriesene. Ihre Gestalt erlebte durch die ethnisierende Richtung der christlich-heidnischen Massen jenen Prozeß, durch welchen sie nach und nach apotheosiert und in eine der Isis gleiche Gestalt verwandelt wurde. An die Spitze des neubelebten Olymps trat unter neuem Namen die alte Himmelskönigin. Eine Lotosblume trug die Isis, eine Lilie die Madonna-Isis: weiß sind beide Blumen. Der Isiskultus verschwand dem Namen nach, die mit demselben verbundenen Bilder ebenso, in Wirklichkeit aber setzte der erste sich im Kultus der Madonna fort und das nie verschwundene Bilderbedürfnis schuf eine neue Muttergestalt mit dem Kinde auf dem Schoß, wodurch die Kirche dem Volk einen Ersatz für die verlorenen Isisbilder lieferte. Die Kirche ließ sich von dem Bedürfnis und dem Instinkt der Massen leiten, sie nahm das religiöse Leben, wie sie es vorfand, auf und gewann dadurch äußeren Sieg und bleibende Macht.

So haben wir es zu erklären, daß speciell die Beschützung der Seefahrer von der Isis auf die Madonna überging und der letzteren an den Küsten des Mittelmeeres bis auf den heutigen Tag geblieben ist*). Wie Ludwig XIII. im Jahre 1636, als er von schwerer Krankheit genesen war, ganz Frankreich unter den Schutz der Madonna stellte, so geschah dies in besonderer Weise von der Stadt Marseille, indem dieselbe in ihrer Nähe auf den

*) Schon im zweiten Teil, Kap. XIV (Neptuns Nachfolger) wiesen wir darauf hin.



Wachtberg der Himmelskönigin ein Heiligtum errichtete. „Die Schiffer, welche den Hafen von Marseille verlassen, oder vorbeisegeln, erheben ihre Augen zur Notre Dame de la garde und wenn sie in Sturmesnot geraten, rufen sie dieselbe als Stern des Meeres (maris stella) an und viele steigen, von der Meerfahrt heimgekehrt, zu jenem Berge hinauf, um der Meeresherrscherin zu danken *).“ — Die Madonna von Roc-Amadour versieht gleichfalls seit Jahrhunderten das Amt der Rettung in Sturmesnot. Die Legende sagt, daß eine Glocke daselbst, von geheimnisvoller, unsichtbarer Hand bewegt, läutete, wenn Schiffer in der Nähe in Gefahr zur Madonna riefen. An mehreren Stellen der französischen Küste befinden sich Heiligtümer dieser großen Meerbeherrscherin, die unter dem Namen Notre Dame de Roc-Amadour weit und breit bekannt ist. In neuerer Zeit soll ihr Kultus nachgelassen haben, nachdem er viele Jahrhunderte geblüht **). Nicht wenige Heiligtümer der Meereskönigin sind infolge von Gelübden erbaut worden. Das gilt z. B. von demjenigen, welches sich neben Honfleur an Frankreichs Küste erhebt, sowie von St. Maria del Porto zu Ravenna ***). In allen Hafenstädten Italiens gilt die Madonna als Beschützerin der Seefahrt, und steht in dieser Hinsicht ebenso im Ansehen, wie St. Nicóla, der christianisierte Neptun.

Lange bevor die Himmelskönigin Isis als Flutenbeherrscherin fungierte, hatten die Hellenen eine solche in der Athene (Minerva). Sie war ursprünglich eine Tochter der Wogen, deshalb Tritogeneia (Tochter des Meergottes Triton) in der Ilias genannt, ihre Lieblinge waren nach Homer die Erbauer von Schiffen, sie zeigte dem Danaos den Gebrauch der Segel, unter ihrer Leitung entstand das Wunderschiff Argo, auf dem die Argonauten ihre abenteuerliche Fahrt machten. Wenn bei dem glanzvollen Fest der Panathenaeen sich die feierliche Prozession zum Parthenon begab, befand sich in diesem Zuge auch ein Schiff. Auf einer antiken Münze aus

*) Riccardi, a. a. O., IV, 488.
**) Riccardi, a. a. O., IV, 451.
***) Riccardi, a. a. O., IV, 370.

Heraclea *) sieht man die behelmte Gestalt der Athene, deren Leib in einem Fischschwanz endigt.

Reliquien des Isiskultus sind im heutigen Italien zahlreich. Auf der Piazza della Minerva zu Rom befindet sich ein Obelisk, der einst zur Zierde des Isistempels genannter Stadt diente, in Benevento erinnert eine wohlerhaltene Statue des Apis daran, daß diese Stadt den Isiskultus eifrig pflegte; an zahlreichen Stellen Italiens hat man Marmorinschriften gefunden, welche von jener Göttin reden, in Pompeji ist ihr Tempel, und aus demselben sind zahlreiche thönerne Gelübdegaben ins Museum gewandert, wo mehrere Gemälde den Isiskultus darstellen und zahlreiche Rassel-instrumente (Sistrum) verwahrt werden, wodurch der Gang des Kultus reguliert wurde. In mehreren Kirchen Süditaliens fand ich einen Schellenkranz, dessen Geklingel die einzelnen Akte des festlichen Madonnakultus ankündigt. In einem Kirchlein bei Cava war ich bei einem Fest dieser Art zugegen, hörte das rasselnde Klingen jenes Instrumentes und mußte an den Ton denken, welchen die in Pompeji gefundenen metallenen Sistren hervorbringen, wenn man die lose eingefügten Stäbe derselben schüttelt. Die Musik der Isis tönt also noch heute und im gesamten Madonna-kultus vernehmen wir das Echo des Isiskultus **). Kannte doch der letztere schon die Elevation, das weiße Priesterkleid, das Weihwasser, den Weihrauch, die brennenden Lampen und, wie von uns wiederholt erwähnt, die „glatzige Herde“ der tonsierten Geistlichen. Die römische Kirche verweist, wenn sie Vorbilder ihrer Kultus-akte nennt, stets auf das Alte Testament und sagt z. B., daß daselbst schon Prozessionen erwähnt werden, indem die Israeliten die Stadt Jericho mit der Bundeslade umzogen und David dies Heiligtum in Prozession zur Hauptstadt brachte. Auch für den Gebrauch der Lichter beruft sie sich auf den alttestamentlichen Kultus, hütet sich aber, das Kultusleben der griechischen und römischen Welt als Vorbild zu nennen. Wie in anderen Fällen

*) Lenormant, La Grande Grèce, II, 337.

**) Ähnlich urteilt auch Roßmann, Vom Gestade der Cyklopen und Sirenen, S. 55 ff.



fürchtet die römische Kirche die Wahrheit. Zu dieser Furcht gesellt sich eine bodenlose Unwissenheit sowohl des niederen, als des höheren Klerus und ein den Gebildeten Italiens überhaupt eigentümlicher Mangel an Interesse für die in tausenden von Spuren in Italien redende antike Welt. Die Geistesbildung des Klerus ist in jenem Lande in den meisten Fällen eine so einseitige und beschränkte, daß man die Mehrzahl der Glieder desselben nicht zu den „Gebildeten“ rechnen kann. Wenn nicht beides, Furcht und Unwissenheit, wie eine Mauer hemmend wirkte, so müßte man in der römischen Kirche längst die heidnische Natur des Madonnenkultus erkannt haben und wissen, daß dementsprechend in den Kultusbildern dieser Himmelskönigin eine Fortsetzung antiker Kultusbilder zu erblicken ist *).

Um diesen Zusammenhang zu beweisen, müssen wir zweierlei ins Auge fassen, zunächst das Alter der Bilder und dann die von der Kirche im Überwinden des Heidentums befolgte Praxis.

1) Die ältesten Bilder **).

Es steht geschichtlich fest, daß im vierten und fünften Jahrhundert die Kirchen sich mit Bildern füllten, ferner, daß mit dem fünften Jahrhundert im Morgenlande die religiöse Bilderverehrung begann, die schnell einen abgöttischen Charakter annahm. Über dieses in der Kirche vorhandene Heidentum klagt schon Augustinus (im fünften Jahrhundert). Daß nun damals schon abgöttisch verehrte Bilder der Maria vorhanden waren, folgt mit Sicherheit aus der Thatsache, daß sich im fünften Jahrhundert der Maria abgöttische Verehrung zuwendete und damals schon ihre Himmelfahrt, also ihre Aufnahme in den christlichen Olymp, angenommen wurde. Stellte man nun, dem heidnischen Bedürfnis der Massen nachgebend, die Heiligen bildlich dar, so konnte unmöglich die Darstellung der Maria fehlen. Daß ihre Bilder sich

*) Die älteste christliche Kunst hat bekanntlich die Gestalt des Orpheus benutzt, um Christus darzustellen. Warum sollte sie denn nicht das Bild einer Göttermutter mit ihrem Kinde verwenden?

**) Selbstverständlich ist hier nicht von allen alten Bildern dieser Art die Rede, es wäre unnötig, sie alle vorzuführen.

an den in der heidnischen Welt allgemein bekannten Typus (Mutter und Kind) anschlossen, beweisen diejenigen Bilder, welche aus jener Periode noch jetzt vorhanden sind und als Kultusbilder im höchsten Ansehen stehen. Die älteste christliche Kunst schloß sich, wie bekannt, an die Formen heidnischer Kunst an und scheute sich durchaus nicht, die Darstellungsweise derselben zu benutzen. Indem nun die Kirche die Maria zu einer mütterlichen Gottheit werden ließ, war dies keine neue Vorstellung und deshalb lag es um so näher, sich hier an heidnische Kunstdarstellung anzuschließen.

In Italien befindet sich eine größere Anzahl solcher Madonnenbilder, die fast ohne Ausnahme aus dem Orient stammen, wo sie im fünften oder sechsten Jahrhundert entstanden sind. Sie alle zeigen den gleichen byzantinischen Typus, die Madonna mit dem Mantel, der vom Haupte niederwallt, die Augen mandelförmig, die Nase lang, der Mund klein, die Farbe dunkel, das Kind auf ihrem linken Arm. Nur wenige zeigen das Kind auf den Knieen der Mutter, und diese Bilder sind wahrscheinlich die ältesten. Jene alten byzantinischen Kultusbilder kamen teilweise im achten Jahrhundert nach Italien, als im Orient die Staatsgewalt sich gegen die Bilderverehrung erklärte und nach und nach fünfzigtausend Priester und Mönche*) vor den kaiserlichen Verfolgern sich nach Italien flüchteten, wobei sie manche damals schon alte Wunderbilder der Maria mitnahmen und auf diese Weise den Bilderkultus verbreiteten. Nach dem verhängnisvollen Konzil zu Ephesus (431), wo die Maria die Apotheose einer Gottesmutter erlebte**), ward Konstantinopel ein Hauptsitz ihres Kultus und ihrer Bilder, in letzter Hinsicht sehen wir namentlich die Kaiserin Pulcheria eifrig thätig und schon im fünften Jahrhundert hatte man dort Wunderbilder der Madonna, als deren Urheber St. Lukas bezeichnet wurde. In der Kaiserstadt des byzantinischen Reiches befand sich ein berühmtes Marienbild, welches man Hodegetria nannte und

*) Lenormant, La Grande-Grèce, II, 387. Vgl. Baronius, Annalen, Bd. VIII, zum Jahre 637.

**) Siehe unseren zweiten Teil, Kap. IV: Die große Mutter und Kap. XV: Die Himmelskönigin.

als Palladium der Stadt betrachtete, neben demselben ein ähnliches Bild, gleichfalls mit Himmelskräften ausgerüstet und als Nikopeja (Siegverleiherin) bezeichnet. So oft die Kaiserstadt von Feinden bedroht war, mußte die Hodegetria helfen und ward an den bedrohten Teil der Mauer gestellt. Die Nikopeja ward in die Schlacht getragen und waltete dort siegverleihend. Das erste Bild ward, so lautet ein Bericht, von den Sarazenen vernichtet, ein anderer Bericht aber behauptet, daß fromme Mönche dasselbe anno 733 nach Bari brachten, um dies Palladium vor der Wut der bilderfeindlichen Kaiser zu retten. Dort ist noch jetzt ein uraltes byzantinisches Bild, Mutter und Kind vorstellend, allgemein als Wunderbild betrachtet und von dem Glorienschein des Glaubens umgeben, welcher behauptet, die wirkliche Hodegetria zu besitzen. Venedig dagegen ist stolz, im Besitz der Nikopeja zu sein und behauptet, daß dieselbe als ehrliche Kriegsbeute in den Kreuzzügen dorthin gelangte. Festlich ward dies Wunderbild in der Lagunenstadt empfangen und in den St. Markusdom gebracht, von wo aus dasselbe in den folgenden Jahrhunderten bei öffentlichen Notlagen, im Krieg, in Dürre, in Regenzeiten, bei Epidemien, in Prozession über die Piazza di St. Marco getragen wurde. Einen Festzug dieser Art erlebte Venedig im Jahre 1631, als die bei einer Pest gelobte Kirche St. Maria della Salute eingeweiht wurde und die ganze Stadt mit dem Dogen und der Signoria an der Spitze dem Wunderbilde folgte. Letzteres zeigt in Mutter und Kind denselben Typus, wie das Bild in Bari.

An zahlreichen Stellen Italiens verehrt man noch heute die Madonna di Constantinopoli, d. h. dasjenige Bild, welches nach dem Typus jenes in Venedig befindlichen Bildes gearbeitet ist. Ein Heiligtum dieser Spezialmadonna befindet sich auch in Neapel, wo während der letzten Choleraperiode die Kirche St. Maria di Constantinopoli stets von Besuchern angefüllt war, welche der großen Isismadonna Flehen und Gelübde darbrachten. Das Bild, welches sich in genannter Kirche befindet, ward durch eine Erscheinung der Madonna während einer Pestepidemie gefunden und leistete sofort die nötigen Wunder. Diese Madonna hat speziellen Einfluß auf Wind und Wetter, sie schafft Regen und

wehrt einer zu großen Nässe, sie ist also wie Isis oder Juno, eine Beherrscherin elementarer Gewalten. Als vor zweihundert Jahren in Campanien eine anhaltende Dürre eintrat, ward mit dem Bilde eine Prozession angestellt, in welcher der Erzbischof mit dem Klerus barfuß einherschritt *).

Die Stadt Rossano in Calabrien rühmt sich weniger einer alten Evangelienhandschrift, als eines vom Osten gekommenen, angeblich von Kaiser Mauritius geschenkten Bildes, auf welchem man, wie auf allen jenen alten Bildern, Mutter und Kind dunkel gefärbt erblickt und dicht bei Catanzaro sieht man ein von der ganzen Umgegend hochverehrtes Reliefbild der Madonna, versehen mit der griechischen Inschrift: Mētēr theoū (Gottesmutter). Es stammt aus einer bei Catanzaro befindlichen, bisher von keinem Archäologen erwähnten ruinenhaften Kirche aus dem vierten oder fünften Jahrhundert und zeigt Maria im Gewand einer byzantinischen Kaiserin, das Kind im Kleide eines byzantinischen Prinzen. Lenormant ist der Überzeugung, daß jenes Relief dem Zeitalter des Belisar, also dem sechsten Jahrhundert angehört **).

Östlich neben Bologna erhebt sich der stolze Monte della Guardia, wo im zwölften Jahrhundert eine Kapelle des St. Lukas errichtet wurde und zwei Jungfrauen das heilige Leben der Einsiedler führten. „St. Lukas schaute zufällig vom Himmel, sah mit Wohlgefallen den frommen (divoto) Kultus der beiden und beschloß, jener Kapelle ein Werk seiner Hand zu senden, um dadurch seine Kultusehre zu erhöhen und mit seinem Namen denjenigen der erhabenen Gottesmutter zu verbinden, die er bei seinen Lebzeiten mit seiner Feder und mit seinem Pinsel verherrlicht hatte ***).“ Die Legende erzählt weiter, daß St. Lukas dem Eremiten Theocles den Gedanken eingab, die Kirche St. Sofia in Konstantinopel zu besuchen, wo derselbe ein Bild der Gottesmutter fand, welches sich ihm durch eine Unterschrift als Werk des

---

*) Montorio in seinem Werk über die Heiligtümer des (ehemaligen) Königreich Neapel.

**) Lenormant, ibid., II, 255.

***) Riccardi, Storia dei Santuari, II, 278.



St. Lukas beglaubigte. Der heilige Eremit beging einen unheiligen Diebstahl, nahm das Bild mit und kam mit demselben nach Bologna, wo man den frommen Raub als eine Himmelsgabe, als Beweis von der Schutzherrschaft der Madonna betrachtete und das heilige Bild in großartiger Prozession zum erwähnten Berg hinauftrug. Dort entstand ein stattlicher Tempel der Madonna, dessen mit dem Zaubersegen des Papstes versehener Grundstein von Rom dorthin geschickt wurde. Die Madonna aber schützte ihr Heiligtum und als im Jahre 1526 eine Schar wilder „Luterani" dasselbe stürmte, zeigten sich kämpfende, das Heiligtum schützende Jünglinge, lauter Engel, direkt von der Madonna abgesandt *). Im vorigen Jahrhundert erbaute man zur Erleichterung der Pilger einen Säulengang, welcher von Bologna aus bis zum Heiligtum der Madonna hinaufführt und 1723 ward die Kirche vollendet, welche sich majestätisch auf dem Monte della Guardia erhebt. Als im vorigen Jahrhundert Regengüsse verheerende Überschwemmungen erzeugten, verordnete der Erzbischof, daß die Madonna drei Tage hindurch unten in der Stadt weilen solle. Von da an bis heute ist der Brauch geblieben, daß jenes Bild am Abend vor Himmelfahrt in Prozession zur Kathedrale der Stadt getragen und in derselben feierlich begrüßt wird. Weit und breit, in Stadt und Land wird jenes Bild genannt: „La Madonna di St. Luca", und von allen Seiten strömen Pilger nach Bologna, wenn dort die Himmelskönigin von ihrem Berge niedersteigt.

Die Entführungsgeschichte des erwähnten Bildes wiederholt

---

*) Hier haben wir eine der vielen römisch-katholischen Legenden, welche als getreue Kopie der ebenso zahlreichen Legenden Griechenlands erscheinen. Als die Einwohner von Croton mit denen von Locri in der Schlacht bei Sagra kämpften, behauptete man, die sich am Streit beteiligenden Götter und Heroen gesehen zu haben. Jedem Heeresflügel der Locrer zeigte sich ein schöner Jüngling in glänzender Rüstung auf weißem Roß, und man sagte, dies seien die Dioscuren gewesen, dieselben Halbgötter, welche den Römern in der Schlacht am See Rigillus beistanden. Auch behaupteten die Locrer, daß ihr Nationalheld Ajax in deutlich sichtbarer Weise sich am Kampf beteiligt habe. So ward später dem Reisenden Pausanias erzählt.



sich nirgends, desto erfinderischer war die Phantasie, um den vom Morgenlande gekommenen Bildern eine Wunderreise zu bereiten. Ein Wunder war die Reise des uralten Madonnenbildes im Heiligtum auf dem Monte Nero bei Livorno. Die Legende lautet: „Dies göttliche Bild der Madonna di Monte Nero, welches sich ursprünglich in Negroponte befand, entfernte sich (si partì) wunderbar und kam an diese Küste, wo es sich nahe am Fluß Ardenzo niederließ, sich mit Majestät vor den Augen eines Schafhirten enthüllte und zu ihm sagte, er möge das Bild auf den Monte Nero tragen und an der Stelle niederlegen, wo er ein zunehmendes Gewicht desselben spüren werde." Das Bild ist sicherlich alt, Mutter und Kind heben ihre dunklen Angesichter von Goldgrund ab, die Kleidung ist prächtig, das Gesicht der Mutter hat den üblichen byzantinischen Schnitt. Mit gotischen Buchstaben sind die Worte geschrieben: Ave M. Mater Christi. Diese Inschrift zeigt aber, daß das Bild keineswegs dasjenige Alter besitzt, welches viele Bilder Süditaliens aufzuweisen haben*). Indes hat die Madonna auf dem Monte Nero trotz ihres geringeren Alters eine bedeutende Macht, welche sie z. B. an einer Raubschar von Corsaren bewies, die alle miteinander geblendet wurden, als sie jenes Heiligtum plündern wollten. — Der Tempel der Madonna zeigt ausgewählte Pracht, namentlich das Tabernakel, in welchem sich das Wunderbild befindet. Weißer Marmor von Carrara, sowie andere bunte Marmorarten wetteifern miteinander. In der Kuppel sieht man die Himmelfahrt der Madonna, die, einer Aphrodite gleich, vom himmlischen Hofstaat begrüßt wird. Im Jahre 1690 ward das Bild gekrönt, wobei man dasselbe zur Kathedrale in Livorno brachte und ein allgemeines Fest von drei Tagen feierte. „In allen Unglückszeiten, in allen Gefahren erhebt Livorno seine Augen und eilt mit Gelübden zur Madonna di Monte Nero, wo man zu allen Zeiten den Schutz der erhabenen Avvocata fand. Dorthin eilte man im Erdbeben, als das Dröhnen der Tiefe mit dem Geschrei der Einwohner wetteiferte. Die Stadt

*) Storia della miracolosa Immagine di Nostra Signora di Montenero di G. Oberhausen I, 5. 11.

ruhte nicht, bis die Madonna in ihren Mauern erschien, wohin man sie in Prozession brachte. Im Jahre 1684 stellte man das Bild auf den vor der Kirche befindlichen Platz und Kanonensalven bezeichneten den Moment, als man von jenem Bilde aus die von der Pest heimgesuchte Stadt segnete."

Die Reise der Madonna vom Monte Nero ist ein Kinderspiel gegen diejenige, welche, mit dem Siegel päpstlicher Beglaubigung versehen, von dem Madonnenbild in Genezzano berichtet wird. „Außerhalb der Mauern von Scutari befand sich vor reichlich vierhundert Jahren auf einem Hügel eine Kirche, wo ein Wandbild der Madonna unter dem Titel La Madonna del Buon Officio verehrt wurde. Einige behaupteten, dies Bild sei vom Himmel gekommen, andere dagegen, daß es früher in einem fernen Lande gewesen und unbekannt geblieben sei wegen der beständigen Türkenkriege. Diese Meinungen bezeugen sicherlich die besondere Verehrung, welche man diesem lieblichen Bild zuteil werden ließ, vor welchem auch Georg Castriota, der zwanzig Jahre die Türken bekriegte, zu beten pflegte. Aber diese Madonna war den Albanesen nicht mehr geneigt *)." Die Legende spricht die Vermutung aus, daß es der Madonna in Scutari wegen der Kriege nicht mehr behagte und sie deshalb einen anderen Ort ersah, von dem sie hoffte, daß ihr dort eine höhere Ehre sicher sein werde. Sie brachte ihren Plan glänzend zur Ausführung, wohl wissend, daß die Türken nach kurzer Frist Scutari besetzen würden. Im Jahre 1467 bemerkten zwei vor jenem Bilde betende Einsiedler, daß dasselbe sich leise von der Mauer ablöste und, von weißer Wolke umgeben, davon schwebte. Von geheimnisvoller Gewalt ergriffen eilten sie dem Bilde nach, folgten ihm, man weiß nicht wie, übers Wasser, gelangten nach Rom und sahen dort das Bild vor ihren

*) Dieser Satz, entlehnt aus dem in der römischen Kirche viel gepriesenen, bereits vielfach von uns citierten Werk von Riccardi, ist charakteristisch und beweist, daß man das Bild mit der Madonna identifiziert und demgemäß zahlreiche Madonnen kennt, ebenso, wie man im Altertum verschiedene Aphroditen, Dianen, Junos rc. hatte, je nach dem Ort, wo ihr Bild oder Statue verehrt wurde. Riccardi sagt: Quella Madonna, diese Madonna, unterscheidet sie also von anderen.



Augen verschwinden. — Nicht weit von Rom, in der Diöcese Palestrina, liegt das Städtchen Genezzano, wo man gerade damals (es war am 25. April 1467) das mit einem Markt verbundene Fest des St. Marko feierte. Es war gegen Abend, — da plötzlich, o Wunder, sah man das genannte Bild niederschweben, leise, leise, bis es endlich auf einer hohen Mauer still stand. Staunen, Schrecken, Verwunderung bei allen Festgenossen, und — Wunder erzähl ich — die Glocken der Kirchen, von keiner Menschenhand berührt, begannen zu läuten, nicht nur in genannter Stadt, sondern in allen Städten der Nachbarschaft*). Als nun die zwei genannten Pilger in Rom vergebens eine Spur des Bildes suchten, hörten sie am nächsten Tage die Wundermär aus Genazzano, eilten dorthin und erzählten, wie das Bild sich von Scutari entfernt habe. Die Einwohner von Genazzano aber sagten, dies Bild sei vom Himmel gekommen und nannten dasselbe: La Madonna del Paradiso. Diese schüttete das Füllhorn ihrer Gnaden über genannte Stadt aus und ein Notar wurde beschäftigt, um die Wunder zu verzeichnen, welche vom April bis August jenes Jahres geschahen. Diese Urkunde ist noch jetzt vorhanden, ein Archäologe Namens Marini, hat sie vor ca. 50 Jahren geprüft und mitgeteilt, daß in jenen Monaten 161 Wunder geschahen, darunter eine Totenerweckung. Von anderer Seite wird gesagt, die richtige Zahl sei 159. Wir wollen uns in diesen Streit katholischer Gelehrten nicht mischen und um des Friedens willen demjenigen Recht geben, welcher die größte Zahl behauptet. Die Menge muß es bringen. Dabei wollen wir kein Gewicht darauf legen, daß erwähntes Dokument nur abschriftlich vorhanden sein soll und zwar im geheimen Archiv des Vatikan. Mag es dort in Frieden ruhen. Die Hauptsache ist und bleibt, daß Papst Paul II. jene Wunderreise als autentisch bestätigt, daß Innocens XI. **Mutter und Kind** am 15. November 1682 hat krönen lassen, daß Urban VIII., welcher in seiner Bulle „Coelestis Hierusalem" vor der Leichtgläubigkeit warnte, persönlich und kniefällig die er=

*) **Senni**, Memorie di Genezzano. Roma 1838. Jenes Wunderläuten wird in der Mythologie der römisch-katholischen Kirche oft erwähnt.

wähnte Madonna anflehte, daß Pius VI. nach „regelrechter Prüfung aller Dokumente“ ein besonderes Offizium dieser Madonna anordnete, infolge dessen noch heute in der festlichen Messe von der Wunderreise jenes Bildes die Rede ist. Dazu kommen Inschriften der betreffenden Kirche, welche das Wunder melden, endlich eine Schar von Schriftstellern, welche dasselbe behandeln, sowie die Panegyriker, welche im Schweiße ihres Angesichtes jenes Wunder und die Madonna preisen. Letztere hat seit drei Jahrhunderten den Namen: La Madonna del buon consiglio. Der Titel ist vertrauenerweckend, aber keineswegs originell, denn schon die Griechen verehrten die Artemis mit dem Beinamen aristobulē (guter Rat). Genannte Madonna hat überall in Italien ihre Heiligtümer, überall finden sich Kopien jenes Wunderbildes, auch in Dresden und Prag sind ihr Kirchen geweiht, zu ihren Füßen hat man Fürsten und Fürstinnen knieend geschaut und zahllose Bilder der Madonna del buon consiglio sind im Gebiet der ganzen römisch-katholischen Kirche als Amulette in Gebrauch, „apostolische“ Missionare haben dieselben sogar in Afrika und Amerika verbreitet*).

Als im Jahre 431 das bereits erwähnte Konzil zu Ephesus die Vergöttlichung der Maria ausgesprochen hatte, fand das ephesinische Triumphgeschrei sein Echo in Rom, wo der Bischof Sixtus III. die angeblich damals schon auf dem Esquilin vorhandene Kirche neu und prächtig herstellen ließ. Jeder Romfahrer kennt die berühmte Kirche, St. Maria Maggiore genannt. Am Triumphbogen derselben hat Rom bald nach jenem Konzil seine Zustimmung zur erwähnten Apotheose ausgesprochen, indem man letztere in Mosaikbildern daselbst verewigte. Wir sehen an jenem Bogen die gekrönte Jungfrau, auf ihren Armen das mit dem Nimbus versehene Kind. Laut Inschrift ist dieses Bild mit den übrigen dort befindlichen im fünften Jahrhundert angefertigt worden. Mühsam, aber höchst belehrend ist die genaue Betrachtung derjenigen Mosaiken, welche sich im Fries an beiden Seiten des Mittelschiffs

---

*) Riccardi, a. a. O., III, 141. Vannutelli, Cenni storici. Roma 1839, pag. 55. De Orgio, Notizie, Senni Memorie.

befinden, die meisten aus dem fünften Jahrhundert. Man sieht nämlich, wie die christliche Kunst jenes Jahrhunderts sich ganz und gar den damals vorhandenen heidnischen Typen anschließt, und noch keine selbständigen Typen hervorgebracht hatte. In jenen am Fries befindlichen alttestamentlichen Bildern sind die kämpfenden Israeliten wie römische Krieger, die Engel wie römische Viktorien, die Heiligen wie römische Götter dargestellt. Diese Thatsache macht es erklärlich, daß man bei Darstellung der vergöttlichten Maria im fünften Jahrhundert ebenfalls die vorhandenen heidnischen Typen, die wir zu Anfang dieses Kapitels erwähnten, nachahmte. Nachdem man diesen antiken Typus von Mutter und Kind in die christliche Kunst eingeführt hatte, blieb derselbe maßgebend, letzteres um so mehr, da die alten, im Orient vorhandenen Bilder dieser Art sehr bald ein Gegenstand des Kultus wurden und als wunderthätig galten. Hatte Konstantinopel schon im fünften Jahrhundert Marienbilder von der Hand des Lukas, so wollte Rom in dieser Hinsicht nicht zurückstehen. St. Maria Maggiore birgt in der mit fabelhafter Pracht ausgestatteten Cappella Paolina einen solchen Schatz, ein byzantinisches Bild, welches von Lukas gemalt sein soll und von dem gesagt wird, daß es aus dem Orient kam, also eben daher, woher nach Sage und Geschichte alle uralten Madonnenbilder stammen. Die Mutter trägt, wie immer, das Kind auf dem linken Arm, der Mantel wallt vom Haupte nieder und daß das Bild nicht dem sechsten, sondern dem fünften Jahrhundert angehört, beweist ein Zug von Anmut, den damals die Künstler noch hervorzubringen verstanden. Genanntes Bild hat eine lange Geschichte, die mit Roms Geschichte verwebt ist. Gregor I. trug im sechsten Jahrhundert dies Bild durch die von der Pest heimgesuchte Stadt, und seitdem hat diese Madonna manchen ähnlichen Gang gemacht, den letzten anno 1860. — Eine der ältesten Kirchen Roms ist gleichfalls St. Maria in Cosmedin, hineingebaut in einen Tempel der Fortuna, in welchem einst die durch Wunder berühmte Statue der jungfräulichen Fortuna (Fortuna Virgo) aufgestellt war. Die jetzige Kirche besitzt als Ersatz für jene Statue ein aus dem Orient gekommenes, vielleicht dem fünften Jahrhundert angehören=

des Wunderbild der jungfräulichen Maria, welche dasselbe leistet, was man einst von der Fortuna erflehte. Die Überlieferung behauptet, daß dies Bild zur Zeit des Bilderstreits nach Rom kam. Auf diesen Ursprung weist uns auch die griechische Inschrift desselben: „Der immer jungfräulichen Gottesmutter". — Dies Wunderbild ist, wie einst die Statue der Fortuna Virgo, für gewöhnlich verhüllt, wird aber an ihrem Festtag enthüllt. Als einst (5. Juni 1672) diese Enthüllung vergessen war und man gerade sang: Adoramus Te (wir beten dich an), öffneten sich wunderbar die jenes Bild verhüllenden Thüren und die Madonna Virgo zeigte sich dem staunenden Volk. Für dies Wunder ward jenem Bild am 23. November 1672 die Krone zuteil.

Reich an uralten, byzantinischen Wunderbildern ist Neapel. Ich nenne zuerst die Kirche St. Maria a Portanova, in welcher bis zum vierzehnten Jahrhundert sich die griechische Kultussprache erhielt. Dort ist ein echt orientalisches Marienbild (das Kind auf dem linken Arm), welches nach dem Muster vieler im Bereich der griechisch-katholischen Kirche befindlichen Kultusbilder angefertigt worden ist. Die beiden Häupter von Mutter und Kind sind nämlich Holzreliefs. In Neapel, wie freilich auch anderswo, zeigt sich das von der Kirche eifrig unterstützte Bemühen, den Beginn des Madonnenkultus in die apostolische Zeit zu verlegen. Deshalb nennt man ein uraltes (später renoviertes) Mosaikbild der Madonna in der **Basilica di St. Restituta** stets: „**La Madonna del Principio**" (Anfang) und behauptet, daß der von Petrus geweihte mythische erste Bischof *) dies Kultusbild habe anfertigen lassen. Dies Bild zeigt Mutter und Kind in Lebensgröße, letzteres auf den Knieen der auf einem Thron sitzenden Maria. Dasselbe sieht man auf einem uralten byzantinischen Bilde in der Kirche St. Aniello. Die Kapelle, wo sich dasselbe befindet, war ursprünglich die Apsis einer anderen Kirche, welche später in die jetzige hineingenommen wurde. Das dunkle Angesicht der Mutter mit langer Nase, kleinem Mund, mandelförmigen Augen, auf ihren Knieen das Kind, schaut mit mildem Ernst und byzantinischer

*) Siehe unseren ersten Teil, Kap. IV.

Kälte auf die vielen Frauen nieder, welche tagtäglich, am meisten Ostern und an den Sonntagen des Mai, sich daselbst einfinden. Viele Tausende neapolitanischer Frauen wissen, was es heißt: „fare il mese“, es bedeutet, dreißig Tage hindurch jeden Tag vor der genannten Madonna knieend erscheinen, um von ihr den Kindersegen zu erflehen, also dasselbe, was man einst von der Isis mit Gebeten und Gelübden zu erreichen hoffte. In der genannten Kapelle befinden sich zwei von Würmern zerfressene Holztafeln. Auf der einen liest man das Gebet, welches der Isismadonna genehm ist. Der Anfang desselben lautet wörtlich: „Barmherzige Königin des Himmels und der Erde, unbefleckte Mutter des allmächtigen Gottes, Schöpfers, Heilandes (Madre immacolata dell' Onnipotente Dio, Creatore, e Salvatore).“ Es wird in diesem Gebet gesagt, daß diese Madre die Susanna befreite und den Daniel rettete, ferner, daß sie sei: „die Avvocata sterilium“, die Helferin der Unfruchtbaren. Die andere Tafel enthält Nachrichten über das Wunderbild, welches in der Sprache der Kirche als St. Maria Intercedens (Vermittlerin) bezeichnet wird. Wir lesen, daß jenes Bild im sechsten Jahrhundert oft zur frommen Johanna redete, als diese einen Sohn erflehte und dreißig Tage obiges Gebet wiederholte; ferner, daß Papst Sylvester vor dieser Madonna im Jahre 315 Messe las; ferner, daß jede Ehefrau, welche hier „den Monat macht“ (che fa il mese), den erflehten Kindersegen erlangt. — Ich frage: Wie unterscheidet sich die Isis von der Madonna? Die Kirche hat diese Frage nie beantwortet.

Wir haben seither bei alten Bildern nachgewiesen, daß sie entweder aus dem Orient stammen oder man sich bemüht, einen solchen Ursprung zu beweisen. Dieselbe Erscheinung tritt uns bei den ältesten Statuen der Madonna entgegen. Ihre Zahl ist in Italien klein, alle diese uralten Skulpturen sind von Holz angefertigt, bei allen sehen wir das Kind auf dem linken Arm der Mutter. In Benevento, einst eine Stadt des Isiskultus, jetzt unter dem Schutz der Madonna, ist eine uralte Holzstatue angegebener Art, welche angeblich im sechsten Jahrhundert durch die oströmische Prinzessin Artelaide dahin gelangte und vom Papst

als der Krone würdig befunden wurde. — Eine andere Statue dieser Art, aus Zedernholz angefertigt, befindet sich im Heiligtum von Oropa, einer stattlichen Alpenhöhe bei Biella in Norditalien. Der erste Bischof von Vercelli, der Märtyrer St. Eusebius, angeblicher Zeitgenoß des Ambrosius, hat jene Statue, wie man zu beweisen sucht, aus dem Orient mitgebracht. Vor Jahrhunderten schon entstand ein fahrbarer Weg auf jene Höhe, wo ein herrlicher Madonnentempel prangt, den die Herzöge von Savoyen unter ihren Spezialschutz nahmen. — Eine dritte alte Statue hat Ravenna in der Kirche St. Maria a Porto. Am Ostermontag des Jahres 1100 erlebte man, als diese infolge eines Gelübdes erbaute Kirche eben vollendet war, ein Wunder, welches sich dem von Genezzano an die Seite stellt. Während die frommen Kleriker in der Kirche waren, sahen sie ein von außen kommendes Licht in dieselbe hineinstrahlen. Sie eilten ins Freie und bemerkten, wie eine von Engeln getragene Madonnenstatue übers Adriatische Meer ihnen entgegen schwebte. „Schwer können wir uns die anbetende Freude und die Festwonne vorstellen, welche die Väter und das Volk ergriff. Mit Jubel trug man die Statue in die Kirche, worauf sofort eine Menge von Zeichen und Wundern konstatiert wurde. Es ist erlaubt und vernünftig, anzunehmen, daß das Bild, welches nicht von den Engeln angefertigt sein dürfte, von Konstantinopel oder einer anderen Küste abgereist ist, weil es dort nicht genügend verehrt wurde *)." Bis auf den heutigen Tag ist diese Statue als Madre Greca bekannt und verehrt. „Bischöfe, Kardinäle, Päpste, Fürsten, Kaiser eilten zu den Füßen der ‚griechischen Mutter', unter den deutschen Kaisern Otto I., Heinrich V., Lothar II., Konrad III., Friedrich I., Heinrich VI., Otto IV., Ludwig IV. Vom ersten Tage der Ankunft jenes Bildes an strömten so viele Pilger herbei, daß man ein Hospiz für sie einrichten mußte. Man stellte blaugefärbte Tücher her,

*) Riccardi, a. a. O., II, 300. Ich citiere diese Stelle auch deshalb, weil sie den Beweis liefert, daß man in der römischen Kirche ganz im heidnischen Sinn Bild und Gegenstand identifiziert. Es heißt ausdrücklich: Die Statue fand keine genügende Verehrung.

berührte mit denselben jene Wunderstatue und heilte Kranke, auf die man jene Tücher legte.“ So berichtet der Kanonikus Guerra in seiner Schrift: Le glorie del greco Simulacro di Maria. Als man im Jahre 1570 dieser Madonna eine neue Kirche erbaut hatte und die „griechische Mutter“ in dieselbe hineintrug, hatte ganz Ravenna eine festa trionfale. Bis auf den heutigen Tag ist es in ganz Italien Sitte geblieben, den zweiten Ostertag zum Gedächtnis an die erwähnte Wunderreise als Madonnenfeier festlich zu begehen. Den höchsten Ruhm besitzt die gleichfalls hölzerne Statue im Heiligtum von Loreto und daselbst rühmt man sich, in derselben ein Werk des St. Lukas zu besitzen, der also nicht nur Maler, sondern auch Bildschnitzer war. Die „Kirche“ hat durch den Mund der Päpste feierlich erklärt und mit Eiden erhärten lassen, daß das heilige Haus zu Loreto, d. h. das Haus der Maria, von Engelshand über Land und Meer getragen worden ist.

Während in Italien die ältesten Madonnenkirchen mit wenigen Ausnahmen Bilder von Mutter und Kind besitzen, finden wir anderswo fast nur Statuen, aber wiederum die Mutter mit dem Kind, nicht die Maria allein. Wie ist diese Thatsache zu erklären? In Frankreich, Deutschland und Spanien fand das Christentum, als es sich daselbst verbreitete, keine Bilder, sondern höchstens Statuen von Gottheiten vor und diese wurden, dem Bedürfnis der äußerlich christianisierten Menge folgend, durch „christliche“ Statuen ersetzt. Dabei ist der Umstand merkwürdig, daß die mit jenen ältesten Marienstatuen verbundenen Legenden mehrfach auch auf den Orient hinweisen und sagen, daß jene Statuen von dorther gekommen seien. Während Italien mit uralten Wunderbildern und berühmten, miteinander wetteifernden Wallfahrtsörtern übersäet ist, sind jene Länder weniger reichlich versehen, am ärmsten in dieser Hinsicht ist Deutschland, wo allein die Holzstatue zu Altötting in Bayern für unseren Zweck inbetracht kommt. Der heilige Robert soll im siebenten Jahrhundert jene Statue dort gestiftet haben. Die Mutter hält das Kind im rechten Arm, in der linken Hand trägt sie das Scepter, sie ist bekleidet mit Prachtgewändern und verkörpert denselben Gedanken, welchen wir in den

Wunderbildern Italiens versinnlicht sehen. Vor Gustav Adolph mußte dies heilige „Unterpfand“ nach Salzburg flüchten, kehrte aber wieder an die alte Stätte zurück. Der Jesuit Irsing schrieb eine der Prinzessin A. Maria gewidmete Schrift über diese Madonna, ebenso der Pilger Mariano, letzterer unter dem Titel: Historiae Divae Virginis Oetinganae, libri III, worin auch alle Wunder aufgezählt sind, welche den Mirakeln italienischer Madonnen sehr ähnlich sehen, so daß man meinen könnte, der eine Erzähler habe von dem anderen abgeschrieben.

In Frankreich haben Religionskriege und Revolution mancher Madonna ein jähes Ende bereitet, z. B. der einst so berühmten Notre Dame in Boulogne, die vom Orient zu Schiff gekommen sein sollte, als die Türken im siebenten Jahrhundert sich Palästinas bemächtigten. — Durch den Papst Leo IX. ward erklärt, das vornehmste Madonnenheiligtum Frankreichs sei Le Puy Notre Dame und dies wird bestätigt durch die Thatsache, daß Könige und Kronprinzen dieses Landes es für eine hohe Ehre achteten, unter die Kanoniker genannter Kirche gezählt zu werden. Letztere hatten das Recht, bei hohen Festen die Mitra zu tragen und die Bischöfe daselbst standen unmittelbar unter dem Papst. Die erste Gründung des Tempels soll im vierten Jahrhundert geschehen sein und bei der Weihe desselben machten Engel jede menschliche Benediktion überflüssig *). Hier befand sich seit uralten Zeiten eine Holzstatue der Maria, auf ihren Knieen das Kind. Allgemein wird angenommen, daß dieselbe von Palästina gekommen und nach dem Vorbild ägyptischer sitzender Statuen gearbeitet worden ist. Der heilige Ludwig soll sie nach Frankreich gebracht haben. Die Revolution hat dies Götterbild den Flammen überliefert, man kennt es aber noch aus Abbildungen, auch soll die jetzige Madonna daselbst der alten ähnlich sein. In allen anderen älteren Heiligtümern Frankreichs, z. B. in Honfleur, Chalons, Roc Amadour, Autun sieht man stets denselben Typus der Maria, die Mutter

*) Orsini, Storia della Madre di Dio, pap. 527. Ebenso Gissei, Storia di nostra Signora di Puy.

mit dem Kinde, beide als hölzerne Statuen*). Erst die spätere Zeit hat in katholischen Ländern andere Typen in den Kultusbildern zur Geltung gebracht, z. B. die Mutter mit dem toten Sohn oder die Mutter als Mater dolorosa, die Nachfolgerin der griechischen Niobe. Der überall gefundene Typus zeigt sich auch in den ältesten Marienheiligtümern Spaniens, z. B. in Toledo, wo St. Ildefonso im siebenten Jahrhundert den Kultus der Madonna eifrig förderte, ferner im Heiligtum der Madonna di Pilar in Saragozza, wo man sich rühmt, daß der Apostel Jakobus (St. Jago) die älteste Madonnenkirche erbaut habe. Alle Madonnen Spaniens werden durch den Ruhm der Madonna di Monserrato überstrahlt. Aufeinander getürmte Felspyramiden bilden jene höhlenreiche Bergesgruppe, wo man, als die Sarazenen ins Land einbrachen, ein nach der Tradition schon von den Goten benutztes Holzrelief barg, welches später durch ein übliches Wunder wieder aufgefunden wurde. An derselben Stelle befindet sich jetzt ein grandioser Marientempel und in demselben, von Gold und Edelsteinen umgeben, jenes Holzrelief der Madonna, die Mutter sitzend, auf ihren Knieen das Kind, fünfzig silberne Lampen brennen dort Tag und Nacht**). „Aus allen Teilen Europas kamen Pilger zu den Füßen der Madonna di Monserrat, viele als Büßer, mit Stacheln auf dem bloßen Leib, andere mit Ketten, oder mit einem schweren Kreuz beladen, viele, welche sich beständig geißelten oder barfuß gingen, wobei die Füße Blutspuren hinterließen."

In Rom befindet sich in der Kirche St. Agostino eine berühmte Madonna, genannt Madonna del Parto (Geburt). Ich habe diese vielgenannte Marmorstatue gesehen, die von mancher Seite als antik bezeichnet wird, und war erstaunt über die Menge von kostbaren Weihgeschenken, welche sich an ihr befinden, sowie über die Menge der Kerzen, welche sich vor ihr befinden. Sie ist in Rom zur Mode geworden und wird von Frauen aller Stände besucht, welche in den meisten Fällen dasselbe erflehen, was man

*) Riccardi, a. a. O., pag. 341 sqq.
**) Histoire de Notre Dame de Monserrat von L. Montegut. 1747.

in Neapel vom Fuß der heiligen Anna *) und deren Protektion erwartet. In derselben Kirche sind die Reliquien der heiligen Monica, sowie eine Kapelle ihres Sohnes, St. Augustinus, aber die obengenannte Madonna hat beide in Vergessenheit gebracht. Das heidnische Altertum sah in der Isis, wie oben bemerkt, eine wichtige Geburtsgöttin und wenn deren Jahresfest stattfand, so pflegten die Frauen den Fuß der Isis zu küssen **). Dasselbe thun reiche und arme Römerinnen heute mit dem Fuß der genannten Madonna, ein Beweis, daß die letztere an Stelle der Isis getreten ist. Ihr Fest ist in Rom Anfang Oktober jeden Jahres und brachte so eben der Osservatore Romano das Programm der dreitägigen Feier. Am Schluß heißt es: „Damit die Devozione gegen la gran Madre di Dio, Maria S.S.ma immer mehr wachse, konzediert der heilige Vater für jeden Besuch dieses Festes einen Ablaß von sieben Jahren und einen vollständigen Ablaß für alle, welche mit Beichte und Kommunion die Kirche St. Agostino besucht und daselbst nach dem Willen (secondo l'intenzione) des heiligen Vaters beten."

2) Die Praxis der Kirche.

Nachdem unser Rundblick den auf gemeinsamen Ursprung zurückweisenden gleichen Typus bei Madonnenbildern in Hinsicht der ältesten Darstellungen nach dem Konzil zu Ephesus bewiesen hat, erübrigt ein kurzer Hinweis auf die von der römischen Kirche in alter und neuer Zeit beachtete Praxis in Hinsicht ihres Anschließens an vorgefundenes Heidentum. Diese Praxis war während der letzten 1400—1500 Jahre im großen Ganzen dieselbe: Erzielung glänzender Erfolge durch äußere Mittel, Anbequemung an heidnische Anschauungen und Bräuche. Der italienische Jesuit M. Ricci ward als Missionar in China zum Chinesen, schmeichelte dem Hof durch eine von ihm verfertigte Karte, auf welcher China in der Mitte lag, und ließ den Chinesen sogar ihren Ahnenkultus und Bilderdienst. So konnte er riesengroße Zahlen von Getauften

*) Siehe unseren zweiten Teil, Kap. VI: Die neue Juno.

**) Apulejus Metamorphosen, Buch XI.

aufweisen. Das war im sechzehnten Jahrhundert, um dieselbe Zeit, als der spanische Jesuit F. Xaver in einem einzigen Monat 10000 Personen in Ostindien getauft haben wollte. Das ist die Praxis, welche Gregor I. im sechsten Jahrhundert in der Kirche vorfand, worauf er sie durch seine Autorität sanktionierte, indem er den nach England gesandten Missionaren den Rat erteilte, die Göttertempel ohne weiteres in Kirchen zu verwandeln, den Heiden aber den Übertritt durch Beibehaltung ihrer Opferschmäuse und Feste zu erleichtern. So ging die Christianisierung leicht und massenhaft vor sich *). Ein wenig Paternoster, ein wenig Credo, dann das Zauberwasser der Taufe, so machte sich die Sache auf bequeme Weise zumal dann, wenn Könige und Häuptlinge voran-gingen. Das Taufwasser christianisierte die Menschen, Reliquien und Weihwasser heiligten die Tempel. Daß diese Praxis geübt ward, leugnet die Kirche durchaus nicht, findet vielmehr dieselbe ganz in der Ordnung. In seinem Werk: Storia dei Santuari, berichtet Riccardi von fünf Madonnenheiligtümern, dem zu Montaigu in Belgien, den früheren zu Radecliff, Worcester und Walsingham in England, sowie dem zu Roc-Amadour in Frankreich, daß dieselben im Anschluß an den Baumkultus entstanden seien. Die Heiden nämlich pflegten in alten Eichen Götterfiguren zu befestigen, man nahm diese weg, setzte an ihre Stelle Holzfiguren der Maria, und nach und nach entstanden, bei wachsender Verehrung an derselben Stelle, Kirchen und Wallfahrtsörter **). Eines der ältesten Madonnenheiligtümer in Frankreich ist dasjenige zu Chartres, nach allgemeiner Annahme an Stelle eines Druidenheiligtums der gallischen Bevölkerung entstanden. Zu den Druiden (Geistlichkeit im alten Gallien) war die Kunde gekommen, daß der Messias von einer Jungfrau solle geboren werden und infolge dessen errichteten dieselben dieser zukünftigen Jungfrau einen Altar, auf den eine Statue (die Mutter mit dem Kinde im Arm) gestellt wurde. „Als nun Petrus seine beiden Schüler Savinianus und Potenzianus nach Gallien geschickt hatte, fanden sie jene von den

*) Siehe unseren ersten Teil, Kap. I: Tempel und Kirchen.
**) Riccardi, a. a. O., III, 333. 443.



Galliern verehrte Statue und beeilten sich, zu verkündigen, daß diese Jungfrau bereits geboren habe. Darauf weihten sie den Altar der jungfräulichen Mutter des wahren Gottes und so entstand der bis heute berühmte, an Wundern reiche Wallfahrtsort zu Chartres *)." In Chalons hat sich, wie Riccardi (IV, 419) berichtet, ein Druidenaltar mit einer solchen Statue (Mutter und Kind) gefunden. — Die Entstehung des bereits erwähnten Wallfahrtsortes Altötting in Bayern wird von Riccardi (IV, 233) so berichtet: „St. Robert fand am Inn einen runden Tempel, der den Planeten geweiht war, deren Symbole man in Nischen erblickte. Da beschloß er, dies Haus derjenigen zu weihen, welche über den Sternen als Königin thront. Er weihte es also der Gnadenmutter Maria und gab dem Lande eine Beschützerin, deren Heiligtum bald hohen Ruhm erlangte." — Derselbe erzählt (III, 107) von Genezzano, daß der Bischof St. Markus daselbst den Venuskultus verdrängte, indem er den Marienkultus einführte, ebenso daß der heilige Markus unter Beibehaltung der heiteren Feste den Schutzgott der Äcker beseitigte.

Diese Praxis hat die Kirche auch in Hinsicht der Bilder beobachtet. An Stelle früherer Göttinnen trat mit denselben Pflichten und Rechten die Madonna und mit der alten Anschauung gingen auch die alten Bilder in die Kirche über.

---

*) Gilbert, Déscription de la Cathédrale de Chartres. 1824. — Orsini, Storia della Madre di Dio. cap. 18.

Neuntes Kapitel.

Särge und Grabmonumente.

„Mens ipsa petivit Olympum."
„Die Seele entflog zum Olymp."
Grabinschrift.

Einer der ältesten Wallfahrtsörter der römischen Kirche ist das Grab des heiligen Felix in Cimetile bei Nola *). Paul V. sagt in einer Bulle aus dem Jahre 1607, der Friedhof, wo St. Felix ruhe, sei einer von den drei berühmtesten Friedhöfen der katholischen Kirche. Die bis in die älteste Zeit zurückgehenden gänzlich verkommenen kirchlichen Bauwerke in Cimetile, welche jetzt, weil im Laufe so vieler Jahrhunderte der Boden sich rings umher erhöhte, tief liegen und zum Teil feuchten, schmutzigen Höhlen gleichen, befinden sich auf dem Platz jenes Friedhofs, und in dem dunklen, tiefliegenden Raum der ruinenhaften Kirche steht der Marmorsarkophag des heiligen Felix, einfach und schmucklos, mit der aus schlecht geformten Buchstaben gebildeten Inschrift versehen: Depositio S. Felicis. Der Sarg hat keinen ornamentalen Schmuck, ebenso wenig wie derjenige des heiligen Paulinus, welcher sich in einer Wandnische daneben befindet. Die Inschriften an diesen Sarkophagen sind ebenso einfach und die Buchstaben ebenso nachlässig geformt wie die meisten derjenigen Inschriften, welche sich an den aus den Katakomben Neapels übriggebliebenen Marmortafeln erhalten haben.

*) Zu vergleichen erster Teil, Kap. III: Fünfzehnhundert Jahre.

Von der Zeit des heiligen Felix an stehen wir vor einer Lücke, die fast tausend Jahre umfaßt, und aus der wir in Süditalien sehr wenig an Särgen und Grabmonumenten besitzen. Der Grund dieses Mangels ist ein doppelter. Im Laufe der letzten Jahrhunderte hat ein früher schon von uns charakterisierter Vandalismus bei Kirchenrestaurationen viele uralte Monumente zerstört. In der Kirche St. Gennaro vor den Katakomben Neapels befanden sich zahlreiche Grabmonumente, die bei einem Umbau dieser uralten Basilika zugrunde gingen, ganz ebenso wie fast alle Marmortafeln, mit denen die Loculi in den Katakomben einst verschlossen waren. Bei dem Bau der jetzigen St. Peterskirche in Rom gab man aller Welt das Beispiel eines unerhörten Vandalismus, indem man die in der Vorhalle (Paradiso) der alten St. Petersbasilika befindlichen Grabmonumente teils beseitigte, teils in die unterirdischen Räume der heutigen Peterskirche, in die „Sacre grotte Vaticane", hineinstellte, wo sich die Fragmente noch jetzt befinden. Der Mangel an Grabmonumenten erklärt sich aber auch aus dem Verfall der Kunst von der konstantinischen Zeit an. Am längsten hielt sich die Kunst in Rom, und Sarkophage sind es, an denen wir die letzten Lebensäußerungen klassischer Kunst erblicken.

Während man in Rom noch Sarkophage mit Reliefs herstellte, war für dergleichen im Süden Italiens kaum Sinn mehr vorhanden; vielleicht fehlten auch die Künstler. Wir müssen aber die Thatsache konstatieren, daß fast alle in Rom erhaltenen christlichen Särge aus der Zeit nach Konstantin mit Reliefdarstellungen aus der biblischen Geschichte versehen sind. Der berühmte Sarg des im Jahre 359 gestorbenen Stadtpräfekten Bassus in den Sacre grotte del Vaticano hat Darstellungen dieser Art, und es ist besonders hervorzuheben, daß Christus auf demselben als Hauptperson dasteht; man sieht ihn lehrend über dem Erdglobus zwischen zwei Aposteln. Auch die im Museum des Lateran befindlichen altchristlichen Sarkophage sind mit einer Fülle biblischer Darstellungen aus dem Alten und dem Neuen Testament versehen und bilden eine steinerne Bilderbibel, wie sie nur an der genannten Stelle existiert. In der Zeit nach Konstantin, im vierten Jahrhundert, ward es in Rom allgemein Sitte, die Toten in Särgen zu

bestatten und eine neue Kunstindustrie entstand, nämlich die Sargfabrikation, welche sich des Marmors bediente. Eine unabsehbare Reihe solcher Steinsärge sind in fast allen Museen Italiens vorhanden, viele in den Kirchen, und sie alle sind weniger für die Kunstgeschichte, als für die Religionsgeschichte merkwürdig.

Man würde sehr irren, wollte man glauben, daß die an denselben angebrachten Reliefs sich jedesmal mit Tod und Unsterblichkeit befassen. Vielfach erblickt man Szenen aus dem Leben, Vorgänge aus dem Zirkus, aus der Ringschule, aus dem häuslichen Leben, am meisten aber finden sich Darstellungen aus der Mythologie und Heroensage, welche zum Teil nur durch künstliche Deutung sich mit Sterben und Unsterblichkeit in Beziehung setzen lassen. Meeresgötter treiben dort ihr heiteres Spiel, Liebesgötter zeigen sich nicht immer als Trauergestalten, Bacchuszüge führen uns heitere Wald- und Flurgötter vor Augen. Sinnvoll sind Reliefs, welche den Tod des Adonis, oder das Sterben der Kinder der Niobe u. a. darstellen. Inschriften sind sehr selten, bemerkenswert ist eine solche im Lateran, die in wörtlicher Übersetzung lautet: „Ich bin entflohen, bin davon gegangen, lebt wohl, Glück und Hoffnung, ich habe nichts mit euch gemein, täuscht andere."

In allen großen Museen Italiens begegnet man diesen Resten römischen Altertums, die uns einen tiefen Einblick in die Gedankenwelt jener Zeit gestatten. Wer die schönsten Werke dieser Art sehen will, muß die Sammlungen im Vatikan und auf dem Kapitol besuchen, im Museum des letzteren findet sich der größte unter allen aufgefundenen Särgen, versehen mit Reliefs, welche das Leben des Achilles darstellen. Man sagt, die Leiche des Kaisers Severus habe in jenem Sarge gelegen. An anderen Sarkophagen daselbst befinden sich Schlacht- und Bacchusscenen, während an einem Kindersarg die Sage von Endymion edel und sinnvoll dargestellt wird. Im Vatikan sah ich den Sarg, welcher berühmt ist durch die Darstellung der Niobidensage, die an zahlreichen Särgen wiederkehrt. Im Palazzo Corsini in Rom sieht man an einem Sarg die Wegführung des vergöttlichten Achill durch Meeresgötter, welche die Leiche dieses Heroen zur Insel der

Seligen bringen. Es ist dies derselbe Gedanke, dem wir heutzutage im Vatikan bei der Apotheose der Heiligen begegnen. Bei jeder Kanonisation eines Heiligen wird im Vatikan ein Bild ausgestellt, welches die Gloria des Kanonisierten, d. h. seinen Eingang ins Paradies (Olymp, Land der Seligen) vor Augen führt. Im Dom zu Amalfi sah ich den Raub der Proserpina, im Dom zu Salerno einen Bacchuszug an einem Sarkophag. Unter den Särgen, welche die Uffizien zu Florenz verwahren, ist einer sehr merkwürdig, weil Scenen aus dem Leben eines Römers angebracht sind. Viele antike Sarkophage fand ich auf dem bekannten Campo santo in Pisa. Die reichen Kaufleute brachten sie vor Jahrhunderten dahin, um auf diese Weise glänzende Totenkammern zu haben.

Inmitten dieser an römischen Särgen sich äußernden Gedankenwelt macht sich seit dem dritten und vierten Jahrhundert eine von dieser total verschiedene geltend, bedient sich, wie jene, des Meißels und hinterläßt, wie jene, auf den Flächen der Marmorsärge ihre unauslöschlichen Spuren. Biblische Bilder fangen an, mehr und mehr die Bilder römischer Göttersage zu verdrängen, es entsteht eine steinerne Bilderbibel, welche im Verein mit zahlreichen Freskobildern an den Wänden der Katakomben die älteste Bibelillustration bildet.

Nur wenige der christlichen Sarkophage haben Reliefs von symbolischer Natur, z. B. den guten Hirten, Christus über den vier Strömen des Paradieses. Im Vatikan befinden sich zwei Riesensärge aus dem vierten Jahrhundert, welche als Ruhestätten zweier Frauen dienten, die von der Kirche als heilig bezeichnet werden, wir meinen den Sarg der heiligen Helena, sowie denjenigen der heiligen Konstantia (Mutter und Tochter des Kaisers Konstantin). Der erstere hat Skulpturen einer Schlacht, aber nicht ein einziges Relief, welches an das Christentum erinnerte, der zweite ist geschmückt mit Genien, die sich mit der Weinlese beschäftigen, erinnert also nicht an das Christentum, statt dessen vielmehr an das Heidentum, welchem wir jene berühmte Aschenurne aus Pompeji verdanken, die ebenfalls mit Genien, welche Weinlese halten, geschmückt ist. Man hat allerdings behauptet, jener

Sargschmuck enthalte christliche Symbole, aber diese Meinung ist grundlos, wie sich ein jeder überzeugen muß, der die Kirche St. Costanza bei Rom (bei St. Agnese fuori le mura) besucht, wo jene Tochter des Konstantin bestattet wurde. Die Mosaiken, welche daselbst dem vierten Jahrhundert entstammen, haben mit dem Christentum nichts zu schaffen. Jene zwei Särge sind lehrreich für denjenigen, welcher die Stellung Konstantins zum Christentum kennt, sie werden ihm bestätigen, was wir früher in dieser Hinsicht als wohlbegründet geäußert haben *).

Die meisten der christlichen Sarkophage des dritten und vierten Jahrhunderts haben Darstellungen aus der biblischen Geschichte und bilden, weil das historische betont wird, einen schroffen Gegensatz gegen die heidnischen Särge, deren Bilder der Sage entnommen sind.

Im Museum des Lateran zu Rom finden sich vierundzwanzig christliche Sarkophage des vierten Jahrhunderts, fast alle reichlich mit Reliefs aus der biblischen Geschichte versehen, sowohl aus dem Alten, als aus dem Neuen Testament, Scenen aus dem Leben der Patriarchen, Durchzug durch das rote Meer, Daniel, Jonas, Christi Geburt, Lazarus, Stücke aus der Passion. Man sieht oft Szenen aus dem Alten und Neuen Testament zu einander in Beziehung gestellt.

In den wenig bekannten, unterhalb der St. Peterskirche befindlichen, sogenannten „Grotten" des Vatikan sehen wir einen Sarkophag, auf dem nicht weniger als zehn biblische Geschichten in Gruppen angebracht sind, wir meinen den Sarg des römischen Präfekten Bassus, gest. 359. Betrachtet man die übrigen Särge, welche in Museen, in Kirchen, in Privatsammlungen Italiens aufgestellt sind, so überschaut man einen großen Kreis biblischer Geschichten und wünscht nur, daß die Apostelgeschichte mehr vertreten sein möchte, denn aus ihr hat man, soweit wir beim vielseitigen Studium der Särge entdeckten, nur die Geschichte von Petri Befreiung aus dem Kerker genommen. Die dargestellten Geschichten aber dienten den damaligen Christen, um ihre Gedanken, ihren

*) Siehe erster Teil, Kap. I.



Glauben und ihr Hoffen im Angesicht des Todes aufs deutlichste zum Ausdruck zu bringen. Der Schmerz tritt gänzlich zurück, der Genius mit der erlöschenden Fackel ist verschwunden, die Anschauung des heidnischen Römers, der selbst an seinem Sarge noch bacchische Lust, die er im Leben genossen, abgebildet wissen wollte, hat einer gänzlich veränderten Anschauung Platz gemacht, welche sich in Bildern von dem Durchzug durchs rote Meer, von der Auferweckung des Lazarus u. a. ausspricht. Höchst bezeichnend ist bei allen diesen Sarkophagen zweierlei: Nirgends begegnet uns in jenen Skulpturen eine Spur des Marienkultus, und niemals zeigt sich die Andeutung mönchischer Weltflucht. Auf einem jener vierundzwanzig Särge des Lateran sieht man eine Darstellung des seine Schafe weidenden guten Hirten und zugleich ein Bild des Ackerbaues. Letzteres mag erinnern wollen an des Lebens Arbeit und Mühe, aber kein Zug deutet an, daß der Überdruß an letzterer habe ausgedrückt werden sollen, vielmehr zeigt jenes Kunstwerk heitere Anmut und freundliche Ruhe. — Die Bilder auf den heidnisch-römischen Särgen bilden zu letzteren oft den grellsten Gegensatz, — wir sehen Bilder heiteren, ja sogar wüsten Lebens an der Stätte des Todes; die Bilder an den christlichen Särgen stehen mit dem biblischen Christentum in Harmonie und der sinnende Beschauer scheidet von ihnen mit dem Gefühl einer tiefen Befriedigung.

In der Kirche St. Ambrogio zu Mailand ist ein altchristlicher Sarkophag, auf dem Christus die Zentralstellung behauptet; Christus steht als Lehrer zwischen den zwölf Aposteln. Biblische Darstellungen befinden sich auch auf dem Sarkophag Gregors V. in den vatikanischen Grotten, und in St. Lorenzo zu Neapel (erbaut von Karl Anjou) ist ein Sarg, an dem man die Darstellung der Anbetung der heiligen drei Könige erblickt, vielleicht aus dem zehnten oder elften Jahrhundert.

Nicht mit der künstlerischen Darstellung haben wir es hier zu thun, sondern mit dem Gegenstand, den der Künstler darstellt, und da ist zu konstatieren, daß die Bibel ihren Einfluß Jahrhunderte hindurch behauptet. Wären im Süden Italiens, speziell in Neapel, alle diejenigen Sarkophage und Grabmonumente erhalten, welche

durch bodenlose Gleichgültigkeit zugrunde gegangen sind, so würde sicherlich dort dieselbe Thatsache uns vor Augen treten, welche uns in Rom begegnet. Wie sehr in jenem Jahrtausend im südlichen Italien die Hand des Künstlers mangelte, erhellt daraus, daß man vielfach antik-römische Sarkophage benutzte, indem man sie teils unverändert ließ, teils nur das Wappen desjenigen einmeißelte, welcher in jenem Marmorsarge bestattet wurde. Dergleichen Särge sind nicht wenige vorhanden, und sogar aus dem siebzehnten Jahrhundert zeigt Neapel ein Beispiel der Benutzung eines antiken Sarkophags. In einer Kapelle der Kirche St. Chiara ist ein mit dem Relief des Protesilaus und der Laodamia versehener antik-römischer Sarkophag, in welchem Herzog Cesare Sanfelice (gest. 1632) bestattet wurde. In dem weiten Säulenvorhof des Domes von Salerno befinden sich nicht weniger als vierzehn antike Sarkophage, welche von den normannischen Herrschern für christliche Begräbnisse benutzt worden sind. Auch Papst Hadrians IV. Sarkophag in den Grotte Vaticane ist ein antiker und mit Stierschädeln versehen.

Mit dem vierzehnten Jahrhundert beginnt die Kunst im südlichen Italien, die Gedanken und Anschauungen, welche sie aus der umgebenden Zeit schöpfte, an Särgen und Grabmonumenten in den Kirchen auszusprechen; Särge und Denkmäler stehen als Erläuterungen zur Kirchengeschichte vor uns. Es ist eine auffallende Erscheinung, daß sofort mit dem vierzehnten Jahrhundert die Skulptur eine Menge solcher Gebilde schafft; man scheint sich in jenem Jahrhundert zu bemühen, ein Versäumnis nachzuholen; jede hervorragende Person scheint das Bedürfnis gefühlt zu haben, auf diese Weise sich eine bleibende Erinnerung zu schaffen.

Wiederum haben wir uns nicht die Aufgabe gestellt, den Künstler und seine Kunstleistung zu beurteilen; es kommt uns nur auf die durch den Künstler ausgesprochenen Gedanken und die in den Kunstgebilden wahrzunehmenden Anschauungen an. In dieser Hinsicht bilden das vierzehnte, fünfzehnte und sechszehnte Jahrhundert einen abgeschlossenen, durch gemeinsame Merkmale gekennzeichneten Zeitraum. Die Bibel und die biblische Geschichte finden wir an Särgen und Denkmälern jetzt nicht mehr; die heilige

Schrift und ihre Geschichte ist in den Hintergrund getreten; die eigentliche Aufgabe des Künstlers besteht bei Herstellung seiner Grabeskunstwerke darin, die Person des Geschiedenen mit allen ihm zugebote stehenden Mitteln zu verherrlichen, wobei indes religiöse Gedanken auf mannigfache Weise zur Darstellung gelangen. Alle Gestalten letzterer Art dienen aber nur als Ornament; die Gestalt Christi fehlt nicht immer, aber sie ist unter den Grabeszierden nicht die Hauptsache, und je weiter die Zeit fortschreitet, desto weniger tritt sie uns an Särgen und Monumenten entgegen, bis sie mit dem sechszehnten Jahrhundert gänzlich verschwindet.

Mit dieser Tendenz stimmen die Inschriften überein. Niemals findet sich ein Bibelspruch an Särgen und Monumenten. Die Zahl der letzteren ist unabsehbar; ein Heer von Gestalten aus dem vierzehnten bis sechszehnten Jahrhundert bevölkert zahlreiche Kirchen Neapels und anderer alter Städte. Ich habe Jahre hindurch jede Gelegenheit benutzt, die Särge und Monumente in den Kirchen zu betrachten, zu klassifizieren; aber einen Bibelspruch habe ich nicht gefunden; die Bibel scheint für diese Jahrhunderte gänzlich zu fehlen. Alle Inschriften könnten ebenso gut an heidnischen Särgen und Monumenten stehen. Wir bieten zur Charakteristik eine Auswahl. Huic virtus gloriam, gloria immortalitatem comparavit. — O, inanes curas! — Mori non digna fuit. — Evolavit ad aeterna: letztere Inschrift an dem Sarge eines Kardinals und Erzbischofs. Altiora. — Hic finis. — Abiit, non obiit, discessit, non decessit. In letzterer Inschrift spricht sich allerdings die Unsterblichkeitshoffnung aus, welche aber auch in dem antiken Leben nicht gefehlt hat. Nata eheu miserum misero mihi nata parenti: so beginnt eine lange Versreihe, welche völlig den antiken Klagen entspricht. Diis superis sacrum: diese echt heidnische Inschrift steht an einem Sarkophag, und nun folgt eine von jenen tausend Inschriften, welche in römisch-antiker Weise das Lob des Verstorbenen preisen. Im sechszehnten Jahrhundert beginnen die drei Buchstaben zu erscheinen: D. O. M. (Deo optimo maximo), bekanntlich echt römisch; ebenfalls finden sich dann und in der Folgezeit die zwei Buchstaben: D. M. (Diis manibus). Eine der ruhmredigsten Inschriften befindet sich an dem aus dem vierzehnten

Jahrhundert stammenden Prunkdenkmal Roberts des Weisen in St. Chiara zu Neapel, eine Inschrift, die jedem antik-römischen Mausoleum zur Ehre gereichen würde: Cernite Robertum regem, virtute refertum! Petrarca wird als Verfasser dieser Inschrift bezeichnet. Wie eine antik-heidnische Klage erscheint die Inschrift: O fatum, quot bona parvulo saxo conduntur. Denselben Charakter hat die Inschrift: Hospes, quid sim, vides, quid fuerim, nosti, futurus ipse quid sis cogita. Der Marchese de Pescara, Gemahl der Viktoria Colonna, hat an seinem Grabmal in St. Domenico in Neapel eine lange von Ariost verfaßte Inschrift, worin gesagt wird, daß die Götter Mars und Mors jenen Krieger dahinrafften, daß er aber im Nachruhme fortlebt. Nur noch zwei lateinische führen wir an, um zu zeigen, wie sehr in jenen drei Jahrhunderten heidnische Sprache sich der Gräber bemächtigte. An dem Monument des im Jahre 1414 zu Neapel gestorbenen Königs Ladislaus liest man: Libera sidereum mens ipsa petivit Olympum. Kein römischer Dichter hätte sich besser ausdrücken können. Der zu Neapel im Jahre 1254 verstorbene Papst Innocenz IV. erhielt im vierzehnten Jahrhundert im Dom daselbst ein Grabdenkmal. Die lateinische Inschrift beginnt: Hic superis dignus requiescit papa benignus. Dann wird gerühmt, daß er die „Natter“, Friedrich II., zu Boden gestreckt habe. Die im Dom zu Salerno befindliche Grabinschrift Gregors VII. dient dazu, um einen ähnlichen Satz, eine Art Bannfluch, gegen Heinrich IV. zu schleudern, und lautet ebenso unversöhnlich wie die angeblich letzten Worte dieses Papstes. Die Spur eines christlichen Gedankens ist in derselben nicht zu entdecken.

Mit jenen Inschrtften stimmt dasjenige überein, was wir, ebenfalls als Ausdruck der Zeit, an den Särgen und Monumenten finden. Endlos ist die Zahl derjenigen Sarkophage, auf denen die Gestalt des Verstorbenen liegend dargestellt wird, wobei die Vorderseite des Sarges in Medaillons meist drei Reliefs zeigt, alle Brustbilder, Christus, Maria, Johannes. Solche Medaillons sind die ältesten Sargbildwerke, die aber bald, schon im Laufe des vierzehnten Jahrhunderts, anderen Gestalten weichen, nämlich der Madonna und allerlei Heiligen, wobei Geschmack und Spezial-

verehrung der Auftraggeber, vielleicht auch des Verstorbenen, maßgebend gewesen sein dürften. Jedenfalls tritt die Gestalt Christi nach und nach in den Hintergrund. Charakteristisch ist der Sarkophag, welcher die sterbliche Hülle Innocenz IV. birgt. Auf demselben liegt die Gestalt dieses Hohenstaufenfeindes; über dem Sarkophag an der Wand sieht man die Madonna mit dem Kinde.

An die Sarkophage schließen sich die Monumente. Im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert tritt uns ein für lange Zeit maßgebender Typus derselben entgegen, welcher die mannigfachsten Modifikationen zuläßt, die aber an der Grundidee, an den Hauptteilen nichts ändern. Der Sarkophag wird von drei oder vier menschlichen Figuren, welche Tugenden vorstellen (Liebe, Stärke, Mäßigung, Kraft ꝛc.) getragen; auf demselben liegt die Gestalt des Verstorbenen, und über dem Sarg wölbt sich ein meist gotisch gestalteter Marmorbaldachin, getragen von Säulen. Meistens stehen Engel (Genien?) dem Sarge zur Seite und ziehen den Marmorvorhang beiseite, damit man den Toten erblickt. Die ältesten Monumente dieser Art finden sich in St. Lorenzo zu Neapel, dann aber in fast allen alten Kirchen, am zahlreichsten in St. Chiara zu Neapel. Dieser Typus zeigt sich bis ins fünfzehnte Jahrhundert. An jedem dieser Monumente kommen religiöse Gedanken durch mannigfache Figuren zum Vorschein; die Madonna aber erscheint als die bedeutsamste Figur, und meist wird dargestellt, wie irgendein Heiliger den Verstorbenen der Madonna empfiehlt. Die letztere im Verein mit Heiligen zeigt sich an der Vorderfläche des Sarges; oft aber erblickt man dort auch Familienglieder des Toten, und jene Empfehlungsszene zeigt sich dann über dem Sarge an der Wand. Die Madonna also ist die Gnadenspenderin im zukünftigen Leben; niemals sehen wir, daß der Tote durch einen Heiligen Christo empfohlen wird. Christi Figur zeigt sich nur ausnahmsweise, etwa als Zierde beim oberen Abschluß, z. B. an dem Monument Roberts des Weisen, wo man an dem obersten Teil des Giebels Christum „in der Glorie“ erblickt. Nur ein einziges mal sieht man den segnenden Christus, nämlich in der Kirche Donna Regina; dieses Denkmal ist aber eines der ältesten; späterhin wird das Segnen in die Hand der Madonna gegeben.

Der Sarg also wird von der Erde entnommen, der Tote als ein in höhere Regionen versetzter bezeichnet, und diese Emporhebung (Apotheose) geschieht durch die „Tugenden" des Abgeschiedenen. Die Tugenden entrücken ihn dieser Erde; sie heben ihn in das höhere Reich empor, wo die Himmelskönigin ihn in Empfang nimmt. Daß diese Anschauung eine nicht christliche ist, brauchen wir nicht erst zu beweisen. Das Monument stellt den apotheosierten Abgeschiedenen in den Mittelpunkt und hat den Zweck, ihn in glänzender Weise zu verherrlichen.

Aus dem vierzehnten Jahrhundert stammt in Neapel das stolze Grabdenkmal des Königs Robert des Weisen in St. Chiara, aus dem fünfzehnten dasjenige des Königs Ladislaus in St. Giovanni. Nicht etwa in einem Seitenraum befinden sich dieselben, sondern an der breiten Wand des Hochaltars, also sofort sichtbar, wenn man die Kirche betritt. Die üblichen Tugenden tragen den Sarkophag Roberts, auf dem der König im demütigen Franziskanerkleide liegt. Mit der Demut scheint es aber nicht allzu weit her zu sein; denn darüber in einer zweiten Nische sieht man den König auf dem Thron; St. Franziskus und die heilige Klara empfehlen ihn der Madonna. Das Ganze ist von einem fast bis zur Decke der Kirche reichenden Marmorbaldachin überwölbt. Zur Rechten und Linken dieses Monuments sind andere Grabdenkmäler ähnlichen Stiles. Noch stolzer und prunkender ist das Grabmal des Königs Ladislaus, gleichfalls mit den unvermeidlichen Tugenden. Hier tritt noch mehr die Person des Verstorbenen in den Vordergrund; denn König und Königin sitzen nicht nur mit Krone und Scepter auf stolzem Thron, von allegorischen Figuren umgeben, sie sitzen auch neben ihrem Sarkophag, darüber die Madonna; doch fehlt eine Empfehlung an die letztere. Solche Denkmäler zeigen denselben Grundgedanken, welcher die Aufstellung von Statuen vergötterter Herrscher im römischen Tempel veranlaßte.

Als im sechszehnten Jahrhundert die Renaissance sich geltend machte, änderte sich der Stil der Monumente, und der Meißel des großen Meisters Giovanni da Nola läßt uns bisweilen Reminiscenzen aus der Bibel in Reliefs sehen, indem er z. B. die Grablegung Christi oder die Auferstehung an den Sarkophagen an-

bringt. Aber solche edel gehaltene Reliefs sind der letzte Strahl einer untergehenden Sonne; jene Kunstgebilde verschwinden zwischen den Figuren der Madonnen, der Heiligen, der Genien (mit und ohne Fackel), sowie zwischen den Brustfiguren Gott=Vaters, welche in dieser Periode an den Monumenten als Zierfigur hoch oben angebracht zu werden pflegen, jedesmal eine Nachahmung der Gestalt, welche von dem Pinsel Michelangelos in der Sixtinischen Kapelle zu Rom geschaffen wurde.

Im sechzehnten Jahrhundert zeigen sich zum erstenmal weinende Frauen an einem Sarkophag, zum erstenmal klagende Genien, welche den Sargdeckel abheben, oder sich auf die umgekehrte Fackel stützen. Gegen Ende des Jahrhunderts aber schwindet der religiöse Gedanke von den Grabmonumenten immer mehr. An einem Grabe in S. Domenico sehen wir Natur und Kunst in allegorischen Figuren, auch Arno und Tiber in derselben Weise. Auf dem Prunkdenkmal des Vizekönigs Pietro in S. Giacomo erheben sich stolze Tugenden, sowie die Figuren des Königspaares. Die Grabkapelle des Pontanus ist von außen mit moralischen Sentenzen und inwendig mit geistreich sein sollenden Inschriften versehen. An dem restaurierten Grabe Gregors VII. in Salerno verrät keine Skulptur einen religiösen Gedanken. Endlich an dem Grabe des Dichters Sannazáro in Neapel floriert das Heidentum mit der Statue des Apollo und der Minerva. Dies in die Kirchen hineinflutende Heidentum war manchem zu arg, weshalb man in jener Kirche den Apollo in David und die Minerva in Judith verwandelte! Der Zeitraum also, welcher das vierzehnte, fünfzehnte und sechzehnte Jahrhundert umfaßt, welcher die Bibel und die biblische Geschichte aus den Augen verliert, dabei aber doch religiöse Gedanken in mannigfacher Form ausspricht, endigt damit, daß man aufhört, die letzteren an den Grabmonumenten zur Darstellung zu bringen.

Ehe wir auf die letzte Periode übergehen, ist es lehrreich, einen Blick auf Rom zu werfen. Grabmäler mit „babylonischem" Charakter aufgebaut, wie wir sie in Neapel gefunden haben, sehen wir in der St. Peterskirche nicht; trotzdem waltet dort derselbe Grundgedanke, dieselbe Tendenz. Die in jener Kirche befindlichen

Prunkgräber der Päpste dienen dazu, den Gedanken der Apotheose zur Darstellung zu bringen; die christliche Kirche wird zum heidnischen Pantheon; das Grabmonument ist nur ein Vorwand, in Wirklichkeit gilt es, die Person des betr. Papstes zu verherrlichen; christliche Glaubens- und Hoffnungsgedanken sucht man an den Prunkgräbern der Päpste vergebens, und unter den Figuren der Tugenden findet man die Kardinaltugend nicht, wir meinen die Demut! In St. Peter zu Rom fehlen die Tugenden an den Gräbern der Päpste nicht, wenn sie auch nicht als Träger, wie in Neapel, gebildet werden. Die Gestalten des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung assistieren Innocenz VIII., welcher die Christenheit mit der Türkensteuer und Deutschland mit Hexenrichtern beglückte. Sixtus IV. hat zu seiner Verherrlichung keine Tugenden erhalten; wohl aber finden wir an seinem Grabe die Figuren der Theologie, Rhetorik, Musik, Grammatik, Dialektik, Philosophie und Astronomie! Das Grabmonument, welches Michelangelo für Julius II. anfertigen sollte und wollte, glich mit seinen beabsichtigten vierzig Statuen einem babylonischen Turm und hat nie seine Vollendung gefunden. Für das beabsichtigte Riesendenkmal dieses Papstes sollte bekanntlich Bramante die Peterskirche schaffen! Was wir von diesem Denkmal in St. Pietro in Vincoli sehen, ist nur eine Wanddekoration.

Fassen wir die letzte Periode, vom siebzehnten Jahrhundert an, ins Auge, so steht eine endlose Reihe von Werken der „Kunst“ vor uns; eine verwirrende Mannigfaltigkeit des Stiles, der Gedanken, der gesamten Leistung tritt uns entgegen, wodurch die Betrachtung erschwert, das Auge mehr abgestoßen als angezogen wird. Unter all den zahllosen Denkmälern ist nur ein einziges, welches das Herz erwärmt, und dies einzige ist nicht von einem italienischen Künstler, sondern von Thorwaldsen; vielleicht aber hat es mir das Herz nur deshalb warm gemacht, weil es sich um ein deutsches Grab handelt. Ich meine das Grabdenkmal Konradins in der Kirche S. Maria del Carmine zu Neapel. Im übrigen gilt von allen Denkmälern dieser Jahrhunderte, daß sie kalt und tot sind wie die Leiber derer, welche sie rühmen wollen und deren Moder sie verhüllen. Mit Sorgfalt habe ich mich

bemüht, an solchen Grabmonumenten das Christentum, christliche Glaubens- und Hoffnungsgedanken zu entdecken, wenn auch nur in Gestalt einer Madonna, oder eines Heiligen; ich habe nichts gefunden, nichts entdeckt, und habe es aufgegeben, das zu finden, was in der That nicht zu finden ist. Der Bildhauer aber ist das Kind seiner Zeit; er spricht die Gedanken und Anschauungen der letzteren in Marmor aus; seine Hand und sein Meißel folgen den ihm gegebenen Weisungen. Nun bedenke man die Thatsachen: in den letzten dreihundert Jahren hat die römische Kirche in Süditalien keinen Bildhauer veranlaßt, an den in Kirchen aufzustellenden Grabmonumenten religiöse Gedanken zu versinnlichen; sie hat keinen Bildhauer begeistert, Figuren zu schaffen, die tröstend und herzerhebend an Gräbern uns hinaufziehen; die römische Kirche hat dreihundert Jahre hindurch geduldet, daß in ihren Kirchen leere, tote, jedes religiösen Gedankens bare Grabmäler aufgestellt werden. Mit dieser Thatsache hat sich die römische Kirche ein Armutszeugnis ausgestellt, wie es klarer und überzeugender nicht gedacht werden kann. Hier reden in Wahrheit die Steine!

Bemerkenswert ist die Thatsache, daß an den Denkmälern der letzten drei Jahrhunderte der Ernst des Todes fast nie ein Wort redet. Höchstens läßt man diesen Gedanken abgeschwächt, nach antiker Weise, in trauernden Genien mit und ohne Fackel zu Worte kommen. Nur ein einzigesmal habe ich das Totengerippe gesehen, aber in keineswegs ergreifender Weise. Der Tod hebt nämlich den Marmorvorhang auf und grinzt aus dieser Öffnung hervor. Es ist dies die elende Nachahmung eines der Papstgräber in Rom. Übrigens war das Totengerippe als Allegorie des Todes bereits den Römern bekannt, wie ein im Museum zu Neapel befindliches, in Pompeji gefundenes Mosaikbild beweist. Sämtliche Figuren und Darstellungen an den Grabmonumenten der letzten drei Jahrhunderte sind in Hinsicht des religiösen Gehaltes gleich Null und alle miteinander dem römischen Heidentum entnommen. Wir finden das Stundenglas, die Urne, vor allen Dingen aber Genien, die in oft halsbrechender Weise auf scharfen Kanten sitzen, oder gewagte Tänzerstellungen einnehmen, dann und wann auch in ruhiger Weise römische Trauergenien nachahmen.

Wer Prachtsarkophage stolzer Äbte schauen möchte, begebe sich zu dem berühmten Kloster S. Trinitá bei La Cava; wer fade Tugendfiguren des achtzehnten Jahrhunderts sehen will, betrete die bereits genannte Kapelle S. Severo in Neapel. An einem der dortigen Gräber zeigt sich die Statue der Aufrichtigkeit, an einem anderen sehen wir die Erlösung vom Irrtum, an einem dritten die (skandalöse) Gestalt der Pudicitia, ein fades Werk des dreisten Virtuosentums, welches der Frechheit gewisser Statuen aus der römischen Kaiserzeit nichts nachgiebt. Eines der neuesten Monumente befindet sich in der uralten Basilika S. Restituta, der einstigen Kathedrale Neapels. Man sieht in Relief den Merkur, der den Verstorbenen, welchen die Mutter halten möchte, zum Hades abführt. Dies Werk ist die Nachahmung eines herrlichen griechischen Reliefs aus bester Zeit, welches die Wegführung der Euridice und den Schmerz des Orpheus darstellt.

Unter jener endlosen Reihe von Grabmälern giebt es eine Schar von Marmorgestalten, welche eine Klasse für sich bilden. Man staunt über die Masse von lebensgroßen Rittergestalten mit Helm und Speer, mit Harnisch und Beinschienen, welche zahlreiche Kirchen Neapels bevölkern; man könnte wähnen, daß in dieser Stadt im siebzehnten Jahrhundert ein Heldengeschlecht gewohnt habe. Im folgenden Jahrhundert wird es anders; man sieht nicht mehr die lebensgroßen Panzergestalten, man sieht ein Geschlecht affektiert knieender und affektiert liegender Gestalten, meist mit Perücken, dann eine zahllose Reihe von Büsten, namentlich als Relief. Dabei scheint schließlich ein Dämon sich der Künstler zu bemächtigen, welche neue Ideen und Überraschungen anbringen wollen. Wohl keine Stadt hat solche künstlerische Tollheiten aufzuweisen als Neapel. Man betrachte die sogenannten Kunstwerke in der Kapelle S. Severo daselbst; dort erblicken wir einen Sarkophag, der das Menschenmögliche in der Überraschung leistet. Man sieht nämlich, daß der Sargdeckel sich hebt und der Tote bereits ein Bein über den Rand schlägt, auch sein Haupt und seine das Schwert haltende Hand herausstreckt. Die Idee des Künstlers ist weniger erhaben als überraschend, hat aber, soweit wir wissen, keine Nachahmer gefunden. Der Name des Kriegs=

helden, der so geschickt seinem Sarge entspringt, ist Cecco di Sangro, der Name des Künstlers, welcher dieses Monument fertigte, ist Francesco Celebrano. In der alten, an Denkmälern aller Jahrhunderte überreichen Kirche S. Domenico befindet sich das Grabmal eines im Jahre 1852 gestorbenen Generals, aufgebaut aus Trommeln, Kanonen, Kugeln und Fahnen. In derselben Kirche hat eine Witwe ihrem verstorbenen Gemahl ein Denkmal gesetzt und für passend erachtet, bei dieser Gelegenheit sich selbst zu verewigen; ihre lebensgroße Gestalt umfaßt nämlich die Büste des Toten. Dieselbe nützliche Idee ward jüngst in der Kirche S. Severino verwirklicht, wo man die junge Witwe im Atlaskleide neben einer gebrochenen Säule erblickt. Solche widerliche Denkmäler sind modern; hat sich doch kürzlich auf dem Friedhofe zu Neapel eine Witwe mit ihren Kindern in lebensgroßen Gestalten neben der Büste des verstorbenen Familienhauptes darstellen lassen!

In unserem Jahrhundert ist die römische Kirche mit ihren Grabmälern in den Kirchen wiederum bei dem Heidentum angelangt. Zuerst verschwand ihr an den Gräbern die Bibel, dann der religiöse Gedanke und nur das Heidentum blieb, unverhüllt und im klarsten Ausdruck.

Zum Schluß nochmals ein Blick auf die Gräber der Päpste in St. Peter zu Rom, um zu beweisen, daß dort kein anderer Geist herrscht als in Neapel. Als das schönste Monument wird dasjenige Pauls III. bezeichnet, desselben Papstes, der seinen Sohn 1545 zum Herzog von Parma und Piacenza machte, aber an diesem Nachkommen keine Freude erlebte, weil derselbe, ein Tyrann, ermordet wurde. Zur Kolossalgestalt des Papstes gesellen sich an dem Denkmal die Klugheit und Gerechtigkeit. Wäre derselbe wie ein römischer Krieger gekleidet, so hätten wir einen der Cäsaren vor uns. Im vorigen Jahrhundert ward das Grabmonument Klemens' XIII. von Canova angefertigt. Hier ist allerdings die Gestalt der Religion angebracht; aber der religiöse Wert jener matten Statue ist gleich Null, und daß letztere einen christlichen Gedanken ausdrückt, hat noch niemand gesagt. Im übrigen befindet sich auch der römische Genius mit der verlöschenden Fackel an dem stolzen Sarkophag; die Gestalten der Liebe und der Hoffnung aber

können ebenso ein heidnisches wie ein christliches Monument zieren. Wie das Werk Thorwaldsens, das Grabmal Pius' VII., in eine christliche Kirche paßt, hat seither noch niemand ergründet. Weisheit und Kraft sind freilich schöne Tugenden, die aber ein Kaiser Trajan ebenfalls besaß, und in den Genien der Zeit und Geschichte spricht sich keine Spur eines christlichen Gedankens aus. Die Hauptsache jedoch ist die thronende Statue des Papstes mit der dreifachen Krone. Säße an seiner Stelle ein Kaiser Augustus, so würde an dem Denkmal sich alles für diesen eignen.

Kolossale Gestalten treten uns in erwähnten Denkmälern entgegen. Durch solche Gebilde suchten einst orientalische Völker das Göttliche darzustellen, wie die Kunstgeschichte Assyriens und Ägyptens lehrt. Die römischen Kaiser wurden nach ihrer Apotheose gleichfalls in kolossalen Gestalten dargestellt *). Dies ahmt die römische Kirche in Hinsicht der Päpste nach.

*) Stahr, Torso II, pag. 459 sqq.

Zehntes Kapitel.

Evoë Bacche!

„Gebt Blumen, diese Locken zu bekränzen!
Erhebt den Tanz um den besprengten Tempel."
Euripides.

Die Gefilde um Nola waren einst eine Goldgrube in Hinsicht edel geformter Vasen, welche man den dort vorhandenen hellenischen Gräbern entnahm. Tausende solcher Prachtgefäße, die Gabe der Lebenden an die Toten, bewahrt das Nationalmuseum in Neapel, wo die auf den Vasen befindlichen Bilder dem Beschauer reiche Gelegenheit bieten, das antike Leben in den mannigfaltigsten Beziehungen kennen zu lernen. Viele Vasen entstammen der Blütezeit hellenischer Kunst und zeigen rote Figuren auf schwarzem Grund, alle in fließenden, leichten Umrissen mit freier Hand gezeichnet, voll Heiterkeit, Anmut und Schönheit. Wir erblicken Scenen aus der Geschichte und Mythologie; Krieg, Tanz, Jagd, das häusliche und öffentliche Leben wird dargestellt, am meisten kehren bacchische Scenen wieder, welche im antiken Leben so beliebt waren, daß wir sie sogar als Reliefs an Marmorsarkophagen der römischen Kaiserzeit wiederfinden.

Die Gefilde von Nola bieten aber noch andere Gelegenheit, ein Stück antiken Lebens zu schauen und zwar nicht an Vasen und Särgen. Bacchische Feste, welche die geschickte Malerhand vor Jahrtausenden auf Vasen zeichnete, sind der Gegenwart nicht unbekannt. Wenn üppige Weinguirlanden in heißer Sommerzeit

die Ebene Nolas in einen einzigartigen Festplatz verwandeln, wenn dann die genannte Stadt ihrem großen Schutzheiligen St. Paulinus *) den Tribut des Jahresfestes bringt, dann wiederholen sich bacchische Scenen, welche die Vasenbilder darstellen.

Wer in Campanien reichliche Mittel hat, hält an dem uralten Brauch fest, in geschmücktem Wagen bei diesem Feste zu erscheinen. Wenn die Hellenen zu den Festen ihrer Götter zogen, waren die Wagen ebenfalls geschmückt. Auf dem Platz vor Nola in der Nähe eines mittelalterlichen Turmes sahen wir die Wagen am Nachmittag und Abend vor dem Fest anlangen. Glocken, Federn, Blumen, Bänder bilden den Schmuck der Rosse; Blumen, Lorbeer- und Myrthenzweige, sowie Fahnen die Zier der Wagen, und von letzteren sind diejenigen der niederen Sorte, die nach dem antiken Cisium gebauten hohen zweiräderigen, gewöhnlich mit einem Dutzend Menschen beladenen Karren an ihren Holzstühlen stets mit bunten Bildern versehen, welche meist die Madonna, sowie den heiligen Georg unter allerlei Arabesken darstellen. Die Frauen erscheinen bei diesem Feste im höchsten Schmuck, von einer Landestracht ist aber wenig die Rede; nur die unteren Klassen haben ein eigentümlich gebundenes, buntes Kopftuch bewahrt. Die wohlhabenden Frauen tragen seidene Kleider, bei hoch und niedrig aber tritt eine Fülle von Goldschmuck zutage, schwere goldene Halsketten, Ohrringe mit Perlen, kostbare Ringe an mehreren Fingern, Kleinodien, welche in den niederen Klassen sich oft Generationen hindurch vererben und nur in der dringendsten Not veräußert werden. Die religiösen Feste der Griechen waren stets mit Märkten verbunden; so fanden wir es auch in Nola, fast die ganze Stadt hatte sich in einen tosenden Markt verwandelt. Bei den Griechenfesten fehlte nie der Rhapsode im feierlichen Gewande, welcher die Thaten der Götter und Helden besang; in Nola erblickten wir einen Rhapsoden, aber im Narrenkleid, einen Improvisator, nicht mit der Leier, sondern mit der Trommel. Die Zahl der Festteilnehmer aus ganz Campanien pflegt alljährlich die Einwohnerzahl Nolas um das doppelte zu übertreffen; die ganze Stadt wandelt sich daher in

*) Zu vergleichen erster Teil, Kap. III: Fünfzehnhundert Jahre.



eine Herberge, und jeder sucht sich sein Lager, so gut oder schlecht es eben zu finden ist, sei es auch unter freiem Himmel. Eine große Zahl aber verzichtet auf jede Herberge und verbringt die Nacht in heiterster Weise. Daß es sich um eine religiöse Feier handelt, merkt man nicht im mindesten.

Wir, d. h. mein Freund und ich, fanden mit Hilfe eines der zahlreichen, zur Überwachung dieses Festes kommandierten Carabinieri ein Unterkommen für die Nacht. Man wies uns in ein Durchgangszimmer, welches als Passage für die in der Festnacht rastlos thätigen Aufwärter diente. In dieser Herberge war jedes Zimmer ein Speiseraum, überall wurde gegessen, getrunken, gezecht, gesungen, geschrieen. Wir hörten, indem wir in unseren Kleidern einige Stunden hindurch auf den uns angewiesenen Betten lagen, den Lärm der Straße und den Lärm im Hause, warteten vergebens auf Ruhe, merkten statt dessen, daß das Getöse bei Fortschreiten der Nacht sich vermehrte. In das wüste Tosen von Männerstimmen mischten sich je länger, je mehr kreischende, jauchzende Stimmen der Weiber. Ich fragte einen der Kellner, der einen riesigen Weinkrug durch das Zimmer schleppte: Was bedeutet dieser Lärm? Der Diener antwortete: **Fanno festa!** (Man macht ein Fest). Es blieb uns nichts übrig, als das dumpfe, in der Juninacht drückend heiße Zimmer zu verlassen und draußen frische Luft zu suchen. Vom Turm des Domes schlug es Mitternacht. Auf der Straße fanden wir auf und nieder wandelnde Menschenhaufen, Weiber, Männer, Jünglinge, Jungfrauen, welche abteilungsweise neben= oder hintereinander singend und scherzend einherzogen. Wohl dem, welcher die Scherzworte, die bei solchem nächtlichen Festanlaß gewechselt werden, nicht versteht! Fast vor allen Häusern sahen wir Männer und Weiber zechend an Tischen sitzen, die Weinkrüge gingen von Mund zu Mund und der Marktplatz war fast gänzlich von solchen Zechern angefüllt. An zahlreichen Stellen ward von je einem Paar die Tarantella getanzt unter lautem Gelächter oder unter donnerndem Beifallsgeschrei des umstehenden Menschenkreises. Die Musik dabei bildete das eintönige dumpfe Tacktrauschen der antiken Schellentrommel, begleitet von einem ebenso eintönigen, nur zuweilen gellend klingenden

Lied. Daß die heutige Schellentrommel mit der antiken identisch ist, beweist ein pompejanisches Bild, welches den trunkenen Herkules mit seinem Gefolge darstellt, in welchem sich ein Weib mit dem genannten Instrument befindet. Zweifellos entspricht die Tarantella im ganzen dem antiken bacchischen Tanz, doch möchte ich glauben, daß gewisse dabei übliche unschöne Bewegungen, die man heutzutage in Campanien sieht, dem antiken Tanz fehlten. Wenn zwei Personen (meist Frauen oder Mädchen) die Tarantella tanzen und eine Zeit lang sich zierlich bewegt haben, so fahren sie plötzlich auf einander los und stoßen einander mit der Hüfte so heftig, daß sie wieder zurückprallen, wobei oft brüllender Beifall laut wird. An anderen Stellen ließen sich Sänger hören. „Reigentanz und Gesang, das sind die Zierden des Mahles“, so sagt Homer. Zur Guitarre und Mandoline sangen sie Volkslieder, d. h. solche, die man im Süden so nennt. Man meine nicht, daß das Volk Campaniens etwas besitzt, was dem deutschen Volksliede zur Seite treten könnte. Was man volkstümliche Lieder nennen möchte, wird nicht vom Volke, sondern nur von kunstgeübten Sängern gesungen, welche ein Gewerbe daraus machen. Daß auch das geistliche Volkslied fehlt, brauchen wir kaum zu bemerken. Trotzdem finden in Süditalien abends in erleuchteter Kirche sehr oft eigentümliche Gesangandachten statt. Man sieht dann die Kirchen fast nur mit Frauen und Mädchen besetzt, welche sich in zwei Chöre teilen und in schwerfälligen Mollweisen einzelne lateinische Strophen zu Ehren der Madonna oder eines Heiligen singen. Ein solches Singen ist niemals erfreulich für den Hörer, ohne Leben, bisweilen wegen kreischender Altweiberstimmen abscheulich.

Welche besondere Anziehungskraft hat nun das Jahresfest in Nola? Wenn wir auf die „Lilien“ des heiligen Paulinus verweisen, so handelt es sich um unerhörte Dinge, die uns, als wir Augenzeugen waren, wie phantastische Märchenbilder erscheinen wollten.

Die „Lilien“ des heiligen Paulinus sahen wir am Abend unserer Ankunft. Schon in der ersten Straße standen wir vor einer solchen. Der Leser denke sich ein aus nicht zu schwerem

Holzwerk, welches sich an einen Mastbaum in der Mitte anschließt, zusammengefügtes Bauwerk, an der Basis quadratförmig, so daß an jeder Seite zehn Menschen bequem stehen können, dann in rundlicher Form allmählich in eine Spitze verlaufend. Dies mit Nägeln und Klammern zusammengefügte Holzgerüst wird bis zur höchsten Spitze mit hellfarbigen Arbeiten aus leichtem Stoff, namentlich Papiermaché, so umkleidet, daß der Raum bis oben hinauf sieben Stockwerke zählt. Jedes der letzteren ist durch korinthische, buntmosaizierte Säulen abgeteilt, und zwischen den Säulen befinden sich Nischen, in denen sich farbenprächtige Heilige von glanzfarbigem Grunde abheben. Architrav und Fries sind mit Arabesken und Mosaik geziert, Engel mit goldstrahlendem Gewande hier und da angebracht, und so flimmert, strahlt und glänzt im südlichen Sonnenschein dies seltsame Bauwerk von unten auf bis zur höchsten Spitze, welche mit einer lebensgroßen Madonna gekrönt ist, um deren Haupt zwölf Sterne glänzen und deren blauer Mantel mit goldenen Sternen besäet ist. Der hintere Teil des Holzgerüstes ist einfacher bekleidet, nämlich mit Myrthen und Goldfähnchen. Ein solcher Turm überragt sämtliche Häuser der Stadt, nimmt sich, von außerhalb derselben gesehen, wie ein Kirchturm aus und überragt ein Haus von fünf Stock Höhe. Das Volk nennt dies Bauwerk Giglio, d. h. Lilie, und zu Ehren des Paulinus werden alljährlich acht solcher Lilien gebaut, wozu die Zeichnungen der Maler und Architekten das Ihrige beitragen.

Am Abend unserer Ankunft sahen wir in den verschiedenen Straßen acht Lilien, alle von gleicher Höhe und Grundform, aber in verschiedener Ornamentierung. Von acht Gewerbgesellschaften der Stadt baut eine jede alljährlich einen solchen Obelisk und alle wetteifern miteinander in der Pracht seiner Ausschmückung. Jeder Turm verrät sogleich die ihn bauende Societät; so sahen wir z. B. die Lilie der Padulani (Bauern) mit Ährensträußen versehen, die der Schneider mit einer Weste, die der Schuster mit einem Stiefel, die der Bäcker mit einem Brot, welches in seiner Form dem in den Backöfen Pompejis gefundenen verzweifelt ähnlich sah. Weshalb aber diese Obelisken? Die Legende erzählt, daß beim Einzug des heiligen Paulinus die Bevölkerung ihm mit

Blumentürmchen entgegen gegangen sei und dies zum Brauch erhoben habe, als man später sein Andenken feierte. Weil nun, wie die Legende erzählt, der Heilige durch eine Reise ins Morgenland eine Christensklavin daselbst erlöst und seine Rückkehr über Konstantinopel zu Schiff bis Nola (?) bewerkstelligt habe, wird alljährlich auch ein stattliches Schiff gebaut und diese Ausgabe von der Zunft der Holzsohlenmacher bestritten.

Aber, wird man fragen: welche Aufgabe haben denn jene Prachttürme oder Lilien beim Fest des Heiligen? Eben dieselbe Frage richteten wir an die Nolaner, welche uns ihre Gigli mit Stolz zeigten. Die Antwort lautete: **Questi gigli fanno processione e ballono**: Diese Lilien machen Prozession und tanzen. Unbegreiflich war uns der Rede Sinn. Das Geschaute machte indes bald alles klar.

Die Nacht über brachten wir im Freien zu, denn die oben erwähnte Herberge war uns mit ihrem Lärm, ihrer Stickluft und ihrem Ungeziefer zur Hölle geworden. Um die Prozession der „Lilien“ zu sehen fanden wir Platz auf dem platten Dach eines fünfstöckigen Hauses. Bald nach acht Uhr morgens meldeten donnernde und rasselnde Feuerwerkskörper den Anfang des Festes; der in einer Seitenstraße befindliche Lilienturm hüllte sich in Pulverwolken und begann sich vorwärts zu bewegen. Langsam geht er weiter, erreicht den Domplatz, und nun löst sich uns das Rätsel seiner Bewegung. Vierzig stattliche, in rot leicht gekleidete Männer tragen ihn, an jeder Seite ihrer zehn, sie tragen nicht nur dies Riesengerüst, sondern auch zehn bunt uniformierte Musikanten, welche in dem unteren Stock sitzen und Märsche blasen, nach deren Takt jene Träger marschieren. Kaum hat diese Lilie den Festplatz betreten, so beginnt der auf letzterem erbaute Prachtobelisk, ebenfalls mit einem Musikcorps versehen, auf dieselbe Weise sich zu bewegen. Nur kurze Zeit, da meldet die Schellentrommel einen dritten Turm. Er kommt näher. Der heilige Michael, welcher ihn krönt, ragt hoch über unseren luftigen Standpunkt empor, und kaum ist die Riesenlilie neben dem Dome angelangt, da ziehen ihm die beiden anderen, welche einstweilen geruht, entgegen, scheinen den Kameraden zu begrüßen, und nun beginnt — der Tanz!

Die Musik spielt eine Tarantellaweise, und nach derselben lassen die Träger ihre Türme leicht auf- und niederhüpfen, dabei drehen sich diese um sich selbst, zwei umkreisen den dritten, und vorwärts und rückwärts bewegen sich die Kolosse *). Vor jedem Turm geht ein Dirigent, welcher den Trägern die Richtung angiebt; neben und vor demselben schreiten in tanzender Bewegung diejenigen Träger, welche nach Bedürfnis die etwa matten Kameraden ablösen. Ein neuer Turm erscheint, begrüßt von donnerndem Jubel derjenigen, welche unten und oben, in allen Fenstern, Balkonen und Dächern den Markt besetzt halten. So erscheinen alle acht Lilien, endlich auch das Schiff. Letzteres trägt die Statue des Heiligen, während der übrige Raum von den Musikanten, sowie von einem türkisch gekleideten Kapitän besetzt ist. Neue Tänze der Türme folgen, ganz wie bei der dem antiken Leben angehörenden süditalischen Tarantella, bei welcher ein Aus- und Eintreten der Tanzgenossen üblich ist. Dämonisch rauscht das Tympanon, die schellenbehangene Handtrommel, der Jubel des Volkes braust wie ein Orkan, im Dom aber findet zu derselben Zeit die Festmesse zu Ehren des heiligen Paulinus statt. Der Tanz ist vollendet, eine Stunde vergangen, die Türme und das Schiff erhalten auf dem Markte ihre durch uraltes Herkommen bestimmte Aufstellung, die ermüdeten Träger, welche nach nordischen Begriffen Unglaubliches geleistet, genießen eine einstündige Pause und in dieser das ihnen bestimmte Festmahl.

Nach Verlauf einer Stunde erschienen die Träger wieder, traten an ihre Plätze und der zweite Abschnitt des Festes begann, bestehend in einem Stück Heidentum, so sinnberauschend, nervenerschütternd, wie wir es nie sonst geschaut. Die Träger der ersten Lilie traten zusammen, legten die Hände und Arme einander auf die Schultern, und nun begann ein Reigentanz, wie er fast keinem der griechisch-römischen heiteren Götterfeste mangelte und auch bei anderen Gelegenheiten dem Frohsinn Ausdruck verlieh. Bei dem

*) Im heutigen Griechenland kommt die Sitte vor, daß man die Heiligen (Bilder?) tanzen läßt und dazu mit Pfeifen und Trommeln aufspielt. So berichtet Tournefort in seiner Schrift Voyage du Levant, I, 135.



Reigentanz der Griechen handelte es sich um die Bewegung des Oberkörpers und um den rhythmischen Taktschritt. Das sahen wir auch in Nola und unwillkürlich dachten wir dabei an das achte Buch der Odyssee, wo Homer (V. 260 ff.) den Reigentanz der Phäaken beschreibt: „Schön im geordneten Schritt nun stampften sie, aber Odysseus sah das rasche Gezitter der Füß' anstaunenden Geistes". Wir dachten auch an uralte Wandbilder aus den Griechengräbern bei Pästum, welche den gottesdienstlichen Reigentanz darstellen, und an Virgils Beschreibung des Elysiums (Äneis VI, 643): „Teils stampft man mit den Füßen den Tanz und singet das Chorlied *)". In der Mitte jenes Reigenkreises der Träger stand ein Mann, welcher in der Rechten den Thyrsusstab schwang und den Takt angab. Wild und wilder rauschte der dumpfe Ton der Handtrommel. Bald bildete sich innerhalb des größeren Kreises ein zweiter; dann aber begannen nach und nach die Träger der übrigen Lilien den Reigentanz, hier, da, von allen Seiten erklang die dämonische Trommel des Bacchus- und des Kybelekultus, rascher tönten die Weisen der Tarantella. Ein Geist des bacchischen Wahns fährt in die bunte Menge, sie schließt sich den Tanzenden an, hier und da bilden sich Reigen, frenetischer Jubel erschallt, Jubel der Mänaden, die dem Bromios (dem lärmenden Bacchus) huldigen, und was der Chor in den Bacchantinnen des Euripides singt, wird vor unseren Augen zum lebenden Bilde: „Folgen wir jubelnd der süßesten Not, Bromios holdestem Göttergebot im wild aufjauchzenden Reigen". Im Jubel dieses Festes vernahmen wir das Echo des einst bei Bacchusfesten üblichen Rufes: Evoë Bacche! „Da ... hört man dumpf die Glocken schallen". Vom Dom bewegt sich die Prozession der Priester langsam daher, voran ein hohes silbernes Kreuz. Der Bacchusjubel verstummt, die Menge macht Platz, und von oben sieht die lange weißgekleidete Priesterschar wie eine sich hindurchwindende

*) Ovid Fasti VI, 330 erzählt von einem Fest der Götter, bei dem der Wein in Strömen fließt und der Tanz nicht fehlt: „Ein Teil spielt, ein anderer schläft. Im gedrittelten Takte tanzen auf grasigem Plan andere verschlungenen Arms." — So sah ich's in Nola.



Schlange aus. Schließlich erscheint die silberne Büste des heiligen Paulinus, mit Blumen von den Balkonen der Häuser beworfen. Vor ihm entblößt man das Haupt, vor dem Heiligen beugt man das Knie. Die Musik verstummt, die phrygische Pauke schweigt, langsam verschwindet der feierliche Zug in einer Straße. Sofort schließt sich die Gasse, durch welche das Kreuz und der Heilige nebst ihren Dienern gegangen, sofort klingt der Jubel des Bromios wieder, und es ist uns, als vernehmen wir das uralte: Evoë! Evoë! Der Tanz beginnt mit neuer dämonischer Wut, die neun Musikcorps spielen, die Träger, die Festgenossen tanzen und jubeln. Unsere Nerven waren abgespannt, das Auge matt, das Ohr müde, das Innere wüste, wir wußten nicht, ob wir wachten oder träumten. Fürchterliches Donnern platzender Bomben gab endlich das Zeichen zum Aufbruch. Der Turm der Bauern bewegte sich zuerst, hinter ihm die anderen, dann das Schiff; so zog die Prozession von dannen, so sahen wir die „Lilien“ sich weiter in die Stadt hinein bewegen, bis sie unseren Blicken entschwanden.

Elftes Kapitel.

Der blutige Kardinal.

„Wehe euch, ihr Pharisäer, ihr Heuchler!“
Christus.

Mileto in Calabrien gehört zu denjenigen Städten, welche behaupten, daß ein Apostel sie besucht und daselbst eine Gemeinde gegründet habe. Genannte Stadt rühmt sich eines Besuches des Apostels Paulus, wie andere Städte Calabriens, ein Ruhm, der auf schwachen Füßen steht, weil erwähnte Behauptung erst im siebzehnten Jahrhundert auftaucht und weil genannte Stadt zu den Zeiten Pauli noch nicht existierte. Mileto hat, wie andere Städte im Gebiet der „magna Graecia“, die Ruhmessucht geerbt. Die hellenischen Städte Süditaliens rühmten sich ihrer Heroen als Gründer, und diese später christianisierten Städte übertrugen den Heroenglanz auf Namen von Aposteln.

Die römisch-katholische Kirche ist mit der Bezeichnung: „Apostel“ sehr freigiebig, ebenso mit dem Prädikat: „Apostolisch“. Der Vatikan wird in der amtlichen Kirchensprache als sacri palazzi apostolici bezeichnet, irgendwelche Heilige, die zum Glanz der Kirche beitrugen, haben zu Dutzenden den Titel „Apostel“ erlangt. Von einem der Apostel der römischen Kirche handelt unser vorstehendes Kapitel, von einem Kardinal der sancta ecclesia apostolica Romana, der im Namen der Kirche eine Fahne schwang, auf welcher zu lesen stand: Santa fede, der heilige Glaube.

Im Februar des Jahres 1799 ward zu Mileto eine seltsame Synode gehalten. Mit diesem Namen müssen wir die gemeinte Versammlung bezeichnen, weil ein Kardinal der „heiligen apostolischen römischen Kirche“ den Vorsitz führte und viele Bischöfe an derselben teilnahmen. Zu den Bischöfen gesellten sich Priester und Mönche, außer diesen noch andere Männer, welche keineswegs ein geistliches Gewand trugen. Wir finden in jener Versammlung Offiziere, Beamte verschiedener Grade, wir hören, daß diese Herren über wichtige Staatsangelegenheiten, über Krieg und Kriegspläne reden. Wir sind also berechtigt, jene Versammlung als Parlament oder als Sitzung eines Generalstabs zu bezeichnen. In der That hatte sich die sonst so stille Stadt Mileto in das lärmvolle Quartier eines Generalstabs verwandelt, denn von Sicilien, wo der vor den Franzosen geflüchtete Ferdinand, König beider Sicilien, weilte, war der Kardinal Ruffo angelangt und dieser las in erwähnter Versammlung seine Vollmacht, welche ihn im Namen der Religion und des Königs zum obersten Kriegslenker und Staatsbeamten, kurz zum Diktator ernannte. In der Hauptstadt Neapel befand sich ein Franzosenheer unter Championet, man hatte daselbst die Republik erklärt, in allen größeren Städten waren ähnliche Erklärungen erfolgt und in Calabrien waren es vielfach Großgrundbesitzer, überhaupt geistig höher stehende, welche diese von Frankreich ausgehende Bewegung freudig begrüßten. Der Kardinal Ruffo erschien, um dem Bourbonen Ferdinand den Thron wieder zu erobern und in Mileto war der Sammelpunkt für das Heer. In Sicilien hatte man die Gefängnisse geöffnet und Ruffo brachte eine Schar von entlassenen Räubern und Mördern mit. Ähnliche Scharen strömten in Mileto zusammen. Der Klerus hatte das Seinige gethan, Kapuziner hatten unter Bauern und Hirten einen Kreuzzug gepredigt, Kardinal Ruffo hatte im Namen der Kirche und des Königs goldene Berge versprochen, nämlich allen, welche an diesem heiligen Kriege teilnehmen würden, die ewige Seligkeit im Himmel, sowie vollkommenen Ablaß und rechtschaffene Plünderung begüterter Republikaner auf Erden. Von allen Seiten eilte man herbei, vor allen Dingen der Auswurf der Bevölkerung, und bald war ein Heer von

10000 Mann beisammen, Haufen von Räubern und Mördern, ein Heer, wie es in dieser Weise kaum jemals sich unter einer Fahne vereinigte, Banden, welche sich vielleicht nur mit jenen Fechter- und Räuberscharen vergleichen lassen, die im Jahre 72 vor Christi den bekannten Sklavenkrieg führten. Diese Fechterbanden kämpften für Freiheit und Leben, die Scharen des Kardinals Ruffo dagegen aus Raublust und Mordgier, und nur die Heuchelei des Kardinals der heiligen apostolischen Kirche erfand die Lüge, daß diese Armee für die Religion kämpfe. Er gab ihr den Namen: Santa Fede und heiligte diesen Raub- und Mordzug, indem er den Kämpfern ein weißes Kreuz anheftete. In Mileto wurden geeignete Generäle und Obersten ernannt und diese hatten sich ebenfalls beim erwähnten Parlament eingefunden, unter ihnen die damals berühmtesten Räuberhäuptlinge, ein Fra Diavolo, ein Mammone und andere Kommandanten von Mörderscharen. Eine besondere Mission erhielt ein gewisser Pulverino, der seinen Käsehandel aufgab, um von Ruffo die Würde eines Generals anzunehmen, dem die Aufgabe zuteil wurde, die Küstengebiete im Namen der Santa Fede aufzuwiegeln. Wenn wir solche Generäle und Obersten um den Kardinal geschart sehen, sind wir berechtigt, die erwähnte Versammlung seines Generalstabs eine Räubersynode zu nennen.

Wenn König Ferdinand jenen Kardinal zum Diktator ernannte, so that er dies in kluger Berechnung. Die Familie Ruffo, welche schon zu den Zeiten Friedrichs II. eine Bedeutung hatte, erlangte im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert reichen Grundbesitz im Gebiete Calabriens, besaß den Grafentitel, ward aber später, als sie sich in mehrere Linien teilte, entzweit. Kardinal Ruffo, ein Sohn der „ferox Calabria“, trug in seinem Herzen Rachedurst gegen einige Angehörige seiner Familie und die Vendetta (Rache) war für ihn ein Hauptstachel, die Fahne der Santa Fede zu entfalten. Wenn Ruffo Calabrien für die Schöpfung seines heiligen Heeres wählte, so war dies schlaue Berechnung. Sechzehn Jahre vor dem Beginn jenes grauenvollen Kreuzzuges ward Calabrien von einem in der Geschichte vielleicht beispiellosen Erdbeben heimgesucht. Im Jahre 1783 genügten zwei Minuten,

um einhundertneun Ortschaften so vollständig zu zerstören, daß kein einziges Haus stehen blieb, viele Tausende ihr Leben, Tausende ihre Gesundheit und ihr Eigentum verloren und weite Gebiete von einer Not heimgesucht wurden, die sich nur derjenige annähernd vorstellen kann, der Ähnliches mit eigenen Augen gesehen. Als man endlich anfing, das Zerstörte wieder aufzubauen, brachte die uralte calabresische Streitsucht neues Unheil. Es entstanden tausende von Prozessen, man mußte bei den Tribunalen die Zahl der Richter verdoppeln, und doch genügte dies nicht. Die Prozesse, oft von der schwierigsten Art, zogen sich in die Länge und viele waren noch nicht entschieden, als Ruffo im Jahre 1799 die Trommel rührte. Er wußte, daß in Tausenden der Rachedurst ein Antrieb sein werde, sich seiner Fahne anzuschließen, weil man hoffen konnte, auf diese Weise sich an Gegnern zu rächen, oder einen endlosen Prozeß durch Flintenkugeln und Dolchstiche zu beendigen. Ruffo hatte sich nicht verrechnet. Er wußte, daß er in Calabrien unter den niederen Ständen ein für seine Zwecke geeignetes Kämpfermaterial finden werde. Jenes Erdbeben hatte offenbar gemacht, bis zu welchem Grade sittlicher Verkommenheit die in harter Unterwürfigkeit gehaltenen Bauern der Feudalgüter gesunken waren, eine Bevölkerung, die ohne Unterricht aufwuchs, für deren sittlich-religiöse Hebung vonseiten der Kirche und der Feudalherren nichts geschah. Was von glaubwürdigen Zeugen in obiger Hinsicht berichtet wird, muß dem Leser unglaublich klingen, derjenige aber, welcher Calabrien kennt, denkt anders und hegt in Hinsicht der Glaubwürdigkeit kein Bedenken. Als am 5. Februar 1783 das Erdbeben Städte und Dörfer in Schutthaufen verwandelt hatte, eilten Tausende, welche bei Landarbeiten beschäftigt waren, herbei, nicht um zu retten, sondern um zu rauben und die Mehrzahl dieser Arbeiter kümmerte sich nicht um das Geschrei, welches an zahlreichen Stellen aus den Trümmern hervordrang. Wenn diese entmenschten Bauern einen durch das Erdbeben in Armut und Elend gestürzten Reichen, oder einen in ähnlicher Lage befindlichen Feudalherren sahen, so verhöhnten sie denselben und umtanzten ihn in kannibalischem Reigen. Es kam vor, daß die verarmten Reichen um ein Stücklein Brot baten, welches ihnen

unter Hohn verweigert wurde. Man ergötzte sich sogar an der Hungerqual eines solchen. „Dreihundert Jahre einer Herrschaft, welche das Volk Calabriens immer mehr in Barbarei versinken ließ, hatte sie den Rothäuten Amerikas gleich gemacht*).“ Diesen Zustand kannte der in Calabrien erzogene Ruffo sehr gut, er wußte, daß in diesem Lande das Giftkraut des Brigantentums allzeit gewuchert hatte. Auf die sittliche Verkommenheit dortiger Volksmassen zählend, erkor er Calabrien für den Kreuzzug der Santa Fede.

Als die Vorbereitungen beendigt waren, brachte Ruffo, in Prachtgewänder des Kardinals gekleidet, auf einem vor dem Dom improvisierten Altar das Meßopfer dar, segnete seine Banden mit dem Allerheiligsten und gab das Zeichen zum Aufbruch. Ströme von Blut bezeichneten den Weg dieses Priesters der heiligen apostolischen römischen Kirche, und als Vorspiel des kommenden Blutschauspiels geschah in Mileto kurz vor dem Abmarsch die Erschießung zahlreicher Personen, welche im Verdacht republikanischer Gesinnung standen. — Vor sechzehn Jahren erst hatte das erwähnte Erdbeben Calabrien verwüstet, im Jahre 1799 blutete das unglückliche Land noch aus tausend Wunden, aber Ruffo kannte kein Mitleid mit seinem Geburtsland. Er wollte verwüsten und im Anblick neuer Trümmer rufen: Vendetta!

Mordgeheul ging dem Kardinal voran. In Nicastro hatte der Adel mit dem Bischof die neapolitanische Republik freudig begrüßt, letzterer mit einem Te Deum in der Kathedrale. Kaum erfuhr man dort die Bewegung der Armee der Santa Fede, so fiel die Meute des Pöbels über die Adeligen her und ermordete sie auf der Straße und in den Häusern, der Bischof ward miß-

*) Lenormant, La Grande Grèce, III, 377. — Mehrere Wochen nach dem Erdbeben von Ischia 1883 sah ich daselbst einen gutgekleideten Mann neben Arbeitern stehen, welche Schutt hinwegräumten und erfuhr von dem besagten, er sei aus Calabrien und lasse seine verunglückte Ehefrau ausgraben. — Als ich bemerkte, er habe wohl die Absicht, die Leiche in die Heimat zu bringen, sah er mich befremdet an und sagte: Nein. Meine Frau hatte an den Fingern und am Hals viel Goldgeschmeide. Dies zur Erläuterung des Lenormantschen Satzes.



handelt und mußte, mit Dolchen bedroht, in der Kirche ein Te Deum für die Santa Fede singen. Auf Ruffos Befehl marschierte die heilige Räuberarmee zuerst nach Crotone, dort waren viele Republikaner, dort wollte Ruffo zugleich seine Privatrache befriedigen.

Das heutige Crotone ist eine im Aufblühen begriffene Stadt morgenländischen Aussehens, reich an prächtigen Gärten, in welchen die schönsten Südpflanzen, Palmen, Kamelien, Tamarisken und Kaktusse als Prachtgewächse gedeihen. Wie viele andere Städte im Süden Italiens ist Crotone in die Periode einer zweiten Jugend getreten und der Hauch eines neuen Lebens, welcher seit 1860 die Städte des Südens ergriff, ist auch dort spürbar. Freilich hat diese Stadt noch einen langen Weg vor sich, um die Blüte zu erreichen, welche sie als Hellenenkolonie, damals Kroton genannt, besaß. In Kroton weilte im Jahre 540 vor Christo Pythagoras und realisierte daselbst seine Ideen zum Heil dieser seiner neuen Heimat. Hier trat er erfolgreich als religiöser und politischer Reformator auf, und von hier aus erstreckte sich sein Einfluß über einen großen Teil der griechischen Kolonieen Süditaliens. In Kroton nahm er in den Augen seiner Umgebung eine ähnliche Stellung ein, wie heutzutage ein römisch-katholischer Heiliger, denn es wurden Wunder von ihm erzählt, welche den Mirakeln römischer Santi sehr ähnlich sehen. Hohen Ruhm besaß Kroton ferner durch seine im sechsten Jahrhundert gegründete Medizinschule, welche sogar Fürsten, wie Polykrates auf Samos und Darius in Persien, mit einem Leibarzt (Democedes) versorgte. Das heutige Crotone hat seine große Vergangenheit nicht vergessen und hier, wie in allen uralten Städten Calabriens, giebt es sogenannte Dotti (Gelehrte), welche sich mit geschichtlichen und archäologischen Forschungen beschäftigen. Die niederen Stände freilich wissen von der Vergangenheit nichts, bei ihnen aber ist die Erinnerung an den Kardinal Ruffo bis auf den heutigen Tag lebendig.

Am 4. März 1799 erschien die Armee der Santa Fede vor Crotone, wo die meisten Einwohner sich als Anhänger der Neuzeit bekannten und eine kleine französische Besatzung lag. Die

Stadt, wehrlos, von beschädigter Mauer umgeben, beschloß, dem Kardinal eine Kapitulation vorzuschlagen, als letztere aber nicht angenommen, sondern Übergabe auf Gnade und Ungnade verlangt wurde, griff man zu den Waffen, und nun entspann sich ein Kampf auf Tod und Leben. Ruffo, welcher nicht die Mittel besaß, seine aus 10000 Mann bestehende Räuberschar zu besolden, hatte derselben die Plünderung der Stadt in Aussicht gestellt. Einen vollen Tag kämpften die Einwohner wie die Spartaner in den Termopylen, — vergebens; ein Kämpfer nach dem anderen sank dahin, die Stadt ward genommen und war mit ausdrücklicher Erlaubnis des Kardinals zwei Tage hindurch der Schauplatz unsagbarer Greuel und so entsetzlicher Schandthaten, daß wir auf jede Schilderung verzichten müssen. „Scharen von Weibern sah man damals von den benachbarten Bergen niedersteigen, um in Säcken die Beute heimzutragen, welche ihre Männer in der unglücklichen Stadt zusammenrafften." — Ruffo hatte auf einer Proskriptionsliste die Namen derjenigen verzeichnet, welche wegen republikanischer Gesinnung verdächtig oder ihm als Familienfeinde verhaßt waren. Am dritten Tage der Greuel wurden etwa dreihundert Personen vor den Augen des Kardinals erschossen.

An demselben Tage hielt Ruffo eine Parade, die zugleich ein religiöser Akt war. Vor der Armee der Santa Fede brachte er auf einem Altar unter freiem Himmel das Meßopfer dar und erteilte seinen Kriegern feierlich Absolution für alle bei Eroberung der erwähnten Stadt begangenen Sünden! Diese gotteslästerliche Handlung wiederholte Ruffo später, nachdem er andere Städte ähnlich behandelt hatte wie Crotone.

Unter den Bandenführern des Kardinals nannten wir Fra Diavolo und Mammone. Der erste, dessen eigentlicher Name Michele Pezza ist, hatte, ehe er in den Sold der Santa Fede trat, schon eine lange Räuberlaufbahn hinter sich und erhielt die Mission, die Bevölkerung im nördlichen Campanien aufzuwiegeln, was ihm Gelegenheit gab, sein Brigantenhandwerk fortzusetzen. Gaetano Mammone, geboren in Sora, gleichfalls Brigant und General der Santa Fede, operierte in den Bergen von Avellino. Alle Schilderungen stimmen darin überein, daß er ein Ungeheuer

in Menschengestalt war. Er rühmte sich, mit seinem Dolch 455 Republikaner qualvoll ermordet zu haben, an seinem Gürtel trug er den Schädel eines von ihm ermordeten Priesters. Letzterer hatte als Republikaner gegolten, jenen Schädel benutzte Mammone als Trinkbecher. — Mordend und brennend überfiel er offene Städte und ergötzte sich an den Qualen der Unglücklichen, die in seine Hände gerieten. — Die Königin Karoline schrieb von Sicilien aus an diesen grauenhaften Menschen: „Mein General und Freund" *).

Nachdem Ruffo die wichtigsten Plätze Calabriens genommen hatte, marschierte er nach Apulien und belagerte Altamura, vor dessen Mauern er feierlich die Exkommunikation aussprach. Diese Stadt ward nach heldenmütiger Gegenwehr erobert und dann dem Morden und der Plünderung preisgegeben. Dieser Greuel dauerte drei Tage und als man alle erdenklichen Schandthaten dort verübt hatte, versammelte Ruffo die Mörder, um ihnen feierlich nach Darbringung des Meßopfers Absolution zu erteilen. Eine volle Woche hielt sich Picerno, bis endlich Ruffos Mörder als Eroberer einzogen. Viele, namentlich Weiber, Kinder und Kranke, hatten sich in den Dom geflüchtet und als die Mordbanden vor demselben anlangten, trat ihnen in der Thür der Pfarrer mit dem Allerheiligsten entgegen. Sofort ward er von Dolchstößen getötet, das Allerheiligste mit Füßen getreten und alle in der Kirche Anwesende ermordet **). Am 13. Juni 1799 machte Ruffo der neapolitanischen Republik ein Ende, nachdem er mit dem Erzbischof Neapels mehrmalige Exkommunikationsflüche gewechselt hatte, wobei jeder von beiden den anderen als einen Gottlosen bezeichnete.

König Ferdinand kehrte zurück, mußte aber aufs neue seinen Thron im Stich lassen, als die Franzosen seine Hauptstadt wiederum besetzten und im Jahre 1806 ein Bruder Napoleons, bald darauf der Schwager des letzteren, Joachim Murat, den Thron Neapels bestieg. Diese französischen Herrscher hatten es mit einem

*) Lenormant, l'Apulie, II, 11.

**) M. Fiorentino, I Morti di Picerno. Lenormant, l'Apulie e Lucanie, II, 21 sqq.

grauenvollen Erbe aus den vorangehenden Jahren zu thun. Raub und Mord war von dem Kardinal Ruffo im Namen der Religion heilig gesprochen, Räuber und Mörder, Briganten und Banditen hatte er in den Dienst dessen genommen, was man „Religion“ nannte. Infolge dessen hatten sich die Briganten entsetzlich vermehrt. Zu stattlichen Heerscharen angewachsen, befehligt von grausamen Häuptlingen, waren sie eine beispiellose Landplage. Sie überfielen Schlösser, Dörfer und Städte, an der Grenze der Provinz Salerno hauste eine Räuberbande von eintausenddreihundert Mann, unter ihnen dreihundert zu Pferde, im Jahre 1809 geschahen dreiunddreißigtausend Verbrechen aller Art *). Auch diese Räuberscharen geberdeten sich, als ständen sie im Dienst der Religion, bis endlich Murat sie eines besseren belehrte und durch furchtbare Strenge das Brigantentum für einige Zeit mit Stumpf und Stiel ausrottete.

Wir haben ein Gebiet kennen gelernt, wo die römisch-katholische Kirche ungefähr fünfzehnhundert Jahre hindurch in voller Herrschaft stand, wo sie die Gemüter und die Institutionen vollständig unter ihrem Kommando hatte, wo sie in jeder Hinsicht Einfluß geübt hat. Süditalien galt in den Augen der Päpste und der gesamten Kirche von jeher als ein im eminenten Sinne des Wortes katholisches Land. Was durch diesen Einfluß der Kirche bis Anfang unseres Jahrhunderts geschaffen wurde, hat unser Kapitel gezeigt. Eine in tiefster Unwissenheit, ohne Schulunterricht dahin lebende, sittlich verkommene, zu einem Zustand barbarischer Roheit gesunkene Bevölkerung hat uns das Jahr 1799 vor Augen geführt.

Man muß es anerkennen und ehren, daß die Regierung Italiens seit dreißig Jahren bemüht ist, trotz großer Schwierigkeiten jene von der Kirche so schwer vernachlässigte Bevölkerung zu heben. Fortschritte sind nicht zu verkennen, aber die Arbeit ist schwer und dreißig Jahre sind eine kurze Zeit.

*) Siehe über diese beispiellosen Zustände das bekannte Geschichtswerk von Colletta, VII, 72.



Wird es ein Katholik unternehmen, den blutigen Kardinal weiß zu waschen? Wir müssen dies für möglich halten, nachdem neuerdings ein Professor an der Universität zu Madrid, namens Orti y Lara, die Wiederherstellung des Inquisitionstribunals verlangt hat. Was in der römischen Kirche möglich ist, hat Pius IX. im Jahre 1861 gezeigt, als man in Calabrien versuchte, eine zweite Auflage der Santa Fede ins Leben zu rufen. Im Namen der Religion ließ der aus Neapel geflohene König Franz II. im genannten Jahre ähnliche Räuberscharen zusammentrommeln, wie sie anno 1799 vom Kardinal Ruffo befehligt wurden. Diese Banden flohen vor den Kugeln der Scharfschützen, welche König Viktor Emanuel nach Calabrien schickte. Überall in die Enge getrieben, flüchteten die Briganten in das Gebiet des Kirchenstaats und hier hatten sie ein sicheres Asyl. So nahm der Papst die Räuber unter seinen Schutz, scheute sich also nicht, vor aller Welt als ein Verteidiger derselben aufzutreten. Ist auf diese Weise ein Unmögliches möglich geworden, so kann es vielleicht auch geschehen, daß eine jesuitische Feder den blutigen Kardinal in einen Engel des Lichtes verwandelt.

Ruffo ist eine am Baum der römisch-katholischen Kirche gewachsene und gereifte Frucht. Wird man zur Entschuldigung des letzten geltend machen, daß diese Frucht eine vereinzelte sei? Man sollte eine solche Entschuldigung für unmöglich halten, allein die an Wundern so reiche römische Kirche kennt in Hinsicht der Geschichtsverdrehung und -verschweigung keine Unmöglichkeit. Wenn die römische Kirche jenen Ruffo als eine vereinzelte Frucht bezeichnen will, dann muß sie sich zuvor von dem Blute reinigen, welches sie bei Verfolgung der Albigenser und Waldenser vergossen hat, dann muß sie zuvor die Greuel der Inquisition, im Vergleich mit welchen die Christenverfolgungen ein Kinderspiel sind, für eine Lüge erklären, dann muß sie zuvor beweisen, daß es nie eine Bartholomäusnacht, nie eine Ketzerverfolgung, nie Ketzerrichter, wie Konrad von Marburg, nie Autodafés, nie Schaffote für Ketzer, nie Dragonaden und andere Schandthaten gegeben. Ruffo mit seiner Santa Fede und seiner gotteslästerlichen Absolution wäre eine vereinzelte Frucht? Die römische Kirche hat einen

Ludwig XIV. hinsichtlich aller seiner Sünden und Laster absolviert, als er über die Protestanten seines Landes unsägliches Elend brachte, und der Papst hat ein Te Deum singen lassen, als er die Nachricht von der Pariser Bluthochzeit erhielt. So wurden Mörder als heilige Armee der Santa Fede erklärt und Blutthaten als heilige Sache der Religion bezeichnet.

Zwölftes Kapitel.

Ceres, Madonna, Opfer.

„Gedenkt der frommen Opfer, die wir brachten."
Äschylos.

Unter Religion verstand der Römer die genaue Ausübung gewisser Gebräuche, wodurch man sich die Gunst der Götter sicherte. Um das Wesen der Götter kümmerte sich der Römer wenig oder gar nicht, jedenfalls nicht mehr, als für den praktischen Zweck der Religion durchaus notwendig war. Die Religion also war wesentlich Kultus, Opfer, Gebete, Sühnungen, sowie andere Zeremonieen im öffentlichen und im privaten Leben *). Etwas, was wir als Dogmatik bezeichnen, war dem römischen Religionsleben fremd, ebenso eine phantasievolle griechische Mythologie. Diese Charakteristik der religio romana gilt von Süditalien noch jetzt. Die Religion ist Kultus, vorzugsweise Madonnenkultus. Die Madonna ist die erste und letzte; sie geneigt zu machen und zu erhalten, ist der Kultuszweck. Opfergaben, Gebete, Sühnungen müssen geschehen. Um in dieser Weise „religio" zu besitzen d. h. auszuüben, bedarf der Religiöse keiner Dogmatik. Es liegt ihm also z. B. nicht daran, das Wesen der Madonna zu definieren. Letzteres bleibt

*) Schon Äschylos sagt in seiner Tragödie „Die Schutzflehenden": „Die väterlichen Götter ehre stets, wer in dem Lande wohnt nach altem Brauch mit Lorbeerzweigen und mit Opferstieren" (siehe unseren zweiten Teil, Kap. I: Pompeji keine Totenstadt).



einigermaßen im Dunkel, wie ehedem das Wesen der römischen Götter. Im Mittelpunkt des Kultus standen, wie bekannt, die Opfer, welche wiederum, namentlich bei großen Götterfesten, mit Prozessionen verbunden waren, in denen die Opfertiere oder andere Opfergaben zur Schau geführt, resp. getragen wurden. Eine solche Prozession beschreibt Ovid bei Gelegenheit der Schilderung eines Junofestes in Falerii bei Rom *). Feierlich bewegte sich die Prozession aus dem Hain der Göttin, man sah die von Männern getragene Statue der Göttin, es folgten Priesterinnen, vor allen Dingen aber die Opfertiere, welche der Himmelskönigin bestimmt waren. Festlich war die Stadt geschmückt, in Festkleidern prangten die Festgenossen. — So war eine Opferprozession vor achtzehnhundert Jahren. Vergleichen wir mit derselben eine Prozession des Jahres eintausendachthundertneunzig.

Die campanische Stadt Pagani trägt ihren Namen von der gleichnamigen Familie, aus welcher der Stifter des Tempelherrenordens hervorging, Ugo de Pagani (Payens), welcher daselbst geboren war. Sie liegt in einer Gegend, wo sich an allen Enden historische Erinnerungen bieten. In der Nähe erhebt sich die schräge Wand des Mons Lactarius (heute Monte Lettere genannt), wo der letzte König der Goten, Tejas, den Heldentod fand und das Geschick der letzten Gotenschar sich entschied (552). In dem benachbarten Nocera (zur Römerzeit Nuceria) erblickt man auf steilem Berge die Ruinen einer Burg, welche an eine der jammervollsten Episoden der deutschen Geschichte erinnert. In jener Burg saß fünf Jahre als Gefangene die Gemahlin König Manfreds, des Hohenstaufen, eingekerkert durch Karl Anjou, den Mörder Konradins. Dieselben Burgruinen erinnern auch an einen Abschnitt aus der traurigsten Zeit der Geschichte der Päpste. Urban VI. war es, welcher sich mit dem von ihm zum König von Neapel beförderten Karl Durazzo überwarf, diesen für abgesetzt erklärte, dann aber von letzterem in der Burg belagert wurde, wohin er sich von Neapel aus vor dem Zorn des Königs geflüchtet hatte. Dreimal täglich hatten die Belagerer einen seltsamen Anblick. Man sah

*) Ovid, Am. III, 13.

die Gestalt Urbans in einem Burgfenster, in seiner Linken eine Fackel, die Rechte ausgestreckt; so schleuderte er den Bannfluch auf das Heer, während von unten Hohngelächter zu dem ohnmächtig Wütenden hinaufschallte. Pagani ist der Geburtsort des Alfonso Maria Liguori, des Stifters der Liguorianer oder Redemptoristen, der hier das noch vorhandene Haupthaus seines Ordens errichtete und seine letzten Lebensjahre verlebte. Die Stadt ist stolz darauf, die Reliquien dieses Heiligen zu besitzen, und zwar in einer Gestalt, wie dies nur selten einem Heiligen widerfuhr. Der Leichnam ward nämlich einbalsamiert und wird allen, die es wünschen, gezeigt. Er befindet sich in einem Glasbehälter, daneben auch Dinge, die von dem Lebenden benutzt wurden, als Gabel, Messer u. dgl.

Mit größerem Stolz blickten die Bewohner der Stadt und Umgegend auf einen anderen Schatz, nämlich auf eine ihnen speziell angehörende Madonna, die Beschützerin jener Gegend, deren uralte Statue sich in einer Kirche befindet, welche vom Volke **S. Madonna delle galline** (Hühner) genannt wird. Was es mit dieser Bezeichnung auf sich hat, möge aus nachstehender Darstellung erhellen.

Alljährlich im Frühling hat diese Madonna ihr Volksfest, zu welchem von nah und fern die Besucher herzuströmen, so daß der nicht eben bedeutende Ort kaum alle Feiernden zu fassen vermag. Dem Festtage voran geht eine mehrtägige kirchliche Vorbereitung, wobei es an dem üblichen Kirchenschmuck, an prächtiger Aufstellung und Schmückung der Madonnenstatue, an Lobreden auf dieselbe nicht mangelt. Die Hauptsache ist die Prozession, mit der sich in der That nichts vergleichen läßt, weil sie einen höchst eigentümlichen Brauch zeigt. Es gilt, der Madonna bei dieser Gelegenheit Gaben darzubringen, und letztere bestehen zum größten Teil in lebenden Hühnern. Die dortige Gegend treibt viel Hühnerzucht, und keine, noch so arme Familie ist zu finden, welche nicht mehrere Hühner besäße. Wenn nun der Frühling herannaht und die Frauen darauf bedacht sind, eines der Hühner brüten zu lassen, so denken sie sofort an die Madonna; denn die größte Zahl der auszubrütenden Tiere ist dann für die Madonna bestimmt, welche aber nur solche Hühner erhält, die schon ein Jahr alt sind.

Für die Prozession erscheinen mehrere Musikchöre aus benachbarten Orten; die ganze Stadt ist mit Fahnen, Guirlanden, Triumphbogen geschmückt; die gesamte Bevölkerung legt die besten Kleider an, die Frauen und Mädchen den üblichen schwarzen Spitzenschleier; die verschiedenen religiösen Laienkongregationen erscheinen in langen Gewändern, die Statue der Madonna wird auf einem breiten Gerüst von zehn kräftigen Männern getragen und überall, wo sie hinkommt, mit Jubel begrüßt. Prachtvoll, mit Silber und Gold gestickt, sind ihre Gewänder; auf dem Haupte trägt sie eine goldstrahlende Krone, und über ihr befindet sich ein von Chorknaben gehaltener Baldachin. Die Prozession, die Volksmasse, der Blumenschmuck: alles dies gewährt bei heiterem Sonnenglanz einen prächtigen Anblick.

Die Prozession bietet Gelegenheit, der Madonna die ihr bestimmten Gaben zu überreichen. Man erblickt auf dem Gerüst, welches die Statue trägt, allerlei Geflügel, namentlich Hühner, bisweilen aber auch Perlhühner, Pfauen, Tauben, und die Zahl der dort sitzenden Vögel wird bei dem Weiterschreiten der Prozession immer größer. Auf der Straße, in den Thüren stehen nämlich Frauen, welche ihre Henne im Arme halten. Kommt nun die Statue in ihre Nähe, so werfen sie die Henne auf das Gestell der Madonna zu und in den meisten Fällen bleibt das Tier dort ruhig zu den Füßen der Madonna sitzen. Man sieht zahme Haustauben, welche sich der Madonna auf die Schulter setzen und von da aus neugierig auf die jubelnde Menge niederblicken. Das Volk hält es für eine günstige Vorbedeutung, wenn das Geflügel geradeswegs auf jene Statue zufliegt und auf dem Gestell ruhig sitzen bleibt. Ist das Gestell von dem zahmen Geflügel angefüllt, so hält die Prozession still, und man nimmt die Tiere ab, um damit die großen Geflügelkasten nach und nach zu füllen, welche hinter der Madonna hergefahren werden. Dann geht die Prozession weiter, bis wiederum dieselbe Veranlassung Halt gebietet und neue Behälter sich füllen *).

---

*) Wir könnten hier hinweisen auf die im römischen Altertum üblichen weihenden Umgänge, die Ambarvalia, bei denen auch die geweihten Opfertiere



Zur Erklärung sei bemerkt, daß jenes Geflügel in ganz anderer Weise zahm genannt werden muß als dasjenige z. B. in Deutschland. In Pagani und allen Städten Campaniens leben die Hühner mit den Menschen fast immer in einem und demselben Raume, und dies gilt besonders von allen den niederen Ständen angehörenden Familien, welche durchweg als Wohnung nur einen einzigen Raum besitzen, in den man unmittelbar von der Straße aus hineintritt. In diesem Raume leben auch verschiedene Hühner, welche nachts unter einem Bett der Ruhe pflegen und ebendort ihre Eier hinlegen resp. brüten. Auch viele tausend Familien in Neapel beobachten dieselbe Weise, und namentlich in den älteren Stadtquartieren zeigt oft die Straße an allen Enden gackernde Hennen. Wie zahm und zutraulich diese Tiere sind, ist leicht zu ermessen. Vor einigen Jahren sah Verfasser auf einem belebten Bahnhof Süditaliens folgende Scene: Eine gut gekleidete Frau, welche zwei Hühner (unter jedem Arm eine) trug, bestieg einen Eisenbahnwagensitz zweiter Klasse und steckte dort ihre beiden Tierlein unter den Sitz, wo sich letztere mäuschenstill verhielten und durch keinen Laut ihre Anwesenheit verrieten.

Die Opfergaben an die Madonna in Pagani bestehen nicht allein in Hühnern. Hinter den erwähnten Behältern sieht man allerlei vierfüßige Tiere, Kälber, Schafe, Lämmer, mit bunten Bändern geziert, alle für die Madonna bestimmt. Vielfach wird solche Gabe infolge eines Gelübdes dargebracht, sei es, daß die Madonna in Krankheitsfällen geholfen, sei es, daß bei anderen Veranlassungen ihre Hilfe sichtbar wurde. Je weiter die Prozession fortschreitet, desto größer wird die Zahl dieser Gaben, die unter Aufsicht und Führung verschiedener Männer dem Zuge folgen. Ohne alle Verwirrung und Störung geht es freilich nicht ab. In

---

mitgeführt wurden. Virgil, Eclogen, V, 75. Grimm, Deutsche Mythologie, S. 1202. Preller, Römische Mythologie, S. 370. — Solche Umzüge hatten namentlich Bezug auf die reifende Ernte, weshalb Virgil in seinem Lied vom Landbau I, 338 ermahnt, der Ceres die Jahresopfer, — annua sacra — in heiterer Frühlingszeit zu bringen. Das Fest der Madonna-Ceres in Pagani ist im Frühling.



einzelnen Fällen verfehlt eine fliegende Henne ihr Ziel und muß dann eingefangen werden, oder ein Vierfüßler macht Miene, seinen Weg selbständig zu verfolgen. Solche Störungen aber thun der Feier keinen Abbruch. Die laute Musik mit ihren heiteren Marschmelodieen übertönt jeden Lärm, und nach mehreren Stunden kehrt die Prozession wieder zur Kirche zurück. Alle der Madonna dargebrachten Hühner wie die Vierfüßler sind Eigentum der Kirche und werden an den folgenden Tagen meistbietend und oft zu hohen Preisen verkauft *).

Niemand in Pagani weiß zu sagen, wie alt dieser Festbrauch ist; man erhält auf Befragen stets die Antwort: „Molto antico". Diese Antwort enthält in der That eine sehr einfache Wahrheit; denn jener Brauch erinnert deutlich an einen römisch-griechischen Opferzug. Jene geschmückten Tiere, welche man bei der Prozession einherführt, sind das lebende Bild der Opfertiere, die bekanntlich geschmückt, bisweilen mit vergoldeten Hörnern, zur Opferstätte geführt wurden. In dieser Hinsicht finden wir ähnliche Bräuche heutzutage in Calabrien, wo man sogar geschmückte Stiere hinter der Statue des Heiligen erblickt, welchem sie gelobt wurden. Dies geschieht z. B. beim Fest des St. Nicóla im Städtchen Cervicati in Calabrien. An den Hörnern dieser in der Festprozession einhergeführten Stiere hängen bunte Bänder, welche kirchlich geweiht und von den Priestern verteilt werden. Oft führt man diese Tiere sogar in die Kirche hinein, bis in die Nähe der Heiligenstatue und sucht aus den Bewegungen derselben einen Schluß zu ziehen auf die Bereitwilligkeit derselben, als Opfergabe zu dienen **). Würde man eine solche Bewegung nicht wahrnehmen, so wäre dies eine schlimme Vorbedeutung für die Ernte. Wenn bei den Griechen und Römern Opfertiere in Prozession daherkamen, so waren die-

*) Eine Opferhenne der Madonna hat einen bedeutend höheren Wert als eine gewöhnliche. Erstere legt mehr Eier als die letztere. Kein Geistlicher in Pagani hat jemals diesen Glauben als Aberglauben bezeichnet.

**) Dorsa, La tradizione, pag. 74. Dorsa erklärt dies Darbringen von Tieren mit Recht für einen Rest der heidnischen Opfer. Er sagt, die Griechen opferten das Tier erst dann, wenn man an einer Kopfbewegung desselben seine Zustimmung bemerkt hatte.

selben stets geschmückt. Die Göttin Pallas Athene wird von Nestor also angeredet:

„Dir dann opfr' ich ein jähriges Rind, breitstirnig und fehllos,
Ungezähmt, das nimmer ein Mann zum Joche gebändigt,
Dieses opfre ich dir mit goldumzogenen Hörnern."
(Odyssee III, 384.)

Wer in unseren Tagen ein ähnliches Rind sehen möchte, muß an einem der vielen Heiligen= und Madonnenfeste sich z. B. in einem der zahlreichen am Vesuv gelegenen Orte einfinden. Ich sah ein junges Rind, dessen Hörner mit Goldpapier umzogen waren, in einer Prozession in St. Giorgio Cremano, einem freundlichen Städtchen am Fuß des Vesuv unweit Portici. Der Mann, welcher dasselbe führte, hatte es der Madonna gelobt und nach geschehener Prozession wurde es zum Besten der betreffenden Kirche verkauft. Dasselbe geschieht allgemein in Calabrien auch mit anderen zur Opfergabe bestimmten Tieren, z. B. mit Kälbern, Schafen, Ziegen rc.

An anderen Orten Calabriens tritt die Erinnerung an die einstigen heidnischen Opfer noch klarer hervor. Beim Fest des betreffenden Schutzheiligen wählt man aus den als Opfergabe dargebrachten Tieren eines aus, z. B. ein Lamm, eine Ziege; bindet das Tier fest und benutzt dasselbe als Zielscheibe für Flintenkugeln. Wer das Tier erlegt, erhält eine Prämie. Im Städtchen St. Agatha in Calabrien schmückt man das betreffende Tier mit Bändern, hängt es bei den Beinen auf und überläßt es den Messerstichen der Reiter, die im schnellen Vorbeigaloppieren dasselbe zu töten suchen. Das Blut des Opfertieres spritzt auf die Opferpriester, von allen Seiten hört man „Viva St. Agatha!" und schließlich gelingt es einem jener Opferschlächter, das Haupt des Opfers vom Rumpf zu trennen. Wird ein solches Tier mit einer Kugel getötet, so gilt diese als heilig und man bewahrt sie auf. Derjenige, welcher den Todesschuß abgab, hält sich für einen Liebling des Heiligen, zu dessen Ehre jenes Fest stattfand und ehrt diesen Santo fortan eifrig *).

*) Dorsa, a. a. O., pag. 145 et 74. Dorsa ist Katholik, das hindert ihn aber nicht, das in der römischen Kirche vorhandene Heidentum mit dem rechten Namen zu nennen.

In der Provinz Cosenza herrscht seit uralten Zeiten die Sitte, daß man bei den Heiligenfesten menschliche Figuren, aus Honig und Masse geformt, zum Verkauf ausbietet. Ob diese als eine Erinnerung an die in uralter Zeit stattgefundenen Menschenopfer aufzufassen sind, ist schwer zu entscheiden. Bei anderen Gelegenheiten tritt die Erinnerung an antike Speiseopfer klar hervor. Speiseopfer, aus Milch zubereitet, sogenannte Galaxia, kannten die Griechen, ebenso die Römer, und diese Speisen bereitet man in Calabrien für das Festmahl am Himmelfahrtstage:

„Einst war, flehte der Mensch um die Gnade der ewigen Götter,
Spelt und das glänzende Korn reinlichen Salzes genug."

So erwähnt Ovid *) schlichte Speiseopfer der Landbauern. Man brachte den Göttern vom Ertrage des Bodens eine Gabe, von der man beim Festmahl sich sättigte. Bekannt ist das sogenannte far pium der Römer, welches die Vestalinnen zubereiteten, eine aus gekochtem Korn zubereitete Speise. Am Fest der heiligen Lucia pflegen die calabresischen Frauen aus Korn oder Mais eine ähnliche Speise zu bereiten, welche als eine gesegnete (benedetto) und heilige betrachtet wird. Man nennt sie Cuccia, und wenn die Bauersfrau jene Körner zum Brei kocht, glaubt sie oft, daß die heilige Lucia ihre Spur auf demselben zurückläßt **). Wenn der römische Bauer einst den Laren ein Schwein opferte, so bezeichnete er diese Handlung mit dem Verbum facere, der heutige calabresische Bauer sagt bei der feierlichen Handlung des Schweineschlachtens: fare u puorco und benutzt die Eingeweide des Tieres zum Zweck der Weissagung, wie man einst die Opfertiere benutzte ***). Andere Erinnerungen an die ehemaligen heidnischen Opfer sind die Schädel von Eseln und Pferden, sowie die Hörner von Rindern und Widdern, welche die Hirten an ihren Viehställen befestigen. Wir haben diesen Umstand schon früher erwähnt, als

*) Fasti I, 338.

**) Dorsa, a. a. O., pag. 67.

***) Siehe unseren ersten Teil, Kap. VIII: Orakel; und den zweiten Teil, Kap. VIII: Hausgötter.

wir vom bösen Blick handelten *). Im Altertum hing man Gebeine von Opfertieren an den Bäumen, sowie an den Häusern auf. — Sicherlich giebt es kein Gebiet, welches so voll von Erinnerungen an heidnische Speiseopfer wäre, als Sicilien. Bei zahllosen Festen heißt es von gewissen durch uraltes Herkommen vorgeschriebenen Speisen: Si mangia per devozione, man ißt zur Verehrung des betreffenden Heiligen **). In demselben Sinn aßen die Griechen und Römer gewisse Opferspeisen. Es würde zu weit führen, wollten wir versuchen, einen sicilianischen Opferspeisezettel abzufassen. An das Darbringen von Opfern erinnert auch der in ganz Süditalien verbreitete Brauch, daß man am Pfingstfest allerlei Geflügel in die Kirchen hineinwirft und auf diese Weise fliegen läßt. Ein Freund erzählte mir kürzlich, daß er in seinen Knabenjahren diesen Brauch oft im Dom von Salerno beobachtet habe und gab mir die Versicherung, es sei dies jedesmal eine von Geschrei und Gelächter begleitete Handlung gewesen. Synodalbeschlüsse Siciliens beweisen, daß man dort noch im sechzehnten Jahrhundert während der Messe Turteltauben und andere Vögel in die Kirche hineinfliegen ließ, auch kleine Figuren hineinwarf ***).

Daß wir es bei den seither erwähnten Anläßen wirklich mit Resten des antiken Opferkultus zu thun haben, wird uns noch klarer werden, wenn wir zum Vergleich das heutige Griechenland heranziehen. Bereits in unserem zweiten Teil †) haben wir nachgewiesen, daß daselbst in den „Neraiden" jene Wassergeister weiterleben, welche das Altertum Nereiden nannte. „Gute Herrinnen" hießen sie beim Volk, welches sie in Flüssen und Brunnen, in Höhlen und Grotten, auf Bergen und in den Thälern hausen läßt, wo sie den Menschen bald Schlimmes, bald Gutes bringen, auch schöne Kinder ins Wasser ziehen und einer mächtigen Königin, Lamia genannt, unterthänig sind. Sie gelten für schön und ein

*) Siehe unseren zweiten Teil, Kap. X: Der böse Blick.

**) Die Griechen brachten als Opfergabe im Juni die reifen Bohnen dar, in Sicilien sind neue Bohnen am St. Johannisfestabend, 23. Juni, die Festspeise. Dieser Santo hat sie reifen lassen. Pitrè, Feste, pag. 290.

***) Pitrè, Spettacoli, pag. 267.

†) Siehe im zweiten Teil, Kap. XIV: Nachfolger des Neptun.

Jüngling, der seine Braut rühmt, sagt von ihr: Sie ist eine Neraide. Wachsmuth *) berichtet, daß das Volk in Epirus den Berg Phanitsa als ihren Sammelpunkt bezeichnet. Der Genannte sagt wörtlich: „Dorthin bringen die Weiber, sie zu versöhnen, Honig, Ziegen, Bretzeln (gleichwie die Alten das Mahl der Hekate dieser und den übrigen abwehrenden Dämonen monatlich brachten); auch stellt man eine Spindel mit hin, damit die Geister auch spinnen können. Im März, erzählt man, wandeln sie mit Lärm von Pfeifen, Flöten und Pauken in Reigentanz unter den Menschen umher, treten auch selbst in die Häuser ein und rufen die Hausbewohner bei Namen: ist man dann so unvorsichtig, auf diesen Ruf zu antworten, so wird man sofort stumm.“ Im heutigen Griechenland wird bei zahlreichen religiösen Anlässen eine aus vielen Teilen (Weizenkörnern, Mandeln, Rosinen, Erbsen, Anis, Honig ꝛc.) bestehende Speise zubereitet, welche man Kolyba nennt. Dies kuchenartige Gebäck wird sowohl bei einer Leichenfeier, als den hohen christlichen Festtagen dargebracht, im ersten Fall hofft man dadurch die göttliche Gnade für den Toten zu erlangen, im letzten Fall ist die Darbringung ein Dankeszeichen. Beide Arten dieser Opfer sind allgemein auf dem Lande (weniger in den Städten) gebräuchlich. Was die Dankopfer betrifft, so ist es bemerkenswert, daß man sie bei solchen christlichen Festen darbringt, welche in die Zeit der verschiedenen Fruchternten fallen. Man bringt diese Kuchen auf flachen Körben in die Kirche, der Priester segnet sie, streut einen Teil in den Altarraum und läßt den Rest an die Anwesenden austeilen. Bei einem Fest der Panagia (Madonna) im November bringen die Landbauern am Parnaß einen Brei dar, welcher aus gekochten Erntefrüchten (Bohnen, Linsen ꝛc.) besteht und Panspermia genannt wird, wobei sie hoffen, daß die Panagia auch fernerhin für eine reichliche Ernte sorgen werde **).

Diese heutigen Opfergaben rufen uns aufs deutlichste den Kultus der hellenischen Ackergöttin Demeter ins Gedächtnis,

*) Wachsmuth, Das alte Griechenland im neuen, S. 58.

**) B. Schmidt, Volksleben der Neugriechen, S. 55 ff.



welche in Hellas eine so hohe Bedeutung hatte, nicht minder in Süditalien, als dasselbe von hellenischen Kolonisten bevölkert war. Heiligtümer dieser großen Göttin fanden sich überall, wo Hellenen den Acker bauten, und viele Tausende wallfahrteten alljährlich nach Eleusis, um die dortigen Feste zur Erinnerung an die erste durch Demeter geschehene Stiftung des Ackerbaues zu feiern. Bei ihren Festen, namentlich bei den Thesmoforien, wurden ihr Frucht- und Speiseopfer dargebracht *) In jenem Fruchtopfer der heutigen Hellenen haben wir zweifellos eine Fortsetzuug solcher antiken Opfergaben zu erblicken, welche denselben Zweck hatten wie heutzutage. — Die Panagia (Madonna) ist an Stelle der Demeter getreten, eine unleugbare Thatsache, welche durch eine andere aus dem vierten Jahrhundert erhärtet wird. Damals nämlich erregte in der Kirche eine Sekte von Frauen Aufsehen, die sich Priesterinnen der Maria nannten und im Kultus derselben Opferkuchen darbrachten. Letztere hießen Kollyra, hatten also fast denselben Namen, wie die Opferkuchen der heutigen Hellenen; jene Frauen hießen Kolyridianerinnen. Damals (es war im vierten Jahrhundert) hielt man noch ein Zuviel in der Verehrung der Maria für möglich und schloß jene Sekte von der Kirche aus **), heutzutage wird ein Zuviel in jenem Kultus nicht mehr für möglich gehalten ***).

Der Demeterkultus ging zu Rom in denjenigen der Ceres über, wo ihr erster Tempel beim Cirkus bald nach Vertreibung der Könige erbaut wurde und zwar auf Anraten der Sibyllinischen Bücher, welche auf die in Italien bereits bekannten griechischen Ackerbaugötter hinwiesen. Der Kultus der Ceres in Rom hatte ein durchaus hellenisches Gepräge, weshalb man die Priesterinnen dieser Göttin aus Neapel und Cumae bezog. Ihr mit den allbeliebten Cirkusspielen verbundenes Fest, die Cerealien, hatte einen äußerst heiteren Charakter:

---

*) Preller, Griechische Mythologie, I, 619 ff. — B. Schmidt, a. a. O., S. 61.

**) Hase, Kirchengeschichte, I, 601.

***) Siehe unseren zweiten Teil, Kap. IV: Die große Mutter; Kap. XV: Die Himmelskönigin.

„Ceres' Festspiel folgt, nicht braucht es des deutenden Grundes,
Sind doch Geschenk und Verdienst klar bei der Göttin von selbst.
— — — — — — — — — —
Ehret die Göttin mit knisterndem Salz und mit Dinkel, und bringet
Körner des Weihrauchs ihr hin auf den alten Altar!"
(Ovid, Fasti IV, 410.)

Im August feierten die Frauen der Ceres ein Fest, kleideten sich in weiße Festgewänder und brachten die Erstlinge der Früchte dar. Also auch hier ein Fruchtopfer*). Im Zusammenhang mit diesem Kultus stand derjenige des Liber (Bacchus), wobei als Opfergabe gewisse Kuchen dargebracht wurden.

Priesterinnen, mit Epheu bekränzt, trugen dies Gebäck durch die Stadt, wo sie dasselbe feilboten:

„Kuchen verehrt man dem Gott, denn Bacchus erfreut sich am Süßen,
Selber den Honig zuerst fand nach der Sage der Gott.
— — — — — — — — — —
Honig genießet Bacchus, auf warme Kuchen gegossen
Bringen dem Finder mit Recht glänzenden Honig wir dar.
Nicht ist verborgen der Grund, weshalb eine Frau sie bereite,
Frauen ja bilden den Chor, welchen der Thyrsus regiert."
(Ovid, Fasti III, 735 ff.)

Jahrhunderte hindurch war es in Neapel Sitte, daß die Nonnen**) gewisser Klöster Festkuchen bereiteten, welche Weihnacht und Ostern feilgeboten und von allen Familien gegessen wurden.

Demeter, Ceres, Madonna, — drei verschiedene Namen, aber eine und dieselbe Gottheit. An derselben Stelle, wo man einst in Palermo (Panormus) die Feste der Ceres feierte, haben Jahrhunderte hindurch großartige Feste der Madonna stattgefunden, die zur Zeit der Vizekönige daselbst ihren höchsten Glanz entfalteten und mit ihren ritterlichen Schauspielen an die römischen Feste der Cerealia erinnerten. „Auf demselben Platz wurden von den Alten

*) Bei vielen Gelegenheiten wurden im römischen Kultus Kuchen, liba, dargebracht, meist aus Mehl von Dinkel und Spelt verfertigt. Preller, Römische Mythologie, S. 115.

**) In Rom gab es eigene geistliche Kuchenbäcker, welche die Opferkuchen verfertigten. Preller, a. a. O., S. 115.



die Feste der Ceres gefeiert, welcher Göttin jenes Gebiet heilig war, und es war nicht möglich, dem Volke Palermos, als es zum Christentum übergetreten war, die alte Gewohnheit zu entreißen *)" — Das Fest der Ceres im August gilt der vollendeten Ernte, es ist ersetzt worden durch das in ganz Sicilien noch heute in grandioser Weise gefeierte Fest der Madonna. Schon Kaiser Friedrich II. verfügte in Palermo, daß eine Geldgabe an diesem Tage der Madonna dargebracht werde, andere Gaben bestanden in Wachskerzen. Noch heutzutage bringt man in Sicilien Gaben für die christianisierte Ceres auf die Weise zusammen, daß man ein altes Pferd von Ort zu Ort führt, wobei dasselbe unterwegs mit den Gaben der Frommen beladen wird. Dies Roß wird, wenn es jenen Dienst für die Madonna vollbracht hat, öffentlich verkauft. Wenn das große Augustfest der christianisierten Ceres herannaht, ziehen die Bauern entlegener Gegenden Siciliens mit Eseln und Maultieren zu ihren Pfarrkirchen. Die Tiere sind mit Bändern geschmückt, mit Kornsäcken beladen, das Korn wird vom Priester gesegnet und ein Teil bleibt als Opfergabe für die Madonna. Wir sehen in diesem Brauch das antike Fruchtopfer für die Ceres, welche in ganz Sicilien ihre Tempel hatte. Ihr war vor allen Dingen die „korndurchwogte" Ebene von Catania heilig und ein Mittelpunkt ihres Kultus war das Thal von Enna, wo nach der Sage die Tochter der Demeter-Ceres in die Unterwelt entführt wurde **). Nach und nach ward ganz Sicilien jener segensreichen Göttin ebenso heilig, wie diese Insel heute der Madonna heilig ist. In der Mitte Siciliens bezeichnet das heutige Castrogiovanni die Stelle, wo das antike Enna mit seinem berühmten Demeterheiligtum lag.

Wie eng der Madonnakultus mit dem Cereskultus zusammenhängt, erhellt nicht nur aus den Opfergaben, sondern auch aus dem beiden Kulten eigentümlichen Fastengebot. Nach dem Bericht des Livius (XXXVI, 37) ward im Jahre 191 vor

*) So sagt wörtlich Villabianca, Processioni sacre e profane, II, 41.

**) Holm, Geschichte Siciliens, I, 44. 178.



Christus zu Ehren der Ceres ein Fasten (jejunium Cereris) eingeführt, ein ähnliches Gebot ward zu Ehren der Demeter beim Fest der Thesmoforien in Griechenland beobachtet *) und namentlich war den Frauen dann Enthaltsamkeit zur Pflicht gemacht. Diesem Fasten entspricht das Fasten zu Ehren der Madonna bei ihrem großen Fest im Monat August. — Hierzu kommt ein Umstand, der kaum als unbedeutend bezeichnet werden dürfte. Ovid **) legt der Ceres blondes Haar bei. Das blonde Haar schmückt sie mit dem Ährenkranz. Alle heutigen Statuen der Madonna zeigen blondes Haar, eine Darstellungsart, die schwerlich eine rein zufällige ist. — Wie in den ersten Jahrhunderten, namentlich im vierten und fünften, christliche Feste und Götter an die Stelle der heidischen traten, wird sogar (wenn auch selten) von katholischen Schriftstellern erwähnt. Der vielgenannte, von uns im achten Kapitel citierte Riccardi bemerkt richtig, daß in der Nähe Roms, im Zusammenhang mit dem Cereskultus eine Gottheit namens Robigo verehrt wurde und zwar als Schützer gegen den Kornbrand. „Diese Gottheit wurde mit Wettrennen und Opfern verehrt, ein Kultus, dessen Nachahmung sich findet in der Prozession zu Ehren des St. Marco, dessen Verehrung vom Papste St. Marco im vierten Jahrhundert dort eingeführt wurde. Derselbe Papst führte dort den Kultus der Madonna ein, um den Kultus der Venus zu verdrängen ***).“ — Endlich sei noch erwähnt, daß mit dem Kultus der Ceres in Rom Korn- und Brotspenden an die Armen verbunden waren. Die Sorge in dieser Hinsicht lag gewissen Beamten ob, welche als Amtslokal den Tempel der Ceres am Aventin benutzten, wie dies von Plinius in seiner Naturgeschichte (18, 3. 4) erwähnt wird. Bei den großen Madonnenfesten, namentlich bei dem im August, erhalten die Armen in Süditalien noch heute ihre üblichen Brotspenden. Diese Art der Wohlthätigkeit ist dem antiken Wohlthun ebenso ähnlich, wie

*) Preller, Griechische Mythologie, I, 640.

**) Fasti IV, 424.

***) Riccardi, Storia dei Santuari, III, 107 et 110. Ähnlich Senni Memorie di Genezzano.

die oben erwähnten Opfergaben denjenigen des hellenisch-römischen Religionslebens gleich sind *).

Die römische Kirche hat die antike Ceres durch die Madonna, das antike Opfer durch die Messe ersetzt. Dies mit dem Stempel des Christentums versehene Opfer wird zur Sühne sowohl für Lebende und Tote, für Gesunde und Kranke, gegen Epidemieen und schlechtes Wetter 2c. dargebracht, mit demselben Zweck und derselben Zauberwirkung, wie das antike Opfer. So haben wir es zu erklären, daß die Kirchensprache heutzutage von der Messe dieselben Ausdrücke gebraucht, welche im Altertum in Hinsicht des Opfers benutzt wurden. So lesen wir z. B.: St. Ambrogio immoló il divino sacrifizio **): Ambrosius schlachtete das göttliche Opfer, d. h. Ambrosius las die Messe. Man nennt die Messe Olokausto, indem man das griechische Wort für Opfer Holokauston (d. h. ein gänzlich Verbranntes) in die italienische Sprache einführte. Andere Ausdrücke, wie ich sie oft gelesen habe, sind: Immolare l'ostia sacrosanta, oder: Offrire il sacrifizio incruento. Die apostolische Kirche wußte nichts von einem Meßopfer, mit ihr kannten die ältesten Kirchenväter nur geistige Opfer, ein Leben im Glauben, Gehorsam und Gerechtigkeit. — Als aber im dritten Jahrhundert sich ein dem Judaismus und dem Heidentum entsprechender klerikaler Priesterstand ausbildete, schloß sich daran, wenn auch zuerst unklar, die Idee des Opfers, welche aber erst im sechsten Jahrhundert durch Gregor I. eine bestimmte, feste Gestaltung erhielt. Bei ihm tritt die magische Wirkung des von dem Priester dargebrachten Opfers klar hervor und das alte Heidentum mit seinem Opferkultus begann die Zentralstellung im christlichen Kultus einzunehmen. — Die volle Lehrausbildung hinsichtlich des Meßopfers geschah erst im dreizehnten Jahrhundert durch Thomas von Aquino. In neuester Zeit dienen die Messen auch als Prämien für Abonnenten gewisser Zeitungen. Wer z. B. auf die

---

*) Bemerkenswert ist auch, daß Demeter oft als Mutter schlechthin bezeichnet wird (Preller, Griechische Mythologie, I, 651), ebenso die Madonna.

**) Riccardi, Storia IV, 33.



Zeitung St. Agatha abonniert, erlangt damit nicht nur diese Monatsschrift, sondern auch hundert Messen jährlich zu seinem Besten. So liest man auf dem Umschlag der Nr. 2 des Jahrganges 1890!

Wenn der römisch-heidnische Priester die feierliche Opferhandlung vollzog, so kam ein andächtiges Publikum herzu, um die Handlung zu sehen. Es handelte sich um ein Schauspiel. Ebenso wird die Messe z. B. im heutigen Calabrien aufgefaßt. Wenn die calabresische Frau sich zum Meßopfer begiebt, jedesmal mit ihren besten Kleidern angethan und mit Goldschmuck versehen, so will sie die Messe sehen und sagt daher auch: Vedere la Messa, also nicht etwa: Udire (hören) la Messa. In jenem Ausdruck bewahrt man unbewußt die ursprünglich heidnische Anschauung, welche den Calabresen ebenso verblieben ist, wie manche hellenische Spiele, die noch heute bei religiösen Festen geübt werden. Noch heute sieht man bei solchem Anlaß allerlei Kampfspiele, die leise an Olympia erinnern. Wettlauf und Wettkampf finden oft bei den Heligenfesten Calabriens statt, noch heute kennt man das Werfen des Diskus und beim Anblick der kräftigen Werfer wird man erinnert an die bekannte Statue im Vatikan. An solchen Wettspielen beteiligen sich hoch und niedrig und bisweilen erblickt man unter den Wettkämpfern sogar die würdige Gestalt des Ortspfarrers *). Das Volk weiß nicht, wie alt solche Bräuche sind, der Hirt im Silawald hat keine Ahnung davon, daß die Doppelflöte, welche er benutzt, schon den Römern bekannt war. Ebenso wenig kennt das Volk die Geschichte und Entstehung des Meßopfers.

In Italien bestanden in uralten Zeiten, wie anderswo, Menschenopfer, welche durch Numa abgeschafft und durch sinnbildliche Handlungen ersetzt wurden **). Im Lauf der zwei Jahrhunderte nach Konstantin verschwanden langsam die oft mit der Todesstrafe bedrohten Tieropfer, hörten aber dann erst vollständig auf, als sie

*) Dorsa, a. a. O., pag. 14.

**) Bei den Saturnalien, dem großen Freudenfest der Römer, pflegte man einander die sogen. Sigillaria zu schenken, kleine Gebäckfiguren, Vögel, Pferde u. s. w. Dorsa meint, es seien dies Darstellungen früherer Opfer für die Götter. Siehe S. 84 seiner Schrift.



in dem Meßopfer einen Ersatz gefunden hatten. — Menschenopfer zu magischen Zwecken bestanden aber im geheimen fort, trotz Numa und seiner Kultusgesetze. Wir erfahren aus Plinius' Naturgeschichte (XXX, 1), daß im 657. Jahre der Stadt Rom, also nicht lange vor Christo, die Menschenopfer zu magischen Zwecken verboten wurden. Trotzdem tauchten sie in der Kaiserzeit wieder auf. Von den Kaisern Commodus und Helegabal wird behauptet, daß sie zu magischen Zwecken Kinder opfern ließen *). Von einem ähnlichen Opfer scheint eine Inschrift zu zeugen, die man auf Capri in der noch jetzt vorhandenen Mithras-Höhle **) gefunden hat. Mit dem Kultus dieses Gottes scheinen Menschenopfer verbunden gewesen zu sein. Im heutigen Calabrien verbindet sich mit unheimlichem Aberglauben mancherlei finsteres Werk. Der erstere hat es zu thun mit verborgenen Schätzen, das letztere mit ihrer Auffindung. Es ist schwer zu sagen, an wie vielen Orten Schätze daselbst verborgen sein sollen. Bald wähnt man solche in einer Höhle, bald in einem verfallenen Kastell, deren sich in Calabrien aus der Normannenzeit viele befinden. Viele Schätze werden von Schlangen bewacht, viele von Drachen, andere von Seelen solcher Kinder, die auf dem Schatz getötet sein sollen, damit die Seele als Wächter neben dem Schatz verharre. Um solchen Schatz aufzufinden, werden verschiedene Mittel angeraten und als das beste nennt man die Opferung eines Kindes. In einer Höhle bei Morana ist nach dem Volksglauben der Schatz der „Donna Marsilia“ verborgen und vor Jahren geschah dort die entsetzliche That, daß jemand ein Kind als Opfer ermordete, um jenen Schatz zu erlangen ***). Diese Thatsache steht keineswegs vereinzelt.

Auch in den Abruzzen weiß der Volksglaube von solchen verborgenen Schätzen, in Neapel galten einst angebliche Höhlen unter dem finsteren Castello dell' Ovo als Orte verborgener Goldhaufen, eine Legende, die vielleicht mit der Thatsache zusammenhängt, daß

---

*) Dio LXXIII, 16

**) Siehe das folgende Kapitel.

***) Siehe hierüber weiteres im Anhang zu diesem Kapitel.

Friedrich II. der Hohenstaufe dort zeitweilig einen Schatz in Sicherheit brachte. In Cumae sagte mir ein alter Bauer, er wisse eine Stelle, wo nach uralter Überlieferung reiche Schätze verborgen seien, er fügte hinzu, sie stammten aus antiker Zeit, als Cumae eine große Stadt gewesen und ruhten unter altem Mauerwerk. Das Mittel, diesen Schatz zu heben, habe er von seinem Vater erfahren, es sei ein „grausames“ Mittel, und er weigerte sich, es zu nennen. Ich vermute, daß dasselbe von dem erwähnten calabresischen Opfer nicht allzu weit entfernt ist. In Meta bei Sorrento ward mir in der dortigen Kirche von der Auffindung eines Schatzes erzählt. Letzterer bestand in einer goldenen Henne mit goldenen Küchlein *) und brachte angeblich die Mittel, erwähnte Kirche zu bauen, in der man unter der Kanzel eine große aus Marmor gebildete Henne erblickt. Sicherlich giebt es kein Land, wo sich die Phantasie des Volkes so sehr mit verborgenen Schätzen und den Mitteln zu ihrer Auffindung befaßt, als Sicilien, wohl nirgends auf Erden kennt die Bevölkerung so viele geheimnisvolle Stellen, wo unermeßliche Haufen edlen Metalls und kostbarer Steine verborgen liegen sollen, als auf genannter Insel. Man braucht nicht lange in Palermo zu weilen, um zu erfahren, daß an zwei Stellen in der Nähe dieser Stadt Schätze verborgen sind, die nur der Entzauberung bedürfen, um in den Besitz eines Glücklichen zu gelangen. Unter dem Monte Pellegrino, auf dessen Höhe St. Rosalia, die gepriesene Beschützerin Palermos, ihr Heiligtum hat, befinden sich, so erzählt und glaubt das Volk, große Höhlen und in denselben unermeßliche Schätze. Lang' ist's her, da sollen kühne Taucher zum Eingang jener geheimnisvollen Stätte gelangt sein und den Schimmer des Goldschatzes gesehen haben, seit jener Zeit aber hat es niemand gewagt, sich jener von Geistern gehüteten Stätte zu nahen. — Dicht bei Palermo liegt ein Normannenschloß, ursprünglich mit dem arabischen Namen El-Aziz (Ehre) genannt, jetzt unter dem Namen Ziſa bekannt, einst von herrlichen Gärten umgeben, „drin springen frische Brunnen im

*) Genau dieselbe Legende von solchem Schatz findet sich in Cassano und Longobucco in Calabrien. Dorsa S. 26.

Regenbogenglanz". Zahlreiche Volkslegenden erzählen von den verzauberten Schätzen, welche unter diesem Schloß verborgen sein sollen *). Lu tisoru di la Zisa, der Schatz der Zisa, sagt das Volk in seinem Dialekt und behauptet, daß „die Kaiser" ihn daselbst verborgen und böse Geister ihn bewachen. Ähnliche Stellen finden sich auf Sicilien in großer Anzahl, ein Freund, der schon 20 Jahre dort weilt, gab mir die Versicherung, man könne ohne Übertreibung von hunderten reden. Jeder dieser Schatzorte hat die allen gemeinsame Bezeichnung Trovatura, und an jeden knüpfen sich seit uralten Zeiten Volkslegenden. Wie ein Echo aus fernen Zeiten klingt es, wenn in jenen Legenden auch von Opfern die Rede ist. Man erzählt nämlich hier und da, daß die Bezauberung (incantesimo) eines Schatzes dadurch geschehen sei, daß man neben letzterem einen Menschen tötete und dessen Blut auf den Schatz fließen ließ. Unter den verschiedenen nennbaren und unnennbaren Mitteln, Schätze zu entzaubern, werden ebenfalls Opfer genannt, zunächst mancherlei Tieropfer. Es gilt z. B. einen Hahn zu schlachten und von seinem Blut zu trinken, oder einen Esel zu töten und sein Herz zu verzehren. Dies Tierblut erinnert uns an das von Odysseus dargebrachte Opfer, dem es erst nach Vergießen solchen Blutes ermöglicht ward, mit der Unterwelt in Verkehr zu treten **). Öfters aber werden unter jenen Mitteln Menschenopfer genannt. Bald heißt es, man müsse einen Menschen, bald, man müsse ein Kind, bald, man müsse sieben Kinder opfern! Einmal heißt es, man müsse einen Knaben, der den Namen Klemens trage, opfern und sofort die Leber desselben verzehren. Ein solches Opfer ist in der Gegend von Modica dargebracht worden und zwar in einer Kirche, unter welcher man einen Schatz verborgen glaubte. Für den näheren Nachweis wird auf den Anhang zu diesem Kapitel verwiesen.

Es dient zur Erläuterung der aus Calabrien und Sicilien angeführten Thatsachen, wenn wir auf einen ähnlichen finsteren Wahn hinweisen. In Calabrien ist der Aberglaube weit verbreitet, daß

*) Pitré, Fiabe, Novelle, Racconti, N. 216.

**) Odyssee XI, 35.

ein Mörder dann durch die Flucht entkommt, wenn er von dem Blut des Ermordeten etwas einsaugt*). Dieser noch heute sich zeigende Wahn erinnert an einen römischen Aberglauben, den Plinius in seiner Naturgeschichte 28, 1 erwähnt. Er sagt wörtlich: „Die mit Epilepsie Behafteten trinken das Blut der Gladiatoren und sie halten es für das wirksamste, wenn sie es warm einschlürfen." — Das erwähnte Kapitel des Römers Plinius beweist, daß er solchen abergläubischen Brauch verabscheute. Im Gebiet der römischen Kirche ist jener Wahn bis jetzt nicht verschwunden!

Im Jahre 341 erließ der Sohn und Nachfolger Konstantins eine strenge Verordnung gegen die Opfer, die er als insania, Wahnsinn, bezeichnete. Die römisch-katholische Kirche darf sich im neunzehnten Jahrhundert nicht rühmen, daß in ihrem Gebiet die von den Römern vor Christi Geburt verbotenen Menschenopfer vollständig beseitigt und die Frucht-, Speise- und Tieropfer völlig verschwunden sind.

*) So bezeugt Dorsa, a. a. O., S. 138.

Dreizehntes Kapitel.

Segen und Fluch.

„Dirae precationes."
Plinius.

Am Meeresstrande der Südküste Siciliens, auf baumloser Ebene, welche nur Ginstergebüsch, mancherlei Disteln und Zwergpalmen hervorbringt, liegen die riesigen Trümmerhaufen von Selinunt. Die Blüte dieser Hellenenstadt ward schon durch Hannibal vernichtet, Saracenen haben sie völlig zerstört, Erdbeben hat die herrlichen Tempel in chaotische Haufen von Säulen, Gesimsen und Kapitälen verwandelt, welche von üppigem Schlingkraut umwuchert sind. Den einzelnen Trümmerhaufen hat man Buchstaben als Namen gegeben, Volksmund aber redet von Riesen, welche einst jene Säulen aufrichteten und nennt letztere: „Pfeiler der Giganten".

Nur einmal im Jahr belebt sich diese öde Küste, nämlich in der Nacht, welche dem Himmelfahrtsfest (Ascensione) vorangeht. Von allen Seiten kommen dann Menschen und Tiere dorthin, um die gesegnete Nacht zu einem heilvollen Meerbad zu benutzen. Dies Bad bewahrt die Tiere (Rinder, Ziegen, Pferde, Maultiere, Schafe) vor Krankheit und macht kranke Menschen, namentlich solche, die an Hautkrankheiten leiden, gesund. Die Tiere werden für dies gesegnete Bad mit seidenen Bändern geschmückt, um den Hals derselben hängt man Glocken und treibt sie womöglich um Mitternacht ins Wasser, denn diese Stunde hat die größte Segens=

kraft. Dieselbe Stunde wird von kranken Menschen benutzt. Wer aber Heilung erlangen will, muß festen Glauben haben. Dieselben Lustrationen geschehen in genannter Nacht an zahlreichen Stellen des sicilianischen Ufers, in der Nähe Palermos finden sich dabei sogar musikalische Genüsse. Die Hirten lassen von bezahlten Hornbläsern und Violinisten Tänze spielen und verbringen die „gesegnete" Nacht in der heitersten Weise. „In letzter Nacht wurden nach uraltem Brauch zahllose Herden unter Pfeifenklang und Glockenklingen zum Meerbad geführt. Es ist ein Vergnügen, dies Hirtenfest zu sehen." — So schreibt eine Zeitung Palermos vom 11. Mai 1877. Eine andere (vom 31. Mai 1877) berichtet: „Glockenklingen eröffnete das Volksfest der Himmelfahrt. Dem Gebrauch gemäß führte man die festlich geschmückten Tiere zum Bade nach der Küste des Foro Italico. Dasselbe geschieht an allen unseren Meeresküsten. Die Devotion verlangt, daß auch die Menschen um Mitternacht ins Wasser tauchen, ein Gebrauch, der vielleicht seinen Ursprung hat bei den Juden, welche sich in den Jordan tauchten, um sich vom Aussatz zu reinigen. Jenes Fest giebt alljährlich unseren Hirten Gelegenheit, einige Stunden der Nacht heiter zu verbringen, aber den Tieren bringt es sicherlich kein Vergnügen, weil sie ihren Schlaf unterbrechen und ein Bad nehmen müssen zu einer Zeit, wo sie es am wenigsten erwarten *)."

Nicht weniger heiter pflegt man in Sicilien den Tag der Himmelfahrt zu verbringen. Viele benetzen sich am Morgen mit dem frischen Tau, um sich für ein ganzes Jahr vor Kopfschmerzen zu schützen. Der übrige Teil des Tages wird bei lustigem Schmaus verbracht. Aus weißen Blumen pflegt man Kreuze zu machen und dieselben an den Häusern zu befestigen, überzeugt, daß sie Schutz und Segen bringen.

Auch an der Küste Calabriens betrachtet man vielfach die Nacht des Himmelfahrtsfestes als eine segensreiche Zaubernacht, auch hier nehmen viele alsdann ein Meerbad und begeben sich darauf ins

*) „L'Amico del Popolo", anno 18, N. 128; „Lo Statuto", anno 3, N. 148. Cf. Pitré, Feste, pag. 260.



Feld, um eine Pflanze zu suchen, welche man erba della fortuna (Glückskraut) nennt. Diese bringt man einem Priester, um sie von demselben segnen zu lassen, worauf man sie an einer Mauer oder an einem Balken des Hauses befestigt.

Wenn im obigen Citat ein jüdischer Brauch als Ursprung jener nächtlichen Waschung angeführt wurde, so trifft diese Vermutung das Richtige nicht, vielmehr müssen wir auf die Lustrationen des antiken Lebens der Römer verweisen.

Lustrationen, d. h. segnende, sühnende, schützende Weihungen der verschiedensten Art waren im antiken Leben sehr gewöhnlich. Sie bezogen sich auf Gesunde und Kranke, auf Menschen und Tiere, auf Städte und Fluren und hingen mit dem Kultus derjenigen Götter zusammen, in deren Hand man den ländlichen Segen geborgen glaubte. In den meisten Fällen bestand die betreffende Zeremonie in feierlichen Prozessionen mit den Opfertieren und Anrufungen der Götter. „Während das Opfertier um die Felder geführt wurde, folgte die Schar der Arbeiter in festlicher Kleidung und mit Ölzweigen in der Hand, zu den Schutzgöttern betend für den Viehstand, den Landmann, wie um Abwehr des Schadens *). Eine Lustration besonderer Art hatten die Römer im Mai, wenn sie das in vielen Küstengegenden übliche Fest der Majuma feierten. Dasselbe ward auch mit einer Nachtfeier begangen und dabei war es üblich, daß man sich im Meere badete. So geschah es z. B. auf einer Insel bei Ostia an der Mündung des Tiber **). Auf genannter Insel stand ein Tempel jener Maigottheit, wohin sich zur Festfeier viele Einwohner Roms zu begeben pflegten.

Mit geheimnisvollen, sühnenden und segnenden Waschungen waren auch die verschiedenen sogenannten Mysterien verbunden. Dies gilt zunächst von denen, welche in Eleusis gefeiert wurden,

---

*) Preller, Römische Mythologie, S. 372. Wir haben diese Prozessionen schon erwähnt Kap. III, V, XII, und bemerken hier nochmals, daß sie den heutigen Prozessionen so ähnlich sehen, wie ein Zwilling dem anderen.

**) Beugnot, Histoire de la destruction du Paganisme, XII, 2. Cf. Dorsa, a. a. O., pag. 54.

wo alljährlich die großen Feste der Demeter stattfanden. Auch bei den sogenannten Bacchanalien, welche sich als Geheimdienst schon vor Christo in Rom einschlichen, waren mystische Waschungen üblich. Dasselbe gilt von den in späterer Kaiserzeit eingeführten ägyptischen und phrygischen Mysterien. In diesen weit verbreiteten Kulten, bei welchen Gebildete und Ungebildete Befriedigung ihres religiösen Bedürfnisses suchten, tritt uns eine energische Anstrengung des Heidentums entgegen, welches sich zu behaupten trachtete. Mit einem glänzenden Kultus verbanden sich zahlreiche symbolische Handlungen, in welchen Heil und Sühne verheißen wurde. Kein Wunder, daß gerade in dieser Form das Heidentum Siege errang und die Gemüter anzog. Selbstverständlich läßt es sich nicht direkt beweisen, daß die oben erwähnten Waschungen der Himmelfahrtsnacht ihren Ursprung in den heidnischen Mysterien haben, unzweifelhaft ist aber der innere geistige Zusammenhang zwischen Vergangenheit und Gegenwart. Dies wird uns ein Hirtenbrauch in Calabrien klarer machen. Dorsa, a. a. O., S. 66 schildert denselben wörtlich also: „Am Abend vor dem Fest der heiligen Lucia versammeln sich die Hirten, nachdem sie ihre Herden in den Stall gebracht, vor der Kirche der Genannten und begeben sich von da unter den Klängen der Sampogna (Dudelsack) ins Feld, um allerlei Stroh zusammenzulesen. Dies häufen sie vor der Kirche auf und zünden es an, worauf sie den brennenden Haufen umtanzen. Ist der Haufen ziemlich niedergebrannt, so springt ein jeder der Hirten hinüber." — Dasselbe thaten einst die römischen Hirten zu Ehren der Göttin Pales im April eines jeden Jahres. — Es handelte sich dabei um die sühnende und segnende Lustration der Herden. Ovid in seinem Lied vom Festkalender hat uns eine anschauliche Beschreibung dieser Feier gegeben und sagt, daß die Hirten dieselbe anstellten, um den Herden Segen und Gedeihen zu verschaffen:

„Fern von den Ställen verscheucht bleibe mir jegliche Not."

Einen Hauptteil der Feier bildete das Aufbrennen von Strohhaufen:

„Danach über den Haufen der hell auflodernden Stoppeln
Schwing dich im Sprunge mit leicht schnellendem Fuße hinweg.“
Fasti IV, 780.

Daß in diesem Brauch Vergangenheit und Gegenwart einander die Hand reichen, bedarf keines Nachweises. Hieraus aber folgt die Möglichkeit, daß jenes Tier- und Menschenbad in der Himmelfahrtsnacht uns ein Echo aus einem der vielen antiken Geheimdienste vernehmen läßt.

Über das gesamte Gebiet des römischen Reiches hatten sich die Mysterien des Lichtgottes Mithras verbreitet. Die Höhlen, in welchen man diesen Kultus feierte, werden von Paulinus im fünften Jahrhundert erwähnt, man hat sie in den verschiedensten Teilen des einstigen römischen Reiches gefunden und gerade dieser Geheimdienst erhielt sich bis in die späteste Kaiserzeit, auch dann noch, als man das Heidentum vernichtet zu haben glaubte. — In der Grotta di Posilipo befindet sich eine Höhlenkapelle der Madonna, welche einst dem Mithras heilig war. Eine berühmte Mithrashöhle befindet sich auf Capri. Sie liegt an der Ostseite dieser Insel. Eine tiefe Schlucht durchbricht die Uferlinie, zuerst in leiser Schrägung, dann aber fällt der Inselrand wohl gegen 800 Fuß zum Meeresspiegel nieder; in großartiger Wildheit umgeben uns die wundersamsten Felsenbildungen, eine unzählbare Masse von Zacken und Zinken an beiden Seiten dieser Schlucht, zur linken das von Malern so viel gezeichnete natürliche Felsenthor und, darüber hinaussteigend, gewaltige Seitenwände der Kalksteine, gerillt, gespalten, gefurcht von dem Alter der Jahrtausende. Das tiefste Schweigen ringsumher, denn das leise Abendmurmeln des Meeres dringt nicht in die Höhe hinauf. Keines Vogels Ruf traf mein Ohr, das Leben vereinigt sich da in wenigem Gestrüpp, welches mit seinen Wurzeln sich gleichsam krampfhaft in den Felsenspalten festhält.

Tief unter uns, etwa halbwegs zum Meere nieder, befindet sich die Tempelhöhle, zu der man nur auf einem einzigen Pfade abwärts steigend gelangt. Etwa zehn Minuten dauert dies Klettern auf einem Steinpfad oder vielmehr einer Steintreppe im Zickzack, die man nicht ohne Seufzen betritt. Was man aber weiter

unten am Ziele schaut, lohnt diese Mühe reichlich. Hoch und breit wölbt sich dort der Eingang zu einer sich tief in den Felsen verlierenden Höhle, welche zur Zeit des Tiberius und später der Verehrung des persischen Lichtgottes Mithras geweiht war. Diesem Zwecke entspricht ihre Lage, denn ihr Eingang ist genau gegen Sonnenaufgang gerichtet. Der Fußboden ist künstlich geebnet, jetzt aber mit Staub und Steingetrümmer bestreut; zahlreiche Massen zerbrochenen römischen Gemäuers beweisen, daß die Höhle zu einer Art Tempel ausgebaut war. Wie wir uns diesen zu denken haben, läßt sich aus den wüsten Resten nicht erkennen. Gleich rechter Hand beim Eintritt scheint ein abgetrennter größerer Nebenraum gewesen zu sein, eine Halle, deren Wölbung zum Teil erhalten ist. Der Hintergrund des Hauptraumes der Höhle ist ausgefüllt durch Treppenstufen, oberhalb deren sich ein Altar befunden haben mag.

Der Geheimdienst des Mithras verhieß den Eingeweihten nicht nur Aufschlüsse über das zukünftige Leben, sondern auch abergläubische Hilfs- und Heilmittel für Leib und Seele *). — Dieser Kultus hatte mit dem herkömmlichen öffentlichen Kultus nichts zu schaffen und dies gilt auch von dem erwähnten Meerbad in der gesegneten Himmelfahrtsnacht. Wer dann für seinen Leib Gesundheit und für seine Herde Bewahrung sucht, wendet sich nicht an die Kirche und ihren Zaubersegen, sondern an eine geheimnisvolle Naturmacht, die im Meere verborgen ist. In den heidnischen Mithrasmysterien war die Religion hauptsächlich Naturdienst.

Dem Glauben an eine mysteriöse Segensmacht entspricht der Glaube an die Wirkung des Fluches.

Nichts ist beim südlichen Volk gewöhnlicher, als das Schwören zur Bekräftigung einer Aussage. Wie jeder Ort seinen besonderen Schutzheiligen hat, so schwört man bei letzterem, z. B. Palermo

*) Über den Mithraskultus zu vgl. Preller, Römische Mythologie, S. 755 ff. In Rom waren wenigstens zwei Mithrashöhlen, die meisten sind in Süditalien, ferner haben sich solche gefunden in Tirol, Siebenbürgen, Deutschland, Frankreich, England, Numidien.



bei der heiligen Rosalia, Mazzara beim St. Johannes, Neapel bei St. Gennaro und anderen Protektoren, überall aber hört man die Bekräftigung: Maria Santissima. In Calabrien sagt man oft: Santu Diano. Bei diesem Schwur hat man Diana in Diano verwandelt. Sehr gewöhnlich ist auch: Per Bacco, auch Corpo di Bacco. In diese Schwüre mischt sich bei einiger Erregtheit sofort ein Fluch, indem man sich selber verflucht, falls man nicht die Wahrheit sagt oder ein Versprechen nicht hält. Entsetzlich sind die Flüche, welche man im Zorn auf einen Mitmenschen schleudert. „Verbrannt sei deine Seele.“ „Der Blitz möge dich treffen.“ „Die Hunde mögen die Seele deiner Mutter fressen.“ „Dolch und Gift!“ Dies diene als Beispiel, wobei wir aus nahe liegenden Gründen unterlassen, die Flüche der schlimmsten Art namhaft zu machen. Wer solche Flüche schleudert, ist überzeugt, daß sie wirksam sind, falls sie von Herzen kommen, und derjenige, den solcher Fluch trifft, fürchtet das letztere. Solchen Fluch nennt man in Sicilien allgemein Gastima *) und schreibt demselben eine geheimnisvolle Macht zu, ist also überzeugt, daß das im Fluch erwähnte Übel auf das Haupt des Verfluchten fällt. Als Bedingung nennt der Dialekt Siciliens: „vera ràggia di cori“, wahre Wut des Herzens. Mehr als einmal war ich Zeuge solcher Fluchscenen auf der Straße, letztere gehören zu den entsetzlichsten Dingen, die man im Süden erleben kann und fast immer sind es Weiber, welche einander mit solchen Flüchen überschütten. Um dieselben unwirksam zu machen, benutzt man ähnliche Mittel, wie gegen den bösen Blick **). Eine besondere Art des wirksamen Fluches erwähnt Pitré ***), nämlich einen bei den geistig Höherstehenden üblichen. Wer auf einen andern eine wirksame Gastima schleudern will, schließt sich nachts in ein Zimmer ein, zündet zwei

*) Die Etymologie dieses Wortes ist schwierig. Ein des Spanischen kundiger Freund verwies mich auf das spanische Wort Lastima, d. h. Schade. Also: einem eine Gastima „schicken“, wie man in Sicilien sagt, würde heißen, ihm durch den Fluch Schaden bringen. Vielleicht hängt das Wort mit castigare, züchtigen, zusammen.

**) Siehe den zweiten Teil, Kap. X.

***) Biblioteca XV, 398.



Lichter an und liest mit lauter Stimme Psalm 108, welcher in Sicilien als „Psalm des Judas“ bezeichnet wird. Dieser Psalm schließt mit den Worten: „Er wird unsere Feinde untertreten“. Pitré versichert, daß das Volk allgemein glaubt, daß dieser Psalm imstande sei, einem Feinde schwere Krankheit und sogar den Tod zu bringen. Der Klerus in Sicilien thut nichts, um diesen entsetzlichen Mißbrauch der Bibel und jenen unheimlichen Wahn zu beseitigen.

Allgemein ist in Süditalien der Glaube, daß der Mutterfluch unbedingt eine Wirkung übe. Dergleichen Äußerungen hörte ich wiederholt aus dem Munde des Volkes. Überall kennt man in Süditalien die Sage von Cola Pesce, jenem kühnen Taucher, der an der Küste Siciliens wundersame Dinge vollbrachte und dessen Gestalt, wenn auch etwas verändert, uns in Schillers bekannter Ballade begegnet. Von Cola sagt die Legende, daß seine Mutter ihn mit den Worten verfluchte: „Mögest du im Wasser sterben!“ Es geschah ihm, wie die Mutter gesagt. „Eine calabresische Mutter, welche ihren Sohn verflucht, beschränkt sich nicht auf zornige Worte. Sie löst ihr Haar, reißt die Kleider von der Brust, kniet nieder und wendet sich dem Osten zu. In dieser Stellung spricht sie den Fluch aus*).“ Ich war im Fischerquartier Neapels Zeuge einer ähnlichen Scene, als ein Weib unter gräßlichen Flüchen alles erdenkliche Unheil auf ihre Feindin herabrief. Sie kniete dabei nieder, zitterte, schlug mit der Hand die Erde, streckte die Arme aus und schrie im grauenvollen Ton entsetzliche Fluchworte. Man führte sie mit Gewalt hinweg.

Jener oben erwähnte Glaube an die Wirksamkeit des verwünschenden Fluches ist echt heidnisch. Wir finden ihn wieder z. B. in einem Gedicht des Statius, geboren im Jahre 61 nach Christo zu Neapel, wo sein Vater Lehrer war. Sein berühmtestes Werk ist das dem Kaiser Domitian gewidmete Epos Thebais, worin er einen bekannten Sagenstoff behandelt, den Bruderkrieg der Söhne des Ödipus. Der erste Gesang erzählt, daß der unglückliche Ödipus seine Söhne, die ihn verlassen haben, verflucht.

*) So schildert Dorsa, a. a. O., pag. 10.

Dabei macht er denselben Gestus, den wir oben in Hinsicht eines neapolitanischen Weibes erwähnten:

„Und mit den Händen
Schlägt er den leblosen Boden und fleht mit schrecklicher Stimme."

Er ruft die Götter der Unterwelt an, vor allen Dingen die Furie Tisiphone, und beschwört sie, Unheil über seine Söhne zu bringen.

„Solches erflehte sein Mund, da wandte die schreckliche Göttin
Auf ihn den düsteren Blick. Tief lag in den Augen
Eisern und starr ihr Blick, der Scheibe des Mondes vergleichbar,
Wenn von atracischer Kunst er gerötet aus Wolken hervortritt.
Auf war die Haut ihr geschwollen von Gift und von schwärzlichem Blute,
Feuriger Dunst entströmte dem scheußlichen Mund, der den Völkern
Trocknis bringt, Krankheit und Hunger und Tod; auf der Schulter
Starrt' ihr ein zottiger Mantel, von bläulichen Knoten gehalten.
Akropos selbst nur erneut dies Gewand und Proserpina mit ihr.
Jede der Hände nun schüttelte sie: Grabfackellicht strahlte
Aus von der einen; es peitschte die Hyder der andern die Lüfte."

Tisiphone begiebt sich auf die Oberwelt und vollbringt, was der väterliche Fluch den Söhnen angedroht hatte.

Das römische Altertum hatte ein unheimliches Wort: Devotio, welches wir mit **Todesweihe** übersetzen könnten. Dies Wort entstammt dem antiken Glauben, daß man imstande sei, durch bestimmte Formeln der Verfluchung einzelne Menschen oder auch die Einwohnerschaft ganzer Städte dem Untergang und dem gänzlichen Verderben zu weihen. Wenn die Römer eine belagerte Stadt „Devovirten", so geschah dies mit einem nach uraltem Herkommen vorgeschriebenen Zeremoniel *). Zuerst wurden die Götter dieser Stadt feierlich eingeladen, ihren seitherigen Aufenthalt zu verlassen und nach Rom zu kommen, darauf wurde die entsetzliche Formel der Verfluchung ausgesprochen. Solche Devotio traf z. B. die Städte Gabii, Veji, Fidenae, Karthago, Korinth, sowie viele andere, welche der römischen Vernichtung erlagen. In der späteren

*) Preller, Römische Mythologie, S. 466.



Kaiserzeit kam es oft vor, daß man sich seiner Privatfeinde zu entledigen trachtete, indem man sich gewisser Zauberformeln und Fluchwörter bediente. Von solchen fürchterlichen Fluchwörtern (dirae precationes) berichtet Tacitus an mehreren Stellen seiner Annalen. Ein Rest dieses finsteren, römischen Wahns ist bis auf den heutigen Tag der erwähnte Volksglaube an die zauberhafte Wirkung einer Verfluchung.

Vierzehntes Kapitel.

In den Katakomben.

„Was tief Erdreich und Finsternis einhüllt."
Virgil.

Von „weitschweigenden Orten des Nachtgrauns" redet Virgil, wenn er seinen Helden Äneas in die Unterwelt steigen läßt. Ähnlich schildert Hieronymus die römischen Katakomben, die er bei seinem Aufenthalt in Rom (also vor ca. 1400 Jahren) zu besuchen pflegte, um die Gräber der „Apostel und Märtyrer" zu schauen. Die nur selten von einem Lichtschimmer unterbrochene Finsternis war ihm grausig und er ward in jenen unterirdischen Räumen erinnert an das Prophetenwort: „Sie müssen lebendig in die Hölle fahren." Hätte er die Katakomben Neapels besucht, so wäre ihm jene alttestamentliche Stelle nicht in den Sinn gekommen. Um zu den letztgenannten Felsengräbern zu gelangen, betreten wir den Arkadenhof eines früheren Benediktinerklosters, welches heute ein Armenhaus ist und den Namen des St. Gennáro trägt. Links wohnen die Männer, rechts Frauen und Mädchen. Die Länge des Hofes durchschneidet ein zwischen Bäumen sich hinziehender, breiter Weg, und sowohl links als rechts befinden sich Gartenanlagen. Unter den Bäumen, in den Anlagen, unter den Arkaden sehen wir Greise sitzen, sich sonnen, schwatzen, sehen beladene Esel Gemüsewaren zur Schau und zum Verkauf bringen, sehen Priester in der langen schwarzen Robe, einen Teil des Überhangs über die linke Schulter geschlagen, so daß sie einem mit der Toga bekleideten

Römer gleichen. Dieser Anblick des belebten Hofes ist so eigentümlicher Art, daß man vergißt, in einer Armenanstalt zu sein. Das Allerauffallendste aber ist, daß jene etwa 400 Greise ohne Ausnahme Uniform tragen, bestehend in blauen Beinkleidern, blauer Weste, blauem Mantel und einer blauen Mütze mit Wachstuchrand. Die Sache hat einen Sinn. Bei vielen Begräbnissen nämlich erscheinen von diesen Alten mehr oder weniger als das Leichengefolge, es sind dann meist ihrer 20, 50, bei Vornehmen noch mehr. Sie tragen dann Stäbe mit Fähnchen in den Händen, auf denen die Anfangsbuchstaben des Namens des Verstorbenen sich befinden. Begleiten sie einen Reichen oder Hochgestellten, so haben diese Alten einen General an ihrer Spitze, den sie aus ihrer Mitte nehmen, und besagter humpelnder General dieser Altgarde trägt eine Hellebarde.

Im Portal dieses Armenhauses erhalten wir einen Führer für die Katakomben, sowie zwei der Alten als Begleitung, welche Laternen mitnehmen, um diese später anzuzünden. — Am Ende des Hofes führt eine Freitreppe zu einem Portal und durch dies in einen kleinen Hof, durch diesen zu einem folgenden Portal, dessen Durchgang mit Freskobildern geschmückt ist, endlich sehen wir die Front der alten Klosterkirche vor uns, gehen rechts durch eine Thür — und meinen in eine Felsenwildnis versetzt zu sein. Eine hohe steile Tuffsteinwand erhebt sich vor uns, bedeckt mit dem überall hervorspießenden Schlingkraut, oben gekrönt mit Gebüsch aller Art. Wir stehen vor dem Eingang zu den Katakomben.

Die Katakomben Neapels, ebenso alt wie die römischen und länger in Gebrauch als letztere, hatten wie diese das Schicksal, daß sie etwa ein halbes Jahrtausend hindurch vergessen und in dieser langen Zeit sich selbst und dem Verfall überlassen waren. Wie war dies möglich? Die römischen Katakomben erhielten, als die Kirche unter Konstantin zum Siege gelangte, breite Zugänge, wurden Jahrhunderte hindurch als Wallfahrtsort betrachtet, befinden sich obendrein nahe bei der Stadt; die neapolitanischen Katakomben hatten zu allen Zeiten weite Zugänge, liegen an einem schon früh bebauten Hügel, und dennoch hat man beide so sehr vergessen, daß sie sozusagen wieder entdeckt werden mußten.

Ein ähnliches Rätsel bieten die Tempel von Paestum. Drei Tempel der Griechen befinden sich dort und zwar in der Nähe der volkreichen Städte Salerno und Eboli — trotzdem blieben diese merkwürdigen Reste des Altertums den Männern der Renaissance im sechzehnten Jahrhundert unbekannt und auch im siebzehnten Jahrhundert hat kein Reisender sie erwähnt. Erst vom Jahre 1740 an erhielt die Welt eine Kunde von ihrer Existenz. Jahrhunderte hindurch waren letztere nur den halbwilden Hirten bekannt, die als Wächter jener finster blickenden Büffel fungieren, welche durch die Normannen von Sicilien zum Festland gelangten. Als ferneres Beispiel läßt sich Velia anführen, eine griechische Stadt südlich von Paestum. Sie hieß auch Elea und ihr Hauptruhm besteht darin, daß daselbst die sogenannten eleatischen Philosophen lebten, ein Parmenides, ein Zeno, deren Ruhm aus Asien und Europa zahlreiche Schüler nach Velia brachte. Vielleicht um dieselbe Zeit, als Paestum der Verödung anheimfiel, erlebte auch Velia dies Los und im Lauf eines Jahrtausends ist vieles der vorhandenen Reste meterhoch bedeckt. Bis jetzt ist diese merkwürdige Stätte so gut wie unbekannt, obgleich sie der Forschung ein reiches Feld und dem Wissen eine stattliche Bereicherung bieten würde.

Die neapolitanischen Katakomben wurden als Wallfahrtsort angesehen und in alten Zeiten hatte die Geistlichkeit daselbst zu geloben, alle Jahre einmal dieselben zu besuchen. Dies kam in Vergessenheit, als man die Katakomben ebenso ausplünderte, wie dies in der römischen Totenstadt geschah, wo man die Gebeine sogenannter Heiligen aus der Tiefe herausholte und fuderweise in die Kirchen brachte. Besitzt doch das im Jahre 608 zur Kirche umgestempelte Pantheon 28 Fuder Knochen der Märtyrer, wodurch die „Dämonen“ aus jenem Raume weichen mußten. Als man jene Totenstädte in dieser Weise geplündert und auch die vor den Grabstätten befindlichen Marmortafeln verwertet hatte, wußte man mit den Katakomben nichts mehr anzufangen. Für die Geschichte ihres Anfanges ging der von zukünftigen Siegen träumenden Kirche das Interesse nach und nach verloren, es erging ihr wie einem Parvenu, der sich seiner Vergangenheit schämt und an dieselbe

nicht erinnert sein will. Man benutzte die Vergangenheit nur so weit, als sie zur Begründung hierarchischer Herrschaft und zur Erhöhung des Kirchenglanzes diente, und verwandelte deshalb den Apostel Petrus in den ersten Papst, die Gebeine aus den Katakomben in eine Wunderquelle.

Es ist nicht unsere Absicht, eine Beschreibung der Katakomben und eine Darstellung ihrer Geschichte zu liefern. Beides findet der Leser in anderen Schriften. Uns kommt es auf wichtige Thatsachen an, auf welche unser Kapitel hinweisen soll. Betreten wir zunächst die Katakomben Neapels.

In der erwähnten steilen Felswand, umrahmt von üppigem Schlingkraut, befindet sich eine hohe, weite, wie ein unregelmäßiges Portal aussehende Öffnung, durch welche wir zur ebenen Erde in die älteste Kirche der hiesigen Christengemeinde eintreten. Über dem Eingang ist die Bogenwölbung schachtartig in der Mitte abgeschrägt, um auf diese Weise mehr Licht in die Kirche hineinzulassen, was um so nötiger erscheint, da die uns gegenüber liegende Hinterwand dieses Raumes auch noch so ziemlich im Dunkel liegt. Der erste Teil des Bodens über uns ist ein flaches Gewölbe, der hintere Teil desselben aber ein flaches Kreuzgewölbe. Dieser ehrwürdige Raum, weiter nichts als eine künstlich gebildete Höhle, trägt den Namen: Basilika di St. Gennaro. Denken wir uns den im Hinterraum befindlichen Altar, der vor reichlich 170 Jahren hineingesetzt wurde, hinweg, so haben wir diese Kirche in ihrer vollen Einfachheit wieder, wie sie ursprünglich gewesen ist und sich unverändert erhalten hat. An der dem Eingang gegenüberliegenden Hinterwand befindet sich ein aus der Tuffwand herausgehauener Stuhl mit hoher Rücklehne, schmalem Sitz, niedrigen Seitenlehnen, es ist der uralte Sitz des Bischofs, der von hier aus zur Gemeinde redete. Wenn er von diesem Sitze zur versammelten Gemeinde sprach, so schaute er über den vor ihm befindlichen Altar hinweg, der auch aus Tuff bestand, und dessen Grundlage sich noch in dem obengenannten neumodischen Altar befindet. Der für die Gemeinde bestimmte Raum ist abgegrenzt durch zwei vierkantige Steine, die vor dem Altar aufgestellt sind. An den Seitenwänden der Kirche befinden sich teils neuerdings vermauerte, teils offene,

in die Wand gehauene Nischen zur Bestattung der Toten. In einer dieser Nischen erblickt man Knochen, eine andere trägt die uralte Inschrift Ossuarium (d. h. Knochenstätte, Bezeichnung für Grab), eine andere Nische, jetzt vermauert, war die Ruhestätte der Gebeine des heiligen Januarius, die jetzt einen glanzvolleren Ruheort gefunden, seit sie sich im hiesigen Dom befinden *). Als Schmuckreste erblicken wir an dem Bogen einer Grabnische den Schimmer von Mosaikarbeit, dann an der Rückwand derselben ein Bild, an dem aber nur das Gesicht zu erkennen ist. Einst muß über dem Eingang auch Bildschmuck gewesen sein, wie der Führer mir sagte, das Bild des segnenden Heilands; leider ist dies nicht mehr erkennbar, man sieht nur die Fläche mit Farbeschicht überdeckt.

Diese Kirche in ihrer Einfachheit muß auf einen jeden, der sie betritt, den tiefsten Eindruck machen. Wir haben hier eine Kirche, welche unzweifelhaft der Christengemeinde der ersten Jahrhunderte angehört, hier hat sich die junge Gemeinde zum gemeinschaftlichen Gottesdienst versammelt, und letzterer hatte die einfachsten und natürlichsten Bestandteile, nämlich Vorlesung aus der Schrift, Auslegung und Anwendung des Schriftworts durch den Vorsteher (Bischof) der Gemeinde, Gesang, Gebet, Kommunion. Was den Gesang betrifft, so hatte man die alttestamentlichen Psalmen, das Dreimal-Heilig, auch eigens gedichtete Lob- und und Danklieder. Keineswegs läßt sich nun behaupten, daß die früheste Christengemeinde in Neapel keine andere Kirche besessen hätte als diese. Man hatte sicherlich in den ersten Jahrhunderten auch in Privathäusern, wie überall in jenen Zeiten, Zusammenkünfte und es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß auch in Neapel schon früh die eine oder die andere Kirche gewesen ist. Hatte doch die Christenheit bereits unter der Regierung des Kaisers Diokletian (284) viele Kirchen. Dazu wissen wir, daß die Gemeinde der ersten Jahrhunderte in hiesiger Stadt niemals von Verfolgung zu leiden hatte, vielmehr stets mit der Bevölkerung in Eintracht lebte. Neapels Bewohner, welche in ihren Mauern ein Gemisch von fremdländischen Gottheiten besaßen, waren damals,

*) Siehe erster Teil, Kap. IX: Das Blutwunder.

wie gegen alle fremden Kulte, so auch gegen den christlichen Kultus tolerant und schon zur antiken Zeit als gutmütig bekannt.

Die Gemeinden jener Zeiten pflegten, wenn sie auch eigene Kirchengebäude besaßen, sich regelmäßig in der Nähe der Grabstätten ihrer Entschlafenen zu versammeln und dazu an jenen Stätten eigene Versammlungsörter einzurichten, und eine solche Kirche ist die oben beschriebene Basilika St. Gennaro, welche ursprünglich diesen Namen nicht hatte. Es wäre eine durchaus irrige Vorstellung, wollte man meinen, die Christen hätten sich jene Kirche zu dem Zweck in den Tufffelsen hineingehauen, um sich den Augen der Verfolger zu entziehen; beides war hier durchaus nicht nötig, und dann wäre dieser nahe bei der Stadt gelegene Ort ein schlechter Versteck gewesen. Daß die Christen dort ihre Begräbnisse und unmittelbar daran eine Kirche in jenem Felsen besaßen, mußte allgemein bekannt sein. Ebenso falsch wäre es, sich diese junge Christengemeinde als eine kunstfeindliche, trübselige, ewig trauernde, das sogenannte Weltliche verachtende Menschenart vorzustellen! — Man schaue doch in diese Kirche hinein! — Bilder, Mosaik haben hinreichend Spuren hinterlassen, um noch heute zu sehen, daß man diesen Raum mit freundlichen Farben ausschmückte, daß man künstlerischen Schmuck nicht entbehren wollte.

Die Entstehung der beschriebenen Kirche fällt in eine Zeit, in der die Entstellung des ursprünglichen Christentums noch nicht eingetreten, jedenfalls nur in ihren ersten Andeutungen und Keimen sich zeigte. Nun ziehe man eine Parallele zwischen der Anfangsgemeinde, deren Füße jenen Höhlenraum betraten, und der jetzigen Christengemeinde Neapels. Wer diesen Vergleich in jener schlichten Kirche, die ebenso einfach-klar redet, wie das Urchristentum selbst, anstellt, der bekommt die volle Erkenntnis von einer gänzlichen Veräußerlichung des jetzigen hiesigen Christentums, ja, mehr als das, er erkennt, daß der Geist antiken Heidentums bis auf diese Stunde eine solche Macht geblieben, daß er das einfache Urchristentum unter glanzvollen Priestergewändern und prunkenden Hochaltären ebenso zurückgedrängt und erstickt hat, wie jene schlichte Höhlenkirche in ihrer Einsamkeit jetzt vergessen dasteht!

Neben der letzteren sind dicht beieinander zwei hohe, breite Eingänge zu den Katakomben, die jedesmal ein Atrium zeigen, welches mit pompejanischem Bilderschmuck versehen war, von dem heute nur dürftige Reste vorhanden sind. Die Bilder wurden al fresco gemalt, wie die in Pompeji, und schauten einst als reizender Schmuck vom gewölbten Boden nieder, auch die Wände dieser Eintrittshallen entbehrten des freundlichen Schmuckes nicht. Wer die Katakomben in ihrer jetzigen verkommenen und vernachlässigten Gestalt sieht, sollte nicht vergessen, wie sie ursprünglich waren, und bedenken, daß der Eintritt in diese Grabesstätten einst einen heiteren Anblick darbot. Auch heute machen die Katakombengänge, die man vom Atrium aus betritt, keineswegs den Eindruck eines Tartarus und seines „Nachtgrauens". Die Hauptgänge sind breit und hoch, man sieht sogar weite Hallen und an zahlreichen Stellen hat man Ursache, sich an prächtigen Lichteffekten zu erfreuen. Wer die neapolitanischen Katakomben eine grausige Stätte nennt, muß das Gruseln gründlich erlernt haben und in demselben eine wenig beneidenswerte Fertigkeit besitzen. Fast immer versäumt man, sich daran zu erinnern, daß diese Gänge ursprünglich mit Lampen erleuchtet waren, daß die Marmorplatten vor den Grabnischen schimmerten, daß Bildwerk die Wände zierte und täglich zahlreiche Besucher kamen, um den Todestag der geschiedenen Ihrigen zu feiern. Die Katakomben Roms, weil tief unter der Erde und meist schmale Gänge, machen allerdings, zumal bei längerem Weilen, einen beklemmenden Eindruck.

Vor Jahrhunderten, als man anfing, für Altertümer Interesse zu hegen und ihnen Namen zu geben, meinte man, diese Höhlengänge seien von den Kimmeriern angelegt, von denen Homer sagt:

„Allda liegt das Land des kimmerischen Männergebietes,
Ganz in Nebel gehüllt und Finsternis, nimmer auf jene
Schauet Helios her mit leuchtenden Sonnenstrahlen.
Denn rings grauliche Nacht umhüllt die elenden Menschen."
(Odyssee XI, 15.)

Die Katakomben in Neapel sind, wie die römischen, von Christen angelegt, indem man Gänge in den leicht zu bearbeitenden Tuff

hineingrub *). Diese Anlagen von Totenstätten sind am hellen, lichten Tage gemacht und zwar mit Wissen der heidnischen Behörden, unter dem Schutz des Gesetzes, von welchem die Christengemeinden als eine anerkannte Begräbnisgenossenschaft angesehen und die Begräbnisplätze als unverletzlich betrachtet wurden. Noch in neuer Zeit hat man gesagt, diese Gänge seien den ersten Christen eine Zufluchtstätte gewesen. Auch Gregorovius sagt im dritten Teil seiner Wanderjahre von den Katakomben Neapels, daß die verfolgte christliche Gemeinde in diesen unterirdischen Stätten Schutz suchte. Die Christen Neapels sind, wie bereits bemerkt, nie verfolgt worden und die Katakomben hätten ihnen im Fall einer Verfolgung einen ebenso schlechten Schutz gewährt, wie die Katakomben Roms den römischen Christen. Auch in Rom hatten die Katakomben nicht die Bestimmung, als Schutzstätte wider Verfolgung zu dienen. Gregorovius sagt von den Katakomben Neapels **): „Hier (in den Katakomben) liegt das Samenkorn der christlichen Entwickelung, und wie es in eine Grabkatakombe gelegt gewesen, so ist es kein Wunder, daß der Charakter des Christentums ein katakombenhaftes Wesen mit in die freie Luft nahm. Das Totenhafte, Düstere, die schreckende Majestät der byzantinischen Heiligen und Christusfiguren, welche wie aus der Unterwelt heraufgestiegene Totenrichter anzuschauen sind, würden sie ohne das Katakombendunkel entstanden sein? Das Totenhafte selbst der christlichen Lebensanschauung, asketische Weltentsagung, Märtyrertum, Lebensverachtung, Lust am Schmerz, endlich finstere Unduldsamkeit und Fanatismus, würden sie dem Christentum so tief in das Wesen eingedrückt worden sein, wenn es seinen Kultus in der sonnigen Luft über der Erde, in der fröhlichen Natur oben würde entwickelt haben und nicht wäre gezwungen worden, in der dunklen Grabeshöhle bei düsterem Fackellicht, in beständiger Angst vor den Verfolgern bei den Grüften der Märtyrer zu wohnen?“

*) Im heutigen Venosa (Venusium) haben sich jüdische Katakomben gefunden, die ebenso angelegt sind, wie die christlichen in Rom. Die Christen scheinen sich in dieser Hinsicht jüdischem Brauch angeschlossen zu haben, der zugleich auch anderen orientalischen Völkern eigen war.

**) Gregorovius, Wanderjahre, III, 42.

Wir können diesen Sätzen nicht zustimmen, denn das Samenkorn des Christentums lag nicht in den Katakomben, finstere Figuren Christi und der Heiligen sind dort nicht zu entdecken, kein Katakombenbild kann als Vorbild der späteren finsteren byzantinischen Bilder betrachtet werden, und was sich nach Konstantin als Christentum ausgab, hat sich leider sehr vom wahren, wesenhaften Christentum entfernt.

Die neapolitanischen Katakomben sind nur zum Teil zugänglich, haben auch nicht die Ausdehnung des ungeheueren Katakombenlabyrints in Rom, wo die Gemeinde eine zahlreiche war und deshalb eine größere Begräbnisstätte bedurfte. Die in neuerer Zeit zu sicheren Resultaten gelangte Katakombenerforschung hat sich in erster Linie mit den römischen Katakomben beschäftigt, in denen ungefähr sechs Millionen Gräber gezählt worden sind. Das im Lateran befindliche christliche Museum bietet der Forschung reiche Ausbeute. Für unseren Zweck haben wir dreierlei ins Auge zu fassen: Das Neue, was uns in den Katakomben entgegentritt, das Alte, welches aus dem Heidentum stammt, endlich manche wichtige Dinge, welche sich in dem heiligen Labyrinth nicht zeigen.

1) Ein neuer Gedanke tritt uns in den Katakomben entgegen. Dieselben waren nämlich Gemeindefriedhöfe, wo die durch gemeinsame Religion Verbundenen nach ihrem Hinscheiden beieinander ruhten, Angehörige verschiedener Nationen, Familien und Stände, Reiche und Arme, Hohe und Niedrige. Eine Begräbnisanlage solcher Art kannte das heidnische römische Altertum nicht, ebenso wenig das griechische. Es gab im heidnischen Rom gesonderte Plätze für Reiche und Arme, die „Elenden“, die Sklaven, hatten am esquilinischen Hügel Gruben, wo man ihre Leichname hineinlegte, resp. hineinwarf, unbesorgt um ein anständiges Begräbnis *). Die christliche Kirche dagegen verschaffte auch dem Ärmsten ihrer Mitglieder eine stille Schlafstätte, und dem Ärmsten ein anständiges Begräbnis zu geben, war Sache der gemeindlichen Wohlthätigkeit und ward als eine Christenpflicht angesehen. Die aus der Römerzeit stammenden gemeinsamen Grüfte sind gänzlich

*) Siehe unseren ersten Teil, Kap. X: Der grauenvolle Acker.

anderer Art. Eine jede der vielen Begräbnisgenossenschaften erwarb ein sogenanntes Kolumbarium, wo die Nischen sich nach und nach mit den Aschenurnen der Mitglieder füllten *). Der Gedanke eines Gemeindefriedhofs war dem Altertum schon aus dem Grunde fremd, weil dasselbe den Begriff: „Gemeinde“ nicht kannte. Wenn in den ersten christlichen Jahrhunderten Bischöfe sogar kostbares Gerät opferten, oder wenn sie kollektierten, um Arme anständig zu begraben, so hat kein Römer, auch kein Seneca, einen ähnlichen Gedanken gehabt oder ausgesprochen. — Die Katakomben beweisen, daß die Christenheit der ersten Jahrhunderte getrennte Plätze für Arme und Reiche als zum Bereich des Unchristlichen gehörend erklärte und jener durch die Katakombenanlagen ausgesprochene echt christliche Gedanke blieb Jahrhunderte in wirksamer Kraft. Wer nun beweisen will, daß später das alte Heidentum aufs neue seine Macht zeigte, der braucht nur die Thatsache geltend zu machen, daß z. B. in Neapel Arme und Reiche ihre getrennten Friedhöfe haben und daß die Kirche daselbst Jahrhunderte hindurch eine Begräbnisweise der Armen duldete, welche dem einstigen scheußlichen Sklavenbegräbnis in Rom entspricht **). So lange die Bischöfe auf einem einfachen aus Tuff gebildeten Stuhl saßen, hatten die Armen ein christliches Begräbnis, als man aber die Bischofstühle aus Marmor bildete und die Bischofshüte von Edelsteinen strahlten, vergaß man den in den Katakomben verwirklichten christlichen Gedanken und kehrte zum angeblich überwundenen Heidentum zurück. Im Gemeindefriedhof der Katakomben hatte ein jedes Gemeindemitglied sein besonderes, ihm unverletzlich gehörendes Totenkämmerlein (Locculus), wo niemand sein Gebein antasten, niemand den Marmorverschluß öffnen durfte. Heutzutage giebt es (wie seit Jahrhunderten) in Süditalien an zahlreichen Stellen solche Friedhöfe, wo in gemeinsamen, mit Steinen bedeckten Gruben die Leichen aufeinander gelegt werden. Die Volkssprache nennt solche Grüfte: Fosse carnali, Fleischgruben! In Amalfi ist

*) Die größte Zahl solcher Kolumbarien fand ich in der Nähe von Pozzuoli. Das Wort Kolumbarium bedeutet Taubenschlag.

**) Siehe unseren ersten Teil, Kap. X: Der grauenvolle Acker.

der Friedhof unter einem am Bergesabhang gelegenen bedeckten Arkadengang. Man sieht daselbst im Fußboden breite, schwere Steine, welche die Öffnungen der gemeinsamen Gruben verdecken. Als ich dort war, machte der Aufseher den Vorschlag, einen Stein abzuheben, um mir das Innere zu zeigen. Er hob den Stein ab und ich sah in die weite, tiefe Gruft. Ein Chaos von halb vermoderten Leichen, von Skeletten, einige liegend, andere aufrecht, bunte Kleiderfetzen, verwelkte Kränze! Der Aufseher glaubte mir einen Gefallen erwiesen zu haben und war mit dem Trinkgeld, welches ihm zuteil wurde, nicht zufrieden. — Die Christenheit der ersten Jahrhunderte, welche ihre Toten in die Nischen der Katakomben legte, hielt diese Schlafstätten heilig und hat nie die Toten als Schaustellung benutzt. Im Gebiet der römischen Kirche werden heutzutage in dieser Hinsicht Dinge geleistet, die im Heidentum unmöglich waren, die ich an dieser Stelle erwähnen muß, wenn sie auch unglaublich klingen und ich mich der Gefahr aussetze, den Widerwillen des Lesers zu erregen. Vor ca. dreihundert Jahren haben die Kapuziner angefangen, Friedhöfe für Schaustellungen zu benutzen. Eine solche findet sich z. B. unter den Augen des Papstes in einer Kapuzinerkirche Roms (S. Maria della Concezione). Ein Kardinal Barberini hat dort eine nicht über das Heidentum hinausgehende Inschrift: Hic jacet pulvis, cinis et nihil *), und in den Unterräumen der Kirche hat man die Gebeine von ca. viertausend Kapuzinern als Wandschmuck verwendet, während in den Nischen bekleidete Skelette als Statuen aufgestellt sind. Glanzvoller ist die Ausstellung im Kapuzinerkloster bei Palermo. Seit dreihundert Jahren sieht man in dieser „Walhalla“ mit Prachtkleidern versehene Leichen, die alljährlich am Totenfest von zahlreichen Besuchern bewundert werden. Ein Freund berichtete mir kürzlich, daß er in einer Kirche auf Malta ähnliche Dinge schaute. Im Kastell auf Ischia, wo vor ca. fünfhundert Jahren ein Kloster war, dienen die Leichen von Nonnen zur Schaustellung. Die noch jetzt mit lederartiger Haut bekleideten, mit Lumpen behangenen Skelette stehen in den Tuffhöhlen daselbst

*) Hier liegt Staub, Asche und nichts.

an den Wänden, in Reihe und Glied aufgestellt, unser Führer leuchtet ihnen ins Angesicht, damit wir das Grinsen schauen möchten. Hat Mutter Erde keinen Raum für dies Gebein? Wartet man auf Erde aus Jerusalem, um diese Skelette zu bestatten? Die Kapuziner in Rom sind so glücklich, diese heilige, seligmachende Erde zu besitzen, die Christenheit der ersten Jahrhunderte hat solchen Wahn nicht gekannt. Ihr war der Platz, wo der Tote ruhte, durch den letzteren geheiligt, Erde aus Jerusalem hielt man fürs Seelenheil nicht nötig. — Auf dem durch seine Lage einzigartigen Campo santo in Neapel haben die Schaustellungen einbalsamierter Leichen während der letzten zehn Jahre große Dimensionen angenommen. Jenes Schauspiel bietet sich alljährlich am Totenfest dem in Scharen herbeiströmenden Publikum. Zahlreiche Leichen werden dann mit neuen Prachtkleidern versehen, man erblickt weibliche Leichen in seidenen Gewändern, die Füße mit Atlasschuhen geziert, als ginge es zum Ball, im schwarzen Haar rote Rosen, Lippen und Wangen kunstvoll geschminkt, das Haar nach der Mode frisiert. Ströme des Publikums drängen von Kapelle zu Kapelle, wo solche Ausstellung stattfindet und man hört Ausrufe der Bewunderung und Kritik, etwa: Come bello! oder auch: Che brutta figura, oder: Ecco un angelo u. s. w. Manche Witzworte laufen mit unter und das Gelächter wird keineswegs zurückgehalten, verschwindet aber in dem Lärm, welcher am Totenfest die Nekropole Neapels erfüllt. — In nächster Nähe dieser Stadt findet sich eine Totenausstellung, welche schwerlich ihresgleichen hat. Wenige kennen sie, Reisehandbücher erwähnen sie nicht. Wer von der hoch über einen Stadtteil sich wölbenden Brücke della Sanitá aus niedersteigt und die vielgewundene Strada delle Fontanelle verfolgt, gelangt zu steilen, mit Kraut bewachsenen Tuffhügeln, in denen sich weite, vielverzweigte Höhlengänge befinden, welche einst für den Bruch der Tuffsteine benutzt wurden. Auch hier sind Katakomben, aber neuen Datums. In jenen Gängen hat man zahllose Menschengebeine untergebracht, aber so, daß man Figuren daraus formte. Man sieht Pyramiden und andere architektonische Figuren, welche aus Arm- und Beinknochen oder Schädeln gebildet worden sind. Aus Priesterknochen hat man

sogar einen zierlichen Altar hergestellt. Die schönsten Schädel präsentieren sich auf Konsolen an den Wänden, hier und da steht ein mit Lumpen bekleidetes Skelett. Der Künstler, welcher diesen Knochenpark formte, scheint jene Skelette als Schildwächter gedacht zu haben. Am Totenfest prangt diese unterirdische Ausstellung im Schmuck der Myrtenzweige und die Gebeine müssen dem Publikum eine Extravorstellung geben. Sie stellen dann die Auferstehung dar. Auf weitem Plan sieht man Skelette, welche, ihre Grabsteine emporhebend, aus den Grüften hervorlugen und an einem Strick hängt ein Engel, welcher die Posaune bläst. Alle diese Gebeine stammen aus den Unterräumen alter Kirchen, welche man einer Restauration wegen leeren mußte. — Das Unglaublichste von Beunruhigung der Totengebeine geschieht auf dem Campo Santo in Neapel. Dort sind hunderte von Kapellen, deren jede einem Begräbnisverein angehört und zwei Stockwerke besitzt. Der untere kellerartige Raum dient dazu, die Leiche vorläufig in die Erde zu legen. Der dortige Tuffboden hat die Eigenschaft, den Leichnam auszudörren und dies geschieht im Verlauf von achtzehn Monaten. Nach Ablauf dieser Zeit nimmt man den Leichnam heraus und entfernt alle Bestandteile, welche noch an den Knochen sitzen. Hat man dies Werk vollbracht, so wickelt man das Gebein in ein weißes Tuch und legt es in eine der Nischen, welche sich in den Wänden des oberen Teils der Kapelle befinden. Bei der erwähnten Herausnahme des Leichnams pflegen die nächsten Verwandten des Toten zugegen zu sein, lassen sich jedoch bisweilen durch Vettern oder Basen vertreten. Bei einem Besuch des genannten Campo Santo sah ich im Unterraum einer Kapelle die Arbeiter mit einem Leichnam beschäftigt und habe, wenn auch ungern, mit eigenen Augen gesehen, wie die erwähnte Reinigungsarbeit an den Leichnamen vollzogen wird. Die Arbeiter, welche solche Arbeiten tagtäglich auf dem genannten Friedhof verrichten, haben im Volksmunde den Scherznamen: „Terra Santa“ (heiliges Land).

Wir besitzen aus dem fünften Jahrhundert die in lateinischer Sprache abgefaßten, vielfach schwungvollen Lieder des römischen Dichters Prudentius. In denselben schildert er uns auf Grund

eigener Anschauung die Märtyrerfeste, welche man damals in den Katakomben Roms feierte. Von allen Seiten strömten die Scharen des Volkes zusammen und drängten in das heilige Labyrinth der Katakomben hinein, um dort einem berühmten Märtyrer den Tribut der Verehrung und Anrufung zu zollen. Den ganzen Tag dauerte das Zu- und Abströmen der Menschenmassen, welche den silbernen Verschluß des heiligen Grabes küßten und duftigen Weihrauch spendeten. Der Dichter erwähnt nicht, daß man das Grab öffnete oder die Gebeine des Märtyrers für eine Ausstellung benutzte. An dergleichen Dinge dachte man damals nicht, das Grab blieb verschlossen, die Ruhe des Toten ward nicht gestört. Erst später hat die römisch-katholische Kirche solche Gebeine für ihr Schaugepränge benutzt und Friedhöfe in Stätten einer Totenausstellung verwandelt. Die italienische Sprache bezeichnet einen Friedhof als Cimetero. Dies Wort stammt aus der griechischen Sprache und bedeutet Ruhestätte. Die Beunruhigung eines Toten hatte für ein heidnisches Gemüt etwas Verletzendes. Die römisch-katholische Kirche denkt anders, sie benutzt alles, was ihrem Prunk dient, wenn sie auch dadurch die Ruhe der Toten stört.

2) Fassen wir jetzt diejenigen Dinge ins Auge, welche man aus dem Heidentum in die Katakomben herübergenommen hat. Hier kommen als höchst lehrreich die römischen Katakomben inbetracht.

Man hegt heutzutage vielfach immer noch die Meinung, daß die erste Christenheit sich in jeder Hinsicht durch eine tiefe Kluft von ihrer heidnischen Umgebung geschieden habe. Diese Meinung ist richtig, wenn wir Herz und Sinn, Gedankenwelt und Weltanschauung derjenigen ins Auge fassen, welche wirklich die umwandelnde Lebenskraft des Christentums erfahren hatten, — jene Meinung ist falsch, wenn wir manche Sitten und Bräuche berücksichtigen, welche die erste Christenheit mit ihrer heidnischen Umgebung gemeinschaftlich besaß. Eins der wichtigsten Resultate der neuesten Katakombenforschung besteht darin, daß man den Zusammenhang, in welchem die erste Kirche mit ihrer Umgebung stand, klargestellt hat. Wer jenes Resultat nicht kennt oder dasselbe ignoriert, dem fehlt der Schlüssel zum Verständnis von

Thatsachen, die in der Folgezeit eine hohe Bedeutung erlangt haben.

Die erste Christenheit teilte mit ihrer heidnischen Umgebung das damals allgemeine Kunstbedürfnis. Dieser Satz, welcher durch die Katakomben zu Rom und Neapel unwiderleglich bewahrheit wird, widerspricht der landläufigen Meinung, daß die junge Kirche die Kunst mit feindseligen Augen betrachtete. Die ältesten Katakomben Roms, ebenfalls die ältesten Teile der Katakomben Neapels, zeigen die damalige, überall übliche Dekorationsmalerei in ihrer klassischen Anmut und Schönheit, wie wir sie in Pompeji kennen lernen. Dieselben Blumen, Guirlanden, Genien, Vögel, Hirsche, Seepferde, Panther u. s. w. finden wir z. B. in der uralten Katakombe der Domitilla in Rom, ähnlich in den beiden obengenannten Atrien der Katakomben Neapels. Leider ist in ihnen an letzter Stelle das meiste dieser anmutigen Bilder im Lauf der letzten zwanzig Jahre zugrunde gegangen, die Bildertafeln aber, welche das bekannte Werk von Schultze*) enthält, geben uns eine Vorstellung von dem ursprünglichen Zustande jener Dekoration. Während sich dieselbe durchaus an die pompejanische Wandmalerei anschließt, sehen wir in den genannten Atrien nur an einer einzigen Stelle etwas, wodurch die neue Religion sich bemerklich macht. Es sind die Gestalten von Adam und Eva, zwischen ihnen ein Baum, in Evas Hand der Apfel. Beide Gestalten sind an genannter Stelle noch jetzt vorhanden und zeigen eine vollendete Anmut, wie im ersten Jahrhundert die Kunst sie zur Anschauung zu bringen fähig war. Vielfach ward in den ältesten Katakomben Roms die Bildersprache benutzt und dabei eine Anleihe bei der heidnischen Kunst gemacht, indem man allbekannte Gestalten der letzten verwendete. Man sieht daselbst die Gestalt des Orpheus, dessen Zaubersang die Tiere anlockte, und wollte damit Christus sinnbildlich vor Augen führen. Als Sinnbild dienen ebenso der Phönix, der Pfau, der Delphin, das Schiff des Odysseus bei den Sirenen. Die Katakomben Neapels zeigen, wie diejenigen in Rom, die unter den Namen des „guten Hirten" bekannte, jugendlich schöne Gestalt, welche der

*) Die Katakomben von St. Gennaro in Neapel.



in der heidnischen Kunst vielfach dargestellten Gestalt des Hermes Kriosforos *) höchst wahrscheinlich nachgebildet worden ist. — In den christlichen Katakomben Roms war es nicht verboten, die an heidnischen Grabinschriften fast immer wiederkehrenden drei Buchstaben: D. M. S (Diis Manibus Sacrum, den vergöttlichten Manen heilig) anzubringen **) — Schon früh begann man mancherlei Scenen aus der biblischen Geschichte al fresco darzustellen, und gerade diese Darstellungen waren, wie die römischen Katakomben zeigen, in der jungen Kirche beliebt, von einer Darstellung sogenannter Wunder der Heiligen ist keine Rede. — Wie hat sich dies verändert, als — etwa vom Jahre 400 an — die uralte Bilderfreude sich der Kirchen bemächtigte. Nach und nach traten später die Darstellungen aus der biblischen Geschichte zurück, die Heiligenlegende bemächtigte sich der Gemüter und der Kirchenwände, bis sie fast allein die Herrschaft erlangte. Man vergleiche den Bildercyklus der Katakomben mit den Bildercyklen, welche heutzutage die Kirchen Roms, Neapels u. s. w. erfüllen, um sich die Kluft klar zu machen, welche den Geist der Jetztzeit von dem Geiste trennt, dessen Erzeugnis die Bilder der Katakomben sind.

Wenn die ersten Jahrhunderte manche Gestalt heidnischer Kunst in naiver Weise benutzten, so brachte die Renaissance heidnische Gestalten in Hülle und Fülle in die heiligen Räume. König Alfonso I. hat in zwei Kirchen Neapels (St. Domenico Maggiore und St. Barbara) das Porträt seiner schönen Maitresse Lucretia d'Alagni malen lassen, einmal als Maria Magdalena und einmal als Angesicht eines der heiligen drei Könige. Seltsame Dinge sieht man in der Kirche St. Barbara, nämlich am Piedestal einer Säule kleine Figuren, welche einen mit Centauren bespannten Wagen darstellen, auf dem der Überfluß sitzt. In der Kirche St. Maria del parto, wo im sechzehnten Jahrhundert der Dichter Sannazáro begraben und mit einem Monument bedacht ward, finden wir das Heidentum in den klarsten Gestalten: Minerva und Apollo als Statuen, ferner als Reliefs: Neptun, Pan, einen bocksfüßigen

---

*) D. h. Widderträger. Preller, Griechische Mythologie I, 322.
**) Vgl. Kap. VIII, S. 156: Mutter und Kind.



Satyr nebst verschiedenen Nymphen. Oben zwischen Genien zeigt sich die bekränzte Büste des Dichters. Wir haben früher erkannt, welche Gestalten uns in sogenannten „Engeln“ begegnen, nämlich Amoretten und Genien, ebenso, welches Heidentum uns an Grabmonumenten in den Kirchen entgegentritt *)

Außer jenen erwähnten, der heidnischen Kunst entnommenen sinnbildlichen Figuren haben sich aber noch andere heidnische Erbstücke in den Katakomben gefunden. Daselbst zeigt sich die uralte heidnische Anschauung, welche das Grab als Haus betrachtete, das man möglichst wohnlich zu machen suchte. Man gab dem Toten allerlei Dinge mit, die ihm im Leben lieb waren. Solche Dinge haben sich in Menge gefunden **): Lampen, Ringe, Münzen, Schalen, Knöpfe, Kannen, Armbänder und Amulette, außerdem Puppen, Nippsachen, Kämme, Instrumente, Spielsachen, Sparbüchsen, Handwerkzeug, Küchengerät, Schreibgerät, Täfelchen, Schlüssel, kleine Statuen ***). Die zahlreichen in den Katakomben gefundenen Münzen entstammen dem bekannten heidnischen Brauch, nach welchem den Toten das für den Charon erforderliche Fährgeld mitgegeben wurde. Die Christen hatten also diesen Fährmann keineswegs vergessen, welchen Virgil †) als einen alten Mann mit struppigem Bart und feurig glühenden Augen schildert, der im eisenfarbigen Nachen die Seelen über den Strom fährt:

> „Flehend standen sie all' um zuerst hinüber zu kommen,
> Streckten die Hände und sahen zum anderen Ufer mit Sehnsucht.
> Doch bald diesen empfähet, bald den der düstere Schiffer,
> Andere treibt er hinweg, mit geworfenem Schlamm sie verscheuchend.“

Heidnische Amulette hat man in den christlichen Katakomben mehrfach gefunden, auch solche, die gegen den bösen Blick benutzt

---

*) Siehe zweiter Teil, Kap. VIII: Zur Kunstgeschichte. Am Dom von Palermo befindet sich eine Inschrift aus dem Koran (Sura VII, V. 55).

**) Mit Recht bemerkt hierzu Schultze (Untergang des griechisch-römischen Heidentums I, 310): So trägt die Christenheit in reicher Fülle die Merkmale ihrer natürlichen Herkunft an sich.

***) Siehe Schultze, Die Katakomben, S. 210. 216. 202.

†) Äneis VI, 297 ff.



wurden, z. B. Glöcklein, auch die kleinen viel benutzten heidnischen Bullae fehlen nicht, diese Amulette für Kinder. Zahlreicher sind die gefundenen christlichen Amulette, Kreuze, runde Täfelchen. Endlich haben solche Amulette sich gefunden, auf denen beides: Heidnisches und Christliches sich vereinigt, nämlich Medaillen, auf einer Seite Alexander, auf der anderen der Name Christi *). — Die angeführten Thatsachen beweisen, daß in der Kirche schon früh ein ansehnliches Stück Heidentum vorhanden war, eine Mischung, welche uns durch die damalige kirchliche Litteratur bestätigt wird. In Karthago gab es christliche Handwerker (im zweiten Jahrhundert), welche heidnische Götterstatuen verfertigten und sich am Bau von heidnischen Tempeln beteiligten. Dies bezeugt Tertullian (gest. 220) in seiner Schrift über den Götzendienst. Er sagt daselbst, daß der von Heiden benutzte Weihrauch oft von christlichen Kaufleuten geliefert wurde. Die Christen beteiligten sich an der Feier heidnischer Feste, christliche Lehrer unterwiesen heidnische Schüler in der Mythologie. Dergleichen läßt sich in gewisser Weise erklären, aber ein trübes Licht fällt auf das damalige Christentum aus der Thatsache, daß in Karthago Christen vornehmen Standes, wenn sie Staatsämter bekleideten, die mit solcher Würde gesetzlich und herkömmlich verbundenen Opfer feierlich verrichteten **).

Auch mit der Begräbnisfeier in den Katakomben verbanden sich mancherlei heidnische Bräuche. Wenn Prudentius (gest. 405) berichtet, daß Weinspenden dabei üblich waren, so wissen wir nicht, ob dieser heidnische Brauch erst damals geübt wurde, oder ob die Christen ihn von vornherein beobachteten. Sicher aber ist, daß dieselben nach heidnischem Brauch schon in den frühesten Zeiten alljährlich das Andenken eines Toten, speziell auch eines Märtyrers, durch eine Mahlzeit feierten. Dies wird schon durch den Speisesaal bewiesen, der sich neben dem Eingang zur Katakombe der Domitilla in Rom befindet. Hinsichtlich Neapels ist bezeugt, daß ein solcher Speisesaal in den Katakomben vorhanden

---

*) Schultze, a. a. O., S. 219 ff.

**) Tertullian de idolatria, pag. 11 sqq. 20. 23. 17. 18.

war*). Auch St. Paulinus von Nola berichtet, daß solche Festmahle in seiner Diöcese üblich waren. Wir haben allen Grund, anzunehmen, daß solche Feste in der ersten Zeit einen würdigen Charakter hatten, wie sie aber in der Zeit nach Konstantin sich gestalten, zeigen die Briefe des Augustinus (XXII, 3 — XXIX, 9), in denen er von der Schlemmerei (comissationes et ebrietates) solcher christianisierten Feste redet, die nach seiner Meinung schonende Nachsicht verdienen. Welche Mischung von Heidentum und Christentum in Rom war, bezeugt uns Leo I. (gest. 461) in seinen uns erhaltenen Sermonen, wenn er z. B. sagt, daß Christen, ehe sie die Basilika St. Petri betraten, der aufgehenden Sonne ihre Verehrung darbrachten. Er hat recht, wenn er sagt, dies geschehe paganitatis spiritu, im Geist des Heidentums**). Volle Schonung heidnischer Feste bei den Christen übte Gregor I. (gest. 604). Er schreibt an die Grundbesitzer Sardiniens (nobilibus et possessoribus Sardiniae), daß alle ihre Bauern dem Götzendienst ergeben seien. Er ermahnt sie unter Hiweis auf das Gericht Gottes, für die Bekehrung der Bauern zu sorgen***). Als Mittel der Bekehrung benutzte er Drohung, Strafe und — Nachsicht, letztere in Hinsicht der Feste und Lustbarkeiten. Diese Methode Gregors hat zur Förderung des Namenchristentums und zur Mehrung eines aus Heidentum und Christentum bestehenden Chaos das Ihrige beigetragen.

Nach Konstantin wurden die Katakomben bald ein berühmter Wallfahrtsort und der als Fortsetzung des Heidentums von uns wiederholt erwiesene Heiligenkultus erhielt daselbst eine wesentliche Förderung. Die Bischöfe Roms lieferten dazu ihren Beitrag, indem sie den Katakomben eine glänzendere Ausstattung, den Gräbern der Märtyrer besondere Auszeichnung gaben. Dies that z. B. der Bischof Damasus im vierten Jahrhundert, indem er hervorragende Märtyrer durch poetische Inschriften ehrte.

---

*) Siehe Schultze, Katakomben von St. Gennaro.

**) Sermo 27.

***) Lib. III, Kap. 23. — Es ist ein Rest des heidnischen Naturdienstes, wenn die heutigen Griechen beim Aufgehen des Abendsterns ein Gebet verrichten. Wachsmuth, Das alte Griechenland im neuen, S. 29.

3) Schließlich haben wir solche Dinge zu erwähnen, von denen sich in den Katakomben keine Spur findet, die erst später in die christliche Kirche eingedrungen sind. Zwar wäre es der römischen Kirche höchst erwünscht, wenn man die Spuren gewisser Dinge, die ihr heute als Hauptsache gelten, in den Katakomben fände, sie muß aber diesen Wunsch als unerfüllbar betrachten.

Nur scheinbar unbedeutend ist die Thatsache, daß auf den Bildern der Katakomben während der ersten Jahrhunderte sich keine Amtstracht der Geistlichen zeigt. Dieselbe tritt uns erst vom vierten Jahrhundert an entgegen. Die Tonsur sieht man in den Katakombenbildern nicht. Die Tonsur der Priester war zu den Zeiten des Hieronymus, welcher im Jahre 420 starb, unbekannt *). Er spottet in seiner Auslegung von Ezechiel 40 über die Tonsur der Isispriester. Ebenso wenig war in der alten Kirche die Bartlosigkeit der Geistlichen, denn die Bilder jener Periode zeigen die Apostel stets bärtig. Ebenso wenig kennen die römischen Katakomben eine Nonnentracht. In den letzteren, sowie in denen zu Neapel sind keineswegs alle Heilige mit dem Nimbus versehen und St. Petrus hat noch nicht die bekannten Schlüssel. Die Inschriften in den Katakomben Roms (es sind ihrer ca. 25000 bis jetzt gelesen) kennen kein Papsttum und keine Priester. — Man redet und schreibt zwar von einer in den Kalixtkatakomben Roms vorhandenen „Papstgruft“, aber dieser Name wird durch die Inschriften, welche man dort fand, Lügen gestraft. Man hat vier Namen von daselbst im dritten Jahrhundert bestatteten römischen Bischöfen gefunden, jeder ist bezeichnet mit dem griechischen Titel: Episkopos. Man kannte also damals nur einen Bischof der Diöcese Rom, keinen Pontifex maximus, wie man auf den pomphaften Papstdenkmälern in der Peterskirche liest. Es ist Zeit, daß man den Namen: „Papstgruft“ beseitigt und statt dessen: Bischofsgruft sagt **). Weder die Bilder, noch die Inschriften der Katakomben wissen etwas vom Fegfeuer und der Erlösung aus demselben. Dabei ist zu bemerken, daß die römischen Kata-

*) Siehe auch Hase, Kirchengeschichte, S. 608.

**) Siehe unseren ersten Teil, Kap. IV: St. Petrus.

komben bis zum Anfang des fünften Jahrhunderts, die neapolitanischen viel länger als Begräbnisplatz benutzt wurden. Hätte man vom Fegfeuer gewußt, so müßte man in jenen Räumen eine Andeutung davon finden. Kannte man das Purgartorio nicht, so waren auch die Messen zur Seelenerlösung damals unbekannt.

Seit vier Jahren hat sich in Neapel ein Verein von Angehörigen des Klerus gebildet, mit der Absicht, die verstorbenen Priester der Diöcese durch Messen aus dem Purgatorio zu erlösen. Wiederum ward auch in diesem Jahre ein Aufruf erlassen, worin die Wendung vorkommt: Applicare una Messa in Suffragio alle anime dei Sacerdoti defunti. Mit großem Pomp wird jedes Jahr eine Festfeier dieses Vereins gehalten, der letzte vom 20. Februar 1890 datierte Aufruf sprach die Hoffnung aus, daß die vom Fegfeuer befreiten Seelen vor dem Thron des ewigen Priesters die Vermittelung übernehmen. In Süditalien gehören figürliche Darstellungen der im Fegfeuer befindlichen Seelen zu den gewöhnlichsten Dingen und man sieht solche Gruppen nicht nur in den Kirchen, sondern auch unter freiem Himmel. — Wäre die heutige römisch-katholische Ablaßpraxis*) in der Kirche der ersten fünf Jahrhunderte bekannt gewesen, so würde sich eine Andeutung in den Katakomben finden, etwa ein Verzeichnis, ein Tarif, wie man heutzutage dergleichen tausendfältig sieht; die römischen Bischöfe hätten dann (wie man es heute an allen Ecken und Enden liest) den Besuch eines Märtyrergrabes mit so und so vielen Abläßen belohnt. Weder in den Katakomben, noch in der Litteratur der ersten fünfhundert Jahre finden wir ablaßverkündende Tetzelspuren. Wäre die heutige Bilderverehrung mit ihren Wunderbildern und Bilderwundern von jeher in der Kirche gewesen, so müßte man Spuren derselben in den Katakomben entdecken. Waren doch dieselben, wie feststeht, ein hochheiliger Wallfahrtsort und ein solcher muß bekanntlich heutzutage sein Gnadenbild haben. Die Katakomben haben keine Gnadenbilder aufzuweisen. Wohl finden sich in den römischen Katakomben Bilder der Maria, aber nur deshalb, weil sie selbstverständlich in den Bildercyklus aus der

*) Siehe unseren zweiten Teil, Kap. XIII: Der Ablaß.



biblischen Geschichte gehört. Jene Darstellungen zeigen sie nicht als Einzelfigur, sondern als Gestalt in der Geschichte von den Weisen aus dem Morgenlande. Die römische Kirche würde sich freuen, wenn von den Weisen erzählt worden wäre, daß sie die Maria als magna mater, als Himmelskönigin „anbeteten", allein dies wird nicht berichtet und die Katakombenbilder stellen es demgemäß nicht dar. — In den Katakomben Neapels sieht man Bilder von Aposteln, Heiligen, Scenen biblischer Geschichte, aber kein Bild der Madonna. In der zu den ältesten gehörenden Domitillakatakomben Roms hat Maria, die zwischen den Weisen dargestellt ist, keinen Nimbus. Wohl hat man schon früh (vor Konstantin) die Mutter Christi in den Katakomben gemalt, aber nicht, wie später und heute, als Gegenstand der Anbetung *). — Vergleichen wir mit diesem Resultat der Katakombenforschung neuere Behauptungen der römischen Kirche.

„Die Liturgie, welche zur Vorbereitung auf die Eucharistie dient und in welcher die Kirche die Maria anruft, stammt von St. Petrus, dem Apostelfürsten, der sie diktiert hat, wie Leo III. und St. Thomas sagen. Wie Petrus, verfuhr auch der Apostel Jakobus in Spanien, ebenso St. Markus in Alexandrien." So behauptet Cuomo in seinem zur Verherrlichung der Maria geschriebenen, viel benutzten und von der Kirche anerkannten Werk (S. 218). Er schreibt: „Nach einer festbegründeten Tradition, garantiert durch berühmte Schriftsteller, ward noch bei Lebzeiten der Maria oder gleich nach ihrer Himmelfahrt auf dem Berge Carmel eine kleine Kirche zu Ehren derselben erbaut, an derselben Stelle, wo Elias einen Altar errichtet hatte."

„Aus den Akten des Konzils zu Ephesus (431) ist bekannt, daß der Evangelist Johannes einen Tempel zu Ehren der Maria erbaute. Aus alten Aufzeichnungen (antiche memorie) folgt, daß auch St. Petrus einen solchen Tempel in Antaruda errichtete, ebenso St. Jakobus in Spanien. Ebenso machten es die Schüler der Apostel. Dies alles geschah per celebrare le glorie

*) Zu vergleichen Hase, Kirchengeschichte, I, 409. „Maria in den Katakomben ist Gegenstand der Pietät, nicht der Anbetung."

di Maria“ (S. 207). Solche Lügen werden durch die Katakomben widerlegt.

In den Katakomben haben die Pilger verschiedener Jahrhunderte Anrufungen der Heiligen in die Wände hineingekritzelt, Inschriften, welche in neuerer Zeit zum großen Teil publiziert worden sind. Anrufungen der Maria befinden sich nicht darunter. Hieraus folgt, daß der Marienkultus erst später in die Kirche eingedrungen ist. Vergleichen wir mit dem Resultat der Katakombenforschung spätere und heutige Anschauungen.

Papst Leo XIII. hat der „Himmelskönigin“ dadurch eine Ehre erwiesen, daß er die sieben Gründer des in Florenz entstandenen Ordens der Servi di Maria kanonisierte und dem Fest dieser neuen Heiligen den Grad einer Feier mit doppeltem Ritus verlieh. Wie gewisse Orden, welche Fürsten verleihen, ihre Grade haben, so auch die vom Papste dekretierten Feste. Die Madonnenfeste stehen dabei immer obenan, und weil jene vor sechshundert Jahren entstandenen Servi di Maria den Ruhm der letzteren mehrten, so ward ihren Gründern ein Doppelfest zuteil. Die Himmelskönigin, welche nach Alfonso di Liguori für Ehrenbezeugung sehr dankbar ist, wird sich dem Papst erkenntlich erweisen.

In der Kirche S. Maria sopra Minerva zu Rom weiht eine Brüderschaft ihrer dortigen Madonna einen Spezialkultus. Für die Königin des Rosario brennen dort vor dem Wunderbilde (Taumaturga immagine) fünfzehn Lampen, nach Zahl der Mysterien des Rosenkranzes. Diese Ehre geschieht, wie eine Anzeige im Osservatore Romano sagte: per ottenere il trionfo della chiesa. Hoffentlich weiß die Madonna, die Regina coeli, daß jene Lampen 10000 Lire kosten. — In Neapel wird eine der vielen Madonnen unter dem Namen S. Maria del gran trionfo verehrt.

Auch in Griechenland steht die „Himmelskönigin“ Maria an der Spitze der schützenden helfenden Gottheiten, welche man Heilige nennt. „Das Volk betet zu den Heiligen, wie zu wirklichen Göttern*).

---

*) So lesen wir in dem Werk von B. Schmidt, Das Volksleben der Neugriechen und das hellenische Altertum, I, 35.

Die Monatsschrift Il Rosario e la Nuova Pompeji berichtet im Oktoberheft 1889, wie man der Regina del Rosario (Rosenkranz) um Mitternacht des 1. Oktober in der Kirche zu Pompeji das Hosianna gesungen. Diese Kirche hat allein unter allen Kirchen auf Erden das Recht, der Himmelskönigin solchen nächtlichen Hallelujakultus zu weihen (S. 145). Um Mitternacht sprach der heilige Redner zur versammelten Menge: „Brüder, es ist Mitternacht, jetzt beginnt der feierliche Tag des Festes der Maria! Sammeln wir jetzt alle unsere Seufzer, alle Wünsche, die wir aus unseren Häusern und Familien mitgebracht haben und legen sie mit diesem Kranze, den wir heute weihen, ihr zu Füßen. Von diesem Bilde sieht die Jungfrau auf uns, sie streckt ihre Hand aus, um unsere Krone zu empfangen, zugleich aber will sie auch unsere Bitten und Wünsche annehmen!“ — Der Berichterstatter schreibt (S. 146): „Das Bild der Madonna erschien uns wie eine lebende Person, wie die Person der vom Himmel gekommenen Maria, niedergestiegen zu ihrem teuren Heiligtum, um ihre Kinder mit Himmelsfreude zu berauschen. Fünf Stunden verflossen uns, wie Minuten.“

Ruhmvoll ist die Madonna del perpetuo Soccorso, d. h. ihr altes Wunderbild in der Kirche St. Alfonso auf dem Esquilin in Rom. Am 17. Juni d. J. hatte dieselbe dort ihr Fest, dem ein Triduo mit Lobreden vorausging, wobei auch, wie stets üblich, die Litanei von Loreto gesungen wurde. Vollständiger Ablaß, auf die Gestorbenen übertragbar (der Kaufmann sagt: Es wird ihnen gut geschrieben), ward von dem heiligen Vater bewilligt. Wie eine jede Madonna, so hat auch diese ihre Konfraternität, welche für den Kultus ihrer Madonna sorgt. — An der Kanzel der Kirche St. Domeniko in Neapel liest man: Omnia facio propter evangelium, 1 Kor. 9. Der heutige Madonnenkultus zeigt, was die römische Kirche unter Evangelium versteht.

Am 7. August 1889 ward die neue Rosenkranzkirche zu Lourdes in Frankreich eingeweiht. Die Libertà cattolica (Nr. 194) giebt eine Festbeschreibung. Fünfzehntausend Pilger und zwölfhundert Priester recitierten den Rosenkranz, während eine großartige Prozession des Klerus vorbeizog. Die Kirche ist in Form eines

griechischen Kreuzes mit Kuppel gebaut und hat fünfzehn Altäre nach Zahl der Mysterien des Rosenkranzes. Über dem Eingang sieht man eine Kolossalstatue der Madonna.

In Portugal heißt die Maria Padrocina do Reino, Patronin des Reiches. Der Kultus derselben verbreitete sich dort von Coimbra aus durch die Königin Isabella, Gemahlin des Königs Dionysius, 1269. Johannes IV., Sohn des jetzigen Königshauses, gab der Maria obigen Titel und der Papst erteilte der Königin als Dank für den Marienkultus bedeutende Privilegien *).

Der Königsprunk beim Kultus der Regina coeli ist in Palermo längst verschwunden, alles übrige aber ist geblieben oder erneuert. Aufgehört hatte für einige Jahre die feierliche Darbringung der Geldgabe seitens der Stadtobrigkeit. Im Jahre 1883 hat dieselbe sich ihrer Pflicht erinnert und aufs neue in althergebrachter Weise der Madonna in der Senatskapelle der Franziskanerkirche ihre Verehrung bezeigt und die Geldgabe geopfert **). Dies kann uns durchaus nicht wundern, da an anderen Orten Süditaliens ähnliche Zeichen der Zeit zutage treten. Geblieben ist in Palermo die großartige Prozession der Immaculata, geblieben endlich die lärmvolle Festnacht vom 7. zum 8. Dezember, wo Geistliches und Weltliches in seltsamer Vereinigung uns begegnet. Reihen von verschleierten Frauen und Mädchen ziehen alsdann in die Kirche, den Rosenkranz in der Hand, und vor derselben wirbelt der tollste, ausgelassenste Festjubel und Festlärm. In der Kirche vernimmt man feierliche Gebete und Gelübde, während draußen Feuerwerk prasselt, in der Kirche sieht man Büßende sich vor der Gebenedeieten neigen, während in tausenden von Häusern heitere Mahlzeiten stattfinden, die nur zu sehr an die Saturnalien der Alten erinnern.

Im Heiligtum von Monserrato zeigt man eine Säule, an

*) Lib. catt., 5. Nov. 1889.

**) Die Zeitung „L'Italia reale" vom 20. Dezember 1883 berichtete, daß der Stadtrat von Palermo sich soeben kniefällig vor der Madonna gebeugt und die im Jahre 1655 stipulierten hundert Unzen Silber der Himmelskönigin überreicht habe. Einen ähnlichen erneuerten Tribut erhielt 1884 die Madonna von Monte Nero bei Livorno.

welcher Ignatius Loyola eine Nacht hindurch zur Madonna betete, um dann seinen Degen auf ihren Altar zu legen. „Die Madonna nahm ihn unter ihren Schutz, erschien ihm sichtbar, um ihn zu trösten bei den ersten Schritten seines neuen Lebens und ihn zum lebendigen Heiligtum ihres Ruhmes zu machen. O, glückliche Nacht, die solchen Einfluß hatte auf die Geschicke eines Mannes, der solche Wirkung übte auf das Heil der Seelen und den Ruhm des Christentums. Die Madonna segnete die spätere Stiftung dieses Mannes, welcher der Kirche zum Jubel und dem Paradies zur Freude gereichte *).“ — Der Orden der Jesuiten hat den Madonnenkultus Jahrhunderte hindurch gefördert, hat die alte Isis auf einen glänzenden Thron gesetzt, und ein Zögling der Jesuiten, Papst Leo XIII., setzt dies Werk fort. Auf die Katakomben darf sich derselbe nicht berufen.

---

*) Citat aus Riccardi, a. a. O., IV, 510.

Fünfzehntes Kapitel.

Vom Markt der Wunder.

„In Rom ward ein Phönix öffentlich ausgestellt."
Plinius.

Rom zur Kaiserzeit war in aller Welt bekannt als der Ort einer permanenten Weltausstellung. Mit derselben lassen sich freilich die modernen Weltausstellungen nicht vergleichen, denn in Rom handelte es sich nicht um Erzeugnisse der Kunst und Industrie, sondern um sogenannte „Miracula", also um Wunder. Mit diesem Worte bezeichnete man zur Kaiserzeit allerlei Seltenes, Merkwürdiges, Niegesehenes, was aus den Provinzen des römischen Weltreichs in die Welthauptstadt geschickt wurde, um dort die gebührende Bewunderung aller derer zu finden, welche die Stadt Rom als das non plus ultra der Welt betrachteten. Jene „Miracula" pflegten teils fortwährend, teils bei feierlichen Gelegenheiten, z. B. bei den Festspielen öffentlich gezeigt zu werden und dienten der Befriedigung südlicher Schaulust. Solche Dinge lieferte das Pflanzenreich, seltene Gewächse aus fernen Erdteilen, Balken von Riesenbäumen u. s. w. Merkwürdiger waren seltene Tiere, die namentlich bei den Tierhetzen Verwendung fanden. Suetonius erzählt im Leben des Octavian Augustus Kap. 43 wörtlich folgendes: „So oft etwas Niegesehenes oder sonst Merkwürdiges nach Rom gebracht wurde, pflegte er dasselbe an einem beliebigen Orte dem Volke öffentlich zur Schau zu bieten, so z. B. ein Rhinozeros, einen Tiger, eine Schlange, welche fünfzehn Ellen

lang war.“ Die meisten und anziehendsten und interessantesten Miracula (griechisch: terata oder thaumata) lieferte den Römern die Menschenwelt. Riesen und Zwerge, sowie Mißgeburten boten der Schaulust eine ersehnte Augenweide. Im obengenannten Kapitel des Suetonius wird berichtet: „Augustus ließ den Lucius, einen Jüngling von edler Geburt, im Theater auftreten, um ihn dem Volk zu zeigen, weil derselbe nicht völlig zwei Fuß hoch, nur siebzehn Pfund schwer und dabei mit einer Donnerstimme begabt war.“ In Kap. 83 wird uns von Augustus erzählt, daß er sich aus Syrien und Mauretanien kleine Knaben kaufte, an denen er eine besondere Freude hatte. Sueton fährt fort: „Vor Verwachsenen und Verkrüppelten hatte Augustus einen Abscheu, weil ihm solche Spottgeburten der Natur von böser Vorbedeutung zu sein schienen.“ Wir sehen aus diesem Kapitel, daß es in Rom andere Reiche gab, welche auf den Besitz solcher Krüppel stolz waren und dieselben mit Vergnügen ihren Gästen zeigten. Schon früher *) haben wir darauf hingewiesen, daß es in Rom einen Markt gab, wo man solche Naturwunder kaufen konnte. Dort hatte Nero einen ägyptischen Vielfresser gekauft. Sueton erzählt im Leben dieses Kaisers Kap. 37 folgendes: „Man glaubt sogar, daß Nero große Lust hatte, einem berühmten, ägyptischen Vielfresser, welcher rohes Fleisch und alle möglichen sonstigen Dinge zwischen die Kinnbacken zu nehmen pflegte, lebendige Menschen zum Zerfleischen und Verzehren vorzuwerfen. Nero äußerte, daß vor ihm kein Fürst gewußt habe, was er sich alles erlauben könne.“ Bisweilen wurden die Miracula bildlich dargestellt. Einen solchen Fall erzählt z. B. Plinius im siebenten Kapitel seiner Naturgeschichte. Den staunenden Römern ward das Bild einer Frau namens Eutychis gezeigt, welche angeblich dreißig Kinder geboren hatte. Es gab damals ein römisches Tageblatt (die sogen. acta diurna), welches sich nicht mit der Politik, desto mehr mit Neuigkeiten, auch mit den „Miracula“ Roms beschäftigte und in die Provinzen geschickt wurde. Der Stiefsohn und Nachfolger des Augustus, Kaiser Tiberius, scheint an den Miracula keine Freude

---

*) Siehe erster Teil, Kap. XIV.

gefunden zu haben. Man sandte ihm Knochen von riesiger Größe, die angeblich in Kleinasien gefunden waren, und meldete, es handle sich um Knochen eines Heroen. Dabei ward vorgefragt, ob er den Wunsch hege, daß man ihm den vollständigen Heroen nach Rom sende. Tiberius besah den Riesenknochen und gab den Gesandten die kühle Antwort, daß er den vollständigen Heroen nicht zu besitzen wünsche, vielmehr die betreffenden ersuche, denselben liegen zu lassen, wo er liege.

Bei dieser permanenten Ausstellung zeigte man nicht nur das Mögliche, sondern auch das Unmögliche. Bekannt ist die Legende von der Andromeda und dem Ungetüm, welches diese gefangen hielt. Durch Plinius erfahren wir, daß man in Rom die Knochen jenes Ungeheuers sehen konnte *). Es heißt an dieser Stelle wörtlich: „Die Knochen dieses Seetiers zeigte unter den übrigen Miracula der Stadtarchitekt M. Scaurus in Rom. Die Länge der Rippen war vierzig Fuß, die Höhe übertraf diejenige eines Elefanten, die Dicke des Rückgrates war anderthalb Fuß.“ Weil von Seetieren unglaubliche Dinge erzählt und geglaubt wurden, war man begierig, dergleichen thaumata mit Augen zu sehen und geneigt, allen Berichten über das Geschaute Glauben zu schenken. Wie weit man in dieser Hinsicht gehen, was man der Menge bieten konnte, beweist die Naturgeschichte des Plinius, der seinen kritisierenden Unglauben oft äußert und doch folgender Erzählung vollen Glauben schenkt. Er sagt wörtlich: „Ich würde mich schämen, zu erzählen, wenn die Sache nicht von Mäcenas, von Flavianus, von Flavus Alfius und von vielen anderen schriftlich aufgezeichnet wäre. Als der Divus (vergötterte) Augustus regierte, kam ein Delphin in den Lukriner See (bei Neapel) und erwartete dort den Sohn eines Landmanns. Der Knabe gab dem Tiere Brot, wofür dasselbe ihn liebte. Der Delphin fraß dem Knaben aus der Hand, ließ ihn auf seinem Rücken reiten und trug ihn quer über den Hafen nach Puteoli zur Schule und wieder zurück. Das that er einige Jahre, bis der Knabe starb. Da ward der Delphin traurig und ist, wie niemand zweifelhaft war, vor Sehn=

*) Plinius, Naturgeschichte, Buch 9, Kap. 5.



sucht gestorben *)." Die bekannte Legende von Arion findet derselbe Plinius, wie er im genannten Kapitel bemerkt, glaublich. Unter diesen Umständen kann es uns nicht überraschen, wenn der genannte gelehrte Römer seinen Lesern folgendes zum besten giebt. „Dem Kaiser Tiberius meldete eine für diesen Zweck abgeschickte Gesandtschaft aus Olyssipo, also Lissabon, man habe in einer Höhle einen auf einer Muschel blasenden Wassergott (Triton) in der bekannten Gestalt gesehen und gehört, auch die Gestalt der Wassergöttin (Nereide) ist nicht erdichtet, nur daß auch da, wo sie menschliche Gestalt haben, ihr Leib mit Schuppen rauh ist. Denn auch solches Meerfräulein hat man am dortigen Ufer gesehen und ihr Winseln, als sie im Sterben war, gehört. Es schrieb auch ein Statthalter an den vergöttlichten Augustus, daß an dortiger Küste oft tote Wasserfrauen gesehen würden. Ich habe Männer des Ritterstandes zu meinen Gewährsleuten, welche im Meer bei Gades einen Wassermann (Triton) gesehen haben, der einem Menschen völlig gleich war. Er steigt auf die Schiffe und die Seite, wo er sitzt, neigt sich, bleibt er lange, so geht das Schiff unter. Turanius schreibt, daß ein Seetier an die Küste von Gades geworfen wurde, dessen äußerster Schwanz zwischen beiden Floßfederspitzen sechzehn Ellen hielt **)."

Die Wahrheit solcher Münchhausiaden ward in der Kaiserstadt Rom durch Ausstellungen bekräftigt. Ein Triton ward daselbst, wie der vielgereiste Pausanias erzählt, gezeigt. Sein Leib endigte mit einem Fischschwanz, er hatte grüne Haare und an den Händen Muscheln ***). Um das non plus ultra der Miracula zu erreichen, zeigte man sogar einen Hippocentaur, also ein Wesen halb Mensch, halb Pferd, der zur besseren Aufbewahrung in Honig gelegt war. Plinius, Buch 7, Kap. 3, schreibt: „Claudius Cäsar berichtet, es sei in Thessalien ein Wesen geboren, welches halb Pferd, halb Mensch war und am ersten Tag starb. Wir haben seiner Zeit einen solchen Hippocentaur, der aus Ägypten gebracht

---

*) Plinius, Naturgeschichte, Buch 9, Kap. 8.

**) Plinius, a. a. O., Buch 9, Kap. 5.

***) Pausanias, Buch 9, Kap. 21.

war, in Honig aufbehalten gesehen“. Der Kirchenlehrer Hieronymus berichtet im Leben des Einsiedlers Paulus, daß man dem Kaiser Konstantin einen eingesalzenen Hippocentaur übersandte. Im zehnten Buch seiner Naturgeschichte im zweiten Kapitel berichtet Plinius vom Phönix. Nachdem er zu Anfang sein Bedenken geäußert, nennt er mehrere Gewährsmänner und sagt am Schluß des Kapitels: „Zur Zeit des Kaisers Claudius ist ein Phönix nach Rom gekommen und öffentlich ausgestellt im achthundertsten Jahre der Stadt. Dies ist in Urkunden bezeugt, weshalb es niemand für erdichtet achten darf.“

So war es in Rom, der ewigen Stadt, deren Lob in der Kaiserzeit oft mit überschwenglichen Worten ausgesprochen ist. Claudianus, ein Dichter des vierten Jahrhunderts sagt, daß kein Geist ihre Schönheit, kein Mund ihr Lob in sich fassen könne. Andere große Städte des römischen Reiches hatten ebenfalls ihre Miracula.

Zwischen den heidnischen Tempeln herrschte ein Wetteifer in Hinsicht der Naturmerkwürdigkeiten und anderer „Miracula“. Im 31. Kapitel des sechsten Buches seiner Naturgeschichte berichtet Plinius von den uns unbekannten gorgadischen Inseln, wo die gänzlich behaarten Gorgonen wohnen. Dann fährt er fort: „Hanno, Feldherr der Punier, ist in jene Inseln eingedrungen und hat zum Beweise der Wunder die Häute von zwei Gorgonen in den Tempel der Juno zu Karthago gelegt, wo man sie bis zur Eroberung dieser Stadt (also bis 146 vor Christo) erblickte.“ Derselbe erzählt in Buch XI, Kap. 31: „Hörner einer indischen Ameise, welche zu Eythrae im Tempel des Herkules aufbewahrt werden, sind ein Wunder gewesen.“ — Über diese Wundertiere sagt der Genannte weiter, „daß sie mit ihren Hörnern Gold aus der Erde graben und so groß sind, wie die ägyptischen Wölfe“. Solche Miracula wurden den Touristen von den Tempelwächtern gezeigt, wobei dieselben auswendig gelernte Legenden erzählten. Pausanias, der vielgereiste Hellene des zweiten Jahrhunderts, berichtet, daß er im Dianatempel zu Capua einen Elefantenschädel sah*). In

*) Pausanias, Bd. V, Buch 12, Kap. 1.



einem römischen Tempel sah man, wie Plinius erzählt, die Haut und Kinnlade einer Riesenschlange und der Tempelwächter erzählte den Touristen jenes bekannte Märlein von Regulus, welcher dies gigantische Tier in Afrika getötet haben sollte. Einen Wallfisch-Rippenknochen sah der genannte Pausanias (II, 10. 2) in dem Tempel des Äskulap zu Sikyon. Auch Lucian in seiner Schrift von der syrischen Göttin erwähnt, daß er im Tempel der letzteren außer anderen Merkwürdigkeiten große Elefantenzähne erblickte.

Augustin in seiner Schrift de civitate Dei (XXI, 26) berichtet gläubig, daß vor einem Venustempel ein Leuchter stand, dessen Flamme weder durch Regen noch durch Wind zum Verlöschen gebracht wurde und meint, der in jenem Tempel wohnende Dämon habe dies Wunder gewirkt. Horaz, der Hofdichter des Augustus, zeigt sich weniger wundergläubig, als der Kirchenlehrer Augustinus, wenn er von einer Tempelmerkwürdigkeit in Gnatia bei Brundisium erzählt. Dort sollte es Weihrauch geben, der ohne Feuer auf der heiligen Schwelle verdampfte. In seiner humoristisch erzählten Reise nach Brundisium (fünfte Satire) sagt Horaz:

„Auch Gnatias Örtlein,
Einst im Zorn von den Nymphen erbaut gab Scherz und Gelächter,
Denn, es verdampf' ohne Glut auf der heiligen Schwelle der Weihrauch,
Wollte man uns einreden. Das glaub' ein Hebräer Apella
Nicht ich, welcher gelernt, daß mühelos leben die Götter.“

Reich an „Miracula“ aller Art war der Tempel der syrischen Göttin in Hierapolis. Lucian hat uns eine Beschreibung hinterlassen, welche den Hohn dieses Satirikers zwischen den Zeilen lesen läßt. In diesem Tempel blendete die Pracht des edlen Metalls, die kostbaren Steine am Halse der Göttin erregten Erstaunen, das größte Mirakel aber war eine schwitzende Götterstatue.

Die beste Quelle hinsichtlich der Miracula ist ohne Zweifel die aus dem zweiten Jahrhundert nach Christo stammende Reisebeschreibung des Pausanias, welcher namentlich auf die Tempel sein Augenmerk richtete und durch die Fülle seiner Nachrichten über dieselben beweist, daß das Altertum einen hohen Wert auf Kenntnis und Anschauung solcher Dinge legte. Welche staunenswerten

Dinge die Heiligtümer besaßen, erhellt aus nachstehender Blumenlese. Man besaß z. B. das Scepter des Zeus, das Steuer der Argonauten, das Gewebe der Penelope, den Sessel des Danaos, den Lehm, aus welchem Prometheus Menschen formte *), die Pfeile des Herkules, den Wagen des Pelops, die Haut und Flöte des Marsyas, den Kiel des Argonautenschiffs, den Becher des Priamus, das Halsband der Harmonia, Knochen von dem Meertier, bekannt aus der Andromedalegende, das blutige Wasser, in welchem sich Perseus wusch, nachdem er jenes Meertier erlegt hatte, die Amboße, welche Zeus an den Füßen seiner Gemahlin Hera befestigte, das Schiff des Äneas, das Schiff der Phäaken, welche Odysseus heimbrachten, das Ei der Leda, das Horn der Ziege Amalthea, welche den kleinen Zeus nährte, das Haar, welches Isis sich ausriß, den Stein auf welchem Demeter ausruhend saß, den Brief des Sarpedon, die Ketten des Prometheus, den Lapis manalis des Mars (machte Regen), den Stein der Göttin Rhea. Man zeigte die Spur, welche der Dreizack Poseidons hinterlassen hatte, den Schlund, aus welchem Pluto heraufstieg, den Ort, wo sich Herkules verbrannte, die Palme, unter welcher Apollo und Diana das Licht der Welt erblickten, das Gemach der Semele, die Stelle, wo der Adler des Zeus den Ganymedes entführte, die Höhle des Paris, den Stein, auf welchem Telamon saß, den Augurstab des Romulus, den Feigenbaum, unter dem die Wölfin Romulus und Remus säugte, das Strohhaus des Romulus, die Hütte des Faustulus, den Stuhl des Pindar, den Ring des Polykrates, Schild des Diomedes, Opfermesser der Iphigenia, die Bank des Philosophen Demonax, Steine, welche Kronos verschluckte, Zähne vom erymantischen Eber, u. s. w.

Zu Anfang des fünften Jahrhunderts war in Rom die äußerliche Christianisierung einigermaßen vollbracht, der christliche Dichter Prudentius konnte, wie wir früher **) gesehen, rühmend erwähnen, daß Christus an die Stelle des „schmutzigen“ Jupiter getreten sei,

---

*) Dieser Lehm hatte, wie der gläubige Pausanias sagt, den Geruch der Menschenhaut.

**) Siehe unseren ersten Teil, Kap. III.



daß der christliche Kultus die heidnischen Kultushandlungen verdrängt habe. Im Jahre 476 ward Romulus Augustulus, der Kaiser des abendländischen Römerreichs, aus Rom verwiesen und verbrachte seine letzten Tage in der otiosa Neapolis. „Nun bin ich mit dem Tod den Toten gleich und fall' in Trümmer wie das alte Reich.“ Das alte Reich fiel in Trümmer, die Welt veränderte sich, an Stelle des Kaisers trat der Papst, an Stelle des römischen Reiches die römische Kirche. Was aber die „Miracula“ betrifft, so blieb es beim alten. Rom hieß einst die goldene Stadt, wohin man von ferne und nahe strömte, um die „Miracula“ mit eigenen Augen zu sehen. Rom war die Stadt, von der man in den fernsten Landen als von einem Wunder redete, weshalb von den Grenzen der damals bekannten Erde, als von Indien, Scythien, Ceylon, Arabien, Persien, Britannien Gesandtschaften kamen, um dem Herrscher in der Wunderstadt Ehrfurcht zu bezeugen und Geschenke zu bringen. — Das „christliche“ Rom blieb die Stadt des Marktes der Wunder und die römische Kirche nahm teil an diesen Bestrebungen ihrer Hauptstadt. Sie ist bis auf den heutigen Tag das Gebiet einer permanenten Weltausstellung, ähnlich derjenigen, welche wir im Gebiet des römischen Reiches gefunden haben. Im Gebiet der römischen Kirche wetteifern Städte mit Städten, Kirchen mit Kirchen. Es handelt sich zuerst um merkwürdige Knochen.

Der Bischof Ambrosius in Mailand (gest. 397) behauptete, daß er die Reliquien der Märtyrer Gervasius und Protasius aufgefunden habe und ließ dieselben in feierlicher Prozession nach der Hauptkirche tragen. Bei dieser Gelegenheit geschahen sofort Wunder, wodurch der arianischen Partei in jener Stadt eine Niederlage bereitet wurde. Ein Blinder, namens Severus, berührte mit einem Tuch den Sarg jener Märtyrer, legte dasselbe auf seine Augen und ward sehend. Ambrosius schreibt, daß bei jener Prozession Kranke geheilt wurden, welche mit ihrer Hand die Leichentücher jener Heiligen berührten, ferner, daß man Tücher, welche auf die Reliquien gelegt waren, als Heilmittel benutzte*). Augustinus

*) Ambrosius ep. 22. Aug. de civ. Dei 22, 2. Aug. conf. c. 9.

berichtet, daß die nach Afrika gebrachten Reliquien des St. Stephanus Wunder thaten und zwar mit Hilfe von Schleiern und Tüchern, die man auf dieselben legte. Eine blinde Frau erhielt durch solche Mittel die Sehkraft. Bei Hippo, dem Bischofssitz des Augustin, war, wie letzterer behauptet, eine dem Tode nahe Frau, deren Rock man eiligst mit den Reliquien des St. Stephanus in Berührung brachte. Ehe dieser Rock zurückgebracht war, starb die Genannte, kehrte aber sofort ins Leben zurück, als man ihren Leichnam mit dem Rock bedeckte*). Solche Märlein boten die genannten Kirchenlehrer dem damaligen christlichen Publikum. Bei Hirt und Herde begegnet uns hier dieselbe Leichtgläubigkeit, welche das Publikum im heidnischen Rom in Hinsicht des Hippocentaur oder des in Honig gelegten Wassergottes zeigte.

In welchem Zustande schon zu Ende des fünften Jahrhunderts die Litteratur der Märtyrer- und Heiligengeschichten sich befand, sehen wir am besten aus der Thatsache, daß der römische Bischof Gelasius (gest. 496) trotz seiner Hochachtung vor den Märtyrern und Heiligen anordnete, daß die Heiligenakten in den Kirchen nicht vorgelesen werden dürften, weil durch Ungläubige, Häretiker und Ungebildete (idioti) viel Überflüssiges und Unpassendes eingedrungen sei. Dies war der Beschluß eines römischen Konzils vom Jahre 494**). Das war derselbe römische Bischof, welcher, wie wir im ersten Kapitel sahen, die Luperkalien vergebens bekämpfte. Leo XIII. hat sich jenen Gelasius nicht zum Vorbild genommen und scheint nicht zu wissen, daß alle heutigen Heiligenlegenden nicht mehr wert sind, als die Miracula im heidnischen Rom.

Fast dreihundert Jahre hindurch hat die christliche Kirche ihre Weltmission ohne Heiligengebeine und ähnliche „Miracula“ erfüllt, dann aber ward sie nach und nach von letzteren überschwemmt. In den ersten drei Jahrhunderten findet sich keine Spur von Reliquien des Kreuzes, der Kleider, der Marterwerkzeuge Christi, dann aber tauchten sie nebst anderen Dingen auf und die Kirche gab dem

*) Augustin de civ. Dei 22, 8.

**) Herzog, Realencyklopädie, I, 103.



Volksbedürfnis nach. Rom ging voran, die „ewige“ Stadt rühmte sich der merkwürdigsten Miracula und überall im Gebiet der römischen Kirche entstand und florierte der Wetteifer im Besitze solcher Dinge. Ruhm und Vorteil war mit dem Besitz derselben verbunden. Wie es in Hinsicht der Miracula zur Zeit der Reformation in Deutschland aussah, beweist ein jener Zeit entstammendes Verzeichnis: Zu Schaffhausen hatte man den Atem des heil. Joseph, von Nikodemus in seinem Handschuh aufgefaßt; im Württembergischen sah man eine Schwungfeder aus einem Flügel des Erzengels Michael. — Allein in Halle war vom Kardinal Albrecht aufgehäuft und ward von da durch ihn nach Mainz speditiert u. a. buchstäblich: „25 Partikel vom brennenden Busche Mosis, Stücke von dem Altar, darauf der heilige Johannes für Marien Messe gelesen, von dem Felde, da Adam Buße gethan, vom Steine, da Marie zum Himmel gefahren (neben anderen Stücken von dem Steine, darauf sie im Grabe gelegen), von Rinden, darauf Christus mit bloßen Knieen gebetet, vom Damascenischen Acker, davon Gott den Menschen erschaffen, von der Arche Noä, vom Steine, den Moses geschlagen und daraus Wasser geflossen, Reste von dem Heu, darauf das Christuskind gelegen, vom Weihrauch und Myrrhen der heiligen drei Könige, von dem Wein, den Christus aus Wasser gemacht, vom Tischtuch, welches er am Abendmahl gebraucht, ein Pfennig aus den dreißigen, darum Christus, das unschuldige Lämmlein, verkauft ist worden, elf ganze Dornen und vier andere Stücke von seiner Dornenkrone, achtmal vom Haar der Jungfrau Maria, fünfmal von ihrer Milch, ferner vom Hemd Mariä, darin sie Christum geboren, ein Finger St. Johannis des Täufers, damit er Jesum gezeigt und gesprochen: das ist Gottes Lamm; ein ganzer Finger St. Thomä, damit er Christo in seine Seite gegriffen, ein halber Kinnbacken mit vier Zähnen von St. Paulo, auch 5 Partikel von seinem heiligen Blut, der Stein, damit St. Stephanus getötet, ein ganzer unverweseter Körper von einem der unschuldigen Kindlein u. s. w. u. s. w. „Summa Summarum alles hochlobwürdigen (Hallischen) Heiligthumbs“ 8133 Partikel und 42 ganzer heiliger Körper; „macht der Ablaß neununddreißigtausendmal tausend, zweihundertmal

tausend, fünfundvierzigtausend, hundertundzwanzig Jahr, zweihundertzwanzig Tage“ *).

Dahin war die Kirche im Lauf von tausend Jahren gekommen!

Während sich das Reich der Miracula anfänglich auf die Reliquien aller Art beschränkte und die großen Kirchenlehrer (Eusebius, Chrysostomos, Hieronymus, Ambrosius, Augustinus) schwärmerisch solche Miracula empfahlen, dabei aber vor dem Bilderdienst warnten, bildeten später Bilder und Statuen ein reiches Gebiet der Miracula und gaben Anlaß zu einem neuen Wetteifer **). Der auf diese Weise im Lauf der Jahrhunderte sich verbreitende Unfug war so ungeheuerlich, daß die zu Anfang erwähnten römischen Miracula oder Terata im Vergleich damit als ein Kinderspiel erscheinen. Während in Deutschland die Reformation in obiger Hinsicht auf die römische Kirche bis heute einen reinigenden Einfluß geübt hat, blieb es in Italien beim alten. Hier werden die alten Pfade betreten, auf denen man seit Jahrhunderten einherging. Die römische Kirche verhält es ähnlich, wie man in der apulischen Ebene verfährt.

Im Sommer eine totenstille Steppe, im Winter ein durch Millionen von Rindern und Schafen belebter Weideplatz, das ist die endlos sich dehnende Ebene, welche man Il Tavogliere delle Puglie nennt. Im Sommer weit und breit kein lebendes Wesen dort zu schauen, alles verbrannt von der Sonnenglut, nur Hitze und wieder Hitze von afrikanischer Art, man glaubt die Glutluft eines Ofens zu atmen. Wenn aber die Herbstregen gefallen sind, und jene fruchtbare Steppe wunderbar schnell in einen grünenden und blühenden Weideplatz verwandelt haben, dann steigen unabsehbar große Viehherden von den Bergen nieder, um sich dort den Winter über bis Anfang Mai zu nähren. Die Hirten gehören jener halbwilden Art an, welche man auch in den Steppen Amerikas findet. Jeder Hirte hat ca. 400 Schafe zur Beaufsichtigung, als Abzeichen trägt er einen Stab, der einem Bischofstabe ähnlich ist,

---

*) Vgl. J. C. v. Dreyhaupt, Beschreibung des Saal-Creyses, I, 854 bis 866. Halle 1755. Fol. — Guericke, Kirchengeschichte, III, 7.

**) Siehe Kap. VIII: Mutter und Kind.



und wird in seinem Hirtenamte unterstützt durch schneeweiße Hunde. Die Unterhirten stehen unter Aufsicht berittener Oberhirten, deren Kultur nicht höher steht, als die eines amerikanischen Trappers. Diese Herden haben ihre vorgeschriebenen Weidewege, genannt Tratturi und werden in dieser Hinsicht überwacht. Dies Hin- und Hergehen der Hirten und Herden in jener Ebene war schon seit achtzehnhundert Jahren, vielleicht noch länger und brachte dem Fiskus alljährlich viel Geld. Deshalb haben die verschiedensten Dynastieen jenes Weidesystem aufrecht erhalten, mochte dadurch der Ackerbau in jener Ebene noch so sehr unterdrückt und vernichtet werden. Aus den Scharen der halbwilden Hirten rekrutierten sich die Briganten, das wußte man an höchster Stelle, zahlreiche Stimmen erhuben sich immer aufs neue gegen den Zustand der Barbarei in jener Steppe — man blieb beim alten, denn dies System brachte Geld. Erst die Neuzeit hat Wandel geschaffen und ein Gesetz vom Jahre 1865 hat jedem Grundbesitzer erlaubt, dort nach freier Wahl Ackerbau zu treiben.

Hirten und Herde der römischen Kirche haben gleichfalls ihre alten Pfade, von denen sie nicht weichen. Seither haben die „Miracula“ der Kirche Ehre, Glanz und Reichtum verschafft, die alten Pfade haben sich bewährt, die alten „Tratturi“ werden deshalb beibehalten. Dies hat vor aller Welt in neuester Zeit Papst Leo XIII. bewiesen, und zwar in Hinsicht eines der berühmtesten und ältesten unter den römischen „Miracula“.

Der berühmteste Wallfahrtsort Spaniens ist bekanntlich St. Jago di Compostella, wo sich die angeblichen Reliquien des Apostels Jakobus befinden. Unlängst wurden dort von dem Erzbischof in der Krypta der Domkirche Nachforschungen angestellt, welche zur Auffindung eines hinter dem Hochaltar vergrabenen Steinsarges führten, in dem man Skeletreste entdeckte, von denen man überzeugt war, daß sie die Reliquien des St. Jakobus seien. Die Akten über diesen Fund wurden dem Vatikan übersandt und eine Prüfung allseitiger Art angeordnet. In Compostella wurden Zeugen eidlich vernommen, man prüfte in archäologischer, historischer und anatomischer Hinsicht, untersuchte die Lokalität, prüfte alle Akten, und endlich sandte Leo XIII. am 3. November 1884 einen

„apostolischen“ Brief aus, worin er erklärte, daß jene aufgefundenen Gebeine dem Apostel Jakobus angehören. Diese Behauptung hat denselben Wert, wie diejenige, welche das Altertum von den Heroengebeinen und anderen „Miracula“ äußerte.

Die Gebeine der Heroen sollten nach der Tradition der Griechen von riesiger Größe sein. Der Leichnam des Heroen Asterios war zehn Ellen lang, und als das Grab des Ajax vom Meer aufgewühlt wurde, zeigten sich riesengroße Gebeine. So erzählt im zweiten Jahrhundert Pausanias in seiner Reisebeschreibung I, 35. 6. Ähnliches sagte schon Homer von einigen Heroen *). Beweise für dergleichen Behauptungen wurden im Altertum nie beigebracht. Die Beweise, welche Leo XIII. für seine Behauptung beibringt, offenbaren den heißen Wunsch, die Zahl der „Miracula“ zu mehren, beweisen aber ebenso klar, wie traurig es mit der sogen. Wissenschaft des Vatikan und seiner Gelehrten bestellt ist.

Es ist Thatsache, das der berühmte Wallfahrtsort Compostella nicht die vollständigen angeblichen Gebeine des Apostels Jakobus besitzt; vielmehr befindet sich ein Arm in Siena. Nun ging Msgr. Caprara zur Untersuchung nach Compostella, stellte dort Messungen der Reliquien an, beschrieb jeden Knochen und reiste sofort nach Siena, um dort die Echtheit der Armknochen festzustellen. Da aber kam er in große Verlegenheit. Er vermochte nämlich nicht zu konstatieren, ob es der rechte oder der linke Arm sei. Sofort machte er sich wieder auf den Weg, reiste aufs neue nach Compostella, stellte wiederum neue Messungen an, bis er endlich zu dem Resultat gelangte, daß jener Arm der rechte Arm des Apostels sei. Als man endlich zu diesem „wissenschaftlichen“ (!) Resultat gelangt war, gab der in Rom weilende Erzbischof von Compostella, Paya y Rico, ein glänzendes Bankett. Der Champagner war, wie der Festbericht lautete, vom besten. Wie war es möglich, die Echtheit der Gebeine zu beweisen? Der Brief des Papstes giebt Aufschluß. Nachdem Jakobus zu Jerusalem enthauptet war, brachten seine Schüler Athanasius nnd Theodorus seine Gebeine zu Schiff nach Spanien. Woher weiß das der Papst? Leo XIII. schreibt:

---

*) Odyssee XI, 311. Virg. Än. III, 578.



Ex constanti et pervulgato apud omnes sermone, jam inde ab Apostolorum aetate, memoriae proditum est*). Das klingt freilich sehr gelehrt, bedeutet aber nichts weiter als: für die Reise jener Gebeine nach Spanien liegt kein historischer Beweis vor. Warum in aller Welt sollten jene beiden Schüler des Jakobus mitten in der apostolischen Zeit, die keine Spur von Reliquienverehrung kennt, auf den Gedanken gekommen sein, die Gebeine des Apostels nach Spanien zu bringen? Der Brief des Papstes hütet sich wohl, jene sagenhafte Reise als ein bewiesenes Faktum auszugeben. Wir sehen also, daß der gesamten Beweisführung der Kardinäle trotz Anatomie und Archäologie jede Grundlage fehlt. Wir begegnen weiterhin in dem Briefe einer ähnlichen Stelle, welche auf die Geschichtsforschung der Kardinäle ein seltsames Licht wirft. Der Brief macht eine Mitteilung darüber, wie es möglich war, daß man im neunten Jahrhundert nach so vielen Wirren und Kriegen in Spanien die Gebeine des Jakobus wieder entdeckte, und erzählt: ein Stern habe über der heiligen Stätte geglänzt und letztere angezeigt. Als Beweis für dies angebliche Faktum wird nur angeführt: Constans fama est. Dies ist natürlich ebenso wenig ein Beweis. So schafft man in Rom „Miracula“ und behauptet ihre Echtheit, welche aber denselben Wert hat, als wenn man im antiken Rom die Echtheit der Riesengebeine eines Ajax behauptete, oder einen „echten“ Phönix ausstellte. Die Gelehrten des Vatikan scheinen nichts von den Türken zu wissen.

Auch diese haben ihre heiligen Gräber. Um die Osterzeit wallfahrten von Jerusalem aus fromme Fanatiker mit Tamburinen, Zymbeln und Becken unter tosendem Lärm nach einer Moschee am toten Meer, jenem Heiligtum, welches sich über dem sagenhaften Grabe des Moses (Nebi Musa) wölbt, um dort diesen ihren Heiligen mit Gebet und Festlärm zu ehren. — Sie wallfahren ferner zum Grabe der Rahel bei Jerusalem, wo der Erzvater die Mutter seines Sohnes Benjamin bestattete und wo ihre angebliche Ruhestätte ist bis auf den heutigen Tag. Welcher Unterschied ist

*) Nach einem konstanten, allgemein verbreiteten Gerede, ward schon vom Zeitalter der Apostel an überliefert.

zwischen den Mohammedanern und denen, welche dem Gebein des St. Jakobus eine Bedeutung beilegen? In der Mitte des zehnten Jahrhunderts beschrieb Ibn-Haukal aus Bagdad das damals von den Arabern beherrschte Sicilien und sagt von Palermo, daß dort die ehemalige christliche Kathedrale in eine prächtige Moschee verwandelt worden sei. In jener einstigen christlichen Kirche habe man ihm eine Kapelle gezeigt, in welcher der Sarg des Aristoteles in der Luft schwebte. Zu diesem hätten die Christen in dürrer Zeit um Regen gefleht *).

Ebenso scheint es den Gelehrten des Vatikan nicht bekannt zu sein, daß das antike Griechenland zahllose Heroengräber besaß und in Hinsicht derselben dieselbe Anschauung hegte, wie die römische Kirche in Hinsicht des mythischen Apostelgrabes in Compostella. In Theben hatten die Söhne des Ödipus ihr Grab und über demselben Altar und Heiligtum, wo ebenso Opfer dargebracht wurden, wie die römische Kirche an den Gräbern und Altären ihrer Santi das Meßopfer darbringt. Ebenso hatte man in Theben das mythische Grab des Tiresias und Ödipus, sowie des Hektor. Der Heros Hippolyt hatte einen Tempel, Priester, Opfer und Weihgeschenke, genau so, wie St. Jago in Compostella **), Theseus in Attika hatte sein Heiligtum und seine Opfer. Ebenso zeigte man in Griechenland z. B. das Grab des Deucalion, des Sisyphos, des Orestes, des Anchises. Wiederholt erfahren wir, daß neben dem Grab ein Altar war. Die Städte wetteiferten in Hinsicht solcher Heiligtümer und die Tempelhüter wußten allerlei Legenden zu erzählen, wie die Kustoden bei römisch-katholischen Kirchen ***).

Im antiken Rom gab es blühende Handelsgeschäfte, die es mit den „Miracula“ aller Art zu thun hatten. Dieser Handel hat

*) Gregorovius, Wanderjahre, III, 127.

**) Pausanias II, 32.

***) Ich berufe mich in Hinsicht der sagenvollen Heroengräber auf die dem zweiten Jahrhundert nach Christi angehörende Reisebeschreibung des Pausanias, eine der wichtigsten Quellen in Hinsicht hellenischen Religionslebens. Zu vergleichen z. B. I, 41; I, 22; II, 32; I, 19; III, 11; VIII, 9; IX, 18; IX, 16.

auch zur christlichen Zeit floriert, zuletzt vor etwa 25 Jahren, als die Klöster aufgehoben wurden und bei diesem Anlaß die dortigen Reliquien beiseite geschafft und veräußert wurden. Der Reliquienhandel war stets mit Täuschung, Betrug, Gewinnsucht verbunden *). Einige Jahre vor dem Tode Pius IX. behauptete man, in Atripalda bei Avellino Reliquien von Märtyrern gefunden zu haben und der Vatikan bestätigte dieselben als echte. Die Echtheit derselben ist ebenso sicher, als diejenige des zu Anfang erwähnten, im heidnischen Rom ausgestellten Phönix! — In Atripalda ehrt man jene Knochen mit Pauken und Trompeten, mit Gebeten und Küssen, und doch sind jene Gebeine höchst wahrscheinlich Heidenknochen.

Wir boten oben ein Verzeichnis heidnischer Miracula, es folge jetzt ein Verzeichnis von christlichen. Der Vergleich dieser beiden miteinander ist lehrreich. Wir bemerken, daß es sich bei diesem Verzeichnis um die gegenwärtigen „Miracula" handelt.

Erde aus Palästina, Dornen von der Dornenkrone, Nägel vom Kreuz, Kleidungsstücke Christi, Meßaltar des Petrus sowie des Paulus, das Haar der Maria, von ihrer Milch (in Flaschen), ihr Verlobungsring, ihr Hemd, ihr Kleid, das Haus, welches sie in Nazareth bewohnte, ihr Brief an die Stadt Messina, Gerätschaften ihres Hauses, Handschuhe des St. Alferio, der Stab des Petrus, die Ketten desselben, das Blut des Januarius, die Krippe Christi, die heilige Treppe, die Mütze (Barotta) des St. Ph. Neri — Herz, Gürtel, Finger, Sandalen, Manuskripte der heiligen Theresa, — Scapulier der Madonna, Manna des St. Mattéo, Schleier der St. Chiara, eine Feder des St. Michael, die Haut des Bartolomäus, das Manna des St. Nicóla, ein Stein aus dem Hochzeitssaal in Kana (ist in Athen), zwei Wasserkrüge von der Hochzeit daselbst, ein Gefäß, welches bei dieser Hochzeit gebraucht wurde, Fußspuren Christi, Spuren der Madonna, das Fett des St. Lorenzo u. s. w. In der Omar-Moschee zu Jerusa-

*) Schon im fünften Jahrhundert meinte ein bekannter Kirchenlehrer, daß viele Körper auf Erden verehrt werden, deren Seelen in der Hölle brennen.



lem sieht der gläubige Mohammedaner noch heute die Fußspur seines Propheten, der von da aus sich gen Himmel aufschwang, wobei er den Stein, der seinem Fuß folgte, beim Aufschweben von seinen Fußsohlen abschütteln mußte. Also auch die Mohammedaner haben ihre „Miracula“. Wir brauchen nur an die Kaaba in Mekka zu erinnern *).

Ein Einblick in die heutige Legendenlitteratur Italiens, welches gegenwärtig von derselben wie von einer Sintflut überschwemmt wird, beweist, was in Hinsicht der „Miracula“ dem Volk von der Kirche geboten wird. Wir erwähnen im folgenden vier Beispeile: Zwei Wunderherzen, einen Wundersarg und das Wunderbrot (nebenbei Haare, Fett, Nägel und Blut).

1) Vita di S. Chiara di Montefalco von L. Tardy, Napoli 1856. Genannte Santa ward geboren 1268 und zeigte als Kind einen solchen Heiligkeitsinstinkt, daß sie auf Berge stieg, um nach Ablegung ihrer Kleider zu beten. Sie wollte damit eine Nachfolgerin des Gekreuzigten sein, dem man die Kleider nahm. Ihre Seele ward, als sie starb, von Engeln geleitet. Die Nonnen ihres Klosters sahen natürlich beides, die Seele und die Engel (S. 187). Die Sektion ihrer Leiche ward von den Nonnen ausgeführt, und als Schwester Franzeska das Herz zerschnitt, benutzte sie dabei ein Rasiermesser (S. 193). Einige Jahre vor ihrem Tode hatte S. Chiara erzählt, daß ihr Christus erschienen und die Werkzeuge seiner Passion ins Herz gedrückt habe. Die heiligen Schwestern waren so glücklich, dies Wunder in den inneren Teilen der Santa zu finden, und die heilige apostoliche römische Kirche ist stolz, ein solches Wunderfleisch zu besitzen. Ihr Leichnam ist vorhanden und wird im Kloster zu Montefalco alljährlich von den Nonnen mit neuen Kleidern versehen. Ihr Blut zeigt ähnliche Orakelkraft wie das Blut des Gennaro, denn es meldet durch Aufkochen wichtige Ereignisse (S. 206 ff.)

*) Bekanntlich haben die Anhänger des Buddhismus ebenfalls ihre Miracula, z. B. Zahn des Buddha ꝛc. Bekannt ist die Spur des Adam auf Ceylon. Kürzlich wurden solche Miracula ebenso gefunden, wie die römische Kirche ihre Miracula zu finden meint.

2) Vita di S. Teresa von Villefore. Im zweiten Band S. 91, 92, 95 findet sich der Bericht von ihrem odor coelestis. Diese Santa starb 1582. Durch die spanischen Vizekönige kam ihr Kultus nach Neapel, wo sie zwei Kirchen besitzt. Im Jahre 1882 hatte sie dort eine pomphafte Centenarfeier. Ein Panegyralredner berichtete auf der Kanzel, wie ich mit eigenem Ohr vernahm: „Das Herz der gloriosa Teresa befindet sich im Kloster Avila in Spanien und dient als Behälter ein Krystallgefäß, welches man aber nicht schließen darf, denn jenes wunderbare Herz kocht und brennt (bolle e brucia) von göttlicher Liebe. Man muß also jenes Gefäß oben offen lassen, damit das Herz imstande ist, jene Liebesflamme auszuhauchen." — Wir bemerken bei dieser Gelegenheit, daß in Bologna die Nägel und Haare einer heiligen Caterina an ihrer Leiche wachsen, ferner, daß das Herz des St. Augustinus sich bewegt und glänzt, so oft in seiner Nähe ein Tedeum gesungen oder das Geheimnis der Trinität erörtert wird. Das Fett des St. Lorenzo in Neapel und das Fett der heiligen Ursula in Amalfi wurde einst zu bestimmten Zeiten flüssig. In einem Kastell bei Marseille, genannt Massimino, befindet sich das Blut Christi, von St. Maddalena dahin gebracht, welches dreimal jährlich aufwallt.

3) Vita di St. Pasquale Baylon von G. Gualtieri, Napoli 1858. Über den göttlichen Leichenduft*) siehe S. 4, 25, 27, 31 und 92. Nach S. 30 hat die Kirche diesen Wohlgeruch als Beweis der Heiligkeit bestätigt. St. Pasquale war 1540 in Spanien geboren, und da er schon als Wiegenkind auf allen vieren in die Kirche kroch, um der Messe beizuwohnen, so wußte man, welch' großer Heiliger sich in ihm berge. Lesen und schreiben lernte er durch übernatürliche Eingebung ohne Lehrer. — Als Büßer war er ein Heros, der Unglaubliches leistete, man empfindet Übelkeit, wenn man die Historie seiner Pönitenzen liest, wodurch er der göttlichen Gerechtigkeit ein Entgelt (ricompensa) für die Sünden der Frevler bieten und sie besänftigen wollte (placare). Die Kirche ist mit sich im Widerspruch, wenn sie die cynische Unsauber-

*) Vgl. unseren zweiten Teil, Kap. V: Olympischer Wohlgeruch.

keit des G. Labre als Beweis der Heiligkeit nimmt*) und dabei St. Pasquale für seine Sauberkeit lobt. Die Mirakel vor und nach seinem Tode waren wie der Sand am Meer. Übernatürlicher Wunderschweiß machte seine Leiche kostbar, weshalb man ihm, ohne daß der Santo protestierte, beide Füße, ein Ohr, sowie das Fleisch eines Armes stahl. — Als etwas Neues hat dieser Santo das Sargklopfen eingeführt. Man hört in seinem Sarge zu gewissen Zeiten klopfende Schläge (Colpi), welche stets etwas bedeuten, Glück und Unglück, oft auch das Wohlgefallen des Santo, der sich an der ihm zuteil werdenden Ehre freut**). Die Kirche hat diese wunderbaren „Colpi" anerkannt, das Volk nennt sie die Pulsschläge des St. Pasquale. Letztere werden auch an seinen Bildern bemerkt. Der olympische Duft geht nicht nur von seiner Leiche aus, sondern auch von seiner Kapuze, von dieser aber nur an seinem Fest. — Der Genannte genießt in Neapel das Ansehen eines sehr einflußreichen Heiligen, man erbittet von ihm glückliche Lottonummern und günstige Heiraten.

4) **Vita del glorioso Taumaturgo S. Nicóla di Tolentino scritta dal Padre D. Lippici, Napoli 1860.** Dieser Santo starb 1307 und Papst Eugenius schrieb in einer Bulle, „daß im Laufe von 1400 Jahren kein anderer Santo so viele, so seltene und glänzende Mirakel zustande gebracht hat" (S. 89). „Durch Verhöre, juristische Inspektionen, sowie durch Orakelsprüche verschiedener Päpste ist festgestellt, daß aus den Armen dieses Santo zu gewissen Zeiten Blut fließt, welches wichtige Ereignisse anmeldet." Hierüber S. 98 und 99 sowie auch die **Acta sanctorum** Bd. 3, S. 685. „Papst Alexander VII. lehrt, daß St. Nicóla di Tolentino mit seinem Blut die heilige Kirche schützt und verteidigt. Namentlich hat man ihm zu danken, daß nach seiner Kanonisation der kirchliche Friede fünfzig Jahre dauerte." S. 101. Er hat den Titel **sposo** (Bräutigam, Ehemann) der Kirche, wie ein Hymnus sagt:

---

*) Siehe erster Teil, Kap. II: Ein heiliger Zauberer.

**) Siehe zweiter Teil, S. 71—118.

„Nam sponsus est Ecclesiae
Quam stringit inter brachia,
Futura plorat sanguinis,
Et damna mundi fletibus,
O sponse casti sanguinis;
Sis praeco laeti nuntii etc.“

Als unser Nicóla 1348 geboren wurde, hatten seine Eltern die Gabe dieses Sohnes dem großen St. Nicóla in Bari *) zu danken (S. 15) und schon früh zeigte der Knabe Neigung zur Heiligkeit, denn schon als Säugling fastete er zweimal in der Woche und nahm an diesen Fastentagen nur einmal Muttermilch zu sich (!!). Als Mönch war er ein Held im Selbstmartern, nicht minder im Verrichten unerhörter Mirakel. Als ihm der Prior in Krankheit zwei gebratene Wachteln zu essen befahl, die schon mit dem Messer zerschnitten waren, machte er das Zeichen des Kreuzes und siehe da — die Teile kamen zusammen, die Federn wuchsen, die Tiere lebten und flogen zum Fenster hinaus **) (S. 46). — Giambattista von Mantua, der „christliche Virgil“, hat dieses von der Kirche approbierte Zauberkunststück durch ein Lied verherrlicht, an dessen Schluß es in lateinischen Strophen also heißt:

„At Deus impactum sirtum miseratus in istam
Favit, et ex altis traxit praecordia curis:
Nam pluit in volucres pennas, animamque repente
Restituit, mox illae alas movere recentes,
Et simul excusso saliere per aera disco,
Qua via visa, volant, speculisque feruntur apertis
Aereum per iter: Pater et quae plurima fratrum
Turba aderat, tuiti grandis miracula casus,
Obstupuere, oculis non convenientibus, ore
Attonito, voce amissa, manibusque supinis.“

Häufig hatte er Besuche von Christus, den die Biographie: „Sommo Monarca del nuovo impero“, also den Nachfolger des „summus Jupiter“ nennt, ebenso besuchte ihn Maria santissima und be=

*) Vgl. unseren zweiten Teil, Kap. XIV: Nachfolger des Neptun.
**) Vgl. unseren ersten Teil, Kap. II: Ein heiliger Zauberer.



zeichnete ihm ein Brot, dessen Genuß ihn von Krankheit befreite. Deshalb wird noch heute das gesegnete Brot des St. Nicóla in Italien verschickt und ein päpstliches Edikt vom Jahre 1621 hat die Weiheformel für das Zauberbrot vorgeschrieben (S. 51). Aber auch die Teufel und Dämonen besuchten St. Nicóla, indem sie Gestalt wilder Tiere annahmen. Der Hauptteufel schlug ihn mit einem Stock, der noch jetzt im Kloster zu Tolentino zu sehen ist *). In solchen Nöten tröstete ihn ein Wunderstern. Wie ein Apostel wirkte er in Italien durch sein Wunderwort große Dinge, von Stadt zu Stadt reisend, ein „Engel der Apokalypse". Jetzt folgen die üblichen Wunderkapitel, bei denen der Leser von Schwindel gepackt wird. Daß einem solchen Santo auch das Wunder der Konservierung zuteil wurde, finden wir in Hinsicht seiner Heroennatur selbstverständlich, ebenso, daß nach seinem Tode die strepitosi miraculi so zahlreich waren, wie die Regentropfen einer Gewitternacht. Achtzig Tote erweckt! Immerhin eine stattliche Leistung. Sein Kultus wurde bald allgemein, überall brachte man ihm Gelübde dar und löste sie an seinem Grabe. Man legt jenes Zauberbrot in Wasser, spricht drei Vaterunser, ebenso viele Ave Maria zur Ehre der heiligen Dreieinigkeit, sowie der heiligen Jungfrau, darauf folgt ein lateinisches Gebet für den betreffenden Kranken, der dies aufgeweichte Brot genießt. Wer nicht lesen kann, braucht dies Gebet nicht, er spricht ein Paternoster und ein Ave zu Ehren des St. Nicóla. Der kirchlich approbierte Hymnus vom heiligen Brot des St. Nicóla lautet:

INNO.

Che si canta nella benedizione del pane di s. Nicola.

„Ad panem medicum currite languidi;
Ad panem celeres, quos dolor obruit;
Morborumque gravem passa tyrannidem
Panem corpora quaerite.

„Munimen domibus, navibus anchora,
Tutor Christicolis, et socius vitae:
Omnem Nicoleos hoc perhibet cibo
Orbi munificentiam.

---

*) „Acta sanctorum", III, 651.



„Hac esca miseris nulla salubrior;
Hanc pestes fugiunt atque pericula:
Iratis pelagi fluctibus imperat,
Ignisque esuriem premit.

„Huic vexata malis pectora fidite:
Hac una antidotus nulla potentior:
Quod natura nequit: gratia confert,
Solamen patientibus.

„Divini o pietas provida Numinis!
Quae tot Nicoleon ditat honoribus,
Hoc ut Christicolis donet egentibus
In pane omnibus omnia.

„Nobis, quos agitant bella, pericula.
Qui mundi insidiis undique cingimur,
Sit panis clypeus, sitque panoplia,
Sit spes, auxilium, salus.

„Sit sacro assidue gloria Numini,
Hostis tartarei comprimat impetus,
Nostrisque imposito fine laboribus
Nos ad sydera transferat. Amen.“

Wie die Kirche dies Zauberbrot betrachtet, lesen wir auf S. 116. „Es ist Stütze der Häuser, Anker der Schiffe, Schutz der Christen, Genoß der Reisen, Medizin der Kranken, Vertreiber der Pest, Bewahrer vor Gefahren, Auslöscher des Feuers, Stiller der Stürme, Hilfe bei Geburten, Schild, Hoffnung, Hilfe, Heil, Rettung, kurz alles in allem.“ — Noch heute wird dies Zaubermittel namentlich am Adriatischen Meer tausendfältig bereitet und verkauft.

Sechzehntes Kapitel.

Alte und neue Gladiatoren.

„Keine Verruchtheit fehlt."
Juvenal.

In Hinsicht des Altertums und seiner Konservierung zeigen Rom und Neapel eine bemerkenswerte Verschiedenheit. Rom bewahrt das Altertum in großartigen Bauresten, dagegen hat das Menschenleben daselbst einen modernen Charakter angenommen, entsprechend der in den letzten zwanzig Jahren stark hervortretenden modernen Gestalt der Neubauten. — Neapel dagegen hat im Gebiet seiner einstigen Mauern die antiken Bauten bis auf geringe Reste verschwinden lassen, dagegen eine Menge Züge des antiken Lebens bewahrt. Rom besitzt tote Reste des Altertums, Neapel dagegen lebendige.

Im ersten Jahrhundert lebte im kaiserlichen Rom der Dichter Martialis, ein Zeitgenosse und (um sein tägliches Brot zu haben) Schmeichler des Domitian. Wir besitzen von ihm vierzehn Bücher Epigramme, welche geeignet sind, in die sittlichen Zustände der Gesellschaft Blicke zu gewähren. Mehrere derselben schildern das öffentliche Leben auf Straßen und Plätzen. Wir finden solche Schilderung z. B. im zwölften Buch. Hier erwähnt er die öffentlichen, an den Straßen sitzenden Geldwechsler, welche „auf den schmutzigen Tisch die Silberstücke ausschütten". Ebenso zahlreich, wie einst in Rom, sind diese heute in Neapel. Man sieht sie an belebten Straßen, und daß ihre Tische sauberer seien, als die im

antiken Rom, hat noch kein Archäologe behauptet. Er nennt ferner die lästigen Bettler, unter ihnen auch Kinder. In dieser Hinsicht ist in Neapel kein Mangel, und wie dieselben in Rom einst feste Standplätze hatten, so ist es ebenso noch heute in Neapel. — Dem Martialis ward das Leben durch das Schreien auf der Straße und den Lärm der Hammerschmiede verbittert. Wehe dem, der in Neapel eine jener Straßen bewohnt, wo Schmiede aller Art ihre feuersprühende Arbeit verrichten und Kesselschmiede einen infernalischen Lärm machen. — Eine ähnliche Schilderung findet sich im ersten Buch der Epigramme. Dort ist die Rede von solchen, welche gekochte Erbsen feilbieten, von Köchen, die in Trageöfen dampfende Würste verkaufen, lauter Dinge, die im modernen Rom fast verschwunden sind, im modernen Neapel dagegen florieren. Die Römer liebten, wie Martial im fünften Buch sagt, Blutwürste, genannt botuli, der Neapolitaner hat diese Liebe bewahrt, nennt aber diese Speise il sanguinaccio, das Blutige. Weiße Bohnen bildeten im alten Rom ein Lieblingsgericht. Bohnen sind in Neapel den Winter hindurch eine Hauptnahrung. Im sechsten Buch erzählt Martial von dem „blutigen Fleischer, welcher das Herz, die Lunge und die Pfoten eines Rindes nebst langen Gedärmen, schon alt, den Nasen ein Abscheu, durch die Straßen trägt". Es ist, als hätte der römische Dichter uns ein Bild heutigen neapolitanischen Straßenlebens bieten wollen *). Martial im zwölften Buch erwähnt Prozessionen, welche sich durch Roms Straßen drängten und erzählt von dem Lärm der Priester der Bellona bei solcher Gelegenheit. In Neapel sieht und hört man heuzutage dasselbe.

Zeitgenosse und Freund des Martialis war Juvenal, dessen Satiren gleichfalls zahlreiche Schilderungen des römischen Straßenlebens enthalten.

In der dritten Satire schildert der Genannte das Nachtleben

*) Diese Gedärme sind gekocht, der Händler schneidet im Vorbeigehen für Liebhaber Stücke ab, die als Leckerbissen verspeist werden. Auch das antike Athen hatte solche Straßenhändler. Einen Nordländer, der solche Leckerbissen sieht, pflegt das Mal' di mare (Seekrankheit) zu erfassen.

im antiken Rom. Lärmende Nachtschwärmer störten die Schläfer und wurden daselbst ebenso wenig von der Polizei zur Ruhe gewiesen, als im modernen Neapel, und hier kann man dieselben Dinge erleben, von denen Juvenal erzählt, der das Gekreisch von Weibern vernahm, die von üblichen Orgien aus der Nachbarschaft halb und ganz betrunken zurückkehrten. Auch andere neapolitanische Ruhestörungen entsprechen dem antiken römischen Leben. Serenaden, von niemand gestört, verscheuchen den Schlaf nicht selten auf Stunden, dazu kommen eigentümliche Wechselgesänge nach eintöniger Melodie mit extemporiertem Text, wobei zwei Chöre junger Leute einander necken und eine Bravour darin zeigen, den letzten Ton mit grunzender Stimme so lange als möglich festzuhalten. Dies sind dieselben Wechselgesänge, welche Horaz in der fünften Satire erwähnt, indem er seine Reise nach Brundusium (Brindisi) schildert. Juvenal (Satire III) erwähnt die Sitte, nachts alle möglichen Dinge aus dem Fenster, also den Passanten auf die Köpfe zu werfen. Das geschieht in Neapel in hunderten von Straßen älterer Stadtteile, nicht nur in der Nacht, sondern auch am hellen Tage. Häufig finden wir bei antiken Schriftstellern die Klage über liederliche Bauart der Miethäuser Roms und die dadurch entstehenden Gefahren. Im heutigen Neapel ist es eine der gewöhnlichsten Erscheinungen, daß riesige Balken den halben Weg versperren und bedenklichen Mietwohnungen einen zweifelhaften Stützpunkt gewähren, bis endlich bessere Maßregeln ergriffen werden, d. h. nachdem Jahre hindurch prozessiert und appelliert worden ist. Gegenwärtig sind gegen zweihundert Mietwohnungen, jede fünf bis sechs Stockwerk hoch, mit Balken gestützt. — Die römischen Straßen waren durch Vorbauten vielfach verengt, von Krämern, Händlern, Fleischern, Schenkwirten, Barbieren in Beschlag genommen, dampfende Garküchen sah man in den Straßen*). Diesem Bilde entsprechen zahlreiche Straßen in den älteren Teilen Neapels, wo der Verkehr in gleicher Weise gehemmt wird. Die heutige Strada del Castello vergegenwärtigt aufs klarste das Straßengewühl im antiken Rom, und in dieser Gasse, wie in anderen, sehen wir, wie

---

*) Friedländer, Sittengeschichte Roms, I, 9.

die in zeltartigen Vorbauten bestehenden Butiken den Verkehr einengen.

Wenn die angeführten Züge aus dem alltäglichen Straßenleben beweisen, daß das antike Neapel, ursprünglich eine rein hellenische Stadt, romanisiert wurde, so muß es uns wundernehmen, daß man sich daselbst in anderer Hinsicht dem Einfluß römischer Sitte zu entziehen wußte. Wir meinen die römischen Gladiatorenkämpfe, diese im ganzen römischen Reich verbreiteten unmenschlichen Schauspiele, an deren Anblick sich der hohe und niedere Pöbel Jahrhunderte hindurch bis zum fünften Jahrhundert nach Christo berauschte. Unter allen Resten römischer Bauten imponieren die vielen erhaltenen Amphitheater am meisten und beweisen, daß die in ihnen stattgefundenen barbarischen Schauspiele in hervorragender Weise ein charakteristisches Element des römischen Lebens bildeten.

Das heidnische Neapel hat nie ein Gladiatorenschauspiel aufgeführt, nie ein Amphitheater besessen *).

Diese Thatsache wird uns um so auffallender, wenn wir bedenken, daß die von Etrurien importierten Fechterspiele zuerst in Campanien Verbreitung fanden, wo noch jetzt die Ruinen des Amphitheaters von Capua in Staunen setzen. Es giebt sicherlich kein Gebiet, wo diese Reste so zahlreich wären, als Campanien. Außer bei Capua finden wir ein Amphitheater in Pozzuoli, vorzüglich erhalten, bekannt aus der Geschichte Neros, welcher dort dem König Tiridates ein glänzendes Schauspiel gab, — ferner in Pompeji, gleichfalls vorzüglich erhalten. Reste eines solchen finden sich auch bei Cumä, sowie in Pästum, wo freilich nur wenige Spuren auf ein solches hinweisen, ebenso am Fuß von Monte Cassino, bei St. Germano. — Neapel war, wie obige Beispiele zeigen, von solchen Städten umgeben, welche sich an der Barbarei von Gladiatorenkämpfen ergötzten, wir wissen, daß fast alle bedeutenden Städte des römischen Reiches auf den Besitz ihrer

*) Der im ersten Jahrhundert lebende Dichter Statius, geboren in Neapel, zählt in seinem Gedicht Silvä (III, 5. 81—104) die Hauptgebäude dieser Stadt auf und nennt kein Amphitheater.



Amphitheater stolz waren *), — und trotzdem hielt sich Neapel, wo viele reiche Römer weilten, von diesem allgemeinen Brauche fern und beraubte sich eines Schauspiels, bei welchem man eine märchenhafte Pracht zu entfalten pflegte. Es haben sich in Pompeji Anzeigen von solchen Schauspielen gefunden, bei denen Menschenkämpfe und Tierhetzen stattfanden. Konnte eine solche Provinzialstadt in dieser Hinsicht Großartiges leisten, um wie viel mehr Rom, dessen Leistungen anspornend auf andere Städte wirkten. Reiche Männer, sowie die Kaiser, wetteiferten mit einander in Hinsicht solcher Schauspiele und buhlten auf diese Weise um die Gunst des Volkes. Großartig war der Luxus, den man bei äußerer Ausstattung dieser Schauspiele entwickelte. Von welch' glänzender Art die Rüstung der Fechter war, zeigen die Helme, Schienen u. s. w., welche man in Pompeji gefunden hat, und von Rom ist bekannt, daß dort die Gladiatoren bisweilen in silberstrahlender Rüstung auftraten. Schlachten zu Lande und zu Wasser konnte das Publikum in der Kaiserstadt sehen und die Souterrains, welche man noch jetzt in den Amphitheatern von Capua und Pozzuoli erblickt, beweisen, daß auch die Städte der Provinzen imstande waren, ihre Fechterspiele mit glänzenden scenischen Vorrichtungen und Überraschungen aller Art auszustatten. Überall im römischen Reich gab es Fechterschulen, überall Geschäftsinhaber, welche den lukrativen Handel mit Fechtern betrieben, alle bekannten Erdteile lieferten das erwünschte Menschenmaterial; Neger, Deutsche, Britannier, Mauren, Sarmaten, Zwerge, sogar Weiber erschienen auf der Arena als Kämpfer und die Transporte von wilden Tieren aus Afrika und Asien beschäftigten Tausende. — In diesen Taumel der Unmenschlichkeit wurde die ganze römische Welt hineingezogen, Gebildete und Ungebildete wurden von demselben ergriffen, keiner der großen Geister verurteilte diesen Kannibalismus. Die schwache Stimme eines Seneca verhallte wie ein einsamer Ruf in der Wüste **).

---

*) In Italien sind bis jetzt die Reste und Spuren von hundert Amphitheatern nachgewiesen worden.

**) Der als edel gerühmte Kaiser Titus ließ nach der Eroberung Jeru-



Nur in Griechenland wurden die Fechterspiele von den Gebildeten verurteilt, welche sich der Kluft bewußt waren, wodurch sich jene blutigen Schauspiele von den olympischen Wettkämpfen und anderen edlen Festspielen trennten. Trotz jenes Widerspruchs fanden die Gladiatorenspiele dennoch Eingang in Korinth und Athen. Der edlere hellenische Geist war es, der das antike Neapel von dem blutgierigen Taumel der Fechterspiele fern hielt, wie sehr auch die Umgebung dieser Stadt geeignet war, in letzterer die Lust an diesem Kannibalismus zu wecken. Weil Sicilien einen vorwiegend griechischen Charakter hatte, waren dort nur drei Amphitheater *).

Was das heidnische Neapel verabscheute, hat das christliche Neapel geduldet!

Diese Nachricht klingt unglaublich, ist aber so vollauf bezeugt, daß wir an ihrer Wahrheit nicht zweifeln dürfen. Damit ist bewiesen, daß das christianisierte Neapel mit seinem daselbst eingeführten römischen Katholicismus nicht eine sittliche Förderung erfuhr, sondern einen solchen sittlichen Rückschritt erlebte, daß es in dieser Hinsicht unter sein früheres Heidentum sank. Unser Gewährsmann ist Petrarca, der sich im vierzehnten Jahrhundert (gest. 1374) am Fürstenhofe zu Neapel aufhielt und in seinen Briefen die hier empfangenen Eindrücke mitteilt. Im fünften Brief des sechsten Buches schreibt er folgendes über Neapel: „Ein nächtlicher Gang durch die Stadt ist ähnlich, als wenn man durch einen dichten Wald geht, man ist dabei vielen Gefahren ausgesetzt. Die Straßen werden nämlich von bewaffneten jungen Adeligen belagert, deren Zügellosigkeit durch keine väterliche Zucht, durch kein Ansehen der Obrigkeit, durch keine Majestät der Könige hat gebändigt werden können.“ Mit Entsetzen schildert er dann ein Gladiatorenschauspiel (ludus gladiatorius) auf der Piazza Carbonara. Er spricht von barbarischer Wildheit, nennt jenes

---

salems tausende von gefangenen Juden an die Provinzen für die Fechterschauspiele verteilen. Das ist derselbe Kaiser, dem Rom, als er starb, in überschwenglicher Weise Bewunderung zollte. Sueton, Titus, Kap. 11.

*) Friedländer, a. a. O., II, 564.



Schauspiel infamis. „Menschenblut wird nach Weise der Tiere vergossen, wobei oft die Haufen der Wahnsinnigen Beifall brüllen, und der Streit wird mit solchem Eifer geübt, als gälte es einen Kampf fürs Vaterland, ja fürs ewige Leben." Petrarca erzählt, er sei auf den Schauplatz geführt worden, ohne zu wissen, welcher scheußliche Anblick ihn daselbst erwarte. „Als Zuschauer erblickte ich den König Andreas mit seiner Gemahlin und seinem kleinen Sohn, die Garnison (militia) der Stadt und eine unabsehbare Volksmenge. Plötzlich stieg ein unbeschreibliches Beifallsgeschrei zum Himmel, ich sehe hin und erblicke einen schönen Jüngling, der zu meinen Füßen, vom Dolch durchbohrt, zusammenstürzte. Mich überlief ein Schauer und ich floh dies höllische Schauspiel" (tartareum spectaculum). Jene nächtlichen Ruhestörer und dieses Gladiatorenschauspiel nennt er eine zwiefache Pest und sagt, sie sei von dem Vorfahren den Nachkommen überliefert. Endlich citiert er einen Virgilischen Vers:

„Heu, fuge crudeles terras, fuge litus avarum *)",

und erinnert daran, daß Virgil einst dieser Stadt das Prädikat dulcis gegeben habe.

Von demselben ludus gladiatorius berichtet auch Cappaccio in seiner Chronik. Er sagt S. 904: „Hier fanden Gladiatorenspiele statt, wobei man die Menschen wie Tiere tötete, ein Schauspiel, dessen Gottlosigkeit dadurch größer wurde, weil man es in Gegenwart des Königs Andreas und seiner Gemahlin gab. Die Väter sahen, wie man ihre Kinder tötete. Als Petrarca dies Schauspiel sah, floh er diese Stadt als eine grausame. Jener Brauch wurde beseitigt und statt dessen die Turniere und andere Spiele (giostre) eingeführt, als Zeichen der Freude."

Also blutige, kannibalische Gladiatorenkämpfe in einer römisch-katholischen Stadt, ein heidnisches Fechterschauspiel, nachdem diese Stadt schon tausend Jahre hindurch sich eine christliche nannte! Mit welchem Recht rühmt sich die römisch-katholische Kirche, daß sie die Völker aus der Barbarei des Heidentums gerettet und zu

*) Weh! fliehe das grausame Land, fliehe die gierige Küste.



einer höheren Sittlichkeit gebracht habe? Ihr Ruhm ist Lüge, denn der Bericht des Petrarca beweist ein so tiefes Sinken der Sittlichkeit in der genannten Stadt, wie wir uns dasselbe kaum ärger denken können. Dieser heidnische Kannibalismus des vierzehnten Jahrhunderts ging in Neapel Hand in Hand mit einer äußeren Religiosität. Dies beweist der vorhergehende Brief des Petrarca. Er schildert in demselben eine Sturmflut, welche er in Neapel erlebte, und erzählt, daß die Königin daselbst barfuß an der Spitze einer großartigen Prozession gegangen sei, um durch solche Leistung den göttlichen Zorn zu sühnen. Gebete, Prozessionen, Messen, Feste, Heilige, Priester, Mönche, Nonnen, Büßer und andere schöne Dinge hatte Neapel vollauf in jenem Jahrhundert, als Petrarca seine Berichte schrieb, aber unter dieser glänzenden Hülle barg sich Moder und Totengebein sittlicher Verworfenheit, die uns in jenen blutigen Gladiatorenkämpfen entgegentritt, welche dem genannten Dichter Entsetzen einflößten.

Im erwähnten Jahrhundert stand es mit der öffentlichen Sittlichkeit in Rom, also unter den Augen des Papstes, nicht besser. Nachdem man dort das flavische Amphitheater (Colosseum), als Steinbruch benutzt hatte, ohne dasselbe gänzlich zerstören zu können, kehrte man im 14. Jahrhundert zum heidnischen Gebrauch desselben zurück. Am 3. September 1332 ward im Colosseum ein Stiergefecht abgehalten, wobei achtzehn Personen ihr Leben einbüßten, worauf man diese, — als wären sie gefallene Helden —, in St. Maria maggiore und in der Laterankirche pomphaft bestattete *).

Im heidnischen Rom genossen die Helden des Amphitheaters hohe Ehre, von hoch und niedrig wurden sie bewundert und oft fürstlich belohnt. Im 7. Kapitel seiner Lebensbeschreibung des Tiberius erzählt Suetonius: „Er gab Gladiatorenspiele zum Andenken seines Vaters und Großvaters, wobei er auch ehrenvoll ausgediente Fechter auftreten ließ, deren jeder 100000 Sesterzen

*) Friedländer, a. a. O., II, 412. — Das Amphitheater in Verona diente lange als Schauplatz für Zweikämpfe und Hinrichtungen, entsprach also in christlicher Zeit seinem heidnischen Zweck. Friedländer, a. a. O., II, 410.



(ca. 1000 ehemalige preußische Friedrichsdor) erhielt.“ Wenn man im vierzehnten Jahrhundert die Stierkämpfer mit pomphaftem Begräbnis belohnte, so beweist diese Thatsache, daß im päpstlichen Rom sich dieselbe Sinnesrichtung erhalten hatte, welche im heidnischen Rom herrschte.

Im antiken Rom ward dem Publikum auch der Genuß von Tierhetzen geboten. Herodian in seiner Kaisergeschichte (I, 14) erzählt seinen Lesern vom Kaiser Commodus: „Das Amphitheater war von Menschen erfüllt; für den Commodus aber ward eine um den ganzen Kreis sich herumziehende Galerie hergerichtet, damit er nicht durch den Nahekampf mit den wilden Tieren in Gefahr geraten, sondern von oben herab und aus gesichertem Standorte mit seinen Schüssen mehr seine Schießkunde, als seine Tapferkeit zur Schau stellen konnte. Hirsche und Antilopen und was sonst gehörnte Tiere sind, mit Ausnahme von Stieren, erlegte er, indem er zu ebner Erde sie im Lauf verfolgte, ja sie auch wohl überholte und mit Schüssen niederstreckte. Löwen, Pardel und sonstige Tiere edler Art erlegte er mit dem Wurfspieß von oben herab, indem er auf seiner Galerie herumlief; und nie sah man ihn zu einem zweiten Wurfspieße greifen oder einen Wurf thun, der nicht tödlich war. Denn sowie das Tier vorstürmte, traf er es entweder auf der Stirn oder ins Herz. Und niemals nahm er ein anderes Ziel, oder traf sein Wurfspieß einen andern Teil des Leibes, ohne zugleich zu verwunden und zu töten. Die Tiere hatte er aus allen Weltenden zusammenbringen lassen, und damals sahen wir, was wir sonst nur in Gemälden angestaunt hatten. Denn aus Indien und Äthiopien, von Süden und Norden her stellte er alle Tiere, zumal die noch nicht bekannten, indem er sie erlegte, den Römern zur Schau. Seine Schützengeschicklichkeit erfüllte alle mit Staunen. Einmal nahm er Geschosse, deren Spitzen mondförmig waren, und schoß damit auf Maurusische Strauße, die sich durch die Behendigkeit ihrer Füße und den Schlag ihrer ausgespannten Flügel mit größter Schnelle bewegten, dergestalt oben durch den Hals, daß sie, nachdem ihnen durch die Gewalt des Schusses der Kopf abgerissen war, noch weiter im Kreise herumliefen, als wäre ihnen nichts geschehen.

Ein andermal, als ein Pardel im schnellsten Lauf den Mann, der ihn aus dem Käfig hervorlockte, ergriff, traf sein Wurfspieß das Tier in dem Momente, wo es jenen zerreißen wollte, tötete es und errettete den Menschen, indem die Spitze seines Speeres dem Momente des Bisses der Zähne zuvorkam. Ein andermal endlich, als hundert Löwen heraufgelassen wurden, tötete er sie alle mit ebenso vielen Wurfspießen, und weil die toten Tiere lange dalagen, konnte jeder sie zählen."

Ist etwa die Sinnesweise, aus welcher die Stierkämpfe (Corrida de toros) Spaniens bis auf den heutigen Tag entspringen, edler als diejenige, welche die Barbarei der Tierhetzen in den römischen Amphitheatern schuf? Dieselben Stierkämpfe, denen der Spanier eine leidenschaftliche Teilnahme schenkt, kannten schon die Römer, sie bildeten einen Akt der großartigen Tierkämpfe des kaiserlichen Rom und anderer Städte. Menschen kämpften mit Stieren, so war es in heidnischer Zeit, so blieb es im christlichen Spanien. Der Unterschied besteht nur darin, daß Rom für diese Art Schauspiele Stiere aus dem heutigen Rußland zu nehmen pflegte — man nannte sie Päonische Stiere, in Rom als stark, groß und wild bekannt. Die spanische Leidenschaft für jenes blutige Schauspiel ist dieselbe, welche die heidnischen Römer in ihre Amphitheater trieb, der wahnsinnige Taumel, welcher das spanische Publikum beim Anblick jener blutigen Kämpfe ergreift, unterscheidet sich nicht von demjenigen, welcher einst in Rom, in Capua oder Pompeji herrschte. Im Jahre 1850 ward zu Madrid sogar ein Kampf zwischen einem Stier und einem Tiger veranstaltet*). Ruhm und Ehre krönt die Kämpfer in der Arena zu Madrid, wie einst zu Rom, der Tod in der spanischen Arena wird als ein Heldentod betrachtet. Oft ist der Abscheu gegen diese Stiergefechte laut geworden und die sittliche Pest, welche sich von da aus verbreitet, mit rechtem Namen genannt. Leider

*) Diese Nachricht ist ein Echo von dem, was Herodian III, 8 vom Kaiser Severus berichtet: „Er veranstaltete prachtvolle Schauspiele und ließ oft Hunderte von Tieren töten, die er aus dem ganzen Reich und aus Barbarenländern zusammengebracht hatte."



müssen wir bemerken, daß die Päpste sich nie mit solchen Dingen beschäftigt haben, auch Leo XIII. hat niemals ein Wort des Tadels über diese entsetzlichen Schauspiele laut werden lassen. Nun ist zweierlei möglich: Entweder fühlt er keinen Abscheu gegen dieselben, oder er will die katholischen Spanier in ihrem Vergnügen nicht stören. Vielleicht giebt es einen besonderen Ablaß für diejenigen, welche im blutgierigen Taumel den mörderischen Tierkämpfen zusehen.

Sollte es im Vatikan bekannt sein, daß die heidnischen Fürsten Indiens mit Vorliebe Tierkämpfe pflegen? Weiß man daselbst, daß in Java Kämpfe zwischen Büffeln und Tiger üblich sind und mit derselben Leidenschaft das schauende Publikum erfüllen, wie in Spanien? Wenn man dies weiß, so wird das Schweigen des Vatikans um so unverständlicher.

Wir haben früher*) die in Italien noch vorhandenen Reste der Stierhetzen kennen gelernt und erwähnen hier einen Brauch, welcher in fast allen Landstädten des Kirchenstaates unter den Augen des Papstes Jahrhunderte hindurch bestand. Man pflegte einen angebundenen Stier auf dem Markt der allgemeinen Mißhandlung preiszugeben, wobei sich jeder seine Methode wählte. Das arme Tier ward gestochen, geschlagen, geschnitten, geworfen, bis es unter solcher Marter verendete! Dies schauderhafte Volksvergnügen fand alle Jahre einmal statt**). Diesen Rest des Heidentums haben die Päpste in ihrem Staate Jahrhunderte hindurch geduldet. Trotzdem schreien noch heute Pilgerscharen, wenn sie den Pantoffel des heiligen Vaters geküßt haben: Es lebe der Papst-König!

Gemeine Roheit in den Volksbelustigungen bestand zu Neapel bis in die neueste Zeit, ich meine die sogenannnte Petriata (Steinigung), ein Volksvergnügen, welches vielleicht einzig in seiner Art ist, eine Roheit in der durch und durch („eminentemente")

*) Siehe unseren zweiten Teil, Kap. XIV: Nachfolger des Neptun.

**) Siehe hierüber „Augsburger Allgemeine Zeitung", 18. Dezember 1864. Beilage. Friedländer, a. a. O., II, 535. Ich berufe mich ferner auf dasjenige, was mir Augenzeugen solcher Barbarei mitgeteilt haben.

katholischen Stadt. Auf der Piazza Carbonara, wo einst die von Petrarca erwähnten Gladiatorenkämpfe stattfanden, pflegte das Volk sich an Festtagen in der Weise zu ergötzen, daß zwei Abteilungen, je zu 100—200 Personen einander eine Schlacht mit Steinwürfen lieferten, wobei schwere, ja tödliche Verwundungen vorkamen. Ein amtliches Dokument nennt diese Kämpfe: „Disfide a colpi di sassi“, ein anderes nennt sie eine „antico abominévole abuso“ (einen uralten verabscheuungswürdigen Mißbrauch). Im letztgenannten Dokument vom 23. August 1781 wird dies rohe Festspiel bei strenger Strafe verboten. Vor einigen Jahren habe ich dasselbe mit eigenen Augen am Meeresstrande gesehen. Jahrhunderte hindurch hat die Roheit dieser Petriata bestanden, eine plebejische Nachahmung der Tourniere und Duelle, welche in Neapel die von Petrarca geschilderten Gladiatorenspiele ersetzten *).

Wenn wir zur Erklärung dieses im Bereich der römischen Kirche gefundenen Heidentums bis auf jene Wendung zurückgehen, welche mit Konstantin eintrat, so steht die Thatsache fest, daß dieser sogenannte erste „christliche“ Kaiser in Hinsicht der Menschenschlächterei der Gladiatorenschauspiele nicht das Geringste änderte, daß die ihm zunächst folgenden „christlichen“ Kaiser jenen Kannibalismus ungestört bestehen ließen und daß derselbe bis ins fünfte Jahrhundert fortbestand, worauf er im Jahre 404, also hundert Jahre nach Konstantin, in Rom, aber keineswegs im ganzen römischen Reiche abgeschafft wurde. Jenes Fortbestehen der Gladiatorenschlächterei gehört zu den traurigsten und seltsamerweise am wenigsten bekannten Thatsachen der Kirchengeschichte und beweist, daß der mit Konstantin eingetretenen äußeren Wendung eine innere Wendung keineswegs entsprach. Konstantin baute Kirchen, versah seinen Helm mit dem Kreuz, gab seinem Heer als Wahrzeichen das Monogramm Christi, verbot einige unsittliche Kulte; seine nächsten Nachfolger, unter ihnen ein Theodosius der Große, schlossen die Tempel, verboten die Opfer, vernichteten Götterstatuen, bereicherten die Kirche, verbrannten die Sibyllinischen

*) Cf. Boccaccio, La Fiametta IV. — Archivio storico III. Vor vier Jahren ward ein Knabe bei solcher Petriata getötet.

Bücher, schützten und befahlen die Annahme kirchlicher Orthodoxie, erklärten Jupiter und die anderen Götter für entthront — ließen aber bis zu Anfang des fünften Jahrhunderts das Mordschauspiel der Fechterspiele bestehen. Keine Verfügung wandte sich gegen das Grauen dieser Mordscenen und selbst aus dem Heerlager der Kirche ertönte kaum ein Wort gegen diesen Greuel — Tertullian hatte jenes Schauspiel im dritten Jahrhundert als die Schule des Teufels bezeichnet, die Kirchenmänner des vierten Jahrhunderts, welche den Triumph der Kirche erlebten, schwiegen, und von keinem römischen Bischof ist es bekannt, daß er seine Stimme gegen den theatralischen Menschenmord hätte laut werden lassen. Die Kirche war mit Lehrstreitigkeiten und hierarchischen Einrichtungen, mit dem Priestercölibat und dem zu organisierenden „himmlischen Heer" der Mönche beschäftigt, dem großen Haufen war das äußere Christentum eine Mode- oder eine Notsache, die rohe Sinnlichkeit des Heidentums mit den daraus entspringenden Gewohnheiten und Sitten zog ungebändigt in die Thore der Kirche ein, vor allen Dingen die uralte Leidenschaft für Schauspiele, auch für die blutigen, das sittliche Urteil der Staatslenker war stumpf, und so geschah es, daß unter dem Beifall von Heiden und Christen der Menschenmord in der Arena ungestört noch fast hundert Jahre fortdauerte.

Konstantin, von seinem Biographen und Zeitgenossen Eusebius als der Freund Gottes bezeichnet *), ließ, wie einer seiner Lobredner bei festlicher Gelegenheit rühmend erwähnte, bei großen Kampfspielen tausende von Kriegsgefangenen in der Arena hinmorden. „Die massenhafte Ermordung der Feinde benutzte er zur Ergötzung des Volkes. Welcher Triumph konnte größer sein **)?" Dieser erste christliche Kaiser war also nicht besser, als z. B. der heidnische Kaiser Claudius, der auf dem Fuciner See zum Vergnügen des Publikums eine Seeschlacht darstellen ließ, bei welcher das Blut von hunderten der Gemordeten das Wasser rot färbte.

---

*) Als solchen betrachtete sich Konstantin selbst. Eine von ihm verfaßte Gebetsformel lautete: „Durch deine Macht bin ich groß, ich fürchte deine Macht." Vgl. Ranke, Weltgeschichte, III, 526—529. Eusebius II, 24.

**) Paneg. VIII, 23. Vgl. Friedländer, a. a. O., II, 339.



Von dem Kaiser Domitian berichtet Suetonius*), daß er dem Kultus der Minerva eifrig ergeben war und jede Verletzung der Ehrfurcht gegen die Göttin strafte. Dies hinderte ihn aber nicht, Tierhetzen und Gladiatorenkämpfe nachts bei Fackellicht zu geben (Kap. IV) und eine Grausamkeit zu üben, die, um mit Suetonius (Kap. XI) zu reden, „furchtbar groß" war. Konstantin der Große hatte kein besseres sittliches Urteil als Domitian und wenn wir bedenken, daß der erste „christliche" Kaiser, der in Christus einen Schutzgott gefunden zu haben meinte, zum Mörder an seinem kriegsgefangenen Schwager, zum Mörder an seinem blühenden Sohn, an seiner Gemahlin Fausta, an mehreren Freunden wurde, so begreifen wir, wie dieser sittlich stumpfe, von christlichen Bischöfen umschmeichelte Despot dazu kam, den Menschenmord der Arena zum Vergnügen des Publikums fortbestehen zu lassen.

Zu Anfang des fünften Jahrhunderts soll ein aus dem Orient nach Rom gekommener Einsiedler sich im Amphitheater zwischen die kämpfenden Gladiatoren gestellt haben, worauf er vom Publikum wegen Störung des Vergnügens zerrissen wurde. Dies Ereignis soll die Ursache gewesen sein, daß die Gladiatorenschauspiele im Jahre 404 abgeschafft wurden. Dabei wissen wir nicht, wie weit dies Verbot wirklich zur Ausführung gelangte. Es wurde damals manches Stück Heidentum von kaiserlichen Verboten getroffen und lebte trotzdem ruhig weiter. So viel steht unzweifelhaft fest, daß in den Amphitheatern das blutige Schauspiel der Tierhetzen bis in das sechste Jahrhundert und an manchen Stellen noch länger fortdauerte. — Dies bezeugt der dem fünften Jahrhundert angehörende Dichter Claudianus, unter dessen Werken sich Lobgedichte auf Stilicho, den Minister des Kaisers Honorius, befinden. Der Genannte besingt in jenen Liedern auch eine von Stilicho gegebene Tierhetze. In der Mitte des fünften Jahrhunderts schrieb der Presbyter Salvianus in Massilia (Marseille) sein damals viel gelesenes Werk de gubernatione Dei, angefüllt mit Sittenschilderungen seiner Zeit. Wichtig ist das sechste Buch dieses Werkes,

*) Domitian Kap. VIII.

**) Siehe unseren ersten Teil, Kap. I: Tempel und Kirchen.

welches bezeugt, daß die damalige Christenheit nicht über die Frivolität des Heidentums hinausgekommen war. Äußerlich der Kirche einverleibt, hatte die Christenheit nach dem Zeugnis dieses ernstgesinnten Geistlichen die heidnischen Laster bewahrt, die Greuel heidnischer Unzucht dauerten fort, schändliche Schauspiele bildeten, wie zur Heidenzeit, einen Herd für die Pest der Unsittlichkeit und solche Schauspiele blieben, „bei denen die Zuschauer mit dem größten Vergnügen sehen, wie Menschen von Tieren zerrissen und gefressen werden. Für solchen Zweck holt man Tiere herbei, indem man Einöden, Wälder und Gebirge durchstreift*)." Solche Sittenschilderungen werden uns nicht übertrieben erscheinen, wenn wir erwägen, daß der allerchristliche Kaiser Justinian im sechsten Jahrhundert eine Verordnung erließ, worin den Konsuln zur Pflicht gemacht wurde, außer anderen Schauspielen auch Tierhetzen zu geben. Cassiodor (gestorben 575), der Minister des Königs Theodorich des Großen, sah in Rom solche blutigen Schauspiele, die sich also ununterbrochen von der Heidenzeit her erhalten hatten**).

Die wahnsinnige Leidenschaft für Schauspiele, das Erbe des nur äußerlich besiegten Heidentums, sehen wir an einem Beispiel aus der Regierungszeit des bigotten Kaisers Justinian I., den man als den Ludwig XIV. des sechsten Jahrhunderts bezeichnen könnte. In der kaiserlichen Hauptstadt Konstantinopel tobte der durch die Parteien der Rennbahn hervorgerufene Straßenkampf, ein mörderischer Aufruhr, den der „fromme" Kaiser im Blut erstickte, indem er dreißigtausend Personen, Schuldige und Unschuldige, im Cirkus niedermetzeln ließ. Die Zeit dieses Kaisers und seiner nächsten Nachfolger brachte die seit Konstantin ausgestreute Saat zur Reife. Justinian (527—565) hatte durch Gewaltmaßregeln die Kirche in eine Zwangsanstalt verwandelt,

*) Eine andere Stelle im sechsten Buch des Salvianus lautet: „Ad ludos curritur, ad insanias volatur, in theatris populus diffunditur, in circis plebs tota bacchatur. Quid potest esse nobis vel abjectius, vel miserius." Das ist ein Klageruf über den sittlichen Jammer damaliger Zeit.

**) Über Justinian und Cassiodor zu vergleichen Friedländer, a. a. O., II, 401.



hatte die kirchliche Orthodoxie *) zur Bedingung für Erlangung von Beamtenstellen im Heere und der Verwaltung gemacht, hatte die Anhänger des alten Götterglaubens für rechtlos erklärt, die heidnischen Lehrer der Philosophie aus Athen vertrieben und die Sophieenkirche in seiner Residenz erbaut, — derselbe orthodoxe Kaiser aber ließ die ebenso kirchlich rechtgläubige als schamlose Tänzerin Theodora von seinem Hofbischof als Kaiserin krönen **) und ergötzte die Bewohner der orthodoxen Stadt Konstantinopel mit blutigen Tierhetzen. — Unter seinen nächsten Nachfolgern erreichte die Verruchtheit des „christlichen“ Kaiserhofs in Konstantinopel einen solchen Grad, daß die Sünden und Laster der heidnischen römischen Kaiser nicht nur erreicht, sondern übertroffen wurden.

Um das in der römischen Kirche vorhandene Heidentum zu erklären, dürfen wir nicht vergessen, daß die Wurzeln der heutigen römisch-katholischen Kirche im vierten, fünften und sechsten Jahrhundert liegen, von denen das milde Urteil des Hieronymus gilt: „Die Kirche ward an Reichtum größer, aber an Tugend ärmer.“

*) In einer Verordnung dieses Kaisers heißen die Rechtgläubigen: Sacrosanctis orthodoxae religionis imbuti mysteriis.

**) Der Franzose H. Houssaye versucht in seiner Schrift: Aspasie, Cléopatre, Théodora (Paris 1890) einige Flecken von der letztgenannten hinwegzuwaschen.

Siebzehntes Kapitel.

Die Stellung des Weibes.

„Kann auch ein Weib ihres Kindleins vergessen?"
Jesaias.

In früheren Zeiten herrschte im besser gestellten Bürgerstande Süditaliens die Sitte, einen Heiratsvertrag von einem Notar aufsetzen zu lassen, in welchem sich fast immer die Bestimmung fand, daß der Ehemann verpflichtet sei, seine Ehefrau wenigstens einmal zu einem der berühmtesten Madonnenfeste zu führen. Bis 1760 galt als das Fest der Feste der Piedigrotta-Tag in Neapel, an welchem der damalige, königliche Hof seinen vollen, fürstlichen Glanz entfaltete und in vergoldeten Karossen sich in Prozession zur Madonna die Piedigrotta begab, um derselben Gelübde und Gaben darzubringen. Dies war ein staatlich-religiöser Akt, bei welchem ein großer Teil der Armee in Parade vor der Himmelskönigin aufmarschierte, als wäre sie die Höchstkommandierende des Heeres. Aus allen Teilen des damaligen Reiches strömte man zu diesem Feste, welches der Schaulust reiche Augenweide und der Genußsucht volle Befriedigung bot. An diesem Feste teilzunehmen war der höchste Wunsch namentlich der Frauenwelt, und daher kam es, daß man bei dieser Gelegenheit Frauentrachten aus allen Gegenden Süditaliens erblickte. Im Jahre 1860 hielt die Madonna ihre letzte Glanzparade, und von da an sind Ehekontrakte, wie die obigen, nicht mehr angefertigt worden. Trotzdem hat sich der Brauch erhalten, daß der junge Ehemann seiner Frau die mündliche Zusage

erteilt, sie zum Genuß eines großen Festes zu bringen und dabei hat man gewöhnlich das Fest der Madonna von Monte Vergine im Auge. Wir haben dasselbe bereits im zweiten Teil kennen gelernt*). Das ist die Wonne einer jungen Ehefrau, bei diesem Feste an der Seite ihres Mannes im geschmückten Wagen zu sitzen und mit Stolz dem schauenden Publikum den Anblick der mit Silbergeschirr und bunten Federn beladenen Rosse zu bieten. Unter den Pilgern von Monte Vergine sieht man tausende von jungen Ehefrauen, die meisten dem Mittelstande angehörig und als solche daran erkennbar, daß sie bei dieser Pilgerfahrt keinen Hut, aber oft ein buntes, seidenes Kleid tragen. Überall im Lande zerstreut finden sich berühmte Festorte, wie im Altertum, welche in kleineren und größeren Kreisen namentlich die Frauenwelt anziehen**). Welche Wonne für die Frauen, aus der Eintönigkeit des Alltagslebens in das rauschende und berauschende Festleben sich hinein zu begeben! Für die meisten ist dies die größte Freude des Lebens. Dies gilt auch von den Frauen der niederen Stände, deren Alltagsleben in den ländlichen Distrikten kaum etwas anderes kennt, als Mühe und Sorge, Arbeit und Elend. Die Feste geben den niederen Ständen Gelegenheit, die tägliche Miseria zu vergessen, selbst um den Preis, daß sich die letztere durch den Genuß des Festes vergrößert. In den meisten Fällen geschieht das letztere, weil man zu den alten Schulden neue hinzufügt, um die Kosten der Festfreude zu bezahlen. Die Frau aber will um jeden Preis ihren Festgenuß haben, sie will aus ihrer Inferiorität heraustreten, sie will ihre Person zur Geltung bringen, und dazu bietet das Festleben die ersehnte Gelegenheit.

Antike Überlieferungen werden vorzugsweise von den niederen Ständen des Südlandes festgehalten, dies gilt auch von der Inferiorität des Weibes, welche sich mehr bei den Griechen, als bei den Römern zeigte. Der letztgenannte Umstand hat es

---

*) Siehe Kap. IV: Die große Mutter.

**) In Sicilien ist das ersehnte Pilgerziel junger Ehefrauen das Fest der St. Rosalia in Palermo, oder das Fest der St. Agatha in Catania, oder das Fest der St. Venera in Avola, oder das Fest der Madonna bei Trapani.



veranlaßt, daß in Süditalien, wo einst das Griechentum herrschte, die hellenische Anschauung hinsichtlich der niederen Stellung des Weibes bis auf den heutigen Tag bewahrt blieb.

In Süditalien gilt die Geburt eines Mädchens keineswegs für ein besonders frohes Ereigniß. Wird ein Knabe geboren, so folgen fröhliche Feste, ist's aber ein Mädchen, so bleibt alles still, von Festen ist keine Rede*). „Cent' anni e figli maschi!“ So heißt der bei vielen Gelegenheiten ausgesprochene volkstümliche Glückwunsch. Von den tausenden der Säuglinge, welche jährlich dem Findelhause in Neapel übergeben werden, bleiben die Knaben dort nur kurze Zeit, sie werden nämlich von solchen Familien, die ein Söhnlein verloren haben, adoptiert, nur äußerst selten denkt jemand daran, ein Mägdlein aus dem Findelhause zu holen. Letztere also bleiben daselbst, bis sie herangewachsen sind. Wenn im Fischerquartier St. Lucia ein Knäblein das Licht der Welt erblickt, so bringt dieser neue Weltbürger die gesamte Nachbarschaft in Aufregung, er wird allen Gevatterinnen und Nachbarinnen wie ein Wundertier gezeigt, man reicht ihn von Hand zu Hand, man küßt, drückt, kneift ihn vor lauter Liebe und Bewunderung und kehrt sich dabei nicht an sein Schreien und Zappeln. Ist's aber ein Mädchen, so liegt das Kindlein unbeachtet im Wäschekorb, der als Wiege dient, von Küssen und Bewunderung ist keine Rede. Wird ein Knabe zur Taufe gebracht, so liegt sein Köpflein auf dem rechten Arm seiner Trägerin, bringt man ein Mägdlein dorthin, so liegt das Haupt desselben auf dem linken Arm**).

Fünfzehnhundert Jahre hindurch war die römische Kirche unbeschränkte Beherrscherin und Erzieherin des Volkes, trotzdem kann sie sich nicht rühmen, daß sie die antik-heidnische Anschauung von einer Inferiorität des Weibes in Süditalien ausgerottet hat.

---

*) Dieselbe Anschauung findet sich im heutigen Griechenland. Es ist dort eine Verwünschung, wenn man zu einer Frau sagt, sie möge weibliche Kinder bekommen. Wachsmuth, Das alte Griechenland im neuen, S. 72.

**) Der Volksdialekt Siciliens nennt den Mann Omu, also vom lateinischen homo, Mensch. Der Mann also ist das Wesen, in welchem der Begriff: „Mensch“ sich verkörpert.

Im „Hippolyt“ des Euripides lesen wir folgende Klage:

„O Zeus, warum zum Schaden aller Männerwelt,
Hast du der Weiber falsch Gezücht ans Licht gebracht?
— — — — — — — —
Jetzt aber, voll Begierde, dieses Ungemach
Ins Haus zu führen, opfern wir des Hauses Wohl.
Wer aber die Verderbenssaat daheim gepflanzt,
Der hängt sein ganzes Herz und seinen schönsten Schmuck,
Und reiche Kleider an dies unheilvolle Bild.
— — — — — — — —
Am besten fährt noch, wenn ein Weib als träges Glied,
Einfältigen Sinns, ein wahres Nichts, zu Hause sitzt.“

Wenn die Hochzeit im antiken Griechenland mit öffentlicher Festluft gefeiert war, begann für die Ehefrau ein zurückgezogenes Leben, und geistig tief unter dem Ehemann stehend, fand sie einen Hauptlebensgenuß in der Teilnahme an den religiösen Festen, während die römische Frauenwelt nach stärkerer Kost lechzte, nach der Aufregung des Zirkus und der Erschütterung im Amphitheater.

Jenes zurückgezogene Leben der hellenischen Ehefrau tritt uns in der Lebensweise der heutigen kalabresischen Frau entgegen. Sie verrichtet die häuslichen Arbeiten, unter welchen das Weben die erste Stelle einnimmt. So war es seit Jahrhunderten und Jahrtausenden. Diese Webearbeit der Frauen findet sich aber nicht nur in Kalabrien, sie wiederholt sich in allen Gegenden Süditaliens und bildet eine auf antiker Tradition beruhende Eigentümlichkeit der Bevölkerung. Die Webearbeit hat vielfach den Zweck, dem eigenen Hauswesen zu dienen. Die dunkelfarbigen Kleider der kalabresischen Frauen, die hellfarbigen Gewänder in anderen Gegenden sind im einfachen Stübchen von der Hausfrau gewebt worden*). Vielfach wird auch für den Verkauf gewebt, so namentlich auf mancher Insel, in den Bergen von Sorrento in Kampanien. Tausende von Frauen niederer Stände sind verurteilt, Tag für

*) Für den Hausbedarf zu weben, war zur Römerzeit allgemeine Sitte bei den Frauen. Friedländer, a. a. O., I, 442. Der Webstuhl war das Symbol des Fleißes. Selbst die Gemahlin des Augustus webte.

Tag, Jahr für Jahr den Dienst zu übernehmen, für welchen die Lasttiere da sind. Es giebt für einen Nordländer im Süden keinen Anblick, an den er sich schwerer gewöhnt, als dieser. Man kann mit Recht behaupten, daß fast jeder zum Bau eines Hauses dienende Stein auf Capri und anderen Inseln auf dem Haupte einer Frau oder eines Mädchens oft im Sonnenbrand vom Meeresufer hinaufgetragen worden ist. In Kampanien, in Apulien, in der Basilicata, in Kalabrien, — überall lasttragende Weiber und Mädchen! Es ist dies ein Anblick, der in jeder fühlenden Menschenbrust Wehmut erwecken muß. In Kalabrien tritt die Inferiorität der Ehefrau in hellenischer Weise aufs klarste hervor. Der kalabresische Bauer nennt seine Frau: fimmina (femina), ein Wort, welches unedler ist, als moglie (mulier). In Kalabrien hat der Mann immer den ersten Platz im Hause. Die Frau zeigt sich nur in dienender Stellung. Sie hilft dem Manne bei der Feldarbeit, wobei eine besondere Schwierigkeit darin besteht, daß die hochgelegenen Wohnorte allemal weit ab vom Ackerfelde liegen. Der Mann reitet beim Gang zur Arbeit auf einem Esel, seine Frau läßt er zu Fuß hintenan gehen. Wenn eine Familie einen neuen Wasserkrug anschafft, so darf eine Frau nie die erste sein, welche denselben an ihre Lippen bringt, und wenn die kalabresischen Hirten für Käsebereitung Stücke von abgetragener Kleidung benutzen, so nehmen sie nie ein Stück von einer weiblichen Kleidung, aus Furcht, daß letztere die Käsebereitung erschweren würde*).

In der Tragödie des Euripides: „Medea“ lesen wir die Klage eines Weibes:

„Von allem, was auf Erden denkt und atmet, sind
Wir Frauen doch das unglückseligste Geschöpf.
Mit reicher Gabe müssen wir uns erst den Mann
Erkaufen und als Herrn erkennen.“ — —

---

*) Cf. Dorsa, a. a. O., pag. 11. Trotz dieser Stellung der Frau wird doch in den Kindern die natürliche Achtung vor der Mutter im ganzen nicht getötet. Ein süditalisches Sprichwort sagt: „Qui ha madre non piange“. Wer eine Mutter hat, der weint nicht.

Aus dem Volksleben des Südens schallt uns tausendfältig das Echo dieser Strophen entgegen, wenn wir tiefere Blicke thun in das häusliche Leben der niederen Stände. Vor dem Tribunal in Neapel ward kürzlich ein Prozeß über Gattenmord verhandelt. Eine Ehefrau hatte ihren Mann erdolcht. Die Verhandlungen brachten grausige Dinge ans Tageslicht. Jahre hindurch hatte das unglückliche Weib eine unnennbar grausame Behandlung ihres Mannes erduldet, bis sie, zum Wahnsinn der Verzweiflung getrieben, die entsetzliche That vollbrachte. Schlechte und grausame Behandlung der Ehefrauen ist in dem niederen Ständen ein sehr gewöhnliches Ding und die gemeine Selbstsucht der Ehemänner ladet oft die Last der Familienversorgung, oder den schwersten Teil derselben auf die Frau, die auf solche Weise kein besseres Los hat, als dasjenige einer Sklavin. Plutarch erzählt von Romulus, derselbe habe ein Gesetz gegeben, nach welchem dem Weibe untersagt war, ihren Mann zu verlassen, der Mann dagegen konnte sein Weib verstoßen wegen Vergiftung der Kinder, des Gebrauches falscher Schlüssel oder thatsächlichen Ehebruches. Wenn jemand sein Weib aus anderen Gründen fortschickte, so fiel ein Teil seines Vermögens an dies Weib, ein anderer Teil an die Ceres, auch mußte jeder, der sein Weib entließ, den unterirdischen Göttern opfern*). Hier sehen wir die Anschauung von einer Inferiorität des Weibes klar ausgesprochen. Das Gesetz des heutigen Italiens kennt diese Inferiorität nicht, wohl aber ist sie in der Volksanschauung thatsächlich vorhanden**).

Aristoteles stellte die Frauen zwischen den freien Bürger und den Sklaven, Plato dankte den Göttern dafür, daß er als Mensch und nicht als Tier geboren sei, daß er Grieche und Athener, endlich, daß er Mann und nicht Weib sei.

Von Simonides aus Amorgos, welcher reichlich 600 Jahre v. Chr. lebte, besitzen wir ein Gedicht über die Schöpfung der

*) Plutarch, Romulus, S. 22.

**) Im heutigen Griechenland erhält die Braut vor dem Altar einen silbernen Ring, der Bräutigam einen goldenen. Vgl. Wachsmuth, Das alte Griechenland im neuen. Dieselbe Sitte ist bei den Albanesen Siciliens. Pitré XV, 66.

Weiberseelen. Letztere läßt der Dichter aus der Erde, dem Meer, sowie aus den Seelen der Hunde, Marder, Esel, Schweine, Füchse stammen, welchen Ursprung die Weiber durch ihr Verhalten bezeugen. Nur die Weiber, deren Seelen den Bienen entstammen, sind gut.

„Die andern Arten alle sind durch bösen Rat
Kronions da und bleiben bei den Männern nun.
Denn aller Übel größtes, welches Zeus erschuf,
Das ist das Weib und ob es auch zu nützen scheint.
— — — — — — — —
Und alle hat in dieses Übels mächtiges Band,
Zeus eingeschnürt, aus welchem nur der Tod befreit."

Diese Anschauung vom geringen Wert des Weibes hat in Süditalien heutzutage in gewissen allbekannten Thatsachen einen Wiederhall. An dieser Stelle kann ich, weil ich in deutscher Sprache schreibe, auf solche Dinge nicht eingehen und erwähne deshalb nur das Nachstehende: Wie man in Neapel Menschenhandel treibt, davon ein Beispiel, entnommen dem „Piccolo" 25. August 1889: „Ein berüchtigter Camorrist namens Salv. L. hatte eine Geliebte, welche das Wohlgefallen eines Kuchenbäckers erregte. Um an das Ziel seiner Wünsche zu gelangen, nahm letzterer zum Gelde seine Zuflucht. Eine Vermittlerin war bald gefunden, und das Anerbieten ward von Salv. L. acceptiert. Er verkaufte seine Geliebte für eine Monatszahlung und diese Donna hatte nichts dagegen. Längere Zeit wurde regelmäßig gezahlt, als aber der Kuchenbäcker läßig wurde, erschien sein Gläubiger und bedrohte ihn mit dem Dolche, ward aber von der Polizei arretiert. Der Kuchenbäcker ist glücklich!"

Was hat die römische Kirche gethan, um in diesem Lande das Weib sittlich und intellektuell zu heben? Als das weibliche Ideal hat sie das Leben der Nonne aufgestellt. Die zwischen den Klostermauern lebende Jungfrau steht nach Lehre dieser Kirche höher als die Ehefrau, deren Sittlichkeit immer eine niedere bleibt. Die Kirche hat die außerhalb der Klostermauern lebende Frauenwelt in Unwissenheit und Aberglauben gelassen und den Tausenden,

welche im physischen und moralischen Elend dahin leben, den flüchtigen Glanz der Feste gegeben, um das Elend zu vergessen, und ihnen bunt-kostümierte Madonnenpuppen gezeigt, damit sie zu denselben beten. Dabei bleibt das Weib der unteren Klassen*) seinem Aberglauben, seiner Unwissenheit und seinem Elend überlassen. Ich habe Apulien besucht, kenne auch solche Städte, welche abseits von der Heerstraße ligen und muß gestehen, daß ich keine Neigung verspüre, dasjenige zum zweitenmale zu schauen, was meine Augen dort erblickten. Ein mit Fruchtbarkeit reich gesegnetes Land und doch voll Miseria! Nicht weit von Brindisi liegt Latiano, eine verkommene Stadt mit engen Straßen und meist elenden Häusern, die meisten einstöckig, viele nur einen Raum enthaltend, in welchem Menschen und Tiere (Hühner und Schweine) einander den Raum streitig machen. Landarbeiter wohnen dort, die um elenden Lohn Tag für Tag in Hitze und Kälte arbeiten und sich größtenteils von einem Brot nähren, welches aus Bohnenmehl bereitet wird. Viele Frauen beschäftigen sich damit, den Bohnen durch Klopfen mit Steinen gewisse Teile zu nehmen, welche die Bearbeitung des Bohnenmehles erschweren, um aber drei Soldi (etwa zwölf deutsche Pfennige) mit dieser Arbeit zu verdienen, müssen sie einen ganzen Tag arbeiten! Dies ist ein Beispiel von vielen.

Das Elend stumpft ab, und nur so ist es zu erklären, daß es Mütter in Italien giebt, welche die Frage bejahen: „Kann auch ein Weib ihres Kindleins vergessen?“ Anfang März 1890 wurde wieder ein Fall von Kinderhandel entdeckt. Auf dem Bahnhof von Ala, an der Nordgrenze Italiens, inhaftierte die Polizei einen gewissen G. Bastiano, welcher mit fünf Kindern unterwegs war, die er nach eigener Aussage bei Lucca von ihren Eltern gekauft hatte, mit der Absicht, sie nach Hamburg zu schaffen, wo sie Gypsfiguren an den Mann bringen sollten. „Il vero Guelfo“, 15. März 1890 fügte dieser Nachricht hinzu: „Es ist kein Traum, sondern Wirklichkeit, ein schreckliches Geheimnis von Barbarei ward ent-

*) Voll Aberglauben und Unwissenheit sind auch die Frauen der höheren Stände. Siehe unseren ersten Teil, Kap. VIII: Orakel.



hüllt. Kinder werden in Italien von ihren Eltern aus Not und Mangel verkauft*)."

In Mailand wurde kürzlich eine Mutter zu dreijähriger Kerkerhaft verurteilt, weil sie ihre vierjährige Tochter durch eine kontinuierliche barbarische Behandlung ums Leben brachte. Kaum ist dieser Prozeß zu Ende, da kommt, wie Genueser Blätter schreiben, die Nachricht, daß in Genua eine Mutter aus demselben Grunde in Anklagestand versetzt worden ist. Dasselbe schreibt man aus Bologna.

Kürzlich berichtete die Libertà cattolica (26. Sept. 1829) folgendes: Der Kanzler an der Universität von Newyork, Dr. Person, sagte bei einer feierlichen Veranlassung in öffentlicher Rede folgendes: „Ich bin Protestant, aber ich schätze und achte die katholische Kirche als die einzige konservative Macht unserer Zeit und als diejenige, welche zu allen Zeiten und in aller Welt Förderin (promotrice) der Kunst und Zivilisation gewesen ist." Solche Sätze hört und liest man oft, noch öfter werden sie gedankenlos nachgeschrieben und nachgesprochen. Wie sich die römische Kirche zur Zivilisation, oder sagen wir lieber zur sittlichen Hebung verhält, beweisen die Thatsachen, welche unser Kapitel enthüllte**). Im Angesicht der Thatsachen wird jener Satz von der Zivilisationsförderung zu einer hohlen Phrase, oder zu einem Beweis von Unwissenheit in Hinsicht Vergangenheit und Gegenwart der römischen Kirche.

---

*) Siehe über diesen Gegenstand ausführliche Nachricht in unserem zweiten Teil, Kap. XII: Menschenhandel.

**) Man vergleiche Kap. I, IV, X, XI, XIV, XVI. Ferner verweise ich auf den ersten Teil, Kap. V: Camorra; Kap. VIII: Orakel; Kap. X: Der grauenvolle Acker; Kap. XI: Giuoco piccolo. Endlich ist zu vergleichen im zweiten Teil, Kap. XIII: Ablaß; Kap. XII: Menschenhandel.

Achtzehntes Kapitel.

Hochzeitsbräuche.

„Und sie stampfeten fröhlich das Erdreich."
Homer.

Tiefblauer südlicher Himmel, ein Sternenmeer droben voll schimmernder Pracht, dort das unendliche „heilige" Meer, kein Lufthauch, kein Rauschen in der hohen Dattelpalme vor mir, im Städtlein Capri zur rechten ein summendes Geräusch, welches bald zum Brausen anschwoll, dem Geräusch langanrollender Wogen des Meeres zu vergleichen, — dann plötzlich ein Zischen und Knattern in der Nähe aufsteigender Raketen, ein Wettstreit unzählbarer Feuerkugeln, — so schaute ich's vom maurisch flachgewölbten Kuppeldach der Herberge des Don Pagano auf Capri, diesem Ithaka Italiens, und erinnerte mich an die Ladung, welche an Alle auf Capri weilenden Sommergäste ergangen war. Es handelte sich um die Hochzeit eines Sohnes des weiland Don Michele Pagano. Bei den Capresen verlangt uralter Brauch, daß man sich kein Weib vom Festlande holt, sondern eine Tochter der Insel heimführt. So geschah es auch bei erwähnter Hochzeit. „Unsere Mädchen sind besser, als die am Vesuv." So sagte mir ein alter Marinajo, der mich in leichter Barke um die gezackten Meerklippen Capris herumfuhr.

Hat man von der Piazza des Städtleins Capri aus ein schmales Nebengäßchen betreten, so sieht man das Wahrzeichen der vorhin genannten Herberge, eine hohe Dattelpalme, und steht

alsbald vor dem mit Laub überdachten Eingang des Hauses, wo jeder Deutsche gerne weilt, weil er dort — auf Welschlands Erde — einen deutschen, trauten Erdwinkel findet, wo zu allen Zeiten des Jahres unter den Gästen die deutsche Sprache vorherrscht. Das ist die Herberge, wo V. Scheffel seinen „Trompeter von Säckingen“ dichtete. „Einsam hab' ich auf des Südens Felseneiland dieses Schwarzwaldlied gesungen.“

Don Paganos hochzeitlich geschmückte Herberge war von Gästen angefüllt, unter ihnen alle auf der Insel weilenden Fremden. Man glaubte in Klein-Babylon zu sein, denn man hörte hier Englisch, dort Deutsch, hier Französisch, dort Dänisch, hier Italienisch, dort Spanisch, weil alle Herbergen der Insel die Herbergsväter mit ihren Gästen zur Hochzeit entsendet hatten. Dazu waren die Honoratioren der Insel erschienen. In dieser Klasse muß man den vielgenannten hellenischen Typus der Inselbewohner nicht suchen. Wer einen solchen sehen möchte, muß das Leben und Treiben an der großen und kleinen Marine beobachten oder nach Anacapri und Caprile hinaufsteigen, er muß die Prozession des St. Costanzo im Mai, oder die des St. Antonio im Juni sehen, also bei den Festen jener zwei Schutzpatrone zugegen sein, von denen der erstgenannnte und älteste den unteren Teil der Insel, der zweite den höchsten Teil überwaltet, wobei leider zwischen diesen zwei Schutzherren eine heidnische Eifersucht herrscht. Mit künstlerischem Schmuck war die Herberge Paganos versehen und im Festsaal waren wir geladenen Gäste männiglich versammelt. An der Wand erhub sich ein Baldachin, unter demselben sah man den für die Braut bestimmten Ehrensessel. Rasselnde Raketen meldeten die Ankunft des Brautzuges, donnerndes Beifallsrufen begleitete denselben bis vor die Thür. Die jugendliche Braut, mit dem in Welschland üblichen Kranz von Orangenblüten geschmückt, nahm unter erwähntem Baldachin Platz und thronte als holdlächelnde Fürstin, die Glückwünsche der Hochzeitsgäste in Empfang nehmend. Im festlichen Salon des Bräutigams ging zuerst die Ziviltrauung vor sich, zu welcher sich die Obrigkeit der Inselstadt rechtzeitig eingefunden. Diesem Akte folgte sofort die kirchliche Trauung durch den katholischen Ortspfarrer, zu welchem Zweck ein

blumenprangender Altar im Festgemach angebracht war. Die Benediktion ward über das Ehepaar gesprochen, die geweihten Ringe wurden demselben von dem Zeugen, der sie während der Trauung in ein weißes Tüchlein eingewickelt hielt, übergeben. Der kirchliche Akt war vorüber, die junge Ehefrau nahm zu erneuten Glückwünschen unter ihrem Baldachin Platz, während die Musika lustige Weisen spielte. Zur Verherrlichung des Festes hatte sich das Orchester der Inselhauptstadt eingefunden: zwei Mandolinen, zwei Guitarren, eine Klarinette, eine Violine. Wie Vogelsang am frühen Morgen schmetterten diese drein, und daß man auf Capri nicht nach Noten spielt, ist selbstverständlich.

Eine buntgemischte und zusammengewürfelte Schar war unsere Hochzeitsgesellschaft. Die löbliche Übereinstimmung der Gemüter sollte sich aber glänzend bewähren. Kaum war der kirchliche Trauungsakt vorüber, da hub im Garten ein Donnern und Krachen an, wie Kleingewehr- und Bombenfeuer klang es, Feuergarben sprühten, die Raketen und bengalische Flammen ließen die Feigen und Trauben des Gartens im verschiedensten Farbenschimmer erscheinen. In demselben Farbenlichte schimmerten die reichlich besetzten Tische im Weingarten, und, dank der Einmütigkeit der Hochzeitsgäste, hatten jene nur kurze Zeit unter ihrer Speisenlast zu seufzen. „Aber nachdem die Begierde nach Speise und Trank gestillt war", folgte man dem Beispiel der homerischen Phäaken im fröhlichen Tanz. — Was Homer von der Art des Tanzes berichtet, kam dem zuschauenden Beobachter lebhaft ins Gedächtnis, als die Tarantella begann. Ob die Alten schon die Tarantella kannten? Anstatt der Antwort betrachte man den im Nationalmuseum zu Neapel befindlichen, in Pompeji gefundenen berühmten Faun. Sein Tanzschritt ist genau der heutige Tarantellaschritt, und wenn Homer von seinen tanzenden Phäaken erzählt, so lesen wir, als sähen wir die heutige Tarantella vor uns: „Und sie stampfeten fröhlich das Erdreich". Betrachte im Museum das große pompejanische Wandbild vom „trunkenen" Herkules und seinem Gefolge, dort sieht man das Tympanon der Alten, welches dem heutigen Tambourin entspricht, dessen dumpf-dämonische Klänge die Tarantella begleiten. Zum ersten Male sah ich letztere von

Männern und Frauen der besseren Stände getanzt. Zuerst begann ein Paar etwas zaghaft, der Mut und die Freude an der Leistung wuchs bald zusehends, ein zweites, ein drittes Paar trat in den Kreis der mit Spannung aufmerkenden Zuschauer; war eine der am Tanz beteiligten Pesonen ermüdet, so trat sofort eine andere an die Stelle, gleich in die begonnene Rolle der Abgetretenen eintretend und die Rolle weiterspielend. Voll Grazie waren die Bewegungen der Tänzer und Tänzerinnen, lebhaft das Mienenspiel, leuchtend die Augen, dämonisch rauschte das Tympanon, seltsam waren die Tanzmelodieen der Mandoline und Guitarre, und jauchzender Beifall belohnte die Kunstleistung*). Wer je solchen Charaktertanz gesehen, dem erscheint unser modernes Tanzen schal, inhaltlos, lächerlich. Was freilich der gewöhnliche Italienfahrer unter dem Namen Tarantella zu sehen bekommt, hat mit der wirklichen Tarantella nicht mehr zu schaffen, als die Farbenklexerei eines „Fludribus“ mit einer wirklichen Kunstleistung. Auf den Straßen Neapels sieht man in Festzeiten die sogenannte Tarantella, bei welcher stets zwei den niedrigsten Ständen angehörende Weiber oder Mädchen zum Klang des Tambourin einen ähnlichen Hüpfschritt beginnen, dann aber, sowie die Tambourinschlägerin eine eintönige Melodie näselnd zu singen beginnt, als Tanzbeschluß mit den Hüften aufeinander losfahren, aufeinander prallen, wie Bälle zurückprallen, um dann die Kastagnetten einem andern Weiberpaar zu übergeben, welches mit derselben widerlichen Prozedur abschließt.

Als Hochzeitstanz hat man auf Capri die Tarantella, folgt also in dieser Hinsicht der antiken Tradition. Letztere wird, namentlich in den niederen Ständen, auch in anderer Hinsicht beobachtet. Die Rolle, welche bis heute bei Einleitung eines bräutlichen Verhältnisses**) nicht nur auf Capri, sondern in ganz Süd-

---

*) Friedländer, Sittengeschichte Roms, I, 445. Die Kunst des römischen Tanzes bestand vorzugsweise in der rhytmischen Bewegung des Oberkörpers und der Arme. Hierdurch hatten die römischen Frauen eine schöne Haltung und edlen Gang, welcher sehr geschätzt wurde.

**) Die Griechen und Römer hatten keine Bezeichnung für unser deutsches: „Braut“. Dasselbe gilt von der italienischen Sprache. Das heutige Wort:



italien, die Mütter der betreffenden übernehmen, ist sicherlich uralt. Die Mutter des Jünglings, der mit Heiratsgedanken umgeht, begiebt sich, angethan mit ihren besten Kleidern, geschmückt an Ohren, Händen und Hals mit ihren besten Goldsachen, zur Mutter der Erkorenen und behandelt mit ihr die wichtige Angelegenheit, bei welcher die Mitgift eine Hauptsache ist. In den meisten Fällen überbringt sie einen Brief ihres Sohnes, den dieser gewöhnlich von einem öffentlichen Briefschreiber hat abfassen lassen. Eine Mutter auf Capri zeigte mir einen solchen, den sie in ein weißes Tuch gewickelt hatte, denn sie war im Begriff, ihn zur Erkorenen ihres Sohnes zu bringen. Der Brief war von einem Schreiber in den blühendsten Ausdrücken abgefaßt, so zärtlich weich, so glühend, daß er das härteste Herz zerschmelzen mußte. Auch war auf dem Kouvert ein Bild angebracht: Amor mit dem Pfeil. Jeder Ort Süditaliens hat wenigstens einen öffentlichen Schreiber, größere Städte besitzen deren mehr, Neapel gegen hundert. Ein großer Teil der von ihnen abgefaßten Schriftstücke besteht aus Liebesbriefen. Wenn nämlich auch ein Jüngling der unteren Stände des Schreibens etwas kundig ist, so getraut er sich doch nicht, seine Liebeserklärung schriftlich abzufassen, denn letztere muß schwungvoll, wortreich und voll poetischer Ausdrücke sein. Er wendet sich also an einen öffentlichen Schreiber und dieser weiß die Sache auswendig. Je glühender und schwungvoller der Brief, desto teurer ist er. Jenes Mütterchen auf Capri sagte mir, daß der Briefbogen und das Kouvert den Preis einer halben Lira hätten und daß der Briefschreiber sich eine Lira habe bezahlen lassen. — Daß die Mütter sich als Vermittlerinnen der Heiraten ihrer Kinder annehmen, mag auch darin seinen Grund haben, daß letztere gewöhnlich sehr jung in den Ehestand zu gelangen trachten *). So ist es in ganz Süditalien und das ist von vornherein die Grundlage des Elends. Eine vielfach unweise Wohlthätigkeit unter-

---

Sposa, bezeichnet nicht nur die Braut, sondern auch die junge Ehefrau. Unser „Brautstand“ läßt sich nicht übersetzen.

*) Zur Römerzeit wurden die Mädchen in der Regel zwischen dem dreizehnten und siebzehnten Jahr vermählt. Sehr oft war die Ehe nur Sache der Konvenienz zwischen zwei Familien. Letzteres auch heutzutage.

stützt das frühe Heiraten. Es giebt nämlich eine Menge von Stiftungen, welche alljährlich für junge Mädchen niederer Stände kleine Summen von hundert bis hundertfunfzig Lire verlosen lassen. Ist ein armes Mädchen in den Besitz solcher Summe gelangt, so wird sie bald den liebeglühenden Brief eines geldbedürftigen Jünglings erhalten, wird sich durch denselben geschmeichelt fühlen, wird träumen „von seliger, goldener Zeit" und den Jüngling, der kaum 20 Jahre alt ist, heiraten. Ihr nachfolgendes Leben ist in den meisten Fällen Sorge, Not und Elend. Wie auf Capri, so herrscht überall im Süden die uralte Sitte, daß die Mitgift der Braut öffentlich ausgestellt, der Kritik unterworfen und mit einer gewissen Feierlichkeit in die Wohnung des Bräutigams gebracht wird, welcher in dieser Hinsicht oft nicht mehr zu bieten hat, als ein Stübchen und eine kleine Küche. Oft fehlt auch die letzte und wird ersetzt durch eine einfache Einrichtung, welche die Herstellung des fast täglichen Bohnengerichtes möglich macht. In der Gegend von Monte Cassino, an der Grenze des ehemaligen Kirchenstaates, begegnete ich einem von weißen Ochsen gezogenen Karren, welcher die Mitgift einer Braut überbrachte. An den Seiten der geschmückten Karre hing kupfernes Küchengeschirr. Auf Kupfer legen die niederen Stände den größten Wert, sie verkaufen dies Geschirr nie und vererben es, wie ihre Goldsachen, bringen dasselbe aber oft ins Leihhaus. Auf dem Karren sah ich ein Bett, einige Stühle, einen Tisch mit Marmorplatte, eine Kommode und — verschiedene Hausgötter. Diese thronten hoch oben unter Glasglocken, eine heilige Anna, eine Madonna del Carmine und der heilige Ciro. Schon früher haben wir erwähnt, daß die Hausgötter für die Gründung eines Hausstandes als unbedingt notwendig angesehen werden. Welche Stellung auf Capri und in Campanien in dieser Hinsicht der Bambino einnimmt, wurde gleichfalls schon erwähnt *). An die Hymenäen (Hochzeitsgesänge) der Alten erinnern in Hinsicht ihres Inhalts die Lieder, welche nicht nur auf Capri, sondern im ganzen Süden beim Hochzeitsmahl

*) Siehe im zweiten Teil das Kapitel: Hausgötter. Antike Hochzeitsbräuche wurden ebendaselbst erwähnt im Kapitel: Pompeji keine Totenstadt.

gesungen werden. Hymenäos, ein Musensohn, galt im Altertum als das Bild der Hochzeitslust und von den Hochzeitsliedern sind uns einige Reste geblieben *). Gehen wir jetzt zum Festland über.

Vor etwa fünfhundert Jahren war St. Lucia ein elendes Fischerdorf außerhalb der Mauern Neapels, bewohnt von einem Völklein, welches sich in den Ruinen römischer Villenbauten angesiedelt hatte. Heutzutage, nachdem die Mauern fast überall verschwunden sind, bildet dasselbe einen Teil der großen Stadt, von der man nicht genau sagen kann, wo sie anfängt und wo sie aufhört. Die Fischer haben ihr Standquartier an derselben Stelle behalten, wo eine stattliche Felshöhe, mit Häusern bedeckt, am Ufer des Meeres aufragt. Ihr Quartier ist eingeklemmt zwischen den elegantesten neuen Stadtteilen und bildet zu denselben einen seltsamen Kontrast. Haben wir den königlichen Palast und seine Umgebung geschaut, so gelangen wir alsbald ins Reich der Fischer und Barkenführer, wo ein urwüchsiges Leben vor den Häusern, in den engen Straßen, am Meere, sowie auf und in demselben sich entwickelt und die braunen Fischerbuben sich während der Sommermonate wie Frösche und Enten im Wasser tummeln. Wenn wir dies Quartier passiert haben, so kommen wir zu einer Prachtstraße mit neuen Palästen, eleganten Hotels und sehen dort alltäglich die vornehme Welt, welche sich selbst und ihre stattlichen Equipagen spazieren führt. So steckt also St. Lucia in der Mitte zwischen der modernsten Welt und erscheint wie ein uralter knorriger Eichbaum inmitten eines eleganten Parkes voll neuer Anlagen und Südpflanzen. Die Lucianer kümmern sich um die moderne Welt und ihre Kultur ganz und gar nicht, sie haften in starr-orientalischer Weise an uralten Sitten, sie bleiben in ihrer Lebensweise unverändert. Seit einigen Jahrhunderten führt dort ein breiter, erhöhter Fahrweg zwischen dem Meeresufer und den Häusern hindurch, von wo Treppen ans Meer hinuntersteigen, und an dieser Straße hat man den originellen Anblick der sogen. „Meeresfrüchte“,

*) Über diese Lieder vgl. Marquardt, Handbuch V.



d. h. Austern, Schnecken, Muscheln, Seeigel, Seespinnen u. s. w., welche dort zum Verkauf ausgeboten werden und sich in hübscher Gruppierung zeigen. Wer dann noch andere Dinge sehen will, der betrachte die Fischerweiber, welche mit der Spindel und der Kindererziehung, mit Obsthandel und Bohnenkochen unter freiem Himmel beschäftigt sind und eben daselbst ihr schwarzes Haar frisieren, d. h. frisieren lassen, welches Geschäft von Volksfriseurinnen besorgt wird, welche dafür jedesmal eine Kupfermünze erhalten.

Dort sehen wir eine Gruppe im eifrigem Gespräch. In der Mitte sitzt auf einem Strohstuhl eine stattliche Fischer-Donna und rührt nicht nur die Spindel, sondern auch den Mund, die Finger, die Hände; um sie herum stehen andere Weiber, einige mit braunen Fischerbüblein auf dem Arm, während dicht dabei eine Mutter sitzt, die ihren Buben in einen Wäschekorb gelegt hat, den sie in unsanfter Bewegung erhält und dabei an der Unterhaltung lebhaften Anteil nimmt. Der Junge im Wäschekorb brüllt fürchterlich, desto heftiger wiegt ihn die Mutter, desto lauter wird das Gespräch. Wir hören, daß das Wort Sposo (Bräutigam) oft wiederkehrt und kommen auf die Vermutung, daß es sich um eine künftige Hochzeit handelt, vermuten gar, daß die stattliche Donna in der Mitte als Schwiegermutter figuriert und daß die Weiber über einen wichtigen Gegenstand, die Mitgift, verhandeln. Im südlichen Italien ist in allen Ständen die Heirat fast immer eine Sache praktischer Vernunft und kühlen Verstandes. Die Lucianer bilden keine Ausnahme und der Bräutigam läßt durch seine Mutter vor allen Dingen nach der Mitgift fragen.

Wer von der obgenannten breiten Fahrstraße aus in die engen, schmutzigen Gassen von St. Lucia hineinschaut, wo man sich von einem Balkon zum andern oft die Hand reichen kann, wo querüber von einem Hause zum andern Wäsche zum Trocknen hängt, der meint, es wohne dort lauter armes Volk. Der Schein trügt. Komm bei einer festlichen Gelegenheit wieder, etwa beim Fest der Madonna, dann sehen wir ein anderes Bild. Da strahlen die Weiber von Goldgeschmeide und bunten Tüchern, da geht jener Bursch, der sonst nie Strümpfe und Schuhe anzieht, mit einer goldenen Uhrkette und gewichsten Stiefeln. In St. Lucia herrscht

vielfach Wohlhabenheit, denn die Leutlein dort sind sparsam, genügsam, fleißig und mancher alte Fischer hat in der Ecke seiner Kommode einen alten Strumpf, der mit Banknoten und Goldmünzen gefüllt ist. Dabei beobachten selbst die Wohlhabenden im Mobiliar große Einfachheit. Die Hauptsache in letzter Hinsicht ist das Bett. Die Bettstelle besteht aus Eisen, versehen mit künstlicher Arbeit, das Bett selbst muß schneeweiß sein und an den Kissen müssen sich farbige Bänder befinden. Stattlich ist auch die Kommode, sie ist stets mit einer Marmorplatte versehen und darauf steht unter einer Glasglocke eine geputzte Madonna, vor welcher die Familie des Abends ihren Rosenkranz betet. An den Wänden zeigen sich Heiligenbilder, z. B. St. Gennaro mit der Bischofsmütze, St. Alfonso mit dem Bischofsstab und andere. Der Lucianer liebt weltliche Bilder nicht, kümmert sich auch nicht um die Größen dieser Welt. Was die Küche betrifft, so würde eine nordische Hausfrau staunen, dort lauter blankes Kupfergeschirr zu erblicken. So aber will es die Sitte, welche das eiserne Geschirr verschmäht. Große Summen werden oft in Goldschmuck angelegt. Auf diese Weise erklärt sich die große Zahl von Goldschmieden, welche in dem ältesten Stadtteil Neapels ein ganzes Quartier mit vielen schmutzigen Straßen besetzen.

Also keine Sorge, die Mitgift ist da, und acht Tage vor der Hochzeit findet die Ausstellung derselben im Hause des Brautvaters statt. Jene nennt man im genannten Fischerquartier: Mostra dei panni, d. h. Schaustellung der Tücher. — Diese Bezeichnung ist bescheiden, und würden wir sehr irren, wenn wir meinten, es handle sich nur um Tücher. An diesen Tage ist die genannte Wohnung wie ein Bienenkorb, man kommt, man geht, denn jeder hat das Recht, einzutreten und die Mitgift in Augenschein zu nehmen, die sich auf Stühlen, Tischen, Betten u. s. w. ausgebreitet zeigt. Gegen Abend aber, — da giebt es ein Schauspiel! Aus der Wohnung heraus tritt ein Zug von Mädchen, Jungfrauen und Weibern, deren jede ein Stück der Ausstattung entweder auf dem Arm, auf der Schulter, oder auf dem Haupte trägt. Eine höchst originelle Prozession, deren Länge sich nach der Zahl der Gegenstände richtet. Da sieht man Kleidungsstücke

aller Art, die wir nicht erst einzeln zu nennen brauchen. Hinter den Weibern schreitet der Bruder oder Freund des Bräutigams und trägt auf dem Arm ein goldenes Geschmeide, meist ein Halsband mit Kreuz, eine Perlenschnur, Ohrgehänge und Ringe, die Gabe des Bräutigams an die Braut*). Dies Geschenk ward einige Tage vorher gekauft, als das Brautpaar, unter Geleit der Mutter, in der Goldmacherstraße war. — Nun aber kommt die Hauptsache. Mehrere Weiber tragen eine gestickte oder gehäkelte, mit allerlei Zierrat versehene Bettdecke, von der Braut eigenhändig angefertigt, und hinter diesem Prachtstück schreitet die Braut selbst, begrüßt vom Jubel der gaffenden Menge. Nun kommen die beiden Mütter, zahlreiche Gevatterinnen und Verwandte, alle mit ihrem Goldschmuck versehen, oft mit uralten Ringen und Ketten, welche einst die Großmutter trug. Hierauf sehen wir den Bräutigam mit seinen Freunden, sowie die glücklichen, stolzen Väter. Der Zug geht langsam vorwärts, an beiden Seiten von der gaffenden Menge angestaunt. Die Menge aber ist nicht ruhig, sie denkt laut und ruft laut, was sie denkt. Da hört man Glückwünsche, Beifallsrufe, aber auch andere Dinge. Die Kritik will zu Worte kommen und scharfe, witzige Bemerkungen bleiben nicht aus. Die Kritik macht sich her über Bräutigam und Braut, über diesen und jenen Gegenstand der Mitgift, sogar über die Frauen und ihren Goldschmuck. Hierauf zu antworten, ist keine Sitte, aber die Ohren hören scharf und gewisse Bemerkungen werden nicht vergessen. Oft entstehen dadurch bittere Feindschaften und letztere machen sich bei Gelegenheit in südlicher Rache Luft.

Der Zug hält bei der Wohnung des Bräutigams; der letztere mit der Brautmutter stellt sich am Eingange auf und beide nehmen von den Trägern die Mitgiftgegenstände in Empfang. So viele Personen die Wohnung faßt, treten ein, Zigarren werden verteilt, die „Damen“ erhalten Liqueur, Rosolio genannt, die Braut aber

*) Solche Gaben schenkt, je nach seinen Mitteln, jeder Bräutigam Süditaliens seiner Braut. Das thaten sogar die hellenischen Götter bei ihren Hochzeiten. Als Dionysos mit der Ariadne Hochzeit hielt, schenkte er derselben eine goldene Krone, deren Glanz man am Himmel zu sehen glaubte. Preller, Griechische Mythologie, I, 560.



darf an diesem Tage das Haus nicht betreten, sie steht vor der Thür, lacht und scherzt mit den Genossen, bis endlich die letzte Scene erfolgt. — Der Brautvater tritt auf, stellt sich in die Thür, alle gruppieren sich in seiner Nähe, der Alte räuspert sich, hustet, räuspert sich nochmals, und nun hebt seine Rede an.

Der Brautvater hat sich auf seine Rede nicht präpariert. Wie sollte er auch, da er nicht lesen und schreiben kann, er spricht also aus dem Stegreif. Eine solche Rede anzuhören, ist ein wahres Vergnügen. Der Alte erzählt einiges aus seinem Leben und zeigt dabei die Schwielen seiner Hand, die nun 40 Jahre hindurch das Ruder geführt und das Netz gezogen. Er erzählt, wie sauer er sein Geld verdient, wie er dasselbe sparsam zusammengehalten und wie er nun imstande ist, seiner Tochter — —! „Signori", ruft er aus, „was seht ihr da?" — Aus seiner Tasche zieht er einen Hundertlire=Schein, noch einen, noch einen. „Signori", ruft er aus, „solche Dingerchen erhält meine Tochter und mehr als diese drei. Ihr wollt wissen, wie viel? O, ihr Dummköpfe, das sollte ich euch sagen? Ich sollte euch gelb machen vor Neid? Fällt mir nicht ein. Aber das will ich sagen, ich habe noch andere Töchter, die Concetta, die Filomena, die Maria, und die drei wollen auch ihre Mitgift. Seht ihr wohl die drei Burschen da hinten? Sie denken, daß sie meine Schwiegersöhne werden sollen?" (Gelächter.) „O, ihr drei Fratzen, da giebt es noch viel bessere Schwiegersöhne." — Nun wendet sich der Alte an die Freunde, Gevattern und Gevatterinnen, dankt ihnen für die Mühe, wird zuletzt sentimental, wenn er von sich und seiner „Alten" redet, dann aber wird die Rede wieder schwungvoll und schließt mit einem Hoch auf das Brautpaar. (Donnernder Applaus.)

Das geschieht also acht Tage vor der Hochzeit. Hat der Alte seine Rede vollendet, so begiebt sich jeder nachhause und in dieser Woche ist es dem zukünftigen Schwiegersohn nicht gestattet, das Haus der Braut zu betreten.

Endlich ist der Hochzeitstag da und schon früh morgens wird die Thür des Brautvaters von Neugierigen belagert. Um 11 Uhr vormittags beginnt der Hochzeitszug, jubelnd von der Menge begrüßt. Voran schreitet die Braut im weißen Gewande,

gänzlich eingehüllt in einen weit niederwallenden Schleier*), bekränzt mit weißen Orangenblüten (den Myrtenkranz kennt der Süden nicht). Als Brautführer fungiert entweder der Schwiegerpapa oder ein älterer Verwandter. Der Arme! Man denke sich einen Lucianer Fischer, oder einen Austernhändler mit weißen Handschuhen, im Rock, mit Halskravatte und einem „Tubo“, d. h. Röhre, will sagen Angströhre, also mit hohem Hut! Steif und würdig schreitet er einher, und die Pflicht der Braut besteht darin, schon unterwegs einige Thränen zu vergießen. Eine Braut ohne Thränen wäre in St. Lucia etwas Ungeheuerliches. Sie weint also, d. h. sie berührt mit dem weißen Schnupftuch bisweilen die Augen und leistet auf diese Weise ihrer Pflicht Genüge. Es folgt ein langer Zug, auch solche schließen sich an, welche nicht geladen sind, und niemals fehlen die Kinder. Letztere lauern auf eine Beute. Aus den Fenstern, aus den Thüren kommen Wurfgeschosse, bestehend in Blumen und in Bonbons, letztere direkt auf Bräutigam und Braut geschleudert. Solche Geschosse sind zwar süß, aber doch recht unangenehm, wenn sie nämlich massenhaft geschleudert werden. Ruhig und würdevoll schreitet man weiter, d. h. so weit es wegen der Straßenbuben möglich ist, die sich wie die Wölfe auf die Beute stürzen und jubelnd sich derselben bemächtigen. Solches Konfektwerfen kommt in Neapel auch bei andern Gelegenheiten vor, z. B. bei Heiligenfesten. Kürzlich sah ich eine Prozession mit der Statue eines Heiligen, wobei letztere beständig mit Blumen und Bonbons beworfen wurde, natürlich zum Gaudium der Straßenjugend. Letztere fürchtete dabei nicht die Polizisten, welche neben der Prozession herschritten und die Buben, wenn sie sich im Knäuel auf die Beute stürzten, mit Stöcken bearbeiteten. (Das nennt man ein religiöses Fest!) Auch bei Kinderleichen werden Bonbons geworfen.

---

*) Im heutigen Griechenland hat dieser Schleier, wie im Altertum, rote Farbe. — Die Römer nannten den Brautschleier deshalb flammeum. — Nach einer Mitteilung aus Calabrien haben die dortigen Albanesenkolonieen diesen Schleier ebenfalls noch jetzt. — Das Lärmvolle bei den heutigen Hochzeitszügen erinnert an das römische Leben des Altertums, welches auch Freudenfeuer gekannt zu haben scheint. Friedländer, a. a. O., I, 451.

Der Zug begiebt sich in die Kirche, wo die Trauung nur kurze Zeit währt, und von der Kirche zum Hause des jungen Ehemannes. Vor der Thür wird der Festzug mit Musik empfangen, d. h. wenn die Eltern der jungen Eheleute diese Ehre bezahlen. Natürlich läßt man bei solchen Gelegenheit etwas draufgehen, und so findet sich leicht eine wildlärmende Musik beisammen. Je lauter, desto besser. Eine Riesentrommel, eine Pickelflöte, ein Waldhorn, eine Posaune! Die Mauern der Häuser kommen in Gefahr und das Beifallsgeschrei der Menge wird überdröhnt. Im Hause angelangt, setzt sich die junge Ehefrau zwischen Mutter und Ehemann und empfängt die Glückwünsche der Gäste, sowie allerlei Hochzeitsgaben. In seltenen Fällen setzt sich der Hauptteil der Gäste in geschmückte Karossen und fährt unter Schellengeläute aufs Land, wo das Hochzeitsmahl in einem Wirtshause serviert wird*), meistens bleibt man im Hause der jungen Eheleute beieinander. Man schenkt Wein, verteilt Süßigkeiten, man singt, man tanzt, die südliche Lebhaftigkeit steigt schnell, erreicht bald eine schwindelnde Höhe, bis endlich der Lärm und das Chaos zum Gipfel gelangen. Ist man bis dahin gelangt, so giebt der Brautvater das Zeichen und alle Hochzeitsgäste nehmen Abschied. Von der Straße her aber dröhnt die Riesentrommel weiter und prasselndes Feuerwerk erhellt die dunklen Straßen.

Die meisten Liebesverhältnisse werden von den niederen Ständen bei den kirchlichen Festen angeknüpft. Die Ratschläge, welche Ovid einst den römischen Jünglingen und Jungfrauen erteilte, gelten noch jetzt. Viele Liebesverhältnisse erhalten ihre Pflege beim Besuch der Messe. Petrarca sah seine Fiametta in der Kirche St. Lorenzo zu Neapel. Im Altertum war es ebenso.

Was in den Tempeln des Altertums, namentlich bei den Festen der Aphrodite vorging, schildert uns Musäos in seinem dem fünften Jahrhundert nach Christo angehörenden Liede: Hero und Leander. Im Tempel der Aphrodite knüpft sich das Liebesverhältnis zwischen diesen beiden an**). Hero, eine „Devota“ der Aphrodite, ist zur

*) Dies nennt die Volkssprache: Mettere la tavola.

**) Ähnliches berichtet M. Felix, Octavian, S. 67 und Tertullian, Apologeticus, Kap. 15.

Feier des Adonisfestes in den Tempel der göttlichen Mutter gekommen und da wird sie von Leander erblickt. Der Jüngling faßt sich ein Herz, schreitet langsam heran, stellt sich der holden Jungfrau gegenüber und seitwärts lauschend entsendet er lockende Blicke, „durch stummredende Winke verstrickend die Seele des Mägdleins". Im Tempel der Aphrodite beginnt zwischen beiden das Gespräch der seelenbezwingenden Liebe, im Heiligtum dieser „himmlischen Mutter" wird verabredet, daß Leander den Hellespont durchschwimmen und ein vom Turm der Hero strahlendes Licht ihm dabei als Leitstern dienen soll.

In ganz Süditalien kennt man zur Anknüpfung und Erhaltung von Liebesverhältnissen auch Zaubermittel. Hier haben wir einen Faden, welcher vom heutigen Leben bis ins antike Leben reicht.

Ein Idyll des Theokrit (270 v. Chr.) trägt die Überschrift: Die Zauberin. Es ist ein aus dem Leben gegriffenes Zeit- und Sittenbild, meisterhaft entworfen. Wer süditalische Zustände und Scenen wild erregter Eifersucht gesehen, wähnt, falls er den Verfasser des Idylls nicht kennt, es sei anno 1890 gedichtet worden und die eifersüchtige Simaetha sei eine Neapolitanerin unserer Tage.

Simaetha befindet sich vor Eifersucht in leidenschaftlicher Aufregung, denn schon seit zwölf Tagen hat sich der Geliebte nicht sehen lassen. Dieser Bösewicht! hat Aphrodite ihm den Sinn gewendet? Was soll sie thun, welches Mittel anwenden, um den Treulosen wieder an sich zu fesseln? Es giebt ein Mittel, viele haben schon dasselbe mit Erfolg angewendet, es heißt: Zauber! „Jetzt soll Zaubergesang ihn bewältigen." — Kaum gedacht, wird die Sache ins Werk gesetzt. Sie ruft ihrer Sklavin das heftige Wort zu: „Thestylis, auf! Wo hast du den Trank, wo hast du den Lorbeer? daß ich den Mann, der mich peinigt, den Lieben, mit Zauber bezwinge."

Die Scene spielt in einer mondhellen Nacht in der Nähe des Meeres bei Syrakus, also vor jetzt reichlich 2000 Jahren. Dort ruft die leidenschaftlich aufgeregte Simaetha zur Selene (Mond), sowie zur Hecate. — „Sei mir gegrüßt und führ mich zum Ziele, daß ich den Zauber bereite, nicht weniger wirksam als Circe, oder

Der Zug begiebt sich in die Kirche, wo die Trauung nur kurze Zeit währt, und von der Kirche zum Hause des jungen Ehemannes. Vor der Thür wird der Festzug mit Musik empfangen, d. h. wenn die Eltern der jungen Eheleute diese Ehre bezahlen. Natürlich läßt man bei solchen Gelegenheit etwas draufgehen, und so findet sich leicht eine wildlärmende Musik beisammen. Je lauter, desto besser. Eine Riesentrommel, eine Pickelflöte, ein Waldhorn, eine Posaune! Die Mauern der Häuser kommen in Gefahr und das Beifallsgeschrei der Menge wird überdröhnt. Im Hause angelangt, setzt sich die junge Ehefrau zwischen Mutter und Ehemann und empfängt die Glückwünsche der Gäste, sowie allerlei Hochzeitsgaben. In seltenen Fällen setzt sich der Hauptteil der Gäste in geschmückte Karossen und fährt unter Schellengeläute aufs Land, wo das Hochzeitsmahl in einem Wirtshause serviert wird*), meistens bleibt man im Hause der jungen Eheleute beieinander. Man schenkt Wein, verteilt Süßigkeiten, man singt, man tanzt, die südliche Lebhaftigkeit steigt schnell, erreicht bald eine schwindelnde Höhe, bis endlich der Lärm und das Chaos zum Gipfel gelangen. Ist man bis dahin gelangt, so giebt der Brautvater das Zeichen und alle Hochzeitsgäste nehmen Abschied. Von der Straße her aber dröhnt die Riesentrommel weiter und prasselndes Feuerwerk erhellt die dunklen Straßen.

Die meisten Liebesverhältnisse werden von den niederen Ständen bei den kirchlichen Festen angeknüpft. Die Ratschläge, welche Ovid einst den römischen Jünglingen und Jungfrauen erteilte, gelten noch jetzt. Viele Liebesverhältnisse erhalten ihre Pflege beim Besuch der Messe. Petrarca sah seine Fiametta in der Kirche St. Lorenzo zu Neapel. Im Altertum war es ebenso.

Was in den Tempeln des Altertums, namentlich bei den Festen der Aphrodite vorging, schildert uns Musäos in seinem dem fünften Jahrhundert nach Christo angehörenden Liede: Hero und Leander. Im Tempel der Aphrodite knüpft sich das Liebesverhältnis zwischen diesen beiden an**). Hero, eine „Devota“ der Aphrodite, ist zur

*) Dies nennt die Volkssprache: Mettere la tavola.

**) Ähnliches berichtet M. Felix, Octavian, S. 67 und Tertullian, Apologeticus, Kap. 15.

Feier des Adonisfestes in den Tempel der göttlichen Mutter gekommen und da wird sie von Leander erblickt. Der Jüngling faßt sich ein Herz, schreitet langsam heran, stellt sich der holden Jungfrau gegenüber und seitwärts lauschend entsendet er lockende Blicke, „durch stummredende Winke verstrickend die Seele des Mägdleins“. Im Tempel der Aphrodite beginnt zwischen beiden das Gespräch der seelenbezwingenden Liebe, im Heiligtum dieser „himmlischen Mutter“ wird verabredet, daß Leander den Hellespont durchschwimmen und ein vom Turm der Hero strahlendes Licht ihm dabei als Leitstern dienen soll.

In ganz Süditalien kennt man zur Anknüpfung und Erhaltung von Liebesverhältnissen auch Zaubermittel. Hier haben wir einen Faden, welcher vom heutigen Leben bis ins antike Leben reicht.

Ein Idyll des Theokrit (270 v. Chr.) trägt die Überschrift: Die Zauberin. Es ist ein aus dem Leben gegriffenes Zeit- und Sittenbild, meisterhaft entworfen. Wer süditalische Zustände und Scenen wild erregter Eifersucht gesehen, wähnt, falls er den Verfasser des Idylls nicht kennt, es sei anno 1890 gedichtet worden und die eifersüchtige Simaetha sei eine Neapolitanerin unserer Tage.

Simaetha befindet sich vor Eifersucht in leidenschaftlicher Aufregung, denn schon seit zwölf Tagen hat sich der Geliebte nicht sehen lassen. Dieser Bösewicht! hat Aphrodite ihm den Sinn gewendet? Was soll sie thun, welches Mittel anwenden, um den Treulosen wieder an sich zu fesseln? Es giebt ein Mittel, viele haben schon dasselbe mit Erfolg angewendet, es heißt: Zauber! „Jetzt soll Zaubergesang ihn bewältigen.“ — Kaum gedacht, wird die Sache ins Werk gesetzt. Sie ruft ihrer Sklavin das heftige Wort zu: „Thestylis, auf! Wo hast du den Trank, wo hast du den Lorbeer? daß ich den Mann, der mich peinigt, den Lieben, mit Zauber bezwinge.“

Die Scene spielt in einer mondhellen Nacht in der Nähe des Meeres bei Syrakus, also vor jetzt reichlich 2000 Jahren. Dort ruft die leidenschaftlich aufgeregte Simaetha zur Selene (Mond), sowie zur Hecate. — „Sei mir gegrüßt und führ mich zum Ziele, daß ich den Zauber bereite, nicht weniger wirksam als Circe, oder

Medea und selbst Perimede.“ Nach diesem Gebete beginnt die Hauptsache der Zauberhandlung. Sie nimmt ein kleines Rad und dreht dasselbe schnell herum, um dadurch die Neigung ihres untreuen Geliebten ebenfalls zu wenden. Dabei murmelt sie die im Gedichte neunmal wiederholten Wote: „Kreisel, schwinge dich um und zieh mir den Mann in die Wohnung.“ Während sie das Zauberrad immer aufs neue umschwingt, muß die Sklavin das übrige thun. Zuerst wird Gerste auf Feuer gestreut, darauf werden Lorbeerblätter verbrannt. Wir erfahren den Sinn dieser Handlung. Beim Verbrennen der Gerstenkörner wird gemurmelt: „So streu' ich die Gebeine meines Geliebten.“ Beim Verbrennen des Lorbeer heißt es: „Wie dieser im Feuer laut knisternd emporglüht, wie er schnell aufflammt und keine Asche zurückläßt, so soll auch meinem Geliebten Delphis das Fleisch in der Liebesglut hinschwinden.“

„Kreisel, schwinge dich um und zieh mir den Mann in die Wohnung!“

Dann wird Wachs im Feuer geschmolzen, damit der Geliebte vor Liebe zerschmelze! — Während dieser Zauberarbeit vernehmen beide, Simaetha und ihre Sklavin, in der stillen Nacht fernes Hundegebell, für sie ein Zeichen, daß die Zaubergöttin Hecate ihren Umgang hält und wachsamen Hunden Schrecken einflößt. Die Weiber greifen sofort zur Schellentrommel, deren dumpfer Klang bestimmt ist, die genannte Göttin herbeizurufen.

„Kreisel, schwinge dich um und zieh mir den Mann in die Wohnung.
Schau, wie schweiget das Meer, wie schweigend ruhen die Winde,
Aber es schweiget mir nicht im innersten Herzen der Kummer!“

Das Zauberrad dreht sich aufs neue, und jetzt wird zu Ehren der Hecate Trankopfer ins Feuer gegossen. Wie die Flüssigkeit verschwindet, so soll auch die Liebe des Delphis, welche er treulos einer andern zuwendet, verschwinden, er soll sie vergessen, wie Theseus die Ariadne vergaß. — Hierauf wirft sie eine Pflanze, genannt Roßwut, ins Feuer, damit der geliebte Delphis ebenso dahergeeilt komme, wie die Rosse jene Pflanze begierig aufsuchen. Endlich wird noch ein Zaubermittel angewendet. Sie hat ein

Stücklein vom Mantel des Delphis mitgebracht. Simaetha reißt und zupft dasselbe in kleine Fetzen und wirft sie ins Feuer.

„Wehe! Du grausamer Eros, wie hast du das dunkele Blut mir
All' aus den Adern getrunken, so fest wie Blutigel dich saugend!
Kreisel, schwinge dich um und zieh mir den Mann in die Wohnung,
Morgen zerstoß' ich den Molch und bring' dir den schädlichen Trank dar."

Noch ein Zaubermittel ist übrig, und da Simaetha nichts versäumen will, so schickt sie ihre Sklavin mit einem Zaubersaft zur Wohnung des Delphis. Sie soll mit demselben die Schwelle des Hauses bestreichen, soll darauf spucken und sagen: Ich bestreiche des Delphis Gebeine! — — Kreisel, schwinge dich um und zieh mir den Mann in die Wohnung!

Die Sklavin geht, Simaetha ist allein und plaudert mit dem Mond, dem sie ihre Liebesgeschichte mitteilt. „Höre, wie mir die Liebe gekommen, erhab'ne Selene!" — Sie erzählt, daß sie einst, festlich gekleidet, einer feierlichen Prozession zu Ehren der Artemis, bei welcher man im Zuge auch allerlei Tiere führte, zugeschaut. Da habe sie den schönen, eben aus der Ringschule kommenden Delphis gesehen. Dabei sei sie tief ins Herz von der Liebe getroffen, so tief, daß sie krank geworden und zehn Tage das Bett gehütet habe. Dann habe sie überall Trost gesucht, habe nach Mitteln geforscht, um die Liebe des Delphis zu gewinnen. „Wen sucht' ich nicht auf, wo ging ich vorüber, wenn ich erfuhr, wo ein Mütterchen wohnt, das Beschwörung verstände? Dennoch — nirgend ein Trost! Und es schwand nur die eilende Zeit hin." Endlich habe sie ihrer Sklavin ihr Herzensgeheimnis entdeckt und diese habe alles zu ihrer Zufriedenheit vermittelt. Der geliebte Delphis sei gekommen und habe ihr das Sinnbild seiner Liebe, nämlich Äpfel, gebracht, und so sei sie lange durch seine Liebe beglückt worden. Nun aber habe sich der Geliebte treulos gezeigt, und habe sie durch eine Flötenspielerin erfahren, daß Delphis eine andere liebe und dieser argen Nebenbuhlerin sogar Kränze gebracht habe. „Alles dies hat mir die Freundin erzählt und sie redet die Wahrheit."

Nachdem Simaetha dem göttlichen Mond ihr Liebesleid geklagt und ihre Liebesgeschichte erzählt hat, spricht sie ihr Vertrauen aus

zur Wirkung des Zaubers, den sie soeben ins Werk setzte. Aber — — wenn nun doch der Zauber wirkungslos bliebe? Allerdings hat sie nichts versäumt und die magische Kunst hat sich oft bewährt. Indes, wenn sie diesmal versagte? — Ein finsterer Gedanke steigt in ihr auf, sie spricht ihn aus, schwört bei den Schicksalsgöttinnen, den Parzen, — wenn also der Zauber nicht wirkt, so will sie den Treulosen ermorden!

„Und fährt er noch fort, mich zu kränken,
Soll, bei den Parzen! er bald an die Pforten der Unterwelt klopfen!
Denn in dem Kästchen verwahr ich für ihn ein tötliches Mittel,
Welches ich einst erhielt von einem assyrischen Gastfreund.“ —

Absichtlich habe ich dies Idyll des Theokrit nach seinem Inhalt ausführlich mitgeteilt, weil es in allen seinen Teilen geeignet ist, uns ein Bild aus der Gegenwart zu bieten*). Wilde Eifersucht plagt in derselben Weise wie verzehrende Glut die Gemüter des Südens, wo das Blut mehr wallt und kocht, als im Norden. Mordgedanken werden leicht in leidenschaftlich erregten Gemütern erzeugt, das Gespräch mit dem Mond kommt noch jetzt vor und Zaubermittel aller Art, vor allen Dingen Liebestränke, sind im Süden Italiens allbekannt und gewöhnlich.

Domitian hatte die Juden aus Rom verjagt und ihnen das Thal der Egeria als Wohnsitz angewiesen. Was sie damals für Geschäfte betrieben, sagt uns die sechste Satire des Juvenal, V. 545. Sie deuteten Träume und verkauften Liebestränke. Seltsam genug haben sie dies bis in die neueste Zeit in Rom gethan, wo ihnen die Päpste bekanntlich 1556 jenes Quartier anwiesen, welches als Ghetto (d. h. Absonderung) bezeichnet wurde und soeben gänzlich verschwunden ist. Pius V. sagte in seiner die Juden betreffenden Bulle von 1569: daß dieselben mit Blendwerk des Satans, mit Wahrsagerei, Zaubermitteln, magischen Künsten und Hexereien verführen**). Süditalien, (am meisten Calabrien und Sicilien)

*) Der Glaube an Liebeszauber war im römischen Reich allgemein und die Zauberinnen dieser Art waren oft auch Kupplerinnen. Friedländer, a. a. O., I, 497. Dies ist jetzt nicht weniger allgemein.

**) Vgl. Gregorovius, Wanderjahre, I, 71.

besitzt Zauberinnen, welche Liebestränke brauen, in Scharen! Die Fattuchiera in Campanien, die Magára in Calabrien, die Striga in Sicilien übt ihr Geschäft, wie andere, die römisch-katholische Kirche, welche ja selbst im Besitze segnender und fluchender Zaubermacht zu sein behauptet, hat jene Zauberinnen unter ihren weiten Mantel genommen, ein Stück Heidentum, welches sich wie ein Gift in die Adern des Volkes hineindrängt. Der heidnische Kaiser Domitian wollte von den Juden-Zauberinnen nichts wissen, im christlichen Süditalien, wo die römische Kirche seit 1500 Jahren das Volk beherrschte, sind Scharen „christlicher“ Weiber, welche Zaubertränke und anderen Liebeszauber verfertigen *).

In Europa giebt es kaum ein Land, welches uralte, zum Teil an das Heidentum erinnernde Bräuche bis auf den heutigen Tag so fest bewahrt hätte, als die so wenig bekannte Insel Sardinien. In ihrer intellektuellen Ausbildung steht die Bevölkerung, welche sich durch ernstes, würdevolles Wesen auszeichnet, weit hinter derjenigen des Festlandes zurück, können doch von je 10000 Einwohnern 8798 weder lesen noch schreiben, und Straßen mangeln in vielen Distrikten so gut wie gänzlich. Noch immer ist dort die Nationaltracht allgemein, noch immer wird dort die Blutrache geübt, noch immer herrschen aber auch uralte patriarchalische Tugenden, namentlich die Gastfreundschaft. Die Sprache ist so sehr von der des Festlandes verschieden, daß man sich dem Volke durch die italienische kaum verständlich machen kann, und merkwürdig ist die große Zahl von lateinischen Worten, welche sich dort erhalten haben.

Wie sehr das dortige Volk an uralten Bräuchen festhält, beweisen am besten die Hochzeiten, wie sie im wohlhabenden Teile des dortigen Bauernstandes gefeiert werden.

Wenn der Sohn eines solchen Hauses sich mit Heiratsgedanken trägt, so teilt er Vater und Mutter die gehegten Wünsche mit und nennt ihnen diejenige, welche er erkoren hat. Ruhig hören

*) Ich verweise auf den demnächst erscheinenden vierten Teil dieses Werkes und das Kapitel: Hexen und Zauberer.

21*

die Eltern zu, sagen nicht Ja und nicht Nein, sondern berufen einen feierlichen Familienrat, zu welchem sich alle näheren Verwandten, Großväter und Großmütter, Onkel und Tanten einfinden. Hier wird alles genau, Punkt für Punkt, besprochen: das Ansehen, der Ruf, der Besitz, der Reichtum jener Familie, welcher die zukünftige Braut angehört. Ruf und Eigenschaft der letzteren, vor allen Dingen auch die für letztere zu erwartende Mitgift. Ist das Urteil befriedigend ausgefallen, so sorgt man dafür, daß die Familie der Braut diesen günstigen Stand der Sache gelegentlich erfährt. Selbstverständlich wird im Hause der letzteren eine ebensolche Ratsversammlung abgehalten, und war man mit der Bewerbung einverstanden, so gelangt solche Nachricht ebenfalls unter der Hand zur Familie des Bräutigams.

Die einleitenden Schritte sind gethan, jetzt beginnt die wichtige Aktion, man schreitet zur feierlichen Werbung.

„Der Staub wallt auf, der Hufschlag dröhnt“, — vom Hause des Bräutigams her naht sich ein Zug von Reitern und Reiterinnen auf kleinen mit Blumen und Bändern geschmückten Pferden, welche mit staunenswerter Sicherheit und Schnelligkeit auf den schlechtesten Wegen bergauf und bergab vorwärts kommen. Wir kennen die Reiter und Reiterinnen bereits; an der Spitze erblicken wir den Vater des Bräutigams, dann letzteren selbst und viele von denen, deren Bekanntschaft wir bereits bei erwähnter Ratsversammlung machten. Obgleich die Familie der Braut von dem zu erwartenden Besuch in Kenntnis gesetzt ist, findet jene Reiterschar dennoch die Thür verschlossen. Man klopft und klopft — keine Antwort. Endlich kommt aus dem Innern des Hauses die rauhe Frage: „Wer da?“ Die Antwort lautet: „Freunde; mit Ehre und Tugend“. Jetzt öffnet sich die Thür, es folgt eine herzliche Begrüßung, die Pferde werden angebunden, die Gäste ins Innere des Hauses geleitet, und es beginnt eine eigentümliche Komödie. Der Bräutigamsvater bringt sein Anliegen vor und erzählt, daß er ein Lamm seiner Herde verloren habe, daß er es lange vergebens gesucht und vermute, daß sich dasselbe in diesem Hause befinde. Der Brautvater bedauert, nichts von der Sache zu wissen, verspricht aber, dem Gaste alle Lämmer zu zeigen, damit er selber nachsehe, ob

unter ihnen das gesuchte sich befinde. — Die Gäste werden in ein Zimmer geführt, wo man rings an der Wand eine größere Anzahl von Frauen und Mädchen erblickt, die dort mit niedergeschlagenen Blicken sitzen. Der Brautvater führt den Bräutigamsvater von einer zur andern und fragt: „Ist dies dein Lämmchen?“ — „Nein, dieses nicht. Ich sehe zwar, daß dies ein vortreffliches Lämmchen ist (es folgen Lobsprüche) aber das gesuchte ist es nicht.“ Endlich gelangt man zur Braut. „Ist es diese?“ „Nun freilich, die ist es!“ — Jetzt läßt der Vater sein Töchterlein aufstehen und der Bräutigam schenkt ihr goldene Ohrringe, schmückt ihre Hand mit goldenem Fingerring und hängt eine goldene Kette um ihren Hals. — Ebenfalls schenkt die Braut dem Bräutigam einen Ring. Jubel, Glückwünsche kommen von allen Seiten, und nun wird Wein und Konfekt gereicht, wobei die Frauen nicht unterlassen, von guten Vorbedeutungen zu reden und Träume zu deuten. Ist dies alles vollendet, dann setzt die Reiterschar sich wieder in die Sättel und in lustigem Trabe geht's heimwärts.

Daß der Vater die Werbung mit dem Gleichnis vom Lämmlein anbringt, ist echt orientalisch, wie denn das sardinische Volk im täglichen Leben sich beständig der Gleichnisse bedient und dadurch einen Beweis liefert, daß diejenigen recht haben mögen, welche dem dortigen Volke einen orientalischen Ursprung beilegen.

Ehe die Hochzeit gefeiert wird, folgt ein wichtiger Tag, an welchem die Mitgift der Braut dem Verlobten derselben übergeben und feierlich in das Haus desselben gebracht wird.

Am Morgen dieses Tages begiebt sich der Bräutigam in das Haus der Brauteltern, wo bereits Verwandte und Freunde sich eingefunden haben, wo man alle Herrlichkeiten der Mitgift bewundert und letztere dem Bräutigam als Eigentum übergeben wird. Darauf beginnt der stattliche Aufzug. Voran zwei Flötenbläser, welche die Doppelflöte blasen, auf Sardinien Lionedda genannt, ein Instrument, welches dem bei den alten Römern üblichen entspricht *). Hierauf folgt eine lange Reihe von festlich ge-

*) Tibiae geminae hieß diese Flöte bei den Römern. Dasselbe Instrument benutzen die Hirten im Sila-Waldgebirge Calabriens.

kleideten Mädchen und Knaben, je zwei und zwei, welche auf dem Haupte die leicht zerbrechlichen Gegenstände der Mitgift tragen: Spiegel, Gemälde, Körbe mit Tassen, Gläser, Flaschen u. s. w. Andere tragen Körbe mit feinem Gewebe, seidenen Bändern, feiner Wäsche, schönen Kleidern. Endlich folgt die Busenfreundin der Braut, auf ihrem Haupte ein Wasserkrug, in dem sich die schönsten Blumen befinden, welche die Jahreszeit bietet. Dieser Krug hat später einen Ehrenplatz im Hause der Eheleute. Auf die Reihen dieser Mädchen und Knaben folgt zu Pferde der Bräutigam, stattlich geschmückt, und hinter ihm viele seiner Verwandten. Hinter ihnen erblickt man eine Reihe von Karren, die von großen weißen, geschmückten Ochsen gezogen werden. — In einem jener Karren befindet sich Bettzeug, in einem anderen eine Pyramide von Stühlen, in einem dritten die Küchengerätschaften, in einem vierten Schränke, Tische u. s. w. So folgt ein Karren dicht auf den andern. Endlich schauen wir solche, die mit Kornsäcken gefüllt sind, und schließlich einen, der mit einer Mühle beladen ist, wie man sie in Sardinien benutzt, wo Esel dieselben in Bewegung setzen. Alle Karren, alle in ihnen vorhandenen Dinge sind mit Blumen, Myrten und Lorbeerbüschen geschmückt. So gelangt der Zug zum Hause des Bräutigams und dort beginnt ein geschäftiges Leben. Alles wird an seinen Ort gebracht, und die Myrtenguirlanden werden an den Wänden befestigt, wo sie so lange bleiben, bis sie von selber abfallen.

Solche feierliche Überführung der Mitgift ist eine uralte orientalische Sitte. Wir lesen von ihr z. B. im ersten Buch der Makkabäer 9, 39. Aber auch die alten Etrusker, welche das heutige Gebiet von Toskana bewohnten, beobachteten diesen Brauch. Verfasser hat Vasen der Etrusker, in ihren Gräbern gefunden, gesehen, und auf denselben Bilder erblickt, welche solchen Hochzeitszug darstellen.

Endlich kommt der Hochzeitstag. Der Bräutigam mit seiner Verwandtschaft begiebt sich in das Haus der Braut und findet dort eine große Hochzeitsgesellschaft versammelt, unter ihr auch den Pfarrer des Orts. Alsbald setzt sich der Zug in Bewegung und betritt die Kirche, wo die gänzlich mit dem Schleier verhüllte Braut

neben dem Verlobten vor dem Altar kniet und die Trauung vollzogen wird. Ins Haus zurückgekehrt, steht der junge Ehemann im Staatszimmer neben seiner Ehefrau und beide essen vor aller Augen aus einer Schüssel, wobei sie sich abwechselnd desselben Löffels bedienen. Dann setzt sich die Ehefrau auf einen Thronsessel, ihr zur Seite steht ihr Mann, an der anderen Seite weißgekleidete Mädchen, und alle Gäste nähern sich den Thronenden, um ihre Glückwünsche darzubringen. Alsdann bricht die gesamte Gesellschaft auf und in feierlichem Zug, Flötenspieler voran, geht's zum Hause des jungen Ehemanns. Unterwegs herrscht Freude und Jubel, von allen Fenstern an der Straße wirft man Hände voll Korn auf den Weg. Im Hause des Ehemanns setzt man sich zum Hochzeitsmahl, bei welchem uralte Hochzeitslieder gesungen werden; und bis spät in die Nacht herrscht im festlichen Hause eine maßvolle Fröhlichkeit *).

Wenden wir uns jetzt zum heutigen Griechenland, um letzteres mit Süditalien zu vergleichen.

Zwischen den Hochzeitsbräuchen des heutigen Griechenlands und denen in Süditalien zeigt sich vielfache Übereinstimmung. In beiden Ländern wird die Einleitung eines bräutlichen Verhältnisses durch Vermittler besorgt, was im antiken Leben ebenso wie im modernen durch die Thatsache begründet ist, daß die Jungfrauen ein zurückgezogenes Leben führen.

„Die virgo civis, d. h. die zum Volk gehörende Jungfrau war von strenger Sitte und Satzungen umgeben, bis sie als Braut verschleiert wurde **)". Dies gilt im großen Ganzen vom südlichen Leben noch heute.

Ebenso findet sich in Griechenland das Überschütten des Brautpaars mit symbolischen Gegenständen, Reis, Baumwollensamen, Zuckerwerk, Nüssen. Es sind dies die antik-hellenischen Katachys-

---

*) Über Sardinien handelt speziell Bresciani, Costumi dell' isola di Sardegna, II, cap. 6.

**) Hase, Kirchengeschichte, I, 69.



mata (Überschüttungen). Dazu hat sich in Griechenland die römische Sitte erhalten, daß die junge Ehefrau, wenn sie zum erstenmale die Schwelle des Hauses ihres Eheherrn betritt, über dieselbe hinweggehoben wird *). Außer solchen Dingen sind daselbst viele andern Bräuche, die zum Teil sicherlich im Altertum wurzeln. Das gilt von der Bekränzung (Stefánoma) des Brautpaars bei der Trauung **); endlich finden sich dort nach antiker Weise die Hochzeitslieder. Becker erwähnt diese Sitte in seinem Charikles III, 307. Jene Kränze, die man jetzt aus Lilien, Ähren und Weinblättern anfertigt, werden sorgfältig aufbewahrt. Ob die antiken Schwiegermütter bei der Hochzeit handelnd auftraten, ist nicht bekannt, im heutigen Elis herrscht die Sitte, daß die Schwiegermutter beim Heraustreten aus der Kirche ihrem Schwiegersohn eine kräftige Ohrfeige giebt, ein heiterer Brauch, welcher dazu dienen soll, daß der Schwiegersohn sich in Zukunft seiner Schwiegermutter bestens erinnere. Außerdem kennt das heutige Griechenland zahlreiche abergläubische Gebräuche bei der Hochzeit, welche sich teilweise auch im südlichen Italien wiederfinden. Uralt ist der Wahn, daß das Brautpaar bei der Trauung Mittel anwenden muß, um böse Einflüsse zu vermeiden, welche von Zauberern oder Zauberinnen ausgehen. Um solchen Zauber auszuüben, genügt es, daß die Zauberin einige Haare derjenigen Person besitzt, welche sie zu schädigen gedenkt. Mit dem antiken Leben hängt in Griechenland endlich der Brauch zusammen, daß die junge Ehefrau am dritten Tage nach der Hochzeit in feierlichem Zuge zu derjenigen Quelle geführt wird, aus welcher sie in Zukunft das Trinkwasser für den Hausbedarf holen wird. Diese Quelle muß sie begrüßen, Geldstücke hineinwerfen, worauf ein Rundtanz um die Quelle folgt ***). — Von Griechenland wandern wir nach Calabrien.

---

*) Siehe unseren zweiten Teil, Kap. I: Pompeji, keine Totenstadt.

**) Diese hellenische Sitte ist auch in den albanesischen Kolonieen Siciliens. Pitré, Biblioteca, XV, 66.

***) Über hellenische Hochzeitsbräuche zu vergleichen Tournefort, Voyage du Levant, I, 124 sqq. und Wachsmuth, Das alte Griechenland im neuen, S. 81 ff. Über antike Bräuche Becker in seinem: Charikles und Gallus.



Die Hochzeitsgebräuche zeigen namentlich im südlichen Italien eine große Mannigfaltigkeit, wenn auch gewisse Bestandteile sich an den meisten Stellen wiederholen. Eigentümliche, bald an das römische, bald an das griechische Leben erinnernde Bräuche besitzt Calabrien. An einigen Stellen ist die Bewerbung höchst seltsamer Art. Der werbende Jüngling stellt nachts vor die Hausthür seiner Erkorenen einen mit Bändern geschmückten Holzklotz und sieht am anderen Tage nach, ob die Mutter denselben ins Haus genommen hat. Ist dies geschehen, so erklärt sie dadurch ihre Einwilligung zu der von dem Bewerber beabsichtigten Verehelichung mit ihrer Tochter. Wir bemerken, daß die Mutter vorher weiß, wer den Holzklotz hingestellt hat, den wir als Symbol des Herdfeuers und der Familie zu fassen haben. In Calabrien nämlich ist der Brauch, daß die Familie sich am Weihnachtsabend um den häuslichen Herd versammelt, auf dem der „Ceppo di Natale“ (Weihnachtsholzklotz) brennt, eine Sitte, die an den Brauch unserer heidnischen, germanischen Urväter erinnert. Eine andere calabresische Brautwerbung geschieht in oder vor der Kirche. Bei einem Fest, wenn also viele in der Kirche anwesend sind, tritt der Bewerber auf seine Erkorene zu, nimmt ihr das Tuch ab, welches ihr Haupt bedeckt und schmückt sie mit einem schneeweißen Kopftuch. Dies ist das öffentliche Zeichen, daß sie seine Braut geworden und von da an sagt man von ihr, sie sei „imbiancata“, (mit weißem Tuch versehen, d. h. verlobt). Vielleicht hat der Calabrese Dorsa recht, wenn er meint, daß diese allerdings etwas gewaltsame Werbung an die uralte Sitte des Brautraubes erinnert*), wovon uns die römische Geschichte als Beispiel den Raub der Sabinerinnen bietet. Hieran erinnert ebenfalls ein Brauch in jenen calabresischen Ortschaften, wo zusammen mehr als 50000 Albanesen leben, Eingewanderte zur Zeit der Türkenkriege. Wenn daselbst der Hochzeitszug aus der Kirche vor der Wohnung des jungen Ehemannes angelangt ist, so fordert der Brauch, daß die junge Frau scheinbar gewaltsam in das Haus gebracht wird. Von den Ihrigen umgeben, weigert sich also dieselbe, das Haus zu be-

*) Dorsa, La tradizione, pag. 82.

treten und der Ehemann muß gewaltsam zu ihr durchdringen, um sich ihrer zu bemächtigen und mit scheinbarer Gewalt sie heimzuführen. Jene Albanesen besitzen einen Reichtum von Volksliedern, und eines derselben, welches bei Hochzeiten gesungen wird, vergleicht den Bräutigam mit einem Adler, der von den Bergen niederfliegt, um sich auf eine Schar von Rebhühnern zu stürzen und sich das schönste Huhn zur Beute zu wählen*). — Uralte römische Sitte verlangte, daß bei der Hochzeit das Haar der Braut mit der sogen. hasta caelibaris (Jungfernlanze) gescheitelt wurde. — Dieser Brauch stand im Zusammenhange mit dem Kultus der Juno, welche als Schützerin der Ehe und Ehefrauen mit der Lanze in der Hand dargestellt wurde. Den Brauch jener hasta im Haar der Braut bewahrt man in Calabrien bis auf den heutigen Tag, und wenn dieselbe beim Hochzeitsgang einen breiten hellfarbigen Gürtel mit einer stattlichen Rose, an der linken Seite befestigt, trägt, so ist dies eine Erinnerung an den nodus herculeus (Herkulesknoten) der Alten**). Zu den ältesten bei der römischen Eheschließung zur Anwendung gebrachten Bräuchen gehörte auch, daß Braut und Bräutigam einen aus Spelt-Mehl (far) bereiteten Kuchen miteinander verzehrten; von welcher Handlung die Eheschließung als confarreatio***) bezeichnet wurde. Hieran erinnert an zahlreichen Orten Calabriens ein der Braut geschenkter, dem Herkommen gemäß gebackener Kuchen, der beim Hochzeitsmahl von dem jungen Ehepaar zerschnitten wird, worauf die Ehefrau dem Mann und umgekehrt ein Stück darreicht. In Calabrien, wie überall in Süditalien, herrscht der Brauch, daß der aus der Kirche kommende Hochzeitszug mit Blumen und Korn, bisweilen mit Konfekt beworfen wird. Die Deutung dieses Symbols liegt auf der Hand und bekannt ist, daß die jungen Eheleute in hellenisch-römischer

---

*) Dorsa, a. a. O., pag. 83.

**) Dorsa, a. a. O., pag. 83. — Ovid Fasti II, 560 erwähnt jenen Hochzeitsbrauch, indem er von dem gebogenen Speer erzählt, welcher das bräutliche Haar ziert.

***) Cf. Plinius, Histor. nat. XVIII, 8. 19. Plutarch, Quaest, Rom. pag. 50. Der Priester des Jupiter in Rom, flamen Dialis genannt, vermählte sich stets durch confarreatio.

Zeit mit demselben Symbol bedacht wurden. Eine römische Braut wurde über die Schwelle gehoben, damit nicht durch Straucheln eine üble Vorbedeutung geschähe. Bis auf den heutigen Tag betrachtet man ein solches Straucheln, welches ängstlich vermieden wird, als mal' augurio *).

Die antik-römische Sitte verlangte, daß der Verlobte seiner zukünftigen Ehefrau bei der Verlobung einen Ring schenkte, welcher als Pfand der Treue angesehen wurde, die Braut dagegen schenkte bei der Verlobung dem Bräutigam keinen Ring. So weit ich in Süditalien meine Nachforschung ausgedent habe, fand ich, daß jener Brauch bis auf den heutigen Tag geblieben ist. Nur die höheren Stände zeigen bisweilen eine Abweichung von solcher Sitte.

In Sicilien gab und giebt es noch heute Ehehindernisse höchst eigentümlicher Art. Wichtig sind die Hindernisse des Standes, welche sich nicht nur in den oberen, sondern auch in den unteren Regionen der Gesellschaft fühlbar machen. — Die Fischer heiraten fast immer die Töchter von Fischern, ein Schafhirte dünkt sich höher, als ein Ziegenhirt, und ein Sohn des letzteren hat Mühe, die Tochter des ersteren heimzuführen. Weit wichtiger aber sind die Unterschiede der Religion, und doch gehört die gesamte Bevölkerung zur römisch-katholischen Kirche. Es handelt sich hier um den Kultus der verschiedenen Heiligen und Madonnen, um die Parteien der devoti, welche verschiedenen dieser Gottheiten zugethan sind. Ein eklatantes Beispiel bietet die Stadt Modica im Süden Siciliens, wo die eine Hälfte der Bewohner dem Kultus des St. Pietro eifrig ergeben ist, die andere Hälfte dagegen ebenso eifrig demjenigen des St. Giorgio, wobei der Kultuseifer zur gegenseitigen Feindschaft und Verhöhnung führt, so daß fast nie ein Sangiorgioro (Verehrer des heiligen Georg) eine Sampietrana (Verehrerin des heiligen Petrus) heiratet, denn die beiden Parteien betrachten einander als Angehörige verschiedener Religion.

---

*) Siehe auch Dorsa, a. a. O., pag. 87.

zur Wirkung des Zaubers, den sie soeben ins Werk setzte. Aber — — wenn nun doch der Zauber wirkungslos bliebe? Allerdings hat sie nichts versäumt und die magische Kunst hat sich oft bewährt. Indes, wenn sie diesmal versagte? — Ein finsterer Gedanke steigt in ihr auf, sie spricht ihn aus, schwört bei den Schicksalsgöttinnen, den Parzen, — wenn also der Zauber nicht wirkt, so will sie den Treulosen ermorden!

„Und fährt er noch fort, mich zu kränken,
Soll, bei den Parzen! er bald an die Pforten der Unterwelt klopfen!
Denn in dem Kästchen verwahr ich für ihn ein tötliches Mittel,
Welches ich einst erhielt von einem assyrischen Gastfreund." —

Absichtlich habe ich dies Idyll des Theokrit nach seinem Inhalt ausführlich mitgeteilt, weil es in allen seinen Teilen geeignet ist, uns ein Bild aus der Gegenwart zu bieten*). Wilde Eifersucht plagt in derselben Weise wie verzehrende Glut die Gemüter des Südens, wo das Blut mehr wallt und kocht, als im Norden. Mordgedanken werden leicht in leidenschaftlich erregten Gemütern erzeugt, das Gespräch mit dem Mond kommt noch jetzt vor und Zaubermittel aller Art, vor allen Dingen Liebestränke, sind im Süden Italiens allbekannt und gewöhnlich.

Domitian hatte die Juden aus Rom verjagt und ihnen das Thal der Egeria als Wohnsitz angewiesen. Was sie damals für Geschäfte betrieben, sagt uns die sechste Satire des Juvenal, V. 545. Sie deuteten Träume und verkauften Liebestränke. Seltsam genug haben sie dies bis in die neueste Zeit in Rom gethan, wo ihnen die Päpste bekanntlich 1556 jenes Quartier anwiesen, welches als Ghetto (d. h. Absonderung) bezeichnet wurde und soeben gänzlich verschwunden ist. Pius V. sagte in seiner die Juden betreffenden Bulle von 1569: daß dieselben mit Blendwerk des Satans, mit Wahrsagerei, Zaubermitteln, magischen Künsten und Hexereien verführen**). Süditalien, (am meisten Calabrien und Sicilien)

*) Der Glaube an Liebeszauber war im römischen Reich allgemein und die Zauberinnen dieser Art waren oft auch Kupplerinnen. Friedländer, a. a. O., I, 497. Dies ist jetzt nicht weniger allgemein.

**) Vgl. Gregorovius, Wanderjahre, I, 71.

besitzt Zauberinnen, welche Liebestränke brauen, in Scharen! Die Fattuchiera in Campanien, die Magára in Calabrien, die Striga in Sicilien übt ihr Geschäft, wie andere, die römisch-katholische Kirche, welche ja selbst im Besitze segnender und fluchender Zaubermacht zu sein behauptet, hat jene Zauberinnen unter ihren weiten Mantel genommen, ein Stück Heidentum, welches sich wie ein Gift in die Adern des Volkes hineindrängt. Der heidnische Kaiser Domitian wollte von den Juden-Zauberinnen nichts wissen, im christlichen Süditalien, wo die römische Kirche seit 1500 Jahren das Volk beherrschte, sind Scharen „christlicher“ Weiber, welche Zaubertränke und anderen Liebeszauber verfertigen*).

In Europa giebt es kaum ein Land, welches uralte, zum Teil an das Heidentum erinnernde Bräuche bis auf den heutigen Tag so fest bewahrt hätte, als die so wenig bekannte Insel Sardinien. In ihrer intellektuellen Ausbildung steht die Bevölkerung, welche sich durch ernstes, würdevolles Wesen auszeichnet, weit hinter derjenigen des Festlandes zurück, können doch von je 10000 Einwohnern 8798 weder lesen noch schreiben, und Straßen mangeln in vielen Distrikten so gut wie gänzlich. Noch immer ist dort die Nationaltracht allgemein, noch immer wird dort die Blutrache geübt, noch immer herrschen aber auch uralte patriarchalische Tugenden, namentlich die Gastfreundschaft. Die Sprache ist so sehr von der des Festlandes verschieden, daß man sich dem Volke durch die italienische kaum verständlich machen kann, und merkwürdig ist die große Zahl von lateinischen Worten, welche sich dort erhalten haben.

Wie sehr das dortige Volk an uralten Bräuchen festhält, beweisen am besten die Hochzeiten, wie sie im wohlhabenden Teile des dortigen Bauernstandes gefeiert werden.

Wenn der Sohn eines solchen Hauses sich mit Heiratsgedanken trägt, so teilt er Vater und Mutter die gehegten Wünsche mit und nennt ihnen diejenige, welche er erkoren hat. Ruhig hören

*) Ich verweise auf den demnächst erscheinenden vierten Teil dieses Werkes und das Kapitel: Hexen und Zauberer.

die Eltern zu, sagen nicht Ja und nicht Nein, sondern berufen einen feierlichen Familienrat, zu welchem sich alle näheren Verwandten, Großväter und Großmütter, Onkel und Tanten einfinden. Hier wird alles genau, Punkt für Punkt, besprochen: das Ansehen, der Ruf, der Besitz, der Reichtum jener Familie, welcher die zukünftige Braut angehört. Ruf und Eigenschaft der letzteren, vor allen Dingen auch die für letztere zu erwartende Mitgift. Ist das Urteil befriedigend ausgefallen, so sorgt man dafür, daß die Familie der Braut diesen günstigen Stand der Sache gelegentlich erfährt. Selbstverständlich wird im Hause der letzteren eine ebensolche Ratsversammlung abgehalten, und war man mit der Bewerbung einverstanden, so gelangt solche Nachricht ebenfalls unter der Hand zur Familie des Bräutigams.

Die einleitenden Schritte sind gethan, jetzt beginnt die wichtige Aktion, man schreitet zur feierlichen Werbung.

„Der Staub wallt auf, der Hufschlag dröhnt", — vom Hause des Bräutigams her naht sich ein Zug von Reitern und Reiterinnen auf kleinen mit Blumen und Bändern geschmückten Pferden, welche mit staunenswerter Sicherheit und Schnelligkeit auf den schlechtesten Wegen bergauf und bergab vorwärts kommen. Wir kennen die Reiter und Reiterinnen bereits; an der Spitze erblicken wir den Vater des Bräutigams, dann letzteren selbst und viele von denen, deren Bekanntschaft wir bereits bei erwähnter Ratsversammlung machten. Obgleich die Familie der Braut von dem zu erwartenden Besuch in Kenntnis gesetzt ist, findet jene Reiterschar dennoch die Thür verschlossen. Man klopft und klopft — keine Antwort. Endlich kommt aus dem Innern des Hauses die rauhe Frage: „Wer da?" Die Antwort lautet: „Freunde; mit Ehre und Tugend". Jetzt öffnet sich die Thür, es folgt eine herzliche Begrüßung, die Pferde werden angebunden, die Gäste ins Innere des Hauses geleitet, und es beginnt eine eigentümliche Komödie. Der Bräutigamsvater bringt sein Anliegen vor und erzählt, daß er ein Lamm seiner Herde verloren habe, daß er es lange vergebens gesucht und vermute, daß sich dasselbe in diesem Hause befinde. Der Brautvater bedauert, nichts von der Sache zu wissen, verspricht aber, dem Gaste alle Lämmer zu zeigen, damit er selber nachsehe, ob

unter ihnen das gesuchte sich befinde. — Die Gäste werden in ein Zimmer geführt, wo man rings an der Wand eine größere Anzahl von Frauen und Mädchen erblickt, die dort mit niedergeschlagenen Blicken sitzen. Der Brautvater führt den Bräutigamsvater von einer zur andern und fragt: „Ist dies dein Lämmchen?“ — „Nein, dieses nicht. Ich sehe zwar, daß dies ein vortreffliches Lämmchen ist (es folgen Lobsprüche) aber das gesuchte ist es nicht.“ Endlich gelangt man zur Braut. „Ist es diese?“ „Nun freilich, die ist es!“ — Jetzt läßt der Vater sein Töchterlein aufstehen und der Bräutigam schenkt ihr goldene Ohrringe, schmückt ihre Hand mit goldenem Fingerring und hängt eine goldene Kette um ihren Hals. — Ebenfalls schenkt die Braut dem Bräutigam einen Ring. Jubel, Glückwünsche kommen von allen Seiten, und nun wird Wein und Konfekt gereicht, wobei die Frauen nicht unterlassen, von guten Vorbedeutungen zu reden und Träume zu deuten. Ist dies alles vollendet, dann setzt die Reiterschar sich wieder in die Sättel und in lustigem Trabe geht's heimwärts.

Daß der Vater die Werbung mit dem Gleichnis vom Lämmlein anbringt, ist echt orientalisch, wie denn das sardinische Volk im täglichen Leben sich beständig der Gleichnisse bedient und dadurch einen Beweis liefert, daß diejenigen recht haben mögen, welche dem dortigen Volke einen orientalischen Ursprung beilegen.

Ehe die Hochzeit gefeiert wird, folgt ein wichtiger Tag, an welchem die Mitgift der Braut dem Verlobten derselben übergeben und feierlich in das Haus desselben gebracht wird.

Am Morgen dieses Tages begiebt sich der Bräutigam in das Haus der Brauteltern, wo bereits Verwandte und Freunde sich eingefunden haben, wo man alle Herrlichkeiten der Mitgift bewundert und letztere dem Bräutigam als Eigentum übergeben wird. Darauf beginnt der stattliche Aufzug. Voran zwei Flötenbläser, welche die Doppelflöte blasen, auf Sardinien Lionedda genannt, ein Instrument, welches dem bei den alten Römern üblichen entspricht *). Hierauf folgt eine lange Reihe von festlich ge-

*) Tibiae geminae hieß diese Flöte bei den Römern. Dasselbe Instrument benutzen die Hirten im Sila-Waldgebirge Calabriens.



kleideten Mädchen und Knaben, je zwei und zwei, welche auf dem Haupte die leicht zerbrechlichen Gegenstände der Mitgift tragen: Spiegel, Gemälde, Körbe mit Tassen, Gläser, Flaschen u. s. w. Andere tragen Körbe mit feinem Gewebe, seidenen Bändern, feiner Wäsche, schönen Kleidern. Endlich folgt die Busenfreundin der Braut, auf ihrem Haupte ein Wasserkrug, in dem sich die schönsten Blumen befinden, welche die Jahreszeit bietet. Dieser Krug hat später einen Ehrenplatz im Hause der Eheleute. Auf die Reihen dieser Mädchen und Knaben folgt zu Pferde der Bräutigam, stattlich geschmückt, und hinter ihm viele seiner Verwandten. Hinter ihnen erblickt man eine Reihe von Karren, die von großen weißen, geschmückten Ochsen gezogen werden. — In einem jener Karren befindet sich Bettzeug, in einem anderen eine Pyramide von Stühlen, in einem dritten die Küchengerätschaften, in einem vierten Schränke, Tische u. s. w. So folgt ein Karren dicht auf den andern. Endlich schauen wir solche, die mit Kornsäcken gefüllt sind, und schließlich einen, der mit einer Mühle beladen ist, wie man sie in Sardinien benutzt, wo Esel dieselben in Bewegung setzen. Alle Karren, alle in ihnen vorhandenen Dinge sind mit Blumen, Myrten und Lorbeerbüschen geschmückt. So gelangt der Zug zum Hause des Bräutigams und dort beginnt ein geschäftiges Leben. Alles wird an seinen Ort gebracht, und die Myrtenguirlanden werden an den Wänden befestigt, wo sie so lange bleiben, bis sie von selber abfallen.

Solche feierliche Überführung der Mitgift ist eine uralte orientalische Sitte. Wir lesen von ihr z. B. im ersten Buch der Makkabäer 9, 39. Aber auch die alten Etrusker, welche das heutige Gebiet von Toskana bewohnten, beobachteten diesen Brauch. Verfasser hat Vasen der Etrusker, in ihren Gräbern gefunden, gesehen, und auf denselben Bilder erblickt, welche solchen Hochzeitszug darstellen.

Endlich kommt der Hochzeitstag. Der Bräutigam mit seiner Verwandtschaft begiebt sich in das Haus der Braut und findet dort eine große Hochzeitsgesellschaft versammelt, unter ihr auch den Pfarrer des Orts. Alsbald setzt sich der Zug in Bewegung und betritt die Kirche, wo die gänzlich mit dem Schleier verhüllte Braut

neben dem Verlobten vor dem Altar kniet und die Trauung vollzogen wird. Ins Haus zurückgekehrt, steht der junge Ehemann im Staatszimmer neben seiner Ehefrau und beide essen vor aller Augen aus einer Schüssel, wobei sie sich abwechselnd desselben Löffels bedienen. Dann setzt sich die Ehefrau auf einen Thronsessel, ihr zur Seite steht ihr Mann, an der anderen Seite weißgekleidete Mädchen, und alle Gäste nähern sich den Thronenden, um ihre Glückwünsche darzubringen. Alsdann bricht die gesamte Gesellschaft auf und in feierlichem Zug, Flötenspieler voran, geht's zum Hause des jungen Ehemanns. Unterwegs herrscht Freude und Jubel, von allen Fenstern an der Straße wirft man Hände voll Korn auf den Weg. Im Hause des Ehemanns setzt man sich zum Hochzeitsmahl, bei welchem uralte Hochzeitslieder gesungen werden; und bis spät in die Nacht herrscht im festlichen Hause eine maßvolle Fröhlichkeit *).

Wenden wir uns jetzt zum heutigen Griechenland, um letzteres mit Süditalien zu vergleichen.

Zwischen den Hochzeitsbräuchen des heutigen Griechenlands und denen in Süditalien zeigt sich vielfache Übereinstimmung. In beiden Ländern wird die Einleitung eines bräutlichen Verhältnisses durch Vermittler besorgt, was im antiken Leben ebenso wie im modernen durch die Thatsache begründet ist, daß die Jungfrauen ein zurückgezogenes Leben führen.

„Die virgo civis, d. h. die zum Volk gehörende Jungfrau war von strenger Sitte und Satzungen umgeben, bis sie als Braut verschleiert wurde **)". Dies gilt im großen Ganzen vom südlichen Leben noch heute.

Ebenso findet sich in Griechenland das Überschütten des Brautpaars mit symbolischen Gegenständen, Reis, Baumwollensamen, Zuckerwerk, Nüssen. Es sind dies die antik-hellenischen Katachys-

---

*) Über Sardinien handelt speziell **Bresciani**, Costumi dell' isola di Sardegna, II, cap. 6.

) **Hase, Kirchengeschichte, I, 69.



mata (Überschüttungen). Dazu hat sich in Griechenland die römische Sitte erhalten, daß die junge Ehefrau, wenn sie zum erstenmale die Schwelle des Hauses ihres Eheherrn betritt, über dieselbe hinweggehoben wird *). Außer solchen Dingen sind daselbst viele andern Bräuche, die zum Teil sicherlich im Altertum wurzeln. Das gilt von der Bekränzung (Stefánoma) des Brautpaars bei der Trauung **); endlich finden sich dort nach antiker Weise die Hochzeitslieder. Becker erwähnt diese Sitte in seinem Charikles III, 307. Jene Kränze, die man jetzt aus Lilien, Ähren und Weinblättern anfertigt, werden sorgfältig aufbewahrt. Ob die antiken Schwiegermütter bei der Hochzeit handelnd auftraten, ist nicht bekannt, im heutigen Elis herrscht die Sitte, daß die Schwiegermutter beim Heraustreten aus der Kirche ihrem Schwiegersohn eine kräftige Ohrfeige giebt, ein heiterer Brauch, welcher dazu dienen soll, daß der Schwiegersohn sich in Zukunft seiner Schwiegermutter bestens erinnere. Außerdem kennt das heutige Griechenland zahlreiche abergläubische Gebräuche bei der Hochzeit, welche sich teilweise auch im südlichen Italien wiederfinden. Uralt ist der Wahn, daß das Brautpaar bei der Trauung Mittel anwenden muß, um böse Einflüsse zu vermeiden, welche von Zauberern oder Zauberinnen ausgehen. Um solchen Zauber auszuüben, genügt es, daß die Zauberin einige Haare derjenigen Person besitzt, welche sie zu schädigen gedenkt. Mit dem antiken Leben hängt in Griechenland endlich der Brauch zusammen, daß die junge Ehefrau am dritten Tage nach der Hochzeit in feierlichem Zuge zu derjenigen Quelle geführt wird, aus welcher sie in Zukunft das Trinkwasser für den Hausbedarf holen wird. Diese Quelle muß sie begrüßen, Geldstücke hineinwerfen, worauf ein Rundtanz um die Quelle folgt ***). — Von Griechenland wandern wir nach Calabrien.

---

*) Siehe unseren zweiten Teil, Kap. I: Pompeji, keine Totenstadt.

**) Diese hellenische Sitte ist auch in den albanesischen Kolonieen Siciliens. Pitré, Biblioteca, XV, 66.

***) Über hellenische Hochzeitsbräuche zu vergleichen Tournefort, Voyage du Levant, I, 124 sqq. und Wachsmuth, Das alte Griechenland im neuen, S. 81 ff. Über antike Bräuche Becker in seinem: Charikles und Gallus.

Die Hochzeitsgebräuche zeigen namentlich im südlichen Italien eine große Mannigfaltigkeit, wenn auch gewisse Bestandteile sich an den meisten Stellen wiederholen. Eigentümliche, bald an das römische, bald an das griechische Leben erinnernde Bräuche besitzt Calabrien. An einigen Stellen ist die Bewerbung höchst seltsamer Art. Der werbende Jüngling stellt nachts vor die Hausthür seiner Erkorenen einen mit Bändern geschmückten Holzklotz und sieht am anderen Tage nach, ob die Mutter denselben ins Haus genommen hat. Ist dies geschehen, so erklärt sie dadurch ihre Einwilligung zu der von dem Bewerber beabsichtigten Verehelichung mit ihrer Tochter. Wir bemerken, daß die Mutter vorher weiß, wer den Holzklotz hingestellt hat, den wir als Symbol des Herdfeuers und der Familie zu fassen haben. In Calabrien nämlich ist der Brauch, daß die Familie sich am Weihnachtsabend um den häuslichen Herd versammelt, auf dem der „Ceppo di Natale“ (Weihnachtsholzklotz) brennt, eine Sitte, die an den Brauch unserer heidnischen, germanischen Urväter erinnert. Eine andere calabresische Brautwerbung geschieht in oder vor der Kirche. Bei einem Fest, wenn also viele in der Kirche anwesend sind, tritt der Bewerber auf seine Erkorene zu, nimmt ihr das Tuch ab, welches ihr Haupt bedeckt und schmückt sie mit einem schneeweißen Kopftuch. Dies ist das öffentliche Zeichen, daß sie seine Braut geworden und von da an sagt man von ihr, sie sei „imbiancata“, (mit weißem Tuch versehen, d. h. verlobt). Vielleicht hat der Calabrese Dorsa recht, wenn er meint, daß diese allerdings etwas gewaltsame Werbung an die uralte Sitte des Brautraubes erinnert*), wovon uns die römische Geschichte als Beispiel den Raub der Sabinerinnen bietet. Hieran erinnert ebenfalls ein Brauch in jenen calabresischen Ortschaften, wo zusammen mehr als 50000 Albanesen leben, Eingewanderte zur Zeit der Türkenkriege. Wenn daselbst der Hochzeitszug aus der Kirche vor der Wohnung des jungen Ehemannes angelangt ist, so fordert der Brauch, daß die junge Frau scheinbar gewaltsam in das Haus gebracht wird. Von den Ihrigen umgeben, weigert sich also dieselbe, das Haus zu be-

*) **Dorsa, La tradizione, pag. 82.**

treten und der Ehemann muß gewaltsam zu ihr durchdringen, um sich ihrer zu bemächtigen und mit scheinbarer Gewalt sie heimzuführen. Jene Albanesen besitzen einen Reichtum von Volksliedern, und eines derselben, welches bei Hochzeiten gesungen wird, vergleicht den Bräutigam mit einem Adler, der von den Bergen niederfliegt, um sich auf eine Schar von Rebhühnern zu stürzen und sich das schönste Huhn zur Beute zu wählen*). — Uralte römische Sitte verlangte, daß bei der Hochzeit das Haar der Braut mit der sogen. **hasta caelibaris** (Jungfernlanze) gescheitelt wurde. — Dieser Brauch stand im Zusammenhange mit dem Kultus der Juno, welche als Schützerin der Ehe und Ehefrauen mit der Lanze in der Hand dargestellt wurde. Den Brauch jener **hasta** im Haar der Braut bewahrt man in Calabrien bis auf den heutigen Tag, und wenn dieselbe beim Hochzeitsgang einen breiten hellfarbigen Gürtel mit einer stattlichen Rose, an der linken Seite befestigt, trägt, so ist dies eine Erinnerung an den **nodus herculeus** (Herkulesknoten) der Alten**). Zu den ältesten bei der römischen Eheschließung zur Anwendung gebrachten Bräuchen gehörte auch, daß Braut und Bräutigam einen aus Spelt-Mehl (**far**) bereiteten Kuchen miteinander verzehrten; von welcher Handlung die Eheschließung als **confarreatio*****) bezeichnet wurde. Hieran erinnert an zahlreichen Orten Calabriens ein der Braut geschenkter, dem Herkommen gemäß gebackener Kuchen, der beim Hochzeitsmahl von dem jungen Ehepaar zerschnitten wird, worauf die Ehefrau dem Mann und umgekehrt ein Stück darreicht. In Calabrien, wie überall in Süditalien, herrscht der Brauch, daß der aus der Kirche kommende Hochzeitszug mit Blumen und Korn, bisweilen mit Konfekt beworfen wird. Die Deutung dieses Symbols liegt auf der Hand und bekannt ist, daß die jungen Eheleute in hellenisch-römischer

---

*) Dorsa, a. a. O., pag. 83.

**) Dorsa, a. a. O., pag. 83. — Ovid Fasti II, 560 erwähnt jenen Hochzeitsbrauch, indem er von dem gebogenen Speer erzählt, welcher das bräutliche Haar ziert.

***) Cf. Plinius, Histor. nat. XVIII, 8. 19. Plutarch, Quaest, Rom. pag. 50. Der Priester des Jupiter in Rom, flamen Dialis genannt, vermählte sich stets durch confarreatio.

Zeit mit demselben Symbol bedacht wurden. Eine römische Braut wurde über die Schwelle gehoben, damit nicht durch Straucheln eine üble Vorbedeutung geschähe. Bis auf den heutigen Tag betrachtet man ein solches Straucheln, welches ängstlich vermieden wird, als mal' augurio *).

Die antik-römische Sitte verlangte, daß der Verlobte seiner zukünftigen Ehefrau bei der Verlobung einen Ring schenkte, welcher als Pfand der Treue angesehen wurde, die Braut dagegen schenkte bei der Verlobung dem Bräutigam keinen Ring. So weit ich in Süditalien meine Nachforschung ausgedehnt habe, fand ich, daß jener Brauch bis auf den heutigen Tag geblieben ist. Nur die höheren Stände zeigen bisweilen eine Abweichung von solcher Sitte.

In Sicilien gab und giebt es noch heute Ehehindernisse höchst eigentümlicher Art. Wichtig sind die Hindernisse des Standes, welche sich nicht nur in den oberen, sondern auch in den unteren Regionen der Gesellschaft fühlbar machen. — Die Fischer heiraten fast immer die Töchter von Fischern, ein Schafhirte dünkt sich höher, als ein Ziegenhirt, und ein Sohn des letzteren hat Mühe, die Tochter des ersteren heimzuführen. Weit wichtiger aber sind die Unterschiede der Religion, und doch gehört die gesamte Bevölkerung zur römisch-katholischen Kirche. Es handelt sich hier um den Kultus der verschiedenen Heiligen und Madonnen, um die Parteien der devoti, welche verschiedenen dieser Gottheiten zugethan sind. Ein eklatantes Beispiel bietet die Stadt Modica im Süden Siciliens, wo die eine Hälfte der Bewohner dem Kultus des St. Pietro eifrig ergeben ist, die andere Hälfte dagegen ebenso eifrig demjenigen des St. Giorgio, wobei der Kultuseifer zur gegenseitigen Feindschaft und Verhöhnung führt, so daß fast nie ein Sangiorgioro (Verehrer des heiligen Georg) eine Sampietrana (Verehrerin des heiligen Petrus) heiratet, denn die beiden Parteien betrachten einander als Angehörige verschiedener Religion.

---

*) Siehe auch Dorsa, a. a. O., pag. 87.

Medea und selbst Perimede." Nach diesem Gebete beginnt die Hauptsache der Zauberhandlung. Sie nimmt ein kleines Rad und dreht dasselbe schnell herum, um dadurch die Neigung ihres untreuen Geliebten ebenfalls zu wenden. Dabei murmelt sie die im Gedichte neunmal wiederholten Wote: „Kreisel, schwinge dich um und zieh mir den Mann in die Wohnung." Während sie das Zauberrad immer aufs neue umschwingt, muß die Sklavin das übrige thun. Zuerst wird Gerste auf Feuer gestreut, darauf werden Lorbeerblätter verbrannt. Wir erfahren den Sinn dieser Handlung. Beim Verbrennen der Gerstenkörner wird gemurmelt: „So streu' ich die Gebeine meines Geliebten." Beim Verbrennen des Lorbeer heißt es: „Wie dieser im Feuer laut knisternd emporglüht, wie er schnell aufflammt und keine Asche zurückläßt, so soll auch meinem Geliebten Delphis das Fleisch in der Liebesglut hinschwinden."

„Kreisel, schwinge dich um und zieh mir den Mann in die Wohnung!"

Dann wird Wachs im Feuer geschmolzen, damit der Geliebte vor Liebe zerschmelze! — Während dieser Zauberarbeit vernehmen beide, Simaetha und ihre Sklavin, in der stillen Nacht fernes Hundegebell, für sie ein Zeichen, daß die Zaubergöttin Hecate ihren Umgang hält und wachsamen Hunden Schrecken einflößt. Die Weiber greifen sofort zur Schellentrommel, deren dumpfer Klang bestimmt ist, die genannte Göttin herbeizurufen.

„Kreisel, schwinge dich um und zieh mir den Mann in die Wohnung.
Schau, wie schweiget das Meer, wie schweigend ruhen die Winde,
Aber es schweiget mir nicht im innersten Herzen der Kummer!"

Das Zauberrad dreht sich aufs neue, und jetzt wird zu Ehren der Hecate Trankopfer ins Feuer gegossen. Wie die Flüssigkeit verschwindet, so soll auch die Liebe des Delphis, welche er treulos einer andern zuwendet, verschwinden, er soll sie vergessen, wie Theseus die Ariadne vergaß. — Hierauf wirft sie eine Pflanze, genannt Roßwut, ins Feuer, damit der geliebte Delphis ebenso dahergeeilt komme, wie die Rosse jene Pflanze begierig aufsuchen. Endlich wird noch ein Zaubermittel angewendet. Sie hat ein

Stücklein vom Mantel des Delphis mitgebracht. Simaetha reißt und zupft dasselbe in kleine Fetzen und wirft sie ins Feuer.

„Wehe! Du grausamer Eros, wie hast du das dunkele Blut mir
All' aus den Adern getrunken, so fest wie Blutigel dich saugend!
Kreisel, schwinge dich um und zieh mir den Mann in die Wohnung,
Morgen zerstoß' ich den Molch und bring' dir den schädlichen Trank dar."

Noch ein Zaubermittel ist übrig, und da Simaetha nichts versäumen will, so schickt sie ihre Sklavin mit einem Zaubersaft zur Wohnung des Delphis. Sie soll mit demselben die Schwelle des Hauses bestreichen, soll darauf spucken und sagen: Ich bestreiche des Delphis Gebeine! — — Kreisel, schwinge dich um und zieh mir den Mann in die Wohnung!

Die Sklavin geht, Simaetha ist allein und plaudert mit dem Mond, dem sie ihre Liebesgeschichte mitteilt. „Höre, wie mir die Liebe gekommen, erhab'ne Selene!" — Sie erzählt, daß sie einst, festlich gekleidet, einer feierlichen Prozession zu Ehren der Artemis, bei welcher man im Zuge auch allerlei Tiere führte, zugeschaut. Da habe sie den schönen, eben aus der Ringschule kommenden Delphis gesehen. Dabei sei sie tief ins Herz von der Liebe getroffen, so tief, daß sie krank geworden und zehn Tage das Bett gehütet habe. Dann habe sie überall Trost gesucht, habe nach Mitteln geforscht, um die Liebe des Delphis zu gewinnen. „Wen sucht' ich nicht auf, wo ging ich vorüber, wenn ich erfuhr, wo ein Mütterchen wohnt, das Beschwörung verstände? Dennoch — nirgend ein Trost! Und es schwand nur die eilende Zeit hin." Endlich habe sie ihrer Sklavin ihr Herzensgeheimnis entdeckt und diese habe alles zu ihrer Zufriedenheit vermittelt. Der geliebte Delphis sei gekommen und habe ihr das Sinnbild seiner Liebe, nämlich Äpfel, gebracht, und so sei sie lange durch seine Liebe beglückt worden. Nun aber habe sich der Geliebte treulos gezeigt, und habe sie durch eine Flötenspielerin erfahren, daß Delphis eine andere liebe und dieser argen Nebenbuhlerin sogar Kränze gebracht habe. „Alles dies hat mir die Freundin erzählt und sie redet die Wahrheit."

Nachdem Simaetha dem göttlichen Mond ihr Liebesleid geklagt und ihre Liebesgeschichte erzählt hat, spricht sie ihr Vertrauen aus

zur Wirkung des Zaubers, den sie soeben ins Werk setzte. Aber — — wenn nun doch der Zauber wirkungslos bliebe? Allerdings hat sie nichts versäumt und die magische Kunst hat sich oft bewährt. Indes, wenn sie diesmal versagte? — Ein finsterer Gedanke steigt in ihr auf, sie spricht ihn aus, schwört bei den Schicksalsgöttinnen, den Parzen, — wenn also der Zauber nicht wirkt, so will sie den Treulosen ermorden!

„Und fährt er noch fort, mich zu kränken,
Soll, bei den Parzen! er bald an die Pforten der Unterwelt klopfen!
Denn in dem Kästchen verwahr ich für ihn ein tötliches Mittel,
Welches ich einst erhielt von einem assyrischen Gastfreund." —

Absichtlich habe ich dies Idyll des Theokrit nach seinem Inhalt ausführlich mitgeteilt, weil es in allen seinen Teilen geeignet ist, uns ein Bild aus der Gegenwart zu bieten*). Wilde Eifersucht plagt in derselben Weise wie verzehrende Glut die Gemüter des Südens, wo das Blut mehr wallt und kocht, als im Norden. Mordgedanken werden leicht in leidenschaftlich erregten Gemütern erzeugt, das Gespräch mit dem Mond kommt noch jetzt vor und Zaubermittel aller Art, vor allen Dingen Liebestränke, sind im Süden Italiens allbekannt und gewöhnlich.

Domitian hatte die Juden aus Rom verjagt und ihnen das Thal der Egeria als Wohnsitz angewiesen. Was sie damals für Geschäfte betrieben, sagt uns die sechste Satire des Juvenal, V. 545. Sie deuteten Träume und verkauften Liebestränke. Seltsam genug haben sie dies bis in die neueste Zeit in Rom gethan, wo ihnen die Päpste bekanntlich 1556 jenes Quartier anwiesen, welches als Ghetto (d. h. Absonderung) bezeichnet wurde und soeben gänzlich verschwunden ist. Pius V. sagte in seiner die Juden betreffenden Bulle von 1569: daß dieselben mit Blendwerk des Satans, mit Wahrsagerei, Zaubermitteln, magischen Künsten und Hexereien verführen**). Süditalien, (am meisten Calabrien und Sicilien)

*) Der Glaube an Liebeszauber war im römischen Reich allgemein und die Zauberinnen dieser Art waren oft auch Kupplerinnen. Friedländer, a. a. O., I, 497. Dies ist jetzt nicht weniger allgemein.

**) Vgl. Gregorovius, Wanderjahre, I, 71.

besitzt Zauberinnen, welche Liebestränke brauen, in Scharen! Die Fattuchiera in Campanien, die Magára in Calabrien, die Striga in Sicilien übt ihr Geschäft, wie andere, die römisch-katholische Kirche, welche ja selbst im Besitze segnender und fluchender Zaubermacht zu sein behauptet, hat jene Zauberinnen unter ihren weiten Mantel genommen, ein Stück Heidentum, welches sich wie ein Gift in die Adern des Volkes hineindrängt. Der heidnische Kaiser Domitian wollte von den Juden-Zauberinnen nichts wissen, im christlichen Süditalien, wo die römische Kirche seit 1500 Jahren das Volk beherrschte, sind Scharen „christlicher“ Weiber, welche Zaubertränke und anderen Liebeszauber verfertigen*).

In Europa giebt es kaum ein Land, welches uralte, zum Teil an das Heidentum erinnernde Bräuche bis auf den heutigen Tag so fest bewahrt hätte, als die so wenig bekannte Insel Sardinien. In ihrer intellektuellen Ausbildung steht die Bevölkerung, welche sich durch ernstes, würdevolles Wesen auszeichnet, weit hinter derjenigen des Festlandes zurück, können doch von je 10 000 Einwohnern 8798 weder lesen noch schreiben, und Straßen mangeln in vielen Distrikten so gut wie gänzlich. Noch immer ist dort die Nationaltracht allgemein, noch immer wird dort die Blutrache geübt, noch immer herrschen aber auch uralte patriarchalische Tugenden, namentlich die Gastfreundschaft. Die Sprache ist so sehr von der des Festlandes verschieden, daß man sich dem Volke durch die italienische kaum verständlich machen kann, und merkwürdig ist die große Zahl von lateinischen Worten, welche sich dort erhalten haben.

Wie sehr das dortige Volk an uralten Bräuchen festhält, beweisen am besten die Hochzeiten, wie sie im wohlhabenden Teile des dortigen Bauernstandes gefeiert werden.

Wenn der Sohn eines solchen Hauses sich mit Heiratsgedanken trägt, so teilt er Vater und Mutter die gehegten Wünsche mit und nennt ihnen diejenige, welche er erkoren hat. Ruhig hören

*) Ich verweise auf den demnächst erscheinenden vierten Teil dieses Werkes und das Kapitel: Hexen und Zauberer.

die Eltern zu, sagen nicht Ja und nicht Nein, sondern berufen einen feierlichen Familienrat, zu welchem sich alle näheren Verwandten, Großväter und Großmütter, Onkel und Tanten einfinden. Hier wird alles genau, Punkt für Punkt, besprochen: das Ansehen, der Ruf, der Besitz, der Reichtum jener Familie, welcher die zukünftige Braut angehört. Ruf und Eigenschaft der letzteren, vor allen Dingen auch die für letztere zu erwartende Mitgift. Ist das Urteil befriedigend ausgefallen, so sorgt man dafür, daß die Familie der Braut diesen günstigen Stand der Sache gelegentlich erfährt. Selbstverständlich wird im Hause der letzteren eine ebensolche Ratsversammlung abgehalten, und war man mit der Bewerbung einverstanden, so gelangt solche Nachricht ebenfalls unter der Hand zur Familie des Bräutigams.

Die einleitenden Schritte sind gethan, jetzt beginnt die wichtige Aktion, man schreitet zur feierlichen Werbung.

„Der Staub wallt auf, der Hufschlag dröhnt“, — vom Hause des Bräutigams her naht sich ein Zug von Reitern und Reiterinnen auf kleinen mit Blumen und Bändern geschmückten Pferden, welche mit staunenswerter Sicherheit und Schnelligkeit auf den schlechtesten Wegen bergauf und bergab vorwärts kommen. Wir kennen die Reiter und Reiterinnen bereits; an der Spitze erblicken wir den Vater des Bräutigams, dann letzteren selbst und viele von denen, deren Bekanntschaft wir bereits bei erwähnter Ratsversammlung machten. Obgleich die Familie der Braut von dem zu erwartenden Besuch in Kenntnis gesetzt ist, findet jene Reiterschar dennoch die Thür verschlossen. Man klopft und klopft — keine Antwort. Endlich kommt aus dem Innern des Hauses die rauhe Frage: „Wer da?“ Die Antwort lautet: „Freunde; mit Ehre und Tugend“. Jetzt öffnet sich die Thür, es folgt eine herzliche Begrüßung, die Pferde werden angebunden, die Gäste ins Innere des Hauses geleitet, und es beginnt eine eigentümliche Komödie. Der Bräutigamsvater bringt sein Anliegen vor und erzählt, daß er ein Lamm seiner Herde verloren habe, daß er es lange vergebens gesucht und vermute, daß sich dasselbe in diesem Hause befinde. Der Brautvater bedauert, nichts von der Sache zu wissen, verspricht aber, dem Gaste alle Lämmer zu zeigen, damit er selber nachsehe, ob

unter ihnen das gesuchte sich befinde. — Die Gäste werden in ein Zimmer geführt, wo man rings an der Wand eine größere Anzahl von Frauen und Mädchen erblickt, die dort mit niedergeschlagenen Blicken sitzen. Der Brautvater führt den Bräutigamsvater von einer zur andern und fragt: „Ist dies dein Lämmchen?“ — „Nein, dieses nicht. Ich sehe zwar, daß dies ein vortreffliches Lämmchen ist (es folgen Lobsprüche) aber das gesuchte ist es nicht.“ Endlich gelangt man zur Braut. „Ist es diese?“ „Nun freilich, die ist es!“ — Jetzt läßt der Vater sein Töchterlein aufstehen und der Bräutigam schenkt ihr goldene Ohrringe, schmückt ihre Hand mit goldenem Fingerring und hängt eine goldene Kette um ihren Hals. — Ebenfalls schenkt die Braut dem Bräutigam einen Ring. Jubel, Glückwünsche kommen von allen Seiten, und nun wird Wein und Konfekt gereicht, wobei die Frauen nicht unterlassen, von guten Vorbedeutungen zu reden und Träume zu deuten. Ist dies alles vollendet, dann setzt die Reiterschar sich wieder in die Sättel und in lustigem Trabe geht's heimwärts.

Daß der Vater die Werbung mit dem Gleichnis vom Lämmlein anbringt, ist echt orientalisch, wie denn das sardinische Volk im täglichen Leben sich beständig der Gleichnisse bedient und dadurch einen Beweis liefert, daß diejenigen recht haben mögen, welche dem dortigen Volke einen orientalischen Ursprung beilegen.

Ehe die Hochzeit gefeiert wird, folgt ein wichtiger Tag, an welchem die Mitgift der Braut dem Verlobten derselben übergeben und feierlich in das Haus desselben gebracht wird.

Am Morgen dieses Tages begiebt sich der Bräutigam in das Haus der Brauteltern, wo bereits Verwandte und Freunde sich eingefunden haben, wo man alle Herrlichkeiten der Mitgift bewundert und letztere dem Bräutigam als Eigentum übergeben wird. Darauf beginnt der stattliche Aufzug. Voran zwei Flötenbläser, welche die Doppelflöte blasen, auf Sardinien Lionedda genannt, ein Instrument, welches dem bei den alten Römern üblichen entspricht *). Hierauf folgt eine lange Reihe von festlich ge-

*) Tibiae geminae hieß diese Flöte bei den Römern. Dasselbe Instrument benutzen die Hirten im Sila-Waldgebirge Calabriens.



kleideten Mädchen und Knaben, je zwei und zwei, welche auf dem Haupte die leicht zerbrechlichen Gegenstände der Mitgift tragen: Spiegel, Gemälde, Körbe mit Tassen, Gläser, Flaschen u. s. w. Andere tragen Körbe mit feinem Gewebe, seidenen Bändern, feiner Wäsche, schönen Kleidern. Endlich folgt die Busenfreundin der Braut, auf ihrem Haupte ein Wasserkrug, in dem sich die schönsten Blumen befinden, welche die Jahreszeit bietet. Dieser Krug hat später einen Ehrenplatz im Hause der Eheleute. Auf die Reihen dieser Mädchen und Knaben folgt zu Pferde der Bräutigam, stattlich geschmückt, und hinter ihm viele seiner Verwandten. Hinter ihnen erblickt man eine Reihe von Karren, die von großen weißen, geschmückten Ochsen gezogen werden. — In einem jener Karren befindet sich Bettzeug, in einem anderen eine Pyramide von Stühlen, in einem dritten die Küchengerätschaften, in einem vierten Schränke, Tische u. s. w. So folgt ein Karren dicht auf den andern. Endlich schauen wir solche, die mit Kornsäcken gefüllt sind, und schließlich einen, der mit einer Mühle beladen ist, wie man sie in Sardinien benutzt, wo Esel dieselben in Bewegung setzen. Alle Karren, alle in ihnen vorhandenen Dinge sind mit Blumen, Myrten und Lorbeerbüschen geschmückt. So gelangt der Zug zum Hause des Bräutigams und dort beginnt ein geschäftiges Leben. Alles wird an seinen Ort gebracht, und die Myrtenguirlanden werden an den Wänden befestigt, wo sie so lange bleiben, bis sie von selber abfallen.

Solche feierliche Überführung der Mitgift ist eine uralte orientalische Sitte. Wir lesen von ihr z. B. im ersten Buch der Makkabäer 9, 39. Aber auch die alten Etrusker, welche das heutige Gebiet von Toskana bewohnten, beobachteten diesen Brauch. Verfasser hat Vasen der Etrusker, in ihren Gräbern gefunden, gesehen, und auf denselben Bilder erblickt, welche solchen Hochzeitszug darstellen.

Endlich kommt der Hochzeitstag. Der Bräutigam mit seiner Verwandtschaft begiebt sich in das Haus der Braut und findet dort eine große Hochzeitsgesellschaft versammelt, unter ihr auch den Pfarrer des Orts. Alsbald setzt sich der Zug in Bewegung und betritt die Kirche, wo die gänzlich mit dem Schleier verhüllte Braut

neben dem Verlobten vor dem Altar kniet und die Trauung vollzogen wird. Ins Haus zurückgekehrt, steht der junge Ehemann im Staatszimmer neben seiner Ehefrau und beide essen vor aller Augen aus einer Schüssel, wobei sie sich abwechselnd desselben Löffels bedienen. Dann setzt sich die Ehefrau auf einen Thronsessel, ihr zur Seite steht ihr Mann, an der anderen Seite weißgekleidete Mädchen, und alle Gäste nähern sich den Thronenden, um ihre Glückwünsche darzubringen. Alsdann bricht die gesamte Gesellschaft auf und in feierlichem Zug, Flötenspieler voran, geht's zum Hause des jungen Ehemanns. Unterwegs herrscht Freude und Jubel, von allen Fenstern an der Straße wirft man Hände voll Korn auf den Weg. Im Hause des Ehemanns setzt man sich zum Hochzeitsmahl, bei welchem uralte Hochzeitslieder gesungen werden; und bis spät in die Nacht herrscht im festlichen Hause eine maßvolle Fröhlichkeit *).

Wenden wir uns jetzt zum heutigen Griechenland, um letzteres mit Süditalien zu vergleichen.

Zwischen den Hochzeitsbräuchen des heutigen Griechenlands und denen in Süditalien zeigt sich vielfache Übereinstimmung. In beiden Ländern wird die Einleitung eines bräutlichen Verhältnisses durch Vermittler besorgt, was im antiken Leben ebenso wie im modernen durch die Thatsache begründet ist, daß die Jungfrauen ein zurückgezogenes Leben führen.

„Die virgo civis, d. h. die zum Volk gehörende Jungfrau war von strenger Sitte und Satzungen umgeben, bis sie als Braut verschleiert wurde **)“. Dies gilt im großen Ganzen vom südlichen Leben noch heute.

Ebenso findet sich in Griechenland das Überschütten des Brautpaars mit symbolischen Gegenständen, Reis, Baumwollensamen, Zuckerwerk, Nüssen. Es sind dies die antik-hellenischen Katachys-

---

*) Über Sardinien handelt speziell Bresciani, Costumi dell' isola di Sardegna, II, cap. 6.

**) Hase, Kirchengeschichte, I, 69.

mata (Überschüttungen). Dazu hat sich in Griechenland die römische Sitte erhalten, daß die junge Ehefrau, wenn sie zum erstenmale die Schwelle des Hauses ihres Eheherrn betritt, über dieselbe hinweggehoben wird *). Außer solchen Dingen sind daselbst viele andern Bräuche, die zum Teil sicherlich im Altertum wurzeln. Das gilt von der Bekränzung (Stefánoma) des Brautpaars bei der Trauung **); endlich finden sich dort nach antiker Weise die Hochzeitslieder. Becker erwähnt diese Sitte in seinem Charikles III, 307. Jene Kränze, die man jetzt aus Lilien, Ähren und Weinblättern anfertigt, werden sorgfältig aufbewahrt. Ob die antiken Schwiegermütter bei der Hochzeit handelnd auftraten, ist nicht bekannt, im heutigen Elis herrscht die Sitte, daß die Schwiegermutter beim Heraustreten aus der Kirche ihrem Schwiegersohn eine kräftige Ohrfeige giebt, ein heiterer Brauch, welcher dazu dienen soll, daß der Schwiegersohn sich in Zukunft seiner Schwiegermutter bestens erinnere. Außerdem kennt das heutige Griechenland zahlreiche abergläubische Gebräuche bei der Hochzeit, welche sich teilweise auch im südlichen Italien wiederfinden. Uralt ist der Wahn, daß das Brautpaar bei der Trauung Mittel anwenden muß, um böse Einflüsse zu vermeiden, welche von Zauberern oder Zauberinnen ausgehen. Um solchen Zauber auszuüben, genügt es, daß die Zauberin einige Haare derjenigen Person besitzt, welche sie zu schädigen gedenkt. Mit dem antiken Leben hängt in Griechenland endlich der Brauch zusammen, daß die junge Ehefrau am dritten Tage nach der Hochzeit in feierlichem Zuge zu derjenigen Quelle geführt wird, aus welcher sie in Zukunft das Trinkwasser für den Hausbedarf holen wird. Diese Quelle muß sie begrüßen, Geldstücke hineinwerfen, worauf ein Rundtanz um die Quelle folgt ***). — Von Griechenland wandern wir nach Calabrien.

---

*) Siehe unseren zweiten Teil, Kap. I: Pompeji, keine Totenstadt.

**) Diese hellenische Sitte ist auch in den albanesischen Kolonieen Siciliens. Pitré, Biblioteca, XV, 66.

***) Über hellenische Hochzeitsbräuche zu vergleichen Tournefort, Voyage du Levant, I, 124 sqq. und Wachsmuth, Das alte Griechenland im neuen, S. 81 ff. Über antike Bräuche Becker in seinem: Charikles und Gallus.

Die Hochzeitsgebräuche zeigen namentlich im südlichen Italien eine große Mannigfaltigkeit, wenn auch gewisse Bestandteile sich an den meisten Stellen wiederholen. Eigentümliche, bald an das römische, bald an das griechische Leben erinnernde Bräuche besitzt Calabrien. An einigen Stellen ist die Bewerbung höchst seltsamer Art. Der werbende Jüngling stellt nachts vor die Hausthür seiner Erkorenen einen mit Bändern geschmückten Holzklotz und sieht am anderen Tage nach, ob die Mutter denselben ins Haus genommen hat. Ist dies geschehen, so erklärt sie dadurch ihre Einwilligung zu der von dem Bewerber beabsichtigten Verehelichung mit ihrer Tochter. Wir bemerken, daß die Mutter vorher weiß, wer den Holzklotz hingestellt hat, den wir als Symbol des Herdfeuers und der Familie zu fassen haben. In Calabrien nämlich ist der Brauch, daß die Familie sich am Weihnachtsabend um den häuslichen Herd versammelt, auf dem der „Ceppo di Natale" (Weihnachtsholzklotz) brennt, eine Sitte, die an den Brauch unserer heidnischen, germanischen Urväter erinnert. Eine andere calabresische Brautwerbung geschieht in oder vor der Kirche. Bei einem Fest, wenn also viele in der Kirche anwesend sind, tritt der Bewerber auf seine Erkorene zu, nimmt ihr das Tuch ab, welches ihr Haupt bedeckt und schmückt sie mit einem schneeweißen Kopftuch. Dies ist das öffentliche Zeichen, daß sie seine Braut geworden und von da an sagt man von ihr, sie sei „imbiancata", (mit weißem Tuch versehen, d. h. verlobt). Vielleicht hat der Calabrese Dorsa recht, wenn er meint, daß diese allerdings etwas gewaltsame Werbung an die uralte Sitte des Brautraubes erinnert*), wovon uns die römische Geschichte als Beispiel den Raub der Sabinerinnen bietet. Hieran erinnert ebenfalls ein Brauch in jenen calabresischen Ortschaften, wo zusammen mehr als 50000 Albanesen leben, Eingewanderte zur Zeit der Türkenkriege. Wenn daselbst der Hochzeitszug aus der Kirche vor der Wohnung des jungen Ehemannes angelangt ist, so fordert der Brauch, daß die junge Frau scheinbar gewaltsam in das Haus gebracht wird. Von den Ihrigen umgeben, weigert sich also dieselbe, das Haus zu be=

*) Dorsa, La tradizione, pag. 82.

treten und der Ehemann muß gewaltsam zu ihr durchdringen, um sich ihrer zu bemächtigen und mit scheinbarer Gewalt sie heimzuführen. Jene Albanesen besitzen einen Reichtum von Volksliedern, und eines derselben, welches bei Hochzeiten gesungen wird, vergleicht den Bräutigam mit einem Adler, der von den Bergen niederfliegt, um sich auf eine Schar von Rebhühnern zu stürzen und sich das schönste Huhn zur Beute zu wählen*). — Uralte römische Sitte verlangte, daß bei der Hochzeit das Haar der Braut mit der sogen. **hasta caelibaris** (Jungfernlanze) gescheitelt wurde. — Dieser Brauch stand im Zusammenhange mit dem Kultus der Juno, welche als Schützerin der Ehe und Ehefrauen mit der Lanze in der Hand dargestellt wurde. Den Brauch jener **hasta** im Haar der Braut bewahrt man in Calabrien bis auf den heutigen Tag, und wenn dieselbe beim Hochzeitsgang einen breiten hellfarbigen Gürtel mit einer stattlichen Rose, an der linken Seite befestigt, trägt, so ist dies eine Erinnerung an den **nodus herculeus** (Herkulesknoten) der Alten**). Zu den ältesten bei der römischen Eheschließung zur Anwendung gebrachten Bräuchen gehörte auch, daß Braut und Bräutigam einen aus Spelt-Mehl (**far**) bereiteten Kuchen miteinander verzehrten; von welcher Handlung die Eheschließung als **confarreatio*****) bezeichnet wurde. Hieran erinnert an zahlreichen Orten Calabriens ein der Braut geschenkter, dem Herkommen gemäß gebackener Kuchen, der beim Hochzeitsmahl von dem jungen Ehepaar zerschnitten wird, worauf die Ehefrau dem Mann und umgekehrt ein Stück darreicht. In Calabrien, wie überall in Süditalien, herrscht der Brauch, daß der aus der Kirche kommende Hochzeitszug mit Blumen und Korn, bisweilen mit Konfekt beworfen wird. Die Deutung dieses Symbols liegt auf der Hand und bekannt ist, daß die jungen Eheleute in hellenisch-römischer

---

*) Dorsa, a. a. O., pag. 83.

**) Dorsa, a. a. O., pag. 83. — Ovid Fasti II, 560 erwähnt jenen Hochzeitsbrauch, indem er von dem gebogenen Speer erzählt, welcher das bräutliche Haar ziert.

***) Cf. Plinius, Histor. nat. XVIII, 8. 19. Plutarch, Quaest, Rom. pag. 50. Der Priester des Jupiter in Rom, flamen Dialis genannt, vermählte sich stets durch confarreatio.

Zeit mit demselben Symbol bedacht wurden. Eine römische Braut wurde über die Schwelle gehoben, damit nicht durch Straucheln eine üble Vorbedeutung geschähe. Bis auf den heutigen Tag betrachtet man ein solches Straucheln, welches ängstlich vermieden wird, als mal' augurio *).

Die antik-römische Sitte verlangte, daß der Verlobte seiner zukünftigen Ehefrau bei der Verlobung einen Ring schenkte, welcher als Pfand der Treue angesehen wurde, die Braut dagegen schenkte bei der Verlobung dem Bräutigam keinen Ring. So weit ich in Süditalien meine Nachforschung ausgedent habe, fand ich, daß jener Brauch bis auf den heutigen Tag geblieben ist. Nur die höheren Stände zeigen bisweilen eine Abweichung von solcher Sitte.

In Sicilien gab und giebt es noch heute Ehehindernisse höchst eigentümlicher Art. Wichtig sind die Hindernisse des Standes, welche sich nicht nur in den oberen, sondern auch in den unteren Regionen der Gesellschaft fühlbar machen. — Die Fischer heiraten fast immer die Töchter von Fischern, ein Schafhirte dünkt sich höher, als ein Ziegenhirt, und ein Sohn des letzteren hat Mühe, die Tochter des ersteren heimzuführen. Weit wichtiger aber sind die Unterschiede der Religion, und doch gehört die gesamte Bevölkerung zur römisch-katholischen Kirche. Es handelt sich hier um den Kultus der verschiedenen Heiligen und Madonnen, um die Parteien der devoti, welche verschiedenen dieser Gottheiten zugethan sind. Ein eklatantes Beispiel bietet die Stadt Modica im Süden Siciliens, wo die eine Hälfte der Bewohner dem Kultus des St. Pietro eifrig ergeben ist, die andere Hälfte dagegen ebenso eifrig demjenigen des St. Giorgio, wobei der Kultuseifer zur gegenseitigen Feindschaft und Verhöhnung führt, so daß fast nie ein Sangiorgioro (Verehrer des heiligen Georg) eine Sampietrana (Verehrerin des heiligen Petrus) heiratet, denn die beiden Parteien betrachten einander als Angehörige verschiedener Religion.

*) Siehe auch Dorsa, a. a. O., pag. 87.



Ähnliche Parteiungen waren in Sicilien an vielen Orten seit Jahrhunderten und bestehen zum Teil noch heute. In Spaccaforno höhnen die devoti der Annunziata die devoti di Cristo, in Scicli verspotten die Anhänger der Immaculata die Verehrer des St. Bartolomeo*).

Im römischen Leben spielte bei Heiraten und Hochzeiten das weissagende Horoskop eine wichtige Rolle, in Sicilien wird dies durch gewisse Zeichen ersetzt, welche man der Gunst der Heiligen verdankt, unter denen St. Giovanni obenan steht. Sein Festtag, der 24. Juni, ist für heiratslustige Mädchen der große Orakeltag, an dem sie auf die verschiedenste Weise die Zukunft in Hinsicht einer erwünschten Hochzeit und eines guten Ehemannes zu enthüllen trachten**). Der sicilianische Dialekt hat in dieser Beziehung zwei Ausdrücke, die in keinem Wörterbuch verzeichnet stehen: Scutu und fettu. Das erste Wort stammt von ascoltare, zuhören, und bezeichnet das Thun eines Mädchens, welches auf gewisse bedeutungsvolle Zeichen achtet, — das zweite ist eine Korruption von referto und bezeichnet den Orakelwink, welcher durch Gunst des Heiligen gegeben wird. Blumen, Mehl, Blei und andere Dinge werden für jenen Zweck benutzt und außer an St. Giovanni kann man sich auch an St. Antonino, an St. Antonio, an St. Vito, St. Nicola, St. Valentino, St. Agnese, oder an die Madonna wenden***). An solche Heilige richten die nach der Hochzeit verlangenden Mädchen auch solche Gebete, in denen sie um einen guten Ehemann bitten. Um dies Gebet kräftig zu unterstützen, fügen sie ein Fasten zu Ehren des betreffenden Heiligen hinzu. Solche Santi kennt und verehrt ganz Italien, jedoch ist nicht überall einer und derselbe mit solchen Angelegenheiten betraut. In Toscana ist z. B. St. Caterina, die in Sicilien kaum bekannt ist, mit diesem Hochzeitsdepartement belastet und die

*) Weitere Beispiele dieser Art bei Pitré, Biblioteca XV, 10.

**) Cf. Pitré, Biblioteca XV, 3 sqq. Derselbe in: Feste e spettacoli.

***) Juvenal, Satiren X, 289: Schönheit wünschet dem Sohn mit leiserem, Töchtern mit stärkerem Murmeln die Mutter, so oft sie erblickt den Tempel der Venus, stets um die Lieblingswünsche besorgt. — Siehe das zweite Kapitel: Vennari, am Schluß desselben.

römische Kirche thut wohl, daß sie die Arbeit zwischen den Heiligen verteilt, indem sie den einzelnen ihre Distrikte anweist. Da die Mädchen aus dem Volke sehr wohl wissen, daß sie leicht einen Mann bekommen, wenn sie eine Mitgift haben, so flehen sie zu St. Pantaleone um glückliche Lottonummern*). Letzteres ist auch in Neapel allgemein. — Oft werden diesen helfenden Gottheiten Weihegaben von solchen Jungfrauen dargebracht, welche an das Ziel ihrer Wünsche gelangen. Im Altertum war der edle Hippolyt nach seinem martervollen Tode Schutzpatron der Jungfrauen, welche ihm vor der Hochzeit ihr Lockenhaar weihten. In der Tragödie des Euripides: „Hippolyt“ sagt Diana zu letzterem:

„Dir aber will ich im trözenischen Gebiet
Die höchsten Ehren geben,
Ihr Lockenhaar wird jede Braut
Dir vor der Hochzeit weihen.“

In vielen Kirchen Süditaliens habe ich Haarzöpfe**) gesehen, welche junge Mädchen sich zur Ehre eines Heiligen abgeschnitten hatten, als endlich der ersehnte Tag der Hochzeit kam, nach welchem die Jungfrauen des Südens auch aus dem Grunde Verlangen tragen, weil mit demselben die strenge Aufsicht für sie aufhört

Auch in Sicilien pflegt die Mutter des Jünglings die Vermittlerin***) zu sein, ebenso handelt es sich bei solcher Verhandlung um die Mitgift, die seinerzeit öffentlich ausgestellt wird, nachdem man ein genaues Verzeichnis angefertigt hat, über welchem die

---

*) Siehe unseren ersten Teil, Kap. VIII: Orakel.

**) Persius II, 70 erwähnt, daß die Jungfrauen kurz vor der Hochzeit ihre Puppen denjenigen Gottheiten weihten, welche als Beschützer der Jugend angesehen wurden.

***) Mittelspersonen zur Einleitung einer Heirat waren im römischen Leben gewöhnlich, vgl. Friedländer I, 449. — Es ist bemerkenswert, daß Italien keine Heiratsbureaus besitzt, jene Vermittelungen heutiger Zeit ersetzen dieselben.

drei Buchstaben prangen: G. M. G. (Gesú, Maria, Giuseppe, also die heilige Familie).

Besonders bei der Hochzeit tritt in Sicilien und auf dem Festland die Wichtigkeit heilvoller und unheilvoller Tage hervor, die wir bereits im zweiten Kapitel: „Vennari“ kennen lernten. Alle Stände, die höchsten, wie die niedrigsten, halten den Mai und August für unheilvolle Monate, welche deshalb, wie die Heiratsstatistik beweist, gemieden werden. — Die Überschüttung der aus der Kirche kommenden jungen Vermählten findet sich überall in Sicilien, Konfekt, Korn, Reis, Nüsse bilden das symbolreiche Wurfmaterial, ebenso haben die Hochzeitslieder daselbst den uns schon bekannten antiken Charakter. Andere Sitten, welche sich aber auch auf einem Teil des Festlandes erhalten haben, müssen wir hier mit Stillschweigen übergehen. Einer dieser für uns unfaßbaren Bräuche gab vor fünf Jahren in einem Dörflein der Sorrentiner Halbinsel zu einem Mord Veranlassung und bei der folgenden Gerichtsverhandlung zeigte sich, daß eine gewisse barbarische Sitte im Süden allgemein herrschend ist, so daß die Zeitungen keinen Anstand nahmen, genauen Bericht zu erstatten. Ein solcher wäre in Deutschland unmöglich. Im Angesicht solcher Bräuche fragt man unwillkürlich: Ist hier das Land der Scythen, der Indianer oder anderer ähnlicher Völker? — Wo ist der angebliche zivilisierende Einfluß, dessen die römische Kirche sich rühmt *)?

Für alle jungen Eheleute Siciliens und ganz Süditaliens giebt es ein wichtiges Wort: La prima uscita! (der erste Ausgang). Die junge Ehefrau nämlich weilt nach der Hochzeit eine Woche lang in ihrer Wohnung und dies Los teilt mit ihr der junge Ehemann. Daher kommt es, daß der Volksdialekt Neapels von dem letzteren nicht sagt: Er hat sich verheiratet, sondern: Er hat sich

*) Was im dritten christlichen Jahrhundert möglich war, beweist der Bischof Callixtus in Rom († 223). Er gestattete vornehmen römischen Christinnen, im Konkubinat zu leben, selbst mit Sklaven, und gab diesen durch Gesetz und Sitte des heidnischen Roms gebrandmarkten Verhältnissen den Vorzug vor einer Ehe mit einem Ungläubigen. Die Vermählung mit einem Geringeren hätte solchen Frauen den Verlust ihres senatorischen Standes gebracht. Friedländer I, 494.

„eingeschlossen“ ('nzurrato, die Schriftsprache sagt: inserrato). Während dieser Haftzeit pflegt die junge Ehefrau Besuche zu empfangen, in Sicilien die Hochzeitsgäste, in Campanien aber will die Sitte, daß nur Ehefrauen zu ihr kommen. Letztere erwarten ein trattamento, bestehend in Schokolade, die aber in den meisten Fällen ein Mixtum ist, welches die Bewohner des Olymp niemals als Nektar bezeichnen würden.

Also eine volle Woche hindurch bleibt die junge Ehefrau „eingeschlossen“. Mag die Sonne noch so freundlich strahlen, mag das Leben da draußen noch so lustig wallen und wogen, sie darf das Haus erst nach acht Tagen verlassen. Natürlich freut sie sich auf den Tag, der ihren Kerker öffnet, und rüstet alles auf den ersten Ausgang. Endlich ist der Tag da, vielleicht einer jener wunderbar schönen neapolitanischen Sommertage, ein Tag jener Monate, welche die Griechen als die sicheren Monate bezeichneten. In diesen Monaten pflegen die Frauen Neapels weiße Jacken zu tragen und eine solche hat die junge Ehefrau in Bereitschaft. Die ist schneeweiß und sauber, an allen Rändern mit Spitzen oder Stickereien versehen. Mit dieser angethan geht oder fährt sie mit ihrem jungen Ehemanne in die Campagna, und alle, welche sie sehen, sagen: Ecco! Una donna di prima uscita! d. h. das ist eine Frau des ersten Ausganges.

In Sicilien pflegt in der sogenannten Piana dei Greci auf solche prima uscita eine größere Ausfahrt im nächsten September zu folgen. Das Ziel ist das Heiligtum der St. Rosalia auf dem Monte Pellegrino bei Palermo. Am 4. September jeden Jahres sieht man dort zahlreiche junge Ehepaare, welche von der großen Beschützerin Palermos Eheglück erflehen. Die meisten derselben sind Albanesen (Greci genannt), welche dann vor der berühmten Grotte der Santa knieen und eine Nacht auf der Pellegrinohöhe weilen. Im Jahre 1625 offenbarte St. Rosalia durch eine Erscheinung einem Seifenhändler, daß sich seit 500 Jahren ihre Gebeine in erwähnter Grotte befänden, wo sie bald darauf vom Bischof und den Senatoren der Stadt Palermo „entdeckt“ und als Palladium in die Stadt gebracht wurden. Unter dem Altar der Grottenkirche auf dem Monte Pellegrino sieht man die liegende

Statue der großen Beschützerin Palermos, und in einiger Entfernung von dieser Kirche ragt, weitschauend über Meer und Küste, das Kolossalstandbild derselben.

Im genannten Heiligtum kaufen junge Ehepaare Wunderbilder der großen Santa und bewahren sie daheim als Mittel des Schutzes und des Segens.

Neunzehntes Kapitel.

Kultus der Gehängten.

„Armi di li corpi decullati."
„Seelen der enthaupteten Körper."
Sicilianisches Volksgebet.

Wohl kein Land giebt es, in welchem eine so grauenvolle Gottesfeindschaft, ein so satanischer Gotteshaß zutage tritt, als in Italien. Im Jahre 1863 dichtete Giosué Carducci seine Ode an den Satan, und diese ward 1882 auf der Bühne des größten Theaters in Turin gesungen. Sie lautet in Übersetzung: „Nur Satan lebt, er hat die Herrschaft im zitternden Glanz seines schwarzen Auges. Er geht umher und unbesiegt läßt er von Küste zu Küste, wie aus dem Sturmwirbel, seinen Schrei ertönen. Wie Wirbelsturm breitet er seine Flügel, er geht vorüber, er kommt, der erhabene Satanas! Sei gegrüßt, Satan, o Empörung, o rächende Kraft der Vernunft, zu dir steigen heilige Weihrauch=wolken, heilige Gelübde. Du hast ihn besiegt, den Jehova der Priester *)!"

Wenn wir den Enthüllungen Leo Taxils in Hinsicht des Frei=maurerordens Glauben schenken dürfen, so kann über den Ursprung des Liedes kaum ein Zweifel obwalten. — Mit jenem Gotteshaß verwandt ist ein vielfach sich äußernder Haß gegen die Kirche, welcher den Namen: Giordano Bruno, auf seine Fahne schreibt.

---

*) Siehe das Original im Anhang.

Brunovereine, Brunokultus und Brunofahnen sind ein Beweis dieses Hasses. Viele verachten eine Kirche, welche als ihr höchstes Ziel Glanz, Triumph und Herrschaft setzt, eine Kirche, deren Fundament keine Prüfung aushält, die nicht den leisesten Versuch einer Reformation duldet.

Was bietet die römische Kirche dem, welcher tiefer denkt, ernster strebt, als der große Haufe? Er sieht in der Kirche eine Welt des Aberglaubens, der sich mit Mystik vermengt, er vernimmt, daß die Kirche Wunder bietet, welche den Kindern imponieren, sowie denen, welche den Kindern gleich stehen; Kultusprunk orientalischer Art wird von der Kirche offeriert, als hätte sie es mit lauter Einfältigen zu thun, eine Überlieferung, die keine Prüfung verträgt, soll ohne weiteres „geglaubt" werden. Als Rom noch dem Papst unterworfen war, schrieb Gregorovius: „Rom ist eine große Ruine der Zivilisation, durch welche nur Prozessionen von Mönchen und Geistlichen einherziehen und die nur vom dumpfen Klang der Glocken und geistlicher Musik belebt wird. Alles Lebendige scheint von der Kurie, den Kardinälen, den Priestern und Mönchen auszugehen. Das Volk verhält sich nur anschauend. Es handelt nicht, es arbeitet nicht, es betrachtet. Betrachtung ist hier alles, gleichviel ob ihr Gegenstand die römische Ruine sei, oder die Galerie des Vatikan, oder eine Funktion in St. Peter und in der Sixtinischen Kapelle, wo der Papst und die Kardinäle in ruhender Stellung sich immer gleich zu einem fertigen Bilde gruppieren, welches man so betrachtet, als wäre es bereits auf die Leinwand getragen *)."

Der Papst ließ es früher seine Hauptsorge sein, Rom zu unterhalten.

Zu den Ergötzlichkeiten, welche bis 1870 die Cäsaren im Papstgewande dem populus Romanus gewährten, gehörte auch die berühmte Girandola, welche Jahrhunderte hindurch von der Engelsburg aus die Augen erfreute, später auf den Monte Pincio, den öffentlichen Park Roms verlegt wurde. Dies großartige Feuerwerk mit seiner zauberhaften Wirkung ist vielfach beschrieben wor-

*) Gregorovius, Wanderjahre, Bd. III.



den, am besten von Gregorovius, im ersten Teil seiner Wanderjahre. „Sobald ein Schuß von der Engelsburg das Zeichen giebt, donnern die Kanonenschläge auf dem Pincio, und nachdem einige Raketen aufgestiegen sind, schießt rauschend und sausend, wie eine vulkanische Eruption, unvermutet und gewaltsam der Feuerstrom der Girandola empor. Eine Riesengarbe oder eine ungeheuere Palmenkrone sprühenden Feuers fliegt, von der Erde gleichsam ausgestoßen, zischend und knallend auf, breitet sich fächerartig über den Himmel aus und scheint ihn halb bedecken zu wollen. Es ist eine urplötzliche Flammenvision, welche dahinfährt und in kurzer Zeit verschwindet. Die Erinnerung hält sie nur wie die Magie einer Traumerscheinung fest.“ — So beschreibt Gregorovius die Einleitung zu jener gigantischen, päpstlichen Volksbelustigung. Auf diesen Anfang folgten andere großartige Dinge, Leuchtkugeln, Sternregen, Feuerschlangen, Raketen, Kanonenschläge, Feuerräder, Sprühräder. „Zuweilen sah man feeenhafte Zauberpaläste über dem Pincio schweben, zuweilen glaubte man die ganze Stadt von Flammenglut übergossen zu sehen. Man sah ferner wunderliche Luftballons wie Luftgeister aufsteigen, glänzend erleuchtet, es war ein toller Hexenkarneval in den Lüften. Endlich ein Kanonenschuß und alles vorbei.“

Der Kirchenstaat ging zu Grabe, die Welt sah zu, wie man ihn begrub und niemand weinte um ihn. Der Cäsar im Papstgewande legte Trauerkleider an, erklärte sich für den Gefangenen des Vatikan, die päpstliche Girandola hörte auf und die Saat, von den Nachfolgern Petri gesäet, wuchs *). Rom erklärte sich einmütig als Unterthanin des Königs, verzichtete auf die päpstliche Girandola und äußerte seine Gesinnung auch in anderer Weise.

In Rom war es bis 1870 eine streng beobachtete Sitte, daß die Stadtbehörde der Madonna in St. Maria Maggiore als Zeichen der Verehrung (Tributa di devozione) und Dankbarkeit am 5. August jeden Jahres einen kostbaren Becher überreichte. Wie soll man die Thatsache erklären, daß dieser Tribut mit dem

*) Vgl. die Schrift des Verfassers: „Leo XIII. und sein Jubiläum“ (Leipzig, Grunow).

genannten Jahre aufhörte? Die genannte Stadt wählt bekanntlich die Mitglieder des Stadtrates, sie hat also seit nun zwanzig Jahren solche Räte gewählt, welche einen Tribut jener Art nicht für nötig halten, folglich ist solche Gesinnung auch zwischen den Wählern die allgemeine. Da nun in Rom die Gesinnung sich nicht urplötzlich ändern konnte, so muß diese Stadt schon vor 1870 von Gleichgültigkeit gegen jenen Tribut erfüllt gewesen sein, während man äußerlich das Gebot erfüllte.

Fünfzehnhundert Jahre hindurch hat der Vatikan die Verehrung der Madonna in Rom gefördert, tausend Jahre hindurch und noch länger, wie er sagt, Rom mit Liebesbeweisen überhäuft, — und urplötzlich verweigert Rom der Madonna den Tribut! Anstatt Pius IX. ein Denkmal zu dekretieren, errichtet man ein solches dem Giordano Bruno und liest lächelnd jene unzählbaren vom Vatikan befohlenen, von den Bischöfen verfaßten Proteste gegen jenes Denkmal. — Das war die Frucht der Erziehung, welche der Papst den Römern angedeihen ließ.

Bei diesem Haß gegen Religion und Kirche ist es seltsam zu sehen, in welchem inneren und äußeren Widerspruch sich viele befinden, ein Widerspruch, den man offen zutage treten läßt. Verfasser war erstaunt, als er in dem Pensionat der Benediktiner auf Monte Cassino Söhne von Männern fand, die an der Spitze der antiklerikalen Bewegung stehen. Man gehe zum berühmten, seit zehn Jahren dicht neben dem Amphitheater zu Pompeji entstandenen Heiligtum der „Madonna di Pompeji“ und lasse sich dort das Verzeichnis der Besucher zeigen! — Wiederholt habe ich da eine große Anzahl von Namen gelesen, die in Italien ein jeder kennt, Namen von Männern, von denen man am allerwenigsten erwarten sollte, daß die Madonna sie knieend zu ihren Füßen erblicken würde! — Sie sind gekommen und haben dort gekniet. Männer, welche gestern für den Kultus des Bruno stimmten, fanden es am folgenden Tage für zweckmäßig, sich mit der Himmelskönigin abzufinden. Wie stimmt Giordano Bruno zur Madonna?

Die große Mehrzahl, die Volksmasse Italiens, weiß nichts von Religionshaß, kümmert sich bitter wenig um den „Märtyrer“ im Vatikan, und hat als Hauptinteresse die tägliche Sättigung

und die Schutzheiligen. In der fünfzehnten Satire des Juvenal (V. 33 ff.) findet sich eine merkwürdige Stelle, die so sehr auf die Gegenwart paßt, daß man meinen könnte, Juvenal sei unser Zeitgenosse. Er sagt:

> „Alter beständiger Groll, unsterblicher Haß und ein nimmer
> Heilbar werdender Riß glüht jetzt noch zwischen den Nachbarn
> Ombi und Tentyra fort, in den beiden Völkern entspann sich
> Dadurch die äußerste Wut, daß der Nachbarn Götter sie hassen,
> Da man an jedem Orte als Gottheit gelten nur die läßt,
> Welche man selber verehrt.“ — — —
>
> (Juvenal Sat. XV, 33 ff.)

So ist es heutzutage: Man läßt für jeden Ort nur diejenigen als Gottheiten gelten, welche man selbst verehrt. Beispiele von Haß zwischen Nachbarorten haben wir früher erwähnt.

Auf Sicilien beschränkt sich ein Kultus, der, so weit unsere Kunde reicht, in der gesamten römischen Kirche seinesgleichen nicht hat. Es handelt sich um Gottheiten niederen Grades, von denen wir im antiken Leben keine Spur finden. Sie heißen im Volksdialekt: Armi di li corpi decullati (Anime dei corpi decollati, Seelen der Hingerichteten).

Bei Palermo am Ufer des Oreto, unweit der Admiralsbrücke (Ponte dell' Ammiraglio), liegt zwischen Zypressen und Oleander eine jenem Kultus geweihte Kirche, vor welcher im vorigen Jahrhundert ein Haufe von Schädeln hingerichteter Verbrecher zu sehen war*). Neben der Kirche ist ein Friedhof, auf dem die Leichname der auf dem Schafott gestorbenen Verbrecher bestattet wurden. In jener Kirche hängen hunderte von Votivbildern, welche die von jenen Seelen der Gerichteten bewirkten Wunder darstellen. Diese Thatsache beweist, daß das Volk dieselben ebenso als Schutzgeister betrachtet, wie anderswo die Santi und Madonnen**). Diese Bilder beweisen ferner, daß man jene Anime dei decollati vorzugsweise als Beschützer der Reisenden ansieht. Einst waren jene vielleicht Räuber und Banditen, haben manchen beraubt und

*) Pitré, a. a. O., XVII, 10.

**) Über Votivbilder und Weihegaben siehe den vierten und letzten Teil.

ermordet, jetzt aber stehen sie den Angegriffenen bei, wenn letztere sie anrufen. Beim Volk herrscht die Vorstellung, daß diese „Anime" umherschweifen und schnell mit der Hilfe zur Hand sind. Dr. Pitré, hochgeschätzter Arzt in Palermo, sah in einer Kirche zu Mezzo Morreale ein großes Gemälde, welches solche Rettungsscene darstellt. Er beschreibt dasselbe also: „Ein von Räubern angegriffener Wanderer rief die Anime dei decollati an und sofort, wie man auf jenem Bilde sah, kamen sie in Gestalt von Skeletten aus ihren Gräbern zur Hilfe. Als nun die bewaffneten Räuber sich zur Wehr setzten, bedienten sich, wie jenes Bild zeigt, die „Anime" ihrer Knochen, nahmen ihre Rippen und Beinknochen in die Hand und hieben auf die Räuber ein, welche schließlich in die Flucht geschlagen wurden *)." — Bilder für den häuslichen Kultus werden in Sicilien zahlreich, ebenso billig als schlecht fabriziert, und kürzlich kam ich durch Vermittelung eines Freundes in Besitz eines solchen. Es stellt diese schützenden Anime als Gehängte dar! — Ist die Beschützung der Reisenden eine Spezialität dieser Schutzgenien, so geht doch das Gebiet ihrer Leistungen, wie die Votivbilder in der erwähnten Kirche beweisen, viel weiter. Sie schützen in allen möglichen Gefahren, sei es zu Lande, sei es auf dem Meer, auch helfen sie den Kranken und Verwundeten, stehen also auf einer Linie mit den Santi, deren Stellung in der gottheitlichen Rangordnung wir früher kennen lernten **).

Wenn heutzutage die „Märtyrer" von Otranto, d. h. die im Jahre 1480 daselbst von den Türken Ermordeten, an vielen Stellen ihren Spezialkultus haben, so wird dies einigermaßen verständlich, weil wir als Parallele die Thatsache anführen können, daß die Griechen über dem Grabe der in Thermopylä von den Persern Erschlagenen einen Altar bauten; wie aber sollen wir den Kultus der Räuber und Mörder erklären?

Derselbe hat in Palermo, wo seinerzeit die meisten Galgen und Schafotte standen, seine Hauptstätte, ist aber keineswegs auf

*) Pitré, Biblioteca, XVII, 13

**) Siehe unseren zweiten Teil, Kap. VI: Zusätze.



diese Stadt beschränkt, vielmehr finden wir ihn in Sicilien überall dort, wo Hinrichtungen stattfanden, wenn auch die Anime dei corpi decollati nicht überall eigene Kirchen haben und sich mit Seitenaltären in den Kirchen der Santi begnügen müssen. Viele Kapuzinerkirchen Siciliens besitzen einen solchen Altar, anderswo, z. B. in Messina, Noto, Sambaco ꝛc. findet sich derselbe in anderen Kirchen. In Paceco bei Trapani hat ein Mörder einen Spezialkultus, über welchen Pitré folgendes berichtet: „Hier hat einen Kultus der Bauer F. Frusteri, welcher am 5. November 1817 hingerichtet wurde, weil er seine Mutter ermordet hatte, als er seine Frau gegen letztere schützen wollte. Oft macht man zu Ehren dieses Gerichteten eine weite Reise. Frusteri steht im Geruch der Heiligkeit und ich habe in Trapani, in Paceco, in Isola grande und anderswo gehört, er habe außerordentliche Wunder gethan. Eine Volkslegende in Versen verherrlicht seinen Tod und seine Wunder (prodigi). Vor seinem Grabe und der Kirche St. Francesco di Paola brennt Tag und Nacht eine Lampe*). Als Parallele berichtet Pitré auf derselben Seite von einem am 27. März 1702 in Palermo hingerichteten Priester namens Cappellari. „Weil er sich sehr gelassen (rassegnatissimo) zeigte, hatte das Volk Mitleid mit ihm und als sein Leichnam, an einen Pfahl gebunden, öffentlich ausgestellt wurde, kamen Weiber und küßten seine Hand, viele nahmen von der Erde unter seinen Füßen und sagten, mit derselben hätten sie Wunderwerke ausgerichtet.“ —

Die Verehrung der anime dei Decollati wurzelt im römischen Kultus der Divi Manes. Die Seelen der Verstorbenen dachte man sich als durch den Tod und die Bestattungsweihe konsekriert und zu einer Art Apotheose gelangt. Sie waren die Manes d. h. die Holden, zugleich Divi, vergöttlicht, und als solche befähigt, eine Schutzmacht für die Lebenden zu sein.**). Deshalb ward ihnen auch, namentlich im Februar, Kultusehre zuteil,

„Ehre auch zollt man den Gräbern und bringt auf erhöhetem Holzstoß
Dar, für die Geister, um Huld flehend, ein kleines Geschenk.“
Ovid Fasti II, 533.

---

*) Pitré, Biblioteca, XVII, 9.
**) Vgl. unseren ersten Teil, das Kapitel: „Auch ein Heiliger“.

Zahlreiche Grabinschriften bezeugen dasselbe. Als man einst bei langem Krieg diese Kultusehre versäumt hatte, wurden die Manen zornig, —

— — — „es stiegen empor aus den Grüften
Heißt es, die Ahnen und schwer ächzt' es im Schweigen der Nacht."

Die Römer fühlten sich infolge dessen veranlaßt, den Manen die entzogene Ehre wieder zuteil werden zu lassen. Ebenso ist der Kultus jener „Anime" mit dem Kultus der römischen Laren verwandt, denn letztere waren ebenfalls abgeschiedene Seelen, welche nicht nur das Hauswesen, sondern auch Weg und Acker schützend überwalteten*). Von der „Religio larium" sagt Cicero, daß sie den Laren ländliche Heiligtümer in Hainen schuf**) und an diesen Brauch erinnert die mit Baumpflanzung umgebene erwähnte Kirche dei Decollati bei Palermo. „Schirmer und Schützer" nennt Ovid die Laren, die an den Wegen ihre Kapellen und in denselben ihren Kultus hatten. Die Laren verscheuchten Diebe, wachten in der Dunkelheit***), immer gegenwärtig zum Schutz, immer zum Helfen bereit. Auch Augustus trat nach seiner Apotheose in die Reihe dieser Schutzgötter. Im Mai und August hatten diese Laren der Wege (Lares viales) ihr Fest und dabei wurden die Kapellen mit Blumen geschmückt†).

Wie aber kommen die Geister von Räubern und Mördern dazu, als Holde verehrt zu werden? Warum gelten sie nicht als böse Geister? Unter dem Namen Larvae und Lemures wurden solche von den Römern gefürchtet und als schädliche Gespenster (umbrae vagantes) betrachtet. Uralte Gebräuche wurden zur Römerzeit beobachtet, um sich gegen solche Geister zu schützen,

„Wenn um die Mitte der Nacht die Entschlummerten Schweigen umschwebet,
Still sich der Vögel Geschlecht birgt und verstummet der Hund,
Dann steht auf, wer alten Gebrauchs fromm denkt." — —
Fasti V, 429.

---

*) Zu vergleichen unser zweiter Teil, Kap. III: Schutzengel und Genius; sowie Kap. IX: Hausgötter.

**) Cic. de legibus II, 8.

***) Ovid Fasti V, 140

†) Sueton, Octavian pag. 31.



Sicilien besitzt heutzutage eine Menge solcher „Larvae“ und ein Volkslied sagt: Quant' armiceddi in aria giriann lu munnu!*) (Wie viele arme Seelen durchschweifen die Welt). Zunächst sind es Geister böser Menschen, welche zur Strafe umherirren müssen, „schlüpfrige“ Geister, wie Ovid sagt, blutige Schatten. — Priester, welche eine Summe für eine Anzahl Messen erhielten, aber diese Messen nicht zelebriert haben, müssen als Geister dies nachholen. In alten verfallenen Kirchen erscheinen sie und verrichten dies Werk beim Lichte schwarzer Kerzen. Wer einen Armen beraubt hat und nicht vor seinem Ende das geraubte Gut zurückgab, wird ebenfalls zu einem irrenden Schatten. Zu diesen heutigen Larvae Siciliens gehören auch allbekannte Personen. Da ist zuerst Simon Magus, diese Gestalt der ältesten kirchlichen Legende, welche im zweiten Jahrhundert jenen Zauberer zum Helden eines judenchristlichen Romanes machte, in welchem erzählt wurde, wie Petrus den Simon besiegte**). Am Petrusfeste glauben viele auf Sicilien diesen Zauberer zwischen Wolken zu sehen und schlagen dann das Kreuz. Auch die Seele des Judas schweift ruhelos umher, ist aber verurteilt, jedesmal bei einer Tamarinde Halt zu machen, denn an einem solchen Baum hat er sich erhängt, wie man in Sicilien sagt. In Süditalien, speziell in Neapel, wird noch jetzt vom Volke vielfach behauptet, daß Herodias, die Mörderin Johannes des Täufers, mit ihrer Tochter umherschweift und sich am Fest des letzten bisweilen am Himmel zeigt. — Zu diesen christianisierten Larvae gehören nach sicilianischem Glauben vor allen Dingen die Seelen der Ermordeten***), welche sich vorzugsweise am Ort des Mordes aufhalten und zwar so lange, als den betreffenden ursprünglich zu leben bestimmt war. Alle solche Larvae bezeichnet der Sicilianer als Fantasimi, — oft auch als Spirdi (spiriti) und armi cunnanati (verurteilte Seelen), und von dieser Art giebt es in allen Gegenden Siciliens Spezialitäten †). Auch im heutigen Kalabrien fehlen sie nicht und heißen

*) Cf. Pitré XVII, 27. Ebenso: Salomone-Marino, Leggende.

**) Vgl. Hase, Kirchengeschichte I, 156 ff.

***) Pitré, a. a. O., XVII, 27 sqq.

†) Cf. Pitré XVII, 37 sqq., wo sie aufgeführt werden.

dort mal' umbre, böse Schatten. Auch hier gehören zu denselben die Seelen der Ermordeten, welche ohne Sakrament verschieden sind. Sie schweifen an ihren Gräbern umher, beunruhigen die Vorübergehenden und lassen im Wind ihre Klagestimme hören. Man nennt solchen Wind im Dialekt: vientu di sangue, Blutwind *).

Zur Klasse dieser christianisierten Larvae gehören, wie wir sahen, keineswegs jene Anime dei Decollati, letztere sind vielmehr gute Geister, welche ihren geregelten Kultus haben und wie die Heiligen Altäre und Kirchen besitzen. In ganz Sicilien wählt man den Montag, wenn man den Genannten Kultusehre erweisen will. Dies erinnert daran, daß man den Laren bei Neumond opferte. In der 23. Ode des dritten Buches beschreibt Horaz ein jenen „kleinen Göttern" dargebrachtes Opfer und sagt, dies geschehe bei Neumond (nascente luna). Montags ist das Heiligtum der Decollati bei Palermo stets zahlreich besucht, die Pilger kommen oft aus weiter Ferne und entledigen sich in der Nähe desselben oft der Fußbekleidung, um barfuß in der Kirche zu erscheinen **). Sie beten dann den Rosenkranz und darauf ihr besonderes Gebet in jener Kirche vor dem Altar St. Johannes des Täufers, welcher als Patronus der Hingerichteten gilt. Pitré verzeichnet zahlreiche Gebete, von denen eines (im Dialekt) also lautet:

„Armuzzi di li corpi decullati
Chi 'n terra siti nati
'N purgatoriu vi stati,
'N paradisu siti aspittati,
Prigati l' Eternu Patri
Pi li mei nicissitati
Prigati lu Signi
Chi li nimici mi vennu 'n favuri ***)."

---

*) Dorsa, a. a. O., pag. 96.

**) Pitré XVII, 15 sqq.

***) Hohe Seelen der enthaupteten Körper, die ihr auf Erden geboren seid, die ihr euch im Fegfeuer befindet und im Paradiese erwartet werdet, bittet den ewigen Vater für meine Bedürfnisse, bittet den Herrn, daß die Feinde sich mit mir aussöhnen.

Nach solchem Gebete begiebt sich der Beter oder die Beterin in eine Kapelle daneben und legt das Ohr daselbst an einen Stein, um zu erfahren, ob das Gebet Erhörung gefunden hat. Vernimmt man dabei ein Geräusch, so wird dies als ein günstiges Zeichen betrachtet. Es herrscht nämlich die Meinung, daß unter diesem Stein eine große Anzahl von Seelen der Gehängten oder Enthaupteten wohnt. Dieser Glaube erinnert uns auf neue an die Divi Manes der Römer, dies verklärte Volk der Geister, welches die stille Erdtiefe bewohnte. Jenes Horchen auf den Gräbern haben wir schon früher angeführt, nämlich in unserm ersten Teil im Kap. von den Orakeln.

Wer nicht imstande ist, eine Pilgerreise zu machen, der kann den Anime dei Decollati in seiner Wohnung die Kultusehre zuteil werden lassen. Dies geschieht in der Nacht, indem man vor solchem Heiligenbilde, welches einen G e h ä n g t e n darstellt, die erforderliche Lampe anzündet und den Rosenkranz betet. Über diesen Kultus sagt Pitré, Seite 17: „Es ist Nacht, Stille rings umher, der günstige Augenblick, um mit dem Rosenkranz zu beginnen. Der Betende öffnet das Fenster, kniet nieder, sagt das Gloria Patri, das Paternoster, das Ave Maria u. s. w. und nennt dann laut und deutlich die Bitte, welche die Gehängten ihm erfüllen sollen.. Dabei kann der Betende auch eine kleine Drohung einfließen lassen. Solches Gebet lautet: „Hohe Seelen der Enthaupteten, drei Gehängte, drei Geköpfte, drei Ertränkte, ihr alle neun miteinander geht zum ewigen Vater und erzählt ihm meine Not. Wenn ihr meine Bitte nicht erfüllt, so bete ich auch die Rosenkranz-Andacht nicht". — Während dieses Gebetes horcht der Betreffende, ob er lu leccu (Echo) vernimmt, ob also die erbetene Gnade bewilligt worden ist. Das Echo enthält bald günstige, bald ungünstige Antwort. Gute Zeichen sind der Hahnenschrei, das Hundegebell, der Ton einer Guitarre, eine Glocke, ein Gesang, das Klopfen an die Thür, das schnelle Vorbeifahren eines Wagens. Ungünstige Zeichen sind das Miauen einer Katze, das Geschrei eines Esels, das Geräusch von Wasser, welches auf die Straße fällt. Die beste Zeit für solche Kultusandacht ist der Sommer, weil man dann am besten solche Zeichen vernehmen kann".

Diese soeben geschilderte nächtliche Scene erinnert uns an die Hekate, durch deren Kultus der Geisterspuk im Altertum religiös sanktioniert wurde. Keine Zeit hat sich so sehr den Gespenstern des Grabes und dem damit verbundenen Aberglauben zugewendet, als die spätere Kaiserzeit. Hekate hatte den Manen zu gebieten, die man beschwören zu können meinte, wie Statius in seiner Thebais IV, 411 ff. schildert.

— — — — — — „nicht durch der
Sterne harmonischen Lauf und die Weihrauchwirbel des Altars
Giebt der Wille der Götter so deutlich sich kund, als durch Manen,
Die man dem harten Orkus entlockt." — —

Wie sollen wir es erklären, daß die Gehängten zu den „Holden" gehören und als solche einen Kultus haben?

Zur Beantwortung dieser Frage bemerken wir zunächst, daß nicht alle Gehängten als Schutzgötter angesehen werden. In der Gegend des Monte St. Giugliano am Nordrand Siciliens haust ein irrender Geist, dem das Volk Birritta russa, Rotmütze, nennt, es ist der Geist eines spanischen Soldaten, der zum Hängetode verurteilt wurde und ohne Reue starb*). Um als Gehängter einer der „Holden" zu werden, ist die Reue eine unerläßliche Bedingung. Selbstverständlich muß man allgemein davon überzeugt sein, daß der arme Sünder bereut hat, und dazu ist die Erklärung eines Zuverlässigen notwendig, als welchen das Volk den Geistlichen betrachtet. Seit Mitte des sechzehnten Jahrhunderts ward es in Sicilien Sitte, daß ein Geistlicher den Verurteilten seelsorgerisch besuchte und auf dem letzten Gang begleitete, von da an also konnte die Reumütigkeit des Gehängten bezeugt werden und von da an begann auch der Kultus der Gehängten, von welchem Sicilien vorher nichts wußte.

Zu den Dingen unseres Kapitels, welche dem Leser sicherlich unglaublich erscheinen, gehört die Thatsache, daß die verurteilten Verbrecher Siciliens bis zur Mitte des sechzehnten Jahrhunderts ohne geistliche Pflege blieben und wie Tiere zur Schlachtbank geführt wurden. Für diese unerhörte Thatsache führt Pitré

*) Pitré pag. 37.

(Seite 7) als Zeugen fünf Chronisten an, welche aussagen, daß früher Verbrecher nach geschehener Verurteilung von allen verlassen wurden, weil man meinte, daß die Geister der Gehängten als böse Dämonen denen Schaden thäten und diejenigen Priester beunruhigten, welche den Verurteilten beistanden. Die Priester wagten daher nicht, sich der armen Sünder anzunehmen*). Also erst um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts hatten die Verurteilten Siciliens geistlichen Beistand und erst damals verbreitete sich dorthin von Neapel aus das Institut der Bianchi (die Weißgekleideten), welche ebenfalls der Verurteilten sich annahmen und auch für die Nachbleibenden sorgten.

Als nun die Kirche vom genannten Zeitpunkt an sich um die Verurteilten bekümmerte, that sie dies in dem ihr eigentümlichen Sinn und Geiste und ließ ihren Vorteil dabei nicht aus dem Auge. „Büßungen erfreuen die Götter". So lehrte schon das Heidentum**), so lehrt auch die römische Kirche. Ovid läßt eine Gottheit sagen:

„Oft, wenn jemand zum Groll aufreizte die Götter durch Fehltritt,
Tilgt ein geopfertes Tier schmeichelnd den Fehler hinweg,
Oft schon hab ich gesehn, wie Jupiter, eben den Blitzstrahl
Zückend, sobald Weihrauch dampfte, gezügelt die Hand."

Fasti V, 297.

Die römische Kirche erklärte dem Verbrecher gegenüber die Reue für eine verdienstliche Leistung, die Hinrichtung für eine Gott dargebrachte Opfersühne; ihr lag alles daran, vor dem Volk ihren Glanz zu zeigen, indem sie aus einem Briganten einen Engel machte, dem sie das Siegel ihrer zauberhaft und unfehlbar wirkenden Absolution aufdrückte. Ein solcher von der Kirche gestempelter Mörder ging nach ihrer Behauptung direkt zum Himmel. Der angeblich bußfertige Mörder, scheinbar gefaßt sterbend, ward gleichsam durch die Kirche konsekriert und so gewann die Kirche Ansehen, das staunende Volk einen neuen Heiligen, und der Mörder?? —

---

*) Siehe den Anhang zu diesem Kapitel.

**) Horaz, Satire II, 290 ff.

Ein Heide, der Dichter Ovid, ist in seiner Anschauung ernster und tiefer als die römische Kirche, welche den Kultus der Gehängten hervorgerufen und seither geduldet hat. Ovid sagt:

„Kraft sei der Sühne verliehn, so glaubten die Alten, zu tilgen
Jeglichen Unheils Keim, jegliche sündige That.
Griechenland gab dem Brauch Ursprung. Es entbinde die Sühne,
Meint man, den Frevler der Schuld, die er durch Thaten gehäuft.
Ach! allzu leicht vermeint ihr, die Greuel des Mordes
Werde, von Wasser besprengt, gänzlich getilget hinweg."

Fasti I, 35 ff.

Das von der Kirche irregeleitete Volk sah den mit dem Stempel der letzteren versehenen Verbrecher direkt zum Himmel fliegen, erblickte in demselben eine Art Märtyrer, wie man in Kalabrien in dem Banditen eine Art Heros sieht, es verband mit der Vorstellung von dem angeblich gereinigten Geist des Verbrechers die uralte Vorstellung von den „Manes", den Holden, und widmete den Animo dei Decollati Altäre, Anrufung, Kultus.

Auf der einen Seite Anbeter des Satanas, auf der anderen Anbeter der Gehängten, in der Mitte zwischen beiden ein unfehlbarer Papst! Das sind Gegensätze, wie sie nicht schroffer sein können.

Zwanzigstes Kapitel.

Sorrento.

„Besonnte Höh'n und schattige Thaleshallen."
Tasso.

„Wohnt hier der Herr Doktor?" So fragte ich eine alte Magd, welche mir öffnete, nachdem ich längere Zeit den antiken eisernen Klopfer mit der Thür des hohen Hauseinganges in Berührung gebracht hatte. Diese Frage geschah mit einiger Schüchternheit, welche durch den Anblick der megärenhaften Thürhüterin hervorgerufen wurde. Die unerbittlichen Jahre hatten das lederfarbene Angesicht mit Furchen gezeichnet, ohne die Glut der Augen löschen zu können, ein buntes, von der Sommersonne gebleichtes Tuch bedeckte das Haupt, verbarg aber nicht das ungekämmte Haar, welches hier und da unter der Kopfbedeckung herauslugte. Die Alte war sichtlich bei ihrem Mittagsmahl gestört und trug letzteres in ihrer knöchernen Hand, nämlich ein Stück Brot und einige Kastanien. Das Gewand war fadenscheinig, irgendein abgesetztes Stück, beim Trödler gekauft. Auf meine Frage erhielt ich statt der Antwort einen stechenden Blick. „Ist der Herr Doktor zuhause?" Endlich schien der Alten ein Licht aufzugehen. „Der Herr will zum Herrn Professor? Bedauere sehr, der schläft." Dabei sei bemerkt, daß man in ländlichen Gegenden Süditaliens den Arzt als „Professor" zu bezeichnen pflegt, und daß obiges Gespräch nachmittags um zwei Uhr stattfand. Todesschweigen herrschte im weiten, unbedeckten Haushof, nur unterbrochen durch

einen neuen stechenden Blick, sowie durch die Bemühung der Thürhüterin, ihrem fast zahnlosen Mund durch Verzehren des Brotes eine Beschäftigung zu geben. „Könnt Ihr den Herrn Professor nicht wecken?“ Die Alte musterte mich mit bedenklichem Blick, und bemerkte: „Ich will sehen, muß aber zuerst mit den Schwestern sprechen. Setzt Euch unterdes, bis ich zurückkehre.“ — Die Alte stieg eine breite Steintreppe zu den Wohngemächern aufwärts, kurze Zeit hörte ich das Schlurfen ihrer antiken Schuhe, das Knarren einer Thür, und dann war es wieder totenstill. Draußen brütete Sommerhitze, träumerisch lugten üppige Weinranken in den Hof hinein, schlafend lag auf der Holzbank eine alte Katze, träumerisch war das Chaos des alten Gerümpels in meiner Umgebung, alles schlief und träumte, „Tier und Menschen schliefen feste“, nur ich mußte wachen und warten.

So geschehen im letzten Sommer, als Verfasser an der Küste Sorrentos in der Sommerfrische weilte und ein Glied seiner Familie erkrankte, weshalb er genötigt war, ärztliche Hilfe zu suchen. Nach zehn Minuten erschien die Thürhüterin wieder und brachte die Kunde, daß sie den Professor außerhalb des Bettes gefunden. So wurde ich also nach oben geleitet und gelangte auf eine weinbeschattete Terrasse, von da aus in ein mit dem einfachsten Mobiliar ausgestattetes Zimmer, in welchem ich eine Gestalt erblickte, die mir diejenige des Thürhüters der oberen Regionen zu sein schien. Ein Mann stand vor mir mit unrasierter Physiognomie, angethan mit einem Rock, welcher zwischen Kittel und Schlafrock die Mitte hielt, sich aber mehr dem ersten zuneigte, die Farbe kann ich nicht angeben, weil das Auge allzusehr durch Flecken aller Art, welche mysteriös dreinschauten, angezogen wurde, die Fußbekleidung bestand in Holzpantoffeln, welche mich heimatlich anmuteten. Ein Halstuch, welches in jungen Jahren himmelblau geglänzt hatte, umschlang den Hals, — — ich stand vor dem Herrn Professor! Dieser Schüler Äskulaps versprach, schleunig zu kommen, hielt Wort und verschrieb ein Medikament, worauf Schreiber dieses zum Speziale (Apotheker) eilte. Straße so — Nummer so. Da stand ich am Ziel. Aber was ist das? Alles verschlossen! Hat der Speziale das Zeitliche gesegnet? Hat er

Bankerott gemacht? Ein Junge steht bei mir und glotzt mich ebenso an, wie ich die Apotheke. „Excellenz wollen zum Speziale? Der schläft jetzt, und um 3 Uhr kommt er wieder.“ — Auf meine Frage, ob denn hier keine wachenden Apotheker existieren, erhalte ich die Antwort: „dormono tutti“, sie schlafen alle.

Controra! — Was dies in keinem Wörterbuch verzeichnete Wort bedeutet? Versuchen wir, dies dem Leser zu offenbaren. In Sorrento sind wir, nachmittags zwischen 1 bis 4 Uhr. Todesschweigen rings umher, alle Thüren und Fenster sind geschlossen, letztere mit grünen, durchbrochenen Läden, die Kirchen, Apotheken, Caffés, Speisewirtschaften — alles geschlossen, keine Menschenseele, kein Hund, keine Katze auf der Straße, kein Wagen auf der Piazza, die Sonne brütet, man glaubt, ihr Glühen zu hören, selbst die Cikaden auf den Ölbäumen begreifen, was Controra ist, selbst die „unendliche Salzflut“ scheint dies Wort zu verstehen, denn sie schimmert „ganz windlos“. — Woher diese Totenstille? Alles gehorcht um die angegebene Zeit dem heiligen Gesetz der Controra und schläft, die Menschenkinder im Bett, als wäre es Nacht, und wer kein Bett hat, der schläft in irgendeiner Schattenecke, aber geschlafen muß sein, Schlaf für Menschen, Tiere, Bäume, Gewässer, für alles, was sich regt. Alles hat seine Controra. Dies Wort ist also gleichbedeutend mit Siesta. Letztere Bezeichnung wird im Süden fast nie gebraucht, man sagt Contra-ora, d. h. die Gegenstunde, also die Tagesstunde, welche zu den Arbeitsstunden im schroffen Gegensatz steht.

In Sorrento kenne ich einen Geistlichen, der nicht nur Messe liest, sondern auch eine Strumpffabrik und „antike“ Bücher besitzt. Er behauptet, die Controra sei etwas Antikes. Ob sich dies nachweisen läßt, weiß ich nicht, kenne aber „antike“ Wesen, die schon von Homer erwähnt werden, ich meine die Cikaden.

Morgens früh, wenn die Sonne auf die nahen Ölbäume scheint, beginnen unsere Cikaden ihren Gesang. Sie haben einen Vorsänger, dessen Gurgeltöne an den Fritz Reuterschen „Pochen-Kanter“ (siehe Hanne Nüte) erinnern. Kaum hat der Konzertmeister das Zeichen gegeben, so setzt der Chor ein, und je höher die Sonne steigt, je glühender die Tageshitze wird, desto eifriger

werden die Musikanten, nur in der Controra wird ein wenig pausiert, um dann wieder zu beginnen und fortzufahren, bis der Feuerball der Sonne hinter Ischia ins Meer sinkt. Was nun diese Musikanten betrifft, so hätte ich mit Homer, welcher ihr Konzert zu schätzen wußte, ein naturgeschichtliches Hühnchen zu rupfen. Er sagt nämlich in der Ilias, daß die Stimme der Cikaden „lilienzart“ sei. Die Stimme der Sorrentiner Cikaden ist eines derberen Ausdrucks wert! — Unsere Terrasse befindet sich auf felsigem Abhang steil über dem Meere. Aus der Tiefe tönt das Rauschen des Meeres zu uns hinauf und bildet die Instrumentalbegleitung zum Konzert der Cikaden. Tosenden Lärm, schallendes Gelächter hören wir von unten jeden Morgen um 6 Uhr, etwa 50 Menschenkinder ergötzen sich dort in der spiegelklaren Salzflut und treiben dort Kurzweil. Es sind die Zöglinge des bischöflichen Priesterseminars, in Altersstufen von 7 bis 20 Jahren, die jeden Morgen unter Aufsicht baden und denen alsdann vergönnt ist, das Gesetz walten zu lassen: „Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein.“

Außer in den Cikaden läßt sich auch in dem erwähnten „Professor“ etwas Antikes entdecken, wenn wir die Geschichte der Ärzte des Südens ins Auge fassen. Es ist nicht lange her, da waren noch die Klöster für einen großen Teil der Bevölkerung die Stätten, wohin man sich in Angelegenheiten der Heilkunde wandte*).

Jetzt haben die meisten Mönche aus den Klöstern weichen müssen, aber viele setzen die medizinische Praxis fort, und das Volk wendet sich lieber an sie, als an studierte Ärzte. Bis auf den heutigen Tag bewahrt Salerno eine Reminiscenz an seine frühere medizinische Hochschule, der beste Zahnarzt daselbst ist nämlich ein Kapuziner. So oft er einen Zahn auszieht, kniet er nieder und erfleht von der Madonna das Gelingen dieser Operation. Verfasser kennt andere Mönche, die rücksichtlich der inneren Heilkunde beim Volke hohen Ruhm besitzen. Da ist z. B.

---

*) Im Mittelalter gab es in Rom manche berühmte jüdische Ärzte, welche sogar Päpste kurierten.

der weißbärtige Franziskaner Ambrosio in Neapel. Der weiß ein Tränklein zu brauen! Er kennt alle Heilkräuter der Berge, und thuts billig, sehr billig. Jeder giebt ihm für seine Heilmittel was er hat, und so erhält der Alte hier eine Wurst, dort einen Käse, hier Zwiebeln, dort Wurzeln. Zu den Mönchen gesellen sich in ländlichen Gebieten die Priester. Allgemein ist im Volke der Glaube an böse Dämonen, welche im Menschen Wohnung nehmen und gebannt werden müssen. Die Austreibung geschieht durch Priester und kommt oft vor. Dazu gesellt sich eine Schar kundiger Männer und Weiber, welche im Besitze von Zaubermitteln zu sein behaupten, oder sich imstande wähnen, Krankheiten zu erkennen. In den Bergen bei Cava wohnt eine solche Pythia. Wie die delphische Pythia vom Geiste des weissagenden Apollo erfüllt wurde, so wohnt in jener, wie das Volk sagt, der heilige Antonius, der sie zu einer ärztlichen Hellseherin macht. Nicht sehr verschieden von letzterer sind die sogenannten Stregen. Das Wort „Strega" könnte man mit Hexe übersetzen, sofern mit dem Begriff der letzteren sich vorwiegend die Vorstellung eines schädlichen Thuns verbindet. Eine Strega ist imstande, die Ursachen dieser und jener Krankheit bei Mensch und Thier zu entdecken, und viele Übel haben ihren Grund im sogenannten mal' occhio, d. h. im bösen Blicke. Der Glaube an den bösen Blick und seine unheilvolle Wirkung ist im Süden ebenso allgemein bei hoch und niedrig, wie zu den Zeiten der Griechen und Römer*). Zu all' diesen Ärzten, Arzeneimitteln und hilfreichen Maßregeln kommt der allerwichtigste Arzt, die Madonna. Sie ist dem Volke die hilfreiche Mutter, sie weiß, wie einem Menschenkinde in schwerer Zeit ums Herz ist, an sie wendet man sich in allen Anliegen. Ist die Krankheit schwer, so werden auch die Leistungen, welche man ihr schuldet, bedeutender. Wallfahrten zu ihren Heiligtümern, Gelübde, Schenkungen an ihre Kirchen werden dargebracht. Oft sieht man Kinder in Mönchskleidern auf der Straße, die Mutter hat in schwerer Krankheit des Kindes gelobt, daß letzteres im Besserungsfall ein Jahr als Dominikaner einhergehen soll. Ist

*) Vgl. unseren zweiten Teil, das Kapitel vom „Bösen Blick".

diese Zeit zu Ende, so hängt man das Kleid in der betreffenden Kirche auf. Stirbt ein Kind, so kleidet man dasselbe in Marienfarbe, weiß und blau.

Daß unter solchen Verhältnissen der studierte Arzt, der „Professor", in ländlichen Distrikten nicht auf Rosen wandelt, läßt sich denken. Es giebt in ganz Italien über 500 Kommunen, welche keinen Arzt besitzen. Studierte Ärzte suchen die großen Mittelpunkte der Bevölkerung auf, gehen ungern z. B. in die kulturlosen Gebiete Calabriens, wo es mit der Kultur vorbei ist, weil die Zivilisation dort kaum begonnen hat. So wird es erklärlich, wie es möglich ist, daß z. B. in Rom 800 Ärzte leben, in Neapel gegen 1200! Die Zahlen klingen fabelhaft, und ich würde sie nicht nennen, wenn ich sie nicht glaubwürdigen Nachrichten entnommen hätte.

In Neapel, einer Stadt, die mit ihren Anhängseln 600 000 Einwohner zählt, wandelt mancher „Professor" ebenfalls nicht auf Rosen. Es herrscht hier die Gewohnheit, bei der geringsten Veranlassung, und wenn nicht sofort Besserung sich zeigt, den Arzt zu wechseln. Für letzteren ist es vor allem wichtig, in eleganter Kleidung am Krankenbett zu erscheinen, Zylinder in der Hand, das Haar wohlfrisiert, der Rock vorn an den Schößen rund geschnitten, im Knopfloch eine Rose, Kamelie oder Nelke, so muß er auftreten.

Fare figura, Figur machen, das ist es, worauf es für den italienischen Arzt, der im Konkurrenzkampf sich behaupten will, ankommt. In Neapel haben die Ärzte mit einer Konkurrenz höchst eigentümlicher Art zu kämpfen, ich meine die nomadisierenden Ärzte, welche sich ohne Widerrede den Professorentitel beilegen. Solcher Nomaden giebt es zwei Arten, eine zu Fuß, die andere zu Wagen. Die zweite Art hat drei Unterarten, je nachdem der Wagen mit einem, mit zwei, oder mit vier Pferden bespannt ist. Einer von der letzten Art durchzieht mit einem vierspännigen Wagen, der auch als Schlafkoupee dient, die Städte Süditaliens, hält auf öffentlichen Plätzen, verkauft Heilmittel, zieht Zähne aus, und keine Polizei tritt ihm in den Weg. Die Fußgänger unter diesen Nomaden haben oft eine ausgezeichnete Praxis.

Oft habe ich dem Treiben eines solchen, der mit seinem Medizin-kasten in der Hafengegend hantierte, zugesehen. Zu diesen gesellen sich Operateure niederer Art. Kürzlich sah ich einen Hühner-augen-Operateur der auf öffentlicher Straße seine Geschicklichkeit produzierte. Hieran nahm keine Menschenseele Anstoß, vielmehr sah die Menge dieser Operation andächtig zu. — Der Operateur nannte sich: „Professor!“

Fassen wir nun das antike römische Medizinalwesen ins Auge, so zeigen sich auffallende Berührungspunkte zwischen Vergangenheit und Gegenwart. Das heutige Institut der von den Kommunen besoldeten Ärzte, in Deutschland meines Wissens unbekannt, findet sich schon zur römischen Kaiserzeit, wir kennen kaiserliche Verord-nungen in dieser Hinsicht*) und der berühmteste aller antik-römischen Ärzte, Galenus, erwähnt jenes Institut ausdrücklich; solcher Kommunalarzt heißt im Süden Italiens: Medico condotto (gemieteter Arzt). Wer die fernab von der Heerstraße liegenden Gebiete Süditaliens bereiste, weiß, daß in diesen sich zwei Kulturträger befinden: der Medico condotto und der Carabiniere. Bisweilen tritt als dritter der Speziale (Apotheker) hinzu, dagegen darf man die Geistlichen nur in äußerst seltenen Fällen als Kulturbringer bezeichnen**). Die Kommunalärzte der römischen Kaiserzeit waren seit der Regierung des Augustus von Abgaben befreit, eine Vergünstigung, deren sich seit Konstantin die christliche Geistlichkeit zu erfreuen hatte. Jenes ärztliche Privi-legium war die Veranlassung, daß sich viele dem ärztlichen Beruf zuwandten, nachdem in der Zeit vor Augustus größtenteils Aus-länder, Griechen, Ägypter, oft Sklaven als Ärzte benutzt worden waren. Wenn Galenus berichtet, daß es zu seiner Zeit, also im zweiten Jahr-hundert, nach Chr., in vielen Städten üblich war, den Ärzten ge-räumige, helle Säle behufs Behandlung der Kranken zur Verfügung zu stellen, so müssen wir gestehen, daß in dieser Hinsicht in Süditalien

*) Friedländer, a. a. O., S. 321 u. 327.

**) Ein Präsident eines obersten Gerichtshof sagte in einer öffentlichen Rede: „Unsere Geistlichen sind nicht Volkslehrer. Unser Volk hat als Lehrer nur den Strafrichter.“

heutzutage weniger geleistet wird. — Wer die in Pompeji gefundenen chirurgischen Instrumente gesehen, wird der Entwickelung des Medizinalwesens der Römer seine Achtung nicht versagen, dazu wissen wir, daß es schon damals Spezialärzte aller Art gab, auch weibliche Ärzte*). „Ärzte kommen sogleich herbei und die Ärztinnen gehen“, sagt Martial (XI, 71). Die Gladiatorenkasernen und Legionen entbehrten der Ärzte nicht, zahlreiche Namen berühmter Ärzte der römischen Kaiserzeit sind uns bekannt, unter ihnen kaiserliche Leibärzte: Antonius Musa**), Leibarzt des Augustus, welcher durch eine Wasserkur auf Rat jenes „Professors“ von schwerer Krankheit befreit wurde; ferner Scribonius Largus, Arzt des Kaisers Claudius, Thessalus, am Hof des Nero, endlich Galenus, Leibarzt des Kaisers Commodus und ein so fruchtbarer Schriftsteller, daß er in dieser Hinsicht alle seine Zeitgenossen und fast alle seine heutigen Kollegen übertrifft. Seine Schriften dienten bis Ende des vorigen Jahrhunderts den Professoren der Universität Neapel als Lehrbuch für medizinische Vorlesungen.

Obgleich die antike Römerzeit ohne Zweifel einzelne bedeutende Ärzte aufzuweisen hatte, so genoß doch der ärztliche Stand im großen ganzen nur geringe Achtung. Wir wollen zum Beweise nicht auf die Spottverse des Martialis hinweisen, dergleichen enthalten auch die heutigen Münchener Fliegenden Blätter in Bild und Wort. Die Schriften des Galenus enthüllen den Grund jener Mißachtung. Es gab unter denen, welche sich zur Römerzeit Ärzte nannten, eine Menge von Charlatanen, Quacksalbern und Marktschreiern, manche von Ort zu Ort ziehend, viele, welche einen beliebigen Beruf verlassen und den ärztlichen Beruf erwählt hatten, wobei von niemand ein besonderes Studium oder eine Staatsprüfung verlangt wurde.

„Wundarzt war Diaulus, er ist jetzt Leichenbestatter,
Auf die Art, wie er's konnte, ist er ein Kliniker jetzt.“

---

*) Betäubungsmittel kannten schon die römischen Ärzte. Friedländer, a. a. O., I, 325.

**) Vgl. Suetonius, Augustus, Kap. 81.



So lesen wir bei Martial I, 30. — Wir haben bereits erwähnt, daß noch jetzt Marktschreier und Quacksalber in Neapel und ganz Süditalien zu finden sind. In einer schmutzigen Straße Alt-Neapels hat ein Stiefsohn des Äskulap seinen ebenso schmutzigen Empfangssalon, an dessen Thür man etwa fünfzig schauderhafte Abbildungen von Kranken erblickt, welche von diesem „Professor" angeblich geheilt wurden. Wie im antiken Rom gelten beim Volk Neapels immer noch die Barbiere als halbe Ärzte, und der Aderlaß wird noch immer von solchen häufig zur Anwendung gebracht. Martial (XI, 84) warnt alle, die ihr Leben lieb haben, vor dem Barbier Antiochus. Auch die Apotheker gelten als halbe, viele als ganze Ärzte. Das antike römische Leben kannte keine Apotheken, wohl aber Spezereihändler (aromatarii), welche Medizinalstoffe, sowie fertige Medikamente verkauften*). So blieb es in Süditalien noch eine Reihe von Jahrhunderten, und daher kommt es auch, daß das Volk einen Apotheker immer noch als Speziale (Spezereihändler) bezeichnet, obgleich die neueren Bezeichnungen: Farmacista und Farmacía überall zu lesen sind. Wenn man die Flaschen und Gefäße, welche sich in dem Lokal eines pompejanischen „Speziale" vorfanden, mit denen der heutigen Apotheken Süditaliens vergleicht, so muß man die Ähnlichkeit zwischen beiden als eine lächerliche bezeichnen. — Lottobuden, Haarschneidesalons und Apotheken finden sich überall in merkwürdig großer Anzahl und die meisten der letzteren sind kleine Räume, die völlig einer pompejanischen Arzeneihandlung entsprechen.

Wenn sich heutzutage die Zauberei mit der Medizin verbindet, wie oben erwähnt, so ist dies gleichfalls ein Erbteil aus dem antiken Leben. Von dem unermeßlichen medizinischen Aberglauben des Altertums führten wir bereits im zweiten Teil**) Beispiele an und wiesen den Zusammenhang zwischen Vergangenheit und Gegenwart nach. Hier sei erwähnt, daß die Priester der römischen Kirche diesen Aberglauben kräftig unterstützen, in-

---

*) Friedländer, a. a. O., I, 332.

**) Siehe Kap. II: Schlangenverehrung.

dem sie zu Heilzwecken kirchliche Zaubermittel tausendfältig verkaufen, heilges Öl, heiligen Staub, Manna des St. Nicóla und dgl.

Man mag sich Sorrento von der Land- oder Seeseite nähern, überall schaut man das Bild der Lieblichkeit und des Friedens. Von der Seeseite sieht man das mit grünumkränzten buntfarbigen Villen besetzte, steilabfallende Ufer, wo zur Römerzeit die Villenpracht der Reichen glänzte, auch eine kaiserliche Villa stolz auf die blaue Salzflut blickte. Die sanft geneigte, mit einem Wald von Orangen besetzte Ebene ist angefüllt mit freundlichen Städten, welche farbenbunt aus dem Grün hervorblicken, und ein Kranz von Bergen umgiebt sie, welcher den Blick auf das Meer frei läßt. — Der Weg von Castellamare nach Sorrento gehört sicherlich zu den schönsten der Erde. Wer auf jener steilen Felshöhe anlangte, von wo man auf die Sorrentiner Ebene niederschaut, und sah, wie die hinter Ischia ins Meer sich senkende Sonne ihre letzten Strahlen auf diese Gefilde warf, der schaute eines jener Farbenprachtbilder, wie man sie nur im Süden erblickt. Elf Jahre sind verstrichen, seit Verfasser zum erstenmal dies Bild schaute, manch' liebes Mal hat derselbe Sorrento wiedergesehen, manche Woche der Sommerzeit die Ruhe jenes Bergthals genossen und einen Teil vorstehender Schrift dort verfaßt. Die auf den Ölbäumen in Sonnenglut sich badenden Cikaden haben diese Zeilen mit „lilienzarter" Stimme begleitet.

Fast jede der auf dem jähen Ufer gelegenen Villen hat einen Abstieg zum Meer, der bald als ein mit Luft- und Lichtlöchern versehener Tunnel abwärts führt. Einige dieser Tunnel sind zur Römerzeit angelegt, als die Weltherrscher hier Villegiatur hielten. An derselben Stelle, wo Augustus eine mit Theater verbundene Villa besaß, befindet sich das Hotel Viktoria, zu dem ein Tunnel hinaufführt, den bereits die genannte römische Majestät hinaufgeschritten resp. hinaufgeritten ist. Außer einigen Tunneln hat Sorrento aus der antiken Zeit eine Anzahl von Säulen geerbt, die teils die Kirchen zieren, teils zur Befestigung der Barken dienen, teils unbenutzt neben den Villen liegen, das beste Erbteil aber

bilden neun mächtige Cisternen, in denen sich durch Wasserleitungen das Wasser von den Bergen sammelt, um durch antike Bleiröhren in alle Teile der Stadt geleitet zu werden. — Etwa zweitausend Jahre sind jene Cisternen alt, haben nie eine Verbesserung, nie eine Reparatur erfahren und bieten, wie immer, klares, erquickliches Trinkwasser. — Erinnerungen an antike Legenden sind in jenen Bergen so viele, wie vielleicht auf keinem anderen Fleck der Erde. Als im Anfang römischer Kaiserzeit die Erinnerung an die antike Sage durch Augustus absichtlich wachgerufen und in der Äneis des Virgil zur Verherrlichung der „ewigen“ Roma dichterisch bearbeitet wurde, um den Römern ihren eigenen Glanz zu zeigen, von dem Jupiter sagt:

„Deren Gewalt soll weder ein Ziel mir engen noch Zeitraum
Endlos daure das Reich, das ich gab,“ — — —

Äneis I, 9.

da erwachte auch die Neigung, die mit der römischen Äneas-Legende verschwisterten Homerischen Sagen der Odyssee zu lokalisieren, d. h, bestimmte Örter zu suchen, wo die für wirkliche Begebenheiten gehaltenen Sagengeschichten vor sich gegangen sein sollten. Vermutungen in dieser Hinsicht hatten schon die Hellenen Süditaliens ausgesprochen, an welche die Kaiserzeit anknüpfte. So bildete sich nach und nach eine Tradition, welche sich von Mund zu Mund fortpflanzte und so fest wurzelte, wie eine Eiche. Wie fest sie Wurzeln schlug, erhellt aus der Thatsache, daß sie bis heute fortdauert. Den Urheber solcher Tradition weiß und wußte niemand zu nennen, weiß doch auch niemand von einer tausendjährigen Eiche anzugeben, wer sie gepflanzt hat.

Den Wohnort der Phäaken, welche den Odysseus beherbergten, suchten viele im Wonnethal von Sorrento*) und noch zu Anfang dieses Jahrhunderts waren ein paar uralte Ölbäume daselbst, unter denen Odysseus geruht haben sollte, nachdem die Woge den von Poseidon verfolgten schiffbrüchig ans Land geworfen hatte.

*) Andere bezeichnen Corfú als Land der Phäaken.

„Denn nicht Buchten empfingen die Schiff' und bergende Reeden
Rein, nur Geklüft umstarrte den Strand, Meerklippen und Felshöh'n."
Odyssee V, 405.

Wer das heutige Sorrento und die jenes von hochscheiteligen Bergen umgebene Thal bewohnenden Menschen kennt, dem kommen manche im sechsten, siebenten und achten Buch der Odyssee in Hinsicht der Phäaken erwähnten Dinge bekannt vor. In Waschgruben mit rinnender Flut besorgte eine Fürstentochter mit ihren Mägden die Wäsche*). Solche Art der Wäsche kann man noch heute dort, sowie in Neapel sehen, in letzterer Stadt täglich am Meeresufer, wo die „rinnende Flut" eines Baches in der Nähe des Mercato hunderte von Wäscherinnen vereinigt, unter ihnen allerdings keine Nausikaa. Frischblühende Männer, welche Mast und Ruder, sowie „gleichhinschwebende" Schiffe lieben und freudigen Mutes das schimmernde Meer durchsegeln, (VI, 270) sind noch heute daselbst und mancher derselben trägt die phrygische Mütze, jene Kopfbedeckung, mit welcher Odysseus auf einem in Pompeji gefundenen Wandbilde dargestellt wird**). An den Küsten des Festlandes und der Inseln, kurz am gesamten Golfufer, ist diese Kopfbedeckung immer noch häufig. — Wir lesen in der Odyssee (VII, 104) von der rasselnden Handmühle, welche gelbes Getreide malt, sowie von Weberinnen, welche am Webstuhl sitzen, endlich von solchen Weibern, welche emsig die Spindel drehen, „sitzend am Werk, wie die Blätter der luftigen Silberpappel". Dasselbe finden wir noch heute. In ganz Süditalien ist das Weben***) eine gewöhnliche Beschäftigung der Weiber und die Homerische Spindel der allergewöhnlichste Anblick. Der Vergleich mit der Silberpappel ist noch heute ein treffender, denn schnell rühren sich Hand und Faden, wobei dem an Worten reichen Munde sein volles Recht zuteil wird. Von den Gärten im Phäakenlande sagt Homer (VII, 115), daß saftige Birnen, süße

---

*) Odyssee VI, 86.

**) Äneis III, 545 erwähnt die phrygische Hülle des Hauptes. Amictus Phrygius.

***) Vgl. Kap. XVII: Die Stellung des Weibes.

Feigen und Granaten, grüne Oliven, rotgesprenkelte Äpfel dort gedeihen und zwar ohne Mißwachs, sowie daß das Gefilde prangt, von edlem Weine beschattet. Ähnlich finden wir's dort noch heute. (Die Orangen, welche als Hauptwald jene gesegnete Ebene schmücken, kannte Homer nicht). Nach Homerischer Weise werden noch jetzt die Fahrzeuge ans Ufer gezogen, wenn die Fahrt vollendet ist, und so oft ich am Strande die „frischblühenden“ Männer eine Abfahrt bewerkstelligen sah, verfuhren sie nach dem Programm, welches wir in der Odyssee VIII, 50 lesen:

„Als sie nunmehr zum Schiff hinab und dem Meere gewandert,
Zogen das dunkele Schiff sie hinab auf tiefes Gewässer,
Stellten dann Mast und Segel hinein in das dunkele Meerschiff,
Hängeten drauf die Ruder gefügt in lederne Wirbel,
Alles der Ordnung gemäß und spannten die schimmernden Segel.“

Auch vom Tanz des jungen Volkes im Phäakenlande weiß Homer zu melden. Jünglinge „stampften im schöngeordneten Schritt“, wobei sie oft die Stellung wechselten, während andere stehend im Kreise dazu klappten (VIII, 378). Wer dies liest, wird an den heutigen Volkstanz erinnert*).

Wie die Phäakensage, so ward auch die Sirenenlegende im Sorrentiner Lande lokalisiert. Es steht unbezweifelt fest, daß der Name Surrentum von den Sirenen herzuleiten ist. An manchem Abend fuhr ich in leichter Barke am Ufer entlang, wo der Schiffer bis auf den heutigen Tag eine mit römischem Mauerwerk versehene Höhle als Grotte des Odysseus (grotta di Ulisse) bezeichnet und wo mehrere tiefe Grotten liegen, in welche das Wasser und auf demselben die Barke hineintritt. Geheimnisvolles Dunkel umgiebt uns da, seltsam färbt sich das Wasser, wundersame Töne verursachen die leichten Abendwellen, welche tief in die Höhlengänge hineintreten. Wir sind in der grotta delle Sirene und sicherlich hat man diese schon in uralter Zeit also bezeichnet. War doch dicht bei Sorrento ein im Altertum vielgenannter Sirenentempel, dem die Schiffer, eine klippenreiche Meerfahrt fürchtend, Weihegaben brachten. Denn: „an den Geschenken

*) Vgl. Kap. XVIII: Hochzeitsbräuche.

freuen sich die Götter". Daran erfreut sich heute die Madonna. In Massa, einem zwischen Ölbäumen versteckten Städtchen, hat sie eine Kirche, erbaut auf dem Grunde eines antiken Tempels. Man nennt sie: S. Maria della Lobra, eine Bezeichnung, welche von delubrum (Tempel) herzuleiten ist*).

Homer redet von einer Insel der Sirenen, welche am grünen Gestade sitzen und ihren lockenden Gesang ertönen lassen. Auch die Sirenenlegende ward lokalisiert, und zwar im Golf von Salerno, wo sich im Angesicht der aus der Meerflut aufsteigenden Sorrentiner Berge drei Klippeninseln befinden, die man für eine passende Herberge der Sirenen ansehen zu können meinte. Diese Inseln nennt Virgil: das Felsengeklüft der Sirenen, scopuli Sirenum, andere bezeichnen sie als Sirenusae, Sireneninseln. Strabo, der Geograph des Altertums, sagt, daß „in der ganzen römischen Welt jene Inseln genannten Namen tragen und die Halbinsel von Sorrento als Berge der Sirenen bezeichnet wird*). — Von Sorrento aus hat Verfasser jene Inseln besucht und sie auf leichter Barke, begünstigt durch „schwellenden Windhauch", in drei Stunden erreicht.

Drei kleine Felseninseln liegen dort dicht beieinander, unbewohnt und unfruchtbar. Auf der größeren befindet sich einer jener Wachttürme, die vor 300 Jahren an diesen Küsten gebaut wurden, um vor den Sarazenen gesichert zu sein, auf derselben Insel steht ein kleines Haus, welches während der Wachteljagd von einigen Jägern bewohnt wird. Es rauscht und braust das Meer, es murmelt hinein in die Höhlen, die sich nach und nach gebildet haben. Wenn die Sonne hoch steht, so ist an Schatten nicht zu denken. — Im Mittelalter gehörten diese Inseln der benachbarten, einst reichen und mächtigen Stadt Amalfi und diese benutzte sie als eine Art Sibirien. Eine Chronik erzählt, daß die Amalfitaner dorthin ihren Duca Mansone verbannten. Das war im elften Jahrhundert, und erfahren wir zugleich, daß man damals anfing, jenen Inseln den Namen Galli (d. h. Hähne) zu geben, eine Bezeichnung, die man noch heute vielfach hört.

---

*) Vgl. unseren ersten Teil, Kap. 1: Tempel und Kirchen.



Hier also hatten die Sirenen ihre Behausung. Unsere Barkenführer kannten etwas von der Homerischen Sage, machten aber große Augen, als wir ihnen mitteilten, daß jene Zauberweiber unten die Gestalt der Fische hatten. Die Schiffer erklärten diese Behauptung für einen Scherz. In der That, sie hatten recht, denn Homer weiß von solchem Fischleibe nichts und sagt nur, daß sich die Sirenen durch schönen Gesang auszeichneten.

„Komm, preisvoller Odysseus, erhabener Ruhm der Achaier,
Lenke dein Schiff landwärts, um unsere Stimme zu hören.
Keiner ja fuhr noch hier im dunklen Schiffe vorüber,
Ehe aus unserem Munde die Honigstimm' er gehöret.
Denn wir wissen dir alles, wie viel in den Ebenen Trojas
Argos Söhn' und die Troer vom Rat der Götter geduldet,
Alles, was irgend geschah auf der vielernährenden Erde."

So sangen die Sirenen dem Odysseus, den die Genossen am Mastbaum festgebunden hatten. Hold klang die Stimme der Singenden und dem Odysseus schwoll das Herz vor Begierde, das Lied der Sirenen zu hören. Als er aber befahl, ihm die Stricke zu lösen, banden ihn die Genossen nur desto fester.

Die Sirenen sind von diesen Gestaden verschwunden, auch ihr „holder" Gesang und ihre Honigstimme. Man hört in ihren Bergen, an ihren Küsten wohl singen, aber so, daß man die Ohren verschließt. Das Volk singt, aber auf seine Weise. Dort brüllt ein Fischer, oder ein Obstträger seine Gedanken in die weite Welt, vielleicht irgend eine Canzone, oder das Bruchstück derselben, dort summt vor der Thür die Mutter ein Wiegenlied in Molltönen, drüben sitzt ein Bauer im Orangenbaum und schreit einen Monolog, der im nächsten Garten Antwort findet. Oft singen Frauen und Mädchen in der Kirche gegen Abend, bei der Vesper, Loblieder auf die Madonna, aber „hold" sind diese Stimmen nicht. Wir segelten heimwärts, näherten uns der Felsenstirn Capris, wo die Reste des antiken Leuchtturmes weit über die Salzflut blicken und ein von den Gewölben der Tiberiusvilla getragenes Kirchlein (St. Maria del Soccorso) den Seefahrer begrüßt. Das Kap der Minerva ward umsegelt, welches heute mit einem Wartturm, dem Wächter gegen frühere Piraten, sowie mit einem

Leuchtturm versehen ist, welcher dieselbe Stelle einnimmt, die einst mit der Säulenpracht des Minervatempels geschmückt war. — An der Sorrentiner Küste murmeln und branden die Wogen, wie zu den Zeiten des Odysseus, auf vorspringendem Felsen, Capo delle Sirene genannt, ragt ein stattlicher römischer Bau, und in einer Schlucht daran befindet sich eine Ansiedelung dürftiger Fischer, welche Polo heißt und mit diesem Worte an den Namen des Römers Pollius Felix erinnert, dessen prächtige, von dem Dichter Statius im ersten Jahrhundert besungenen Villen jene Höhen zierten. Wenig Mauerwerk erinnert an verschwundene Pracht.

Auch andere Homerische Sagen hat man lokalisiert. Das Kap der Circe, welches man von der Akropolis des verödeten Cumae*) aus erblickt, galt als Wohnstätte der Zauberin, welche des Odysseus Genossen in Schweine verwandelte. Die Insel der „schöngelockten“ Nymphe Kalypso glaubte man in der Hauptinsel der Ponzagruppe gefunden zu haben. Man sieht diese Eilande von Ischia aus wie Duft auf dem Meere liegen. Noch heute ist auf Ponza eine Höhle,

> „Die geräumige Kluft, wo die Nymphe
> Wohnte, die schöngelockte und fern in das Eiland
> Wallte der Zeder Gedüft. Sie sang gar hold in der Kammer,
> Emsiger Eil' ein Gewebe mit goldener Spule sich wirkend.“
>
> Odyssee V, 60.

Den Schauplatz der Cyklopensage glaubte man an der Ostküste Siciliens zu finden und zwar in der Nähe des Ätna. Dorthin verlegte Virgil jene Legende und noch heute wird die Bucht von Lognina bei Catania als jener Hafen bezeichnet, wo Odysseus mit seinen schöngebordeten Schiffen in dunkler Nacht landete und dem heiligen Frühlicht am Wogenschlage des Meeres entgegenschlummerte**). Dort wohnte das Cyclopenvolk, ungesetzliche Frevler, in Grotten hausend, ohne Kunde des Schiffsbaus, ein Volk, in welchem „niemand des anderen achtet.“ —

---

*) Siehe erster Teil, Kap. VIII dieser Schrift.

**) Odyssee IX, 150.

Den Wohnbesitz des Windbeherrschers Äolos, des Freundes unsterblicher Götter*), verlegte man auf die Liparischen Inseln bei Sicilien**), die beiden Ungeheuer Scylla und Charbydis fand man in der Meerenge von Messina und wenn Virgil von seinem Helden erzählt, daß er auf Sicilien dem Anchises zur Ehre Leichenspiele feierte, so heißt es seit römischer Kaiserzeit bis auf den heutigen Tag, daß dies in der Ebene am Fuß des Monte St. Giugliano geschehen sei, welcher im Altertume Eryky hieß und ein berühmtes Heiligtum der Aphrodite trug. — Auch andere Heroen- und Göttersagen sind auf Sicilien lokalisiert. Dorthin kamen die Argonauten auf abenteuerlicher Fahrt, dort wußte man, wo Herkules mit seinen Rindern gewandert war und zeigte unweit des heutigen Agira die Spuren des Wanderheros. Bei dem jetzt verschwundenen Enna zeigte man die Stelle, wo der Gott der Unterwelt die Tochter der Demeter in sein Reich entführte, worauf die Mutter mit der am Ätna entzündeten Fackel ihre Tochter zu suchen begann.

Die Golfe von Neapel und Salerno sind durch einen mehrere Meilen langen Gebirgswall von einander geschieden, dessen Spitze einen im Altertum berühmten, der Sage nach von Odysseus erbauten Tempel der Minerva trug.

> Frischer saust, wie er flehte, der Wind und der Hafen enthüllt sich
> Näher bereits und der Tempel erscheint auf der Höhe Minervas.
> — — — — — — — — — —
> Und vorstarrende Klippen umschäumt aufspritzendes Meersalz."
> Virgil, Äneis III, 530.

Einst brachten Seefahrer diesem Tempel Weihgeschenke, heute ist von demselben kein Stein vorhanden, aber Weihgeschenke bringt das seefahrende Volk jener Küsten bis auf den heutigen Tag. Man schaut sie in der Basilika des St. Antonino, den das lieb-

*) Odyssee X.
**) Siehe unseren zweiten Teil, Kap. XIV: Nachfolger des Neptun.

liche Sorrento als seinen Schutzpatron seit etwa 1200 Jahren verehrt, und dem auf Kosten dieser Stadt infolge eines Gelübdes kürzlich eine Marmorstatue gesetzt wurde, an deren Piedestal man liest, daß jener Schutzheilige die Longobarden von den Mauern dieser Stadt abwehrte. — St. Antonino, vom Volke zum schützenden Heros erkoren, beherrscht die neptunische Salzflut, wie eine uralte Statue in Sorrento beweist, welche ihm als Attribut den Delphin verleiht*). Als dem geleitenden Heros bringen ihm die Sorrentiner Schiffer nach vollendeter Meerfahrt Bilder, welche Schiffe im Sturm und den rettenden Schutzheiligen darstellen, Diese Bilder hängen in der Krypta des Santo Heros, wo seine Statue steht. Letztere zeigt dunkle Gesichtsfarbe, durch welche das hohe Alter desselben angedeutet wird**), und oft sieht man Weiber zu den Füßen jenes Halbgottes Blumensträuße niederlegen, denn letzterer liebt diese Aufmerksamkeit und vergilt sie durch den Schutz, welchen er den auf weiter Meerflut segelnden Ehemännern jener Weiber angedeihen läßt.

Altäre, welche „frische Bekränzungen atmen", kannte schon das Altertum:

„Selbst gen Paphos enteilte die göttliche Venus und schaute
Fröhlich den Sitz, wo der Tempel ihr ragt und mit sabischem Weihrauch
Hundert Altäre aufglühn und frische Bekränzungen atmen.

„Dorthin wandt' ich den Schritt; und indem ich grünende Waldung
Rang aus der Erde zu ziehn, um in Laub die Altäre zu hüllen."
Äneis I, 416; II, 248; III, 25.

Als Wegesgeleiter betrachtete das Altertum seine Schutzmächte:

„Nach dem Gebote verehr' ich des Orts obwaltende Mächte."
Äneis III, 697.

„Die Götter haben uns bis heut' bewahrt,
Sie werden's ferner auch."
Äschylos, Die sieben gegen Theben.

---

*) Siehe unseren zweiten Teil, Kap. XIV: Nachfolger des Neptun.
**) Vgl. unseren zweiten Teil, Anhang zu Kap. IV: „Die große Mutter."

„Sprich, Königin Klytemnestra, welche Kunde
Entflammte dir im Herzen solch' Vertraun,
Daß es den Göttern allen dieser Stadt
Des Weihrauchs duftige Gabe hier entzündet?
Schon von Geschenken glänzen die Altäre.

„Heroen ihr, die glücklich uns geleitet,
Wohlwollend wieder nehmt uns bei euch auf."
Äschylos, Agamemnon.

Eine Schutzmacht hatte Sorrento im Altertum, als der Heros Liparos dort sein Grab besaß und die Reliquien desselben das Unterpfand seiner Nähe bildeten, solche Schutzmacht hat Sorrento jetzt, nur heißt sie nicht Liparos, sondern Antonino.

„Dennoch ein jährliches Fest mit Gelübde und feierndem Aufzug,
Würd' ich begehn und häufen die Götteraltäre mit Gaben."
Äneis V, 53.

So spricht Äneas und zeigt in diesen Worten, worin zur heidnischen Zeit die Hauptsache der Götterehre bestand. Was Äneas seiner Gottheit gelobt, das leistet Sorrento seinem altbewährten St. Antonino, nämlich das jährliche Fest, für dessen Glanz ein jeder, auch der Arme einen Beitrag leistet. Von einem feiernden Aufzug spricht Virgil in der citierten Stelle. Die lateinische Bezeichnung lautet: Pompa solennis, womit die zu Ehren der Gottheit angestellte Prozession gemeint ist. Eine glänzende „Pompa" findet bei erwähntem Fest zu Ehren des St. Antonino statt und diese Thatsache beweist, daß seit den Zeiten des Virgil sich Sorrento wenig geändert hat. Im Tempel der Venus zu Sorrento legte genannter Dichter eine Weihegabe nieder, als er die Äneis vollendet hatte, im Tempel des St. Antonino weihen Seefahrer die erwähnten Bilder. Virgil ehrt die Venus, die Seefahrer den St. Antonino und die Madonna, die Sache ist dieselbe. Für die Götter waren Feste, Weihgeschenke, Weihrauch, Prozession Tribute, welche der Mensch zu leisten hatte. In diesem Sinn läßt Virgil die Himmelskönigin sagen:

— — — „Wird einer hinfort anbeten der Juno
Macht? Wird einer mit Fleh'n dem Altar auflegen Verehrung?"
Äneis I, 50.

Von dem „numen“ (Gottwesen, Gottesmacht) der Juno reden jene Strophen. Ebenso denkt der heutige Einwohner Sorrentos an das numen des Antonino, der als Gottheit niederen Grades den Äolus vertritt, von dem die Äneis (I, 65) sagt:

„Äolus, dir gewährte der Götter und Sterblichen Vater,
Einzuschläfern die Flut.“

So denkt sich der Sorrentiner seinen Schutzheiligen, der nach römisch-katholischer Lehre die Macht über das Meer erhalten hat.

Als Äneas am Ufer des Tiber im Gebiete der Latiner landete, rief er den Schutzgenius des Ortes an*), wohl wissend, daß jedes Gebiet, jeder Ort einer besonderen Schutzmacht unterstellt war. Wer von Amalfi oder einem anderen Ort des Sorrentiner Berglandes nach Sorrento übersiedelt, weiß, daß er hier einen anderen Ortsgenius vorfindet. In Amalfi herrscht schützend St. Andrea, in Castellamare St. Cataldo, in Positano die Madonna, in Sorrento St. Antonino, wobei zu bemerken ist, daß jeder Ort mehrere Gottheiten ehrt, weshalb Sorrento auch der Madonna große Feste feiert.

Zu allen Schutzgöttern der Stadt Theben läßt Äschylos in der Tragödie: „Zug der Sieben“ den Eteokles flehen:

„O Götter dieser Stadt,
Helft uns, ihr Ewigen! Es nützt auch euch,
Denn eine Stadt im Glück verehrt die Götter.“

So denkt man noch heute: Wenn St. Antonino nebst den anderen Schutzmächten Sorrento glücklich macht, so hat er selbst den Nutzen davon, denn aus Dankbarkeit werden seine Sorrentiner ihn mit Gelübden, Gebeten, Weihgeschenken, Feuerwerk, Illumination und Festschmäusen ehren. Offenbar ist St. Antonino, dieser Lar publicus Sorrentinus, seiner Stadt wohlgesinnt, denn „Friede und Heil“ genießt Sorrento und die Einwohner beweisen das gute Verhältnis zu ihrem Schutzheiligen auch durch den vertraulichen Verkehr, welchen sie mit demselben pflegen. Während

*) Genium loci precatur. Aeneis VII, 135.



nämlich die Kultusstatue in der Krypta des Heiligen verbleibt, wandert eine ebenfalls alte, aber kleinere Statue desselben von Haus zu Haus. St. Antonino besucht seine Schutzbefohlenen, und wenn sein Besuch naht, so wird das Haus geschmückt, der hohe Gast hat seinen Ehrenplatz auf einem kleinen Altar, Lichter werden angezündet und allabendlich eine Gebetsandacht vor ihm gehalten. „Sie erflehen an Götteraltären Frieden und Heil" *). Oft bin ich in Bauernwohnungen der Sorrentinerebene eingekehrt, habe jene völlig naive, echt heidnische Frömmigkeit gesehen und gehört, mit welcher Liebe man von dem altbewährten väterlichen Schutzheiligen St. Antonino redet. Es ist dieselbe Innigkeit eines vertraulichen Verkehrs, in welchem der Römer mit seinen Hausgöttern (Laren) stand. Im Lauf von 1200 Jahren war zwischen den Sorrentinern und ihrem Schutzgott stets das beste Verhältnis und letzteres ward niemals durch Mißtrauen getrübt. Auch der Überfall durch die Türken 1555 hat dies Verhältnis nicht gestört, vielmehr die Einwohner zum größeren Eifer im Kultus der Heiligen angetrieben. Bis auf den heutigen Tag wird es dem Heiligen hoch angerechnet, daß er auch ein recht auffallendes Wunder zustande gebracht hat, dasjenige, was die römisch-katholische Kirche als Miracolo strepitoso bezeichnet. Er rettete nämlich ein Kind, welches in den Rachen eines Meerungeheuers geraten war, und dies Mirakel geschah sofort, als die Mutter sich flehend an St. Antonino wandte. Zum Andenken an diese Leistung hängt im Atrium der Basilika des genannten Heiligen der Rippenknochen eines Walfisches **).

Am Nordrand der Sorrentiner Halbinsel liegt waldeinsam das Kloster St. Trinitá della Cava. Es erinnert an Urban II., welcher vor 800 Jahren die später renovierte Klosterkirche weihte. Auch hat man in der Nähe einen Felsstein mit einer Kirche überbaut, um die Stelle zu bezeichnen, wo genannter Papst vom

*) Siehe unseren zweiten Teil, das Kapitel von den „Hausgöttern".
**) Vgl. Kap. XV: Markt der Wunder.

Rosse stieg, um die letzte Strecke bis zum Klosterheiligtum zu Fuß zu wandern. Das Kirchlein mit jenem Stein, der dem Papst zum Absteigen diente, heißt Pietra santa. In den Oberräumen dieses Heiligtumes wohnt ein Eremit, welcher, wie jedes Menschenkind, seine Lebensgeschichte hat. Derselbe war ein Holzhauer, verletzte sich den Arm, ward arbeitsunfähig und erhielt von geistlichen und weltlichen Behörden einen „Panisbrief", d. h. er ward zum Eremiten von Pietra santa und dadurch zum privilegierten Bettler ernannt. Als solcher vagabundiert er in der Umgegend, und wenn es im Winter regnet, fabriziert er Pfeifenröhren. Seine „Saison" ist im Sommer, wenn viele Fremde seine Klause besuchen, um von der Terrasse derselben in das wunderliebliche „hundertstädtige" Thal von Cava zu blicken, welches einst dem genannten Kloster zu eigen war. Für solche Gäste ist unser Klausner ein Gastgeber gar „wundermild", der aber lieber nimmt als giebt und seinen Wein sich gebührend bezahlen läßt, auch Lottonummern *) nie umsonst prophezeit. Oft saß ich auf der Terrasse dieses Eremiten, der mir seinen erwähnten Bettel-Privilegiumsbrief ohne Anstand zeigte. Italien hat ca. zwölftausend privilegierte Bettler **), von denen ein großer Teil dem Beruf der Eremiten obliegt! —

Die römisch-katholische Kirche duldet diese Fratze des Eremitentums, ja mehr als das, sie sanktioniert dasselbe. Im Thal von Cava habe ich mehrere dieser Einsiedler entdeckt, ebenso einen solchen auf dem Monte Epoméo auf Ischia, und alle Süditalienfahrer haben auf den Ruinen der Tiberiusvilla auf Capri jenen Eremiten gesehen, der für Geld und gute Worte die Fremden mit Wein und Stühlen versieht, damit sie an diesem Wunderpunkt der Erde sich der Aussicht erfreuen. Jener Eremit von Capri ist ein invalider Schuster. — Die „Kirche" hat ihn zum Eremiten gestempelt und gestattet, daß er im Eremitenkleid das Bettlerhandwerk ausübt. —

---

*) Siehe erster Teil, Kap. VIII: Orakel.

**) Das soeben vollendete neue Strafgesetzbuch wird hier ändern und bessern. Die römische Kirche hat das Betteln stets begünstigt, sogar geheiligt.

Also ein Werk der römisch-katholischen Kirche, unter deren Obhut tausende dieser Eremitenkarikaturen vegetieren, Lazzaroni im Einsiedlerkleide, Schüler des Diogenes, ähnlich denjenigen, welche der Satiriker Lucian im zweiten Jahrhundert, als sie im römischen Reich sich massenhaft zeigten, als „Hundephilosophen" bezeichnete. Ein Nachbild dieses Stückes aus dem Heidentum ist genanntes Werk der von Heidentum erfüllten römischen Kirche. Was Horaz über diese Sorte dachte, sagt seine zweite Satire:

„Tänzerinnen im Chor, bannkundige Würzebereiter,
Bettelpropheten und Tänzer und Gaukler."

In der späteren Kaiserzeit wurden die sogenannten „kynischen" Philosophen, welche im zerlumpten Mantel, schmutzig*) einhergingen, zu einer Landplage und benutzten, wie die heutigen Eremitenbettler, die Besitzlosigkeit als Diplom für das Schmarotzen.

Was speziell den Diogenes zu Pietra santa betrifft, so bin ich demselben in einer Hinsicht zu Dank verpflichtet, denn er hat mich auf Dinge hingewiesen, welche ich ohne ihn nicht entdeckt hätte. Bei einem Abendgang auf schattigen Waldpfaden in der Nähe des Klosters Trinità della Cava sah ich den Eremiten vor einer Felswand stehen und erfuhr auf meine Frage, daß hier eine heilige Stätte sei. Dabei zeigte er auf die Spuren eines größtenteils verschwundenen Bildes, welches seit uralten Zeiten jene Felswand ziert. Es sind die Reste von einem Bilde des St. Christophorus, so sagte mir der Eremit. Nun konnte ich die Reliquien jenes Andachtsbildes deuten. Man sieht nämlich die über die Schultern des Riesen gelegten Beinchen des Christuskindleins, sowie ein Stück vom Oberkörper des St. Christophorus. Der Eremit zeigte mir noch mehr, nämlich die Spur des heiligen Riesen, in den Felsen eingedrückt. Ich bewunderte die Phantasie dieses Diogenes, der zur Versicherung seines Berichtes sich zur Erde neigte und jene Spur küßte, worauf er mir sagte, daß er diese Verehrung jedesmal jener Fußspur zukommen lasse, so oft er auf diesem Bergpfade wandle. Dann empfahl er sich, indem er schmunzelnd auf seinen gefüllten Bettelsack hinwies.

---

*) Vgl. unseren ersten Teil, das Kapitel: „Ein heiliger Zauberer".

Also eine Spur des heiligen Christophorus! Diese Entdeckung machte mein Interesse rege und führte zu weiteren Entdeckungen. Alle Dörfer jener Höhen habe ich durchwandert, um Spuren des heiligen Riesen zu finden. In einer Kirche sah ich an der Wand der Vorhalle sein riesengroßes Bild, das Kindlein auf dem Rücken, den Stab in der Hand. Im Dom von Sorrento, dicht an der Innenseite der Thür, fand ich ein Relief, welches denselben Gegenstand darstellt und aus dem elften oder zwölften Jahrhundert stammt. Eine zweite Fußspur des Heiligen habe ich nirgends gefunden und dürfte die genannte einzig auf Erden sein. Wenn die römische Kirche solche Dinge wahrt und hegt, so ist dies eine Nachahmung des antiken Heidentums. Die Hellenen, welche die Küsten des Mittelmeers kolonisierten, zeigten, wie oben erwähnt, an zahlreichen Stellen die Fußspuren des Herkules, ihres Nationalheros, die römisch-katholische Kirche zeigt außer der Fußspur des Chistophorus an mehreren Stellen Fußspuren der Madonna und bei Rom eine Fußspur Christi in der Kirche Domine quo vadis*). — Wie kommt St. Christophorus in die Bergschluchten und auf die Berghöhen von Cava?

Der genannte gehört zu den ältesten mythologischen Heiligen der römischen Kirche und die bekannte Legende ist nichts weiter, als die Erläuterung seines Namens: Christo-forus, Christusträger. Einst war er in der gesamten Kirche bekannt, ward als Schutzgenius angerufen, heutzutage gehört er zu den fast Vergessenen. Ich habe in ganz Süditalien nur in den Bergen von Cava Spuren seiner Verehrung gefunden, ein Beweis, daß es den Göttergestalten der römisch-katholischen Kirche ebenso geht, wie denjenigen der römisch-hellenischen Mythologie: Viele derselben fielen der Vergessenheit anheim, oder mußten sich, nachdem ihre Glanzperiode vorbei war, mit einem kleinen Schauplatz ihrer Anrufung begnügen. Die heilige Agnes in Rom, eine der großen mythologischen Heiligen, besitzt in der Stadt der Päpste zwei Kirchen, eine an der Piazza Navona und eine uralte außerhalb der Stadt-

*) In früheren Zeiten besaß auch der Ölberg eine Fußspur Christi, ob sie noch gezeigt und geküßt wird, weiß ich nicht.

mauer, in Neapel und anderen Städten Süditaliens ist sie eine unbekannte Größe. Der heilige Laurentius, vom Dichter Prudentius (gest. 405) als großer Heiliger besungen, hat in Neapel eine vor 600 Jahren durch Karl Anjou infolge eines Gelübdes erbaute Kirche und gehörte zu den gefeiertsten Heiligen daselbst, heutzutage ist er fast vergessen. In seiner Kirche hat sich der Kultus des St. Antonio eingenistet, wodurch St. Lorenzo in den Schatten gestellt wurde. Ähnlich ist es dem Christophorus trotz seiner sinnvollen Legende ergangen. Ich habe mich bemüht, zu erforschen, wie weit man dieselbe in den Bergen von Cava kennt, und mich überzeugt, daß die Erinnerung an dieselbe verschwunden ist. Auch dem Eremiten von Pietra santa lag sie im Dunkel. Dabei erfuhr ich, daß die Lastträger sich bisweilen mit ihren Gebeten an den gigantischen Heiligen wenden. Tief unten in malerischen Schluchten treiben schäumende Gebirgsbäche manches Mühlenrad und „in einem kühlen Grunde" sieht man die Sackträger, welche das Mehl auf schlechten Pfaden aufwärts tragen. Sie rufen zu jenem Heiligen, der eine schwere Last durch den Strom trug. Viel armes Volk wohnt in den genannten Bergen, in deren Waldungen Kohlen gebrannt werden. Es ist die Arbeit der Frauen, schwere Kohlenlasten von den Berghöhen ins Thal zu tragen. Oft bin ich diesen armen Weibern begegnet, die von der Last erdrückt zu werden schienen. Etwa dreimal am Tage können sie solchen Bergmarsch machen und ihr Lohn ist ein erbärmlicher. Sie rufen um Kraft zum heiligen Christophorus.

Im Kloster Trinità della Cava weilte oft bei seinem Verwandten, dem Abt daselbst, ein schöner, hochbegabter Knabe, welcher — über dreihundert Jahre sind seitdem verflossen — von Salerno aus jene Klostereinsamkeit zu besuchen pflegte, wohin seine Mutter ihn gern begleitete. Der Name des Knaben ist Torquato Tasso. Geboren 1544 in Sorrento, verlebte er hier die ersten Lebensjahre und siedelte dann mit seiner Familie nach Salerno über. Von dieser Stadt zieht sich an den Wänden der Kalkberge der Weg empor bis zum Städtlein Vietri, folgt dem Bett eines

Stromes bis zum freundlichen Cava und führt von da in das bewaldete Gebirge hinauf, bis er beim Kloster St. Trinità in einer Bergschlucht am rauschenden Waldstrom endigt. Im Kloster lauschte Torquato den Erzählungen des Abtes. Sie handelten vielfach von den Kreuzzügen, von Urban II., der jenes Kloster weihte und dessen zündendes Wort die Kriegerscharen zum heiligen Kriege rief. Manche Helden hatten auf dem Friedhof des Klosters ihre Ruhestätte gefunden, nachdem sie im heiligen Lande die Ungläubigen bekämpft. Die in Cava empfangenen Jugendeindrücke des Torquato waren nachhaltig, das beweist jenes Heldenlied, welches später dem Dichter Weltruf verschaffte.

Dem Hof Ferraras entflohen, kam Tasso zu seiner in Sorrento wohnhaften Schwester.

„Ich eile fort!
Nach Napel will ich bald.
Ich schleiche durch die Stadt, wo die Bewegung
Der Tausende den einen leicht verbirgt.
Ich eile nach dem Ufer, finde dort
Gleich einen Kahn mit willig guten Leuten,
Mit Bauern, die zu Markte kamen, nun
Nach Hause kehren, Leute von Sorrent,
Denn ich muß nach Sorrent hinübereilen.
— — — — — — — —

„Ich gehe sacht
Den Pfad hinauf und an dem Thore frag' ich:
Wo wohnt Cornelia? Zeigt mir es an!
Cornelia Sersale? Freundlich deutet
Mir eine Spinnerin die Straße."

Das Haus der Cornelia ist noch vorhanden, ebenso der aufwärts führende Pfad, an dem man noch heute Weiber mit der Spindel erblickt, und an derselben Stelle landen, wie seit ungezählten Jahrhunderten, die mit antik geformten und gestellten Segeln versehenen Marktschiffe. Hier im Süden ändern Jahrhunderte wenig oder nichts.

In Sorrento fühlte sich Tasso wie im Hain der Armida, von dem er im sechzehnten Gesang des befreiten Jerusalems sagt:

„Besonnte Höh'n und schattige Thaleshallen,
Und Grott' und Wald von einem Blick gewahrt."

Zu neuem Leben erwacht, kehrte er nach Ferrara zurück, kurze Zeit sonnte er sich in den Strahlen des Glückes, dann aber begannen die Leidensjahre, welche erst in Rom, im Kloster St. Onofrio endigten. Den Dichter Schubart brachte sein freies Manneswort ins Gefängnis und ins Elend, mit den Gründen von Tassos Elend hat es eine andere Bewandtnis. Es ist zweifellos und wird in neuerer Zeit immer mehr erkannt, daß die damaligen religiös-kirchlichen Verhältnisse einen Hauptgrund für sein umdüstertes Geistesleben abgegeben haben. Tassos Leben fiel in die Zeit der finsteren Reaktion päpstlicher Hierarchie. Der Vatikan, welcher unter Leo X. Gesang und Saitenspiel vernommen und die reichsten Bilder des genußsüchtigsten Weltlebens geschaut, das Papsttum, welches im Leben der Kunst geschwärmt hatte, schien plötzlich wie aus einem Traum zu erwachen. Die Inquisition erhob ihr drohendes Haupt, die katholische Lehre erhielt eine fest formulierte Gestalt, Paul IV., ein achtzigjähriger Mönch, bestieg 1555 den päpstlichen Thron, die Freiheit des Geistes war in Italien zu Ende, tausend Vögel, welche einst ihre Flügel fröhlich entfalteten und lustig sangen, verstummten, denn „es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht". Von jetzt an ward jedes Produkt der Poesie oder einer anderen Kunst strenge mit dem Maße der Kirche, ihrer Lehre und Dogmen gemessen. Zu jenen armen Waldvögeln gehörte auch Tasso. Schwere Gewissensbedenken stiegen in ihm auf, ob sein Heldengedicht, das befreite Jerusalem, vor dem Richterstuhle der Kirche bestehen könne. Oft hat er darüber sich in Rom befragt, oft sich wegen gewisser Dinge in jenem Werke die schwersten Vorwürfe gemacht, sich als einen sündigen Sohn der Kirche, als ein verlorenes Kind bezeichnet und angeklagt. Die römische Kirche mit ihren Glaubensgerichten hat den unglücklichen Tasso auf ihrem Gewissen. Vielleicht wird sie eines Tages zu ihrer Entschuldigung geltend machen, daß Ketzergerichte bereits im Altertum existierten und schon Plutarch *) ein Beispiel derselben anführt.

*) „Pericles", Kap. 32.

Evviva la Madonna! — Dieser Ruf durchhallt die Sorrentiner Berge im Monat August, wenn es gilt, diese große Gottheit zu feiern, unter deren goldgesticktem Gewande sich, wie wir früher erkannten, weibliche Götter der Alten bergen*). Dort, wo sich die Sorrentiner Berge schroff in den Meerbusen von Salerno senken, liegt, den Inseln der Sirenen schräge gegenüber, in einer Bergschlucht versteckt, das freundliche Städtlein Positano. Straßen und Häuser, Orangengärten und Zitronenhaine ziehen sich den Berg hinauf und die stattliche Kirche rühmt sich des Besitzes einer auf Befehl des Vatikans gekrönten, wunderthätigen Madonnenstatue. Das größte Jahresfest dieses Städtleins fällt auf den 15. August, und dann pflegen von fern und nah alle diejenigen nach Positano zurückzukehren, welche zeitweilig abwesend sind, sei es, daß sie als Hausierer wandern, sei es, daß sie auf andere Weise Erwerb suchen. Eine genußreiche Wanderung führte uns von Sorrento zunächst nach dem hochgelegenen St. Maria del Castello, einem weltverlorenen Bergdorf, welches selten vom Fuß eines Fremden betreten wird. Ein uraltes Kirchlein besitzt dort ein Wunderbild der Madonna, welches im Mai jeden Jahres ins Freie gelangt, die übrige Zeit aber in strenger Klausur verharrt. Wenige Schritte führen von dort an den Felsenrand, wo man tief unter sich Positano in seiner heimlichen Schlucht, und darüber hinaus daß großartige Panorama des Golfes von Salerno erblickt. Wir stiegen auf Treppen und Pfaden nieder und kamen im genannten Städlein an, als die Madonna unter Glockengeläut und Jubelrufen ihren Triumphzug durch die Straßen hielt. Die Stadt war mit Bäumen, Guirlanden und Fähnlein geschmückt, der Himmel strahlte in sommerlichem Glanz und dazu krachten die Bomben, ein Getöse, dessen Echo die Berge widerhallten.

Nicht weit von Delphi befand sich ein berühmter Tempel der Isis, deren Heiligtümer in Griechenland zahlreich waren. Vom Fest jener Göttin sagt Pausanias (X, 22): „Am zweiten Fest-

*) Siehe im zweiten Teil die beiden Kapitel von der „großen Mutter“ und der „Himmelskönigin“.



tage errichten die Krämer Zelte aus Schilfrohr und anderem Material, dann kommt man zusammen, um Handel zu treiben, sei es mit Sklaven oder Vieh, mit Kleidern oder mit edlem Metall. Dabei werden der Isis Opfergaben gebracht und diese werden beim Festzug aufgeführt."

Ähnlich sahen wir's in Positano, wo heiteres Markttreiben herrschte und man bei der Prozession dem Kleid der Madonna allerlei Gaben, meist Schmucksachen, anheftete.

Bei großen Götterfesten zeigten sich in Rom fast immer Chöre von dreimal neun Jungfrauen, welche Hymnen singend der Prozession voraufgingen. Ähnlich sahen wir es bei der Prozession in Positano, wo der Hymnus nicht fehlte. Ein solcher lautet:

1) Andiamo su a Maria,
Anime tribolate,
Anime cruciate,
Da qualsisia dolor.

2) Su a Maria corriamo,
Mesti languenti e afflitti,
Orfani e derelitti
Tutti a Maria su su.

3) Chi fece a Lei ricorso
Non mai restò deluso;
Non mai restò confuso,
Chi il nome suo chiamò,

4) Eccomi si, o Maria,
Eccomi a'piedi tuoi,
Soccorrer tu mi puoi,
Aspetto il tuo favor *).

Evviva la Madonna! In Sorrento, in Meta, in Massa, in St. Agatha hörten wir diesen Ruf. Das letztgenannte Städtchen liegt weltverloren hoch in den Sorrentiner Bergen, hatte zu Anfang sich die vom dritten Kapitel her uns bekannte Schutzheilige St. Agatha erkoren, auch von ihr seinen Namen genommen, beschloß aber später, die erhabene Himmelskönigin zur Beschützerin zu wählen, von der jüngst ein Panegyriker lügnerisch behauptete: „Konstantinopel ward in wahren religiösem Geiste von Konstantin der Maria geweiht und blieb seiner Beschützerin stets ergeben (divota). Jene Stadt hieß: Stadt der Gottesmutter. In jeder Straße war ein Prachttempel der Regina del cielo, in jedem Haus eine derselben geweihte Kapelle, an jedem Kreuzwege ein Bild der S. S. Maria."

---

*) Wir bitten die Gebete zu vergleichen, welche wir im zweiten Teil Kap. IV als an heidnische Gottheiten gerichtet angeführt haben.

Schon am Vorabend des Festes gelangten wir nach St. Agatha und schauten die vielgerühmte Illumination. Dabei überspannt man die Hauptstraße mit Lichtbögen und benutzt tausende von Lämpchen verschiedener Farbe. Straßen und Häuser schwammen im Lichtmeer und an der Kirchenfront strahlte die Lichtschrift: Evviva Maria! Musik ertönte, die Festgenossen wogten auf und nieder und die Weinschenken waren mit frischem Lorbeer geziert. In der Kirche fand der Vesperkultus statt, begleitet von Pauken und Trompeten, vor zahlreichen Häusern und auf den Terrassen sah man gedeckte Tische, da ward geschmaust, gesungen, getrunken. „So was deucht mir die höchste Wonne des Lebens.“ (Homer.)

In Rom waren Hazardspiele als Zeitvertreib bei den Götterfesten üblich. Sueton*) führt einen von letzterem an seinen Stiefsohn Tiberius gerichteten Brief an, in welchem es heißt: „Wir haben das Fest der Minerva heiter verlebt, dabei alle Tage gespielt und das Würfelbrett nicht kalt werden lassen.“ Auch liebte Augustus das Spiel mit Nüssen. Ebenso ist es noch heute bei den „christlichen“ Götterfesten des Südens**). Man spielt oft bis spät in die Nacht, selbst Würfel und Nüsse fehlen nicht.

Die Madonna mit ihrem Kultus erinnert an eine römische, namentlich von den Frauen hochgeehrte Gottheit, genannt Bona Dea. Diese wurde, wie Maria, als eine J u n g f r a u bezeichnet, sie hatte, wie heute Maria, das Prädikat Sancta und S a n c t i s s i m a***) und besaß königliche Macht, wie jetzt die Madonna. Der Kultus dieser neuen Bona Dea wird vom Klerus eifrig gefördert. Infolge des Bruno-Denkmals, welches Pfingsten 1889 in Rom enthüllt wurde, richteten fast hundert Bischöfe des einstigen Neapolitanischen Königreichs, (sofern dies sich über das Festland erstreckte) ein vom 30. Juli 1889 datiertes Schreiben an den Papst, worin sie u. a. sagen: „Wir unterlassen nicht, Tag und Nacht zu arbeiten, damit die Wahrheit und Ordnung siege und die katholische Lehre wieder ihre Herrschaft (impero) erlange. Wir

*) Kap. 71: Leben des Oct. Augustus.

**) Vgl. unseren ersten Teil, das Kapitel: „Giuoco piccolo“.

***) Vgl. P r e l l e r, Römische Mythologie, S. 356.



sorgen, daß sich die Devotion gegen das hl. Herz Jesu, die Quelle aller Gnade, verbreite, sowie die Devotion gegen unsere unbefleckte Mutter Maria, damit sie mit ihrem Rosenkranz uns Sieg erflehe über unsere Feinde".

In St. Agatha hatte sich zum erwähnten Festtage der Platz vor der Kirche, sowie die breite Straße in einen Jahrmarkt verwandelt, wo es an Leistungen der Industrie originelle Dinge zu schauen gab. Von weit und breit hatten Frauen die Erzeugnisse ihres Webstuhls gebracht, bunte Tücher, allerlei Ware aus Seide oder Baumwolle und Leinwand, Stoffe für Kleidung aller Art. Dabei ist in Süditalien die Thatsache eigentümlich, daß jeder Ort seine Sonderart der Weberei besitzt, so daß das Volk beim Anblick einer solchen Ware sofort weiß, woher sie kommt. Neben der Webeindustrie finden wir die Holzindustrie vertreten. Wir sahen Holzwaren aller Art, sofern sie der ländlichen Küche dienen, Löffel, Teller, Mörser u. s. w., alle diese Dinge mit den einfachsten Instrumenten gearbeitet, sicherlich ebenso, wie seit Jahrhunderten. Hieran schließt sich die Korbflechterei, die aber für den Markt von St. Agatha nur Kohlenkörbe liefert. Man benutzt in Süditalien als Brennmaterial fast nur Holzkohlen, und für jeden Tag kauft der kleine Mann seinen Bedarf beim Händler. Zu dem Ende nimmt er sein Körbchen, entweder ein kleines oder ein großes. Wird das erstere gefüllt, so ist der Preis 25 Centesimi, wird der größere Korb gefüllt, so zahlt man das doppelte. Außerdem bot der Markt viele andere Dinge, Nüsse, Kastanien, Kuchen 2c. für den Gaumen, dazu Bilder für die häusliche Andacht und Spielzeug für die Kleinen. Das Madonnafest, nicht Weihnacht, bietet letzteren willkommene Gaben.

Bekleidet mit goldgesticktem Gewande, von kräftigen Männern getragen, verließ die Himmelskönigin ihre Kirche. Böllerschüsse und Jubelgeschrei donnerten ihr entgegen, Pulverdampf umhüllte ihre Gestalt. Wir wurden aufmerksam gemacht auf eine neue Haarfrisur, welche in Gestalt blonder Ringellocken auf die Schulter dieser Bona Dea niederhing. In der Prozession sahen wir weißgekleidete, rosenbekränzte Mädchen, weiß und blau gekleidete Jungfrauen, viele Frauen, alle mit Goldgeschmeide geschmückt, dazu die

Geistlichkeit, Züge von Brüderschaften in langen weißen Gewändern, alle Mitglieder trotz Sonnenbrand ohne Kopfbedeckung. Das Publikum verneigte sich vor der **Regina coelestis**, viele knieten nieder und schlossen sich der Prozession an*). Zum Vergleich sei ein Festzug in Sicilien erwähnt. Die inmitten von Schwefelgruben im Herzen Siciliens gelegene Stadt St. Cataldo ist berühmt durch eine Prozession zu Ehren der **Madonna Immaculata** am 8. Dezember. Am Mittag dieses Festtages kommen Wagenladungen von Lorbeerbüschen und Lorbeerbäumen in die Stadt, wo sie verteilt werden. Man reißt die Zweige ab, streut sie von den Dächern und Balkonen auf die Menge und jeder sucht einen Zweig zu erlangen, um so geschmückt an der Prozession teilnehmen zu können. Am Abend beginnt dieselbe. Man trägt die Statue der **Immaculata** und jeder, auch die Priester, hält einen mit Bändern gezierten Lorbeerbusch, sowie eine Fackel. Erst spät in der Nacht kehrt man zur Kathedrale zurück.

Damit der Leser wisse, wie die „Kirche" ihre Feste beschreibt, folgen hier zwei Beispiele.

Der Osservatore Romano brachte in seiner Nummer vom 22. September 1889 folgende Korrespondenz aus Vicenza (Norditalien). „Heute wünsche ich mir eine Zauberfeder, um das unvergeßliche Schauspiel einer Pilgerfahrt zu beschreiben. Angeregt vom Komitee in Venedig, angekündigt vom Patriarchen daselbst, war die letztere imponierend und großartig. Vier Tage eilte man von allen Seiten zu den Füßen der Himmelskönigin, welche sich herabließ, auf Berico ihren Wohnsitz aufzuschlagen. Tausende und abertausende von Pilgern stiegen hinauf zum Heiligtum, den Rosenkranz betend und Loblieder auf die große Jungfrau singend. Die Kommunionen und Messen waren sehr groß. Man mußte das göttliche Opfer, (**il Divin sacrifitio**) einige Male an der Pforte des Heiligtums celebrieren. Welcher Anblick! Der gesamte Hügel war bedeckt mit Pilgern und alle standen entblößten Hauptes in der brennenden Sonne. Fast alle Bischöfe der Provinz Venetien stiegen auf den Monte Berico zur Maria, oder

*) Siehe in unserem zweiten Teil, das Kapitel: Die Himmelskönigin.



schickten ihre Stellvertreter, um auf diese Weise an dem Fest des Glaubens und der katholischen Frömmigkeit teilzunehmen. Jeden Tag wurden Reden gehalten. Gestern war ein grandioser Tag. An diesem hielt der Patriarch eine Rede. Er sprach von dem Zweck und Nutzen der Pilgerreisen, empfahl Glaube und Liebe, Unterwerfung unter den obersten Bischof (Sommo Pontefice) und protestierte gegen die Apotheose des Bruno. Die Schlußrede hielt der Bischof von Padua, welcher die Hörer bezauberte und hinriß. Man hörte das Murmeln der Worte: „Ja, ja, so ist es! Er sprach von den Gnadengaben, welche Maria 1885 bei der letzten Pilgerfahrt schenkte, vom Triumph Leos XIII. bei seinem Jubiläum, berührte den Brunoskandal und zeigte, daß dieser der Kirche und dem Papst einen Triumph bereitet habe, denn die Kirche stehe trotz Bruno unbesiegt. Er ermahnte, auf Maria, den Schild der Kirche und die Hilfe der Christen zu vertrauen. Er schloß mit einem Gebete an Maria. Hierauf wurde das Tedeum angestimmt."

Il vero Guelfo brachte nachstehenden Bericht: Gestern Abend (26. August 1889) fand die erste Illumination zu Ehren des wunderbaren Bildes der Madonna Addolorata statt und die Freude unseres Volkes war unbeschreiblich. Dasselbe hat aber auch guten Grund, froh zu sein! Der Platz von Pigna secca bot ein Schauspiel, welches die Herzen von mehr als menschlichen Gefühlen (di affetto non umani) klopfen ließ. Von 4 Uhr nachmittags an harrte eine kolossale Menschenmasse auf die Enthüllung des verehrten Bildes, welches auf einen prächtigen Katafalk gestellt worden war. Um das Fest nicht zu stören, war aller Wagenverkehr verboten und die Fruchthändler hatten aus freien Stücken den Platz geräumt. Es handelte sich ja um die glänzende Ehre der Madonna, welche an genannter Stelle unsere Vaterstadt mit so vielen Gnaden beschenkt. Endlich um 7½ Uhr abends fiel von den sieben Schleiern der eine nach dem andern, man sah das so viel angeflehte Bild. Freudengeschrei ertönte von allen Seiten, Musik ließ Jubelklänge hören, das Bild glänzte in elektrischer Beleuchtung, die Menschenmasse ward von heiligem Enthusiasmus ergriffen. Bis um Mitternacht hielt das Gewoge

an, eine glänzende Demonstration des Glaubens, bei welcher ein jeder seine Pflicht that. Morgen wird man die Gottesmutter in derselben Weise ehren und unser Volk wird seinen Glauben nicht verleugnen. Viva la fede Napoletana".

Zur Erläuterung dieses: Pigna secca, die trockene Pinie, ist einer der belebtesten Plätze Neapels. Dort war seit langer Zeit ein unter Glas befindliches Madonnenbild, welches man an einer Mauer in einem kleinen Wegesheiligtum erblickte. Während der letzten zehn Jahre nahm, wie ich mit eigenen Augen gesehen, der Kultus dieses Bildes beständig zu und eine wachsende Zahl von Voten, neben dem Bilde aufgehängt, meldete die Wunderthaten dieser Madonna. Vor drei Jahren fing man an, ihr im August ein Prachtbauwerk zu errichten, welches eine Woche hindurch auf jenem Platze stand. Im August d. J. hatte man durch Kollekten in jenem Stadtviertel etwa 20000 Lire zusammengebracht und dafür eine riesenhohe Pagode gebaut, auch eine prachtvolle Illumination hergestellt und ein aus 30 Personen bestehendes Orchester engagiert. Dies Fest war also ein vom Volk angestelltes und hatte mit der offiziellen Kirche nichts zu schaffen. Der Lärm war ärger, als daß gewöhnliche Menschennerven ihn lange Zeit hätten ertragen können. Eine von hunderten begleitete Frau, barfuß, mit aufgelöstem Haar, sah ich vor jener Madonna erscheinen, um ihr Gelübde zu lösen.

Vor Jahren betrat Verfasser eine Kirche Kampaniens kurz vor einem Madonnenfest und ward Zeuge einer seltsamen Scene. Man war eben beschäftigt die Toilette der Madonna für ein Fest zu besorgen; ich fand einen Haarkünstler, mehrere Schneiderinnen und den Küster in Thätigkeit. Man freute sich, als ein Fremder dieser Angelegenheit seine Aufmerksamkeit schenkte, und zeigte mir die neue Haarfrisur der Madonna, die von dem Kamme des Friseurs bearbeitet wurde. Als Toilettenzimmer diente das Hauptschiff der Kirche. Bei diesem Anblick dachte ich an die Dienerinnen der Juno auf dem römischen Kapitol, die vor Jahrtausenden die Toilette dieser „Himmelskönigin" besorgten und ihr sogar den Spiegel vorhalten mußten.

Ähnlich hatte man in St. Agatha den Kleiderschmuck der

Himmelskönigin besorgt und ward mir auf Befragen die Nachricht, daß die Madonna einen reichen Vorrat von Kleidern besitze, auch ein Verzeichnis derselben vorhanden sei, diese Mitteilung erinnerte mich daran, daß auch die Athene auf der Akropolis viele Prachtgewänder besaß, die gleichfalls genau inventarisiert waren. —

Wir sahen, wie die Madonna in St. Agatha von ihrem Triumphzuge heimkehrte. Die Glocken läuteten, die Bomben krachten, die Musikanten bliesen den Königsmarsch. In Ephesus schrieen die aufgeregten Massen: Groß ist die Diana der Epheser, in St. Agatha rief das Volk: Evviva la Madonna!

Anhang.

Anmerkungen und Zusätze.

Zum ersten Kapitel.

Das beste Bild des römischen Festlebens bietet Ovid, der Zeitgenosse des Augustus, in seinen Fasti, in denen er, dem Kalender folgend, nicht nur die römischen Feste, sondern auch die Sagen und Legenden vor Augen führt, welche sich mit denselben, die stets religiöser Natur waren, verbanden. Wer die religiösen Feste Süditaliens kennt, besitzt in ihnen einen Kommentar zu jenem Epos und hat Gelegenheit, die Ähnlichkeiten zwischen den heidnischen und den römisch-katholischen Legenden zu entdecken. Auch die Satiren des Juvenal, von uns oft citiert, sind in obiger Hinsicht eine Fundgrube für Kenntnis des antiken Festlebens, und wer die Gegenwart kennt, weiß, daß die von Juvenal gegeißelte düstere Seite heute nicht fehlt. In Hinsicht des römischen Karnevals besitzen wir als älteste Beschreibung die von Montaigne, der 1580 in Rom war, dann folgt die von Goethe, sowie von Madame de Staël. Wesentliche Stücke der Geschichte des Karnevals behandelt in aktenmäßiger Darstellung A. Ademollo, Il Carnevale di Roma nei secoli XVII e XVIII. Über die Barbarei gegen Juden siehe Seite 9. Über den Karneval 1634 und sein Ritterschauspiel Seite 24 ff. Genannte Schrift erwähnt auch Stierkämpfe als Karnevalsbelustigung, also Feste im christlichen Rom, die auf derselben Stufe mit den Tierhetzen der Kaiserzeit stehen (S. 142). Für die Geschichte des Karnevals ist wichtig D. Silvagni, La Corte e la Società Romana, II, 49 sqq. Genannter Verfasser läßt sich auf die Entstehung des Karnevals nicht ein und spricht nur die Meinung aus, daß derselbe den Saturnalien seine Entstehung verdanke. Dies ist, wie wir im ersten Kapitel sahen, nicht unrichtig, aber einseitig. Wer den Karneval verstehen will, muß ihn erklären, d. h. seinen Zusammenhang mit dem gesamten antiken hellenisch-römischen

Festleben kennen. Endlich nenne ich in Hinsicht der Geschichte des süditalischen Karnevals: Pitrè, Biblioteca, XVII, 3 sqq. sowie de Marzo, Biblioteca storica III, 258. Was die Teilnahme der sicilischen Geistlichkeit am Karneval betrifft, so liegen Synodalbeschlüsse vor, welche eine unglaubliche Versunkenheit des Klerus in früherer Zeit dokumentieren und zwar in den verschiedensten Städten. — Pitrè, pag. 16, bemerkt, daß der Klerus sich früher überhaupt durch Liederlichkeit auszeichnete, daß er Spielhöllen hielt, an obscönen Komödien teilnahm u. s. w. Dies bezeugt auch der Beschluß einer Synode in Catania vom Jahre 1668.

Um die beim Karneval begangenen Sünden zu sühnen, geschieht in der Kirche St. Ignazio zu Rom jedes Jahr die pia funzione del Carnevale santificato. Messen, Kommunion und Reden gehen dem Atto di riparazione (Sühneakt) voran. Beim letzten Karneval ward in der Hofzeitung des Papstes eine Anzeige in obiger Hinsicht erlassen, welche so anfing: „Der Karneval ist ohne Zweifel eine Quelle von Beleidigungen gegen die göttliche Majestät". Der Schluß sagte: „Das Herz Christi wird die Seelen belohnen, welche inmitten weltlicher Lust (baldorie del mondo) Zeit finden, ihm den Tribut des Lobes, Gehorsams, der Liebe zu geben".

Unterm 30. Januar 1883 schrieb die „Rassegna" in Rom: „Die Chronik des diesjährigen Karnevals ist trocken wie eine unbezahlte Rechnung und langweilig, wie die Prozedur eines protestierten Wechsels".

Zum zweiten Kapitel.

Während in Sicilien das am Freitag geborene Kind als Glückskind gilt, betrachtet der Kalabrese dasselbe als ein Unglückskind. Am Freitag darf in Kalabrien kein Kind getauft werden, ebenso darf man an diesem Tage nicht die Kleider wechseln, sich nicht rasieren, nicht die Nägel schneiden, ebenso wenig am Freitag Vorbereitungen für die Hebung eines Schatzes machen. Auch der Sonnabend hat: „l'augurio infelice", was sich vielleicht vom Hexensabbat herschreibt. Der erste Tag des neuen Jahres gilt in Kalabrien als einflußreich auf das ganze Jahr. Man hütet sich daher, dann Geld zu leihen, aus Furcht, daß man in solchem Falle das Leihen im ganzen Jahre nötig

hat. Man fürchtet den Februar eines Schaltjahres, wie die antiken Römer, die alsdann viel Unglück erlebt hatten. Der Monat März gilt in Kalabrien als unheilvoll und von demselben heißt es, daß dann die Hexen umgehen. An jedem Freitag des März wird das Hexenaustreiben (Cacciata delle Streghe) vorgenommen, indem man nachts durch die Straßen rennt, Glöcklein läutet und schreit: Der März ist da, è venutu Marzu (Dorsa, a. a. O., pag. 43. 131 sqq.).

Als ein Unglückstag der schlimmsten Art gilt in Sicilien der 24. Juni, der Tag des St. Johannes. An demselben sind alle Mütter in Sorge wegen ihrer Kinder und suchen durch alle möglichen Mittel sie vor Unheil zu bewahren. Es gilt dann, die Kleinen im Hause zu behalten oder dieselben, falls sie die Straße betreten, zu warnen. Ein Wagen könnte die Kinder mit den Rädern verletzen, Steine sie zu Fall bringen, böse Buben ihnen Schaden thun (Pitré, Spettacoli pag. 313).

Cappaccio in seinem vielbenutzten Werk „Il Forastiero“ citiert einen Brief des Königs Ferdinand I. an den heiligen Francesco, der damals als Wunderthäter an das Krankenbett des Königs von Frankreich gerufen war. Der Brief, datiert den 18. August 1484, spricht die Überzeugung aus, daß die Gebete des Francesco unbedingt wirksam seien. Ferner berichtet Cappaccio in seiner Chronik, daß St. Francesco nach seinem Tode von Stadt und Reich Neapel zum Schutzpatron erwählt wurde (acclamato), als welcher derselbe viele Beweise seiner Schutzherrschaft gegeben habe.

In welchem Ansehen St. Francesco di Paola steht und stand, beweist die Kirche St. Francesco di Paola in Neapel, erbaut 1816 als Nachahmung des römischen Pantheons (siehe unseren ersten Teil, Kap. I: Tempel und Kirchen). An den genannten großen Santo erinnert auch eine Kapelle im Castello nuovo, dem Schloß der französischen und spanischen Herrscher Neapels. Dort weilte jener auf seiner Durchreise nach Frankreich, und sein Wohnzimmer, welches ihm vom König zur Verfügung gestellt war, ward in ein Oratorium verwandelt, wo eine pomphafte Inschrift den Ruhm des Heiligen meldet.

In Frankreich blühte der Venuskultus bis zum siebenten Jahrhundert. Später, als „Venise“ daselbst zu einer Santa wurde, gab man ihr sogar einen Ehemann, nämlich den heiligen Amator, Diener

des heiligen Joseph. Zu Amendolara in Kalabrien ist ein Kirchlein der Madonna, in welchem man Sonne und Mond, sowie solche Gestalten abgebildet sieht, die wahrscheinlich auf den Isiskultus hinweisen. Dort beten die jungen Mädchen: **Madonna mia si st' annu sugnu schitta (vergine) l'annu chi vene viegnu maritata**; d. h. Wenn ich in diesem Jahre noch Jungfrau bin, so laß mich im kommenden Jahre verheiratet sein. Früher war es Sitte, daß die Mädchen sich nur mit einem weiten Tuch bekleideten, wenn sie die genannte Madonna besuchten (Dorsa, a. a. O., pag. 63).

Zum dritten Kapitel.

Hymnen auf St. Agatha sind uns aus frühester Zeit überliefert, z. B. von Damasus, Bischof zu Rom im vierten Jahrhundert, zwei Hymnen stammen angeblich vom Spanier St. Isidorus. In letzteren wird erzählt, daß das Volk nach dem Märtyrertode der St. Agatha den Schleier derselben ihrem Grabe entnommen und durch denselben einen Lavastrom zum Stehen gebracht habe. Es heißt:

„Nam montis Aetnae incendium
Cursu dum rapidissimo
Ad Urbem pronum flectitur
Claret puellae meritum
Tunc e sepulcro Martyris
Plebs sacrum oelum deferens
Cujus pia praesent a
Exstinguit mox incendia."

Genannte Hymnen berichten, daß der römische Richter Quintianus die heilige Agatha martern und ihr eine Brust abschneiden ließ, worauf Engel diese Wunde heilten. Ein anderer Hymnus (der vom genannten Damasus) sagt, der Apostel Petrus habe sie geheilt.

Die zur Seligkeit des Himmels gelangten Heiligen vergessen nicht das Land, wo sie geboren sind, vielmehr hegen sie Wohlwollen gegen dasselbe und vergelten die Ehre, welche ihre Mitbürger ihnen zuteil werden lassen. Sowohl Palermo als Catania stellte die Behauptung auf, St. Agatha sei daselbst geboren, sei also, wie die einen sagten, eine civis **Panormitana**, und wie die anderen behaupteten, eine civis **Cantanensis** (siehe über diesen Streit die **Acta sanctorum I, 605-614**). Dieser Streit ward mit Leidenschaft, mit erlaubten und unerlaubten Waffen geführt, und, wie die **Acta sanctorum** sagen, nie definitiv

entschieden. — So viel ward der Stadt Catania zugestanden, daß St. Agatha daselbst als Märtyrerin starb. Als man die Tote in einen Sarg gelegt hatte, kamen hundert Engel und ihr Führer legte zu den Häupten der Toten eine Marmorinschrift: Mentem sanctam, spontaneum honorem Deo, et patriae liberationem. So die erwähnten Acta sanctorum.

Kaum ein Jahr war verstrichen, da drohte ein Lavastrom. Von diesem erschreckt eilten die heidnischen Bewohner des Ätna zum Grabe der heiligen Agatha und holten den rettenden Schleier (Acta sanctorum I, 618).

In vieler Hinsicht ist die heilige Agatha der heiligen Agnes ähnlich, welche als eine der größten Heiligen Roms betrachtet wird und deren Person so sehr vom Nebel der Wunderlegenden umhüllt ist, daß sie kaum anders als ein Mythus bezeichnet werden kann. Ähnlich erging es den Heiligen (Heroen) der Griechen und Römer.

Eine Kirche ward der heiligen Agatha schon früh in Rom erbaut, kam aber in Verfall. Gregor I. weihte sie aufs neue im sechsten Jahrhundert. Bei diesem Anlaß mußte der Dämon, welcher die verlassene Kirche bewohnt hatte, in Gestalt eines Schweines entfliehen (Acta sanctorum I, 631). Ein Finger der Santa ward in jener Kirche verwahrt. Viele Städte rühmten sich, im Besitz von Reliquien der St. Agatha zu sein. Konstantinopel besaß die abgeschnittene Brust, Volterrae ein Stück des Schädels. — Gregor I. schrieb an den Bischof Johannes in Sorrento (siehe Buch I seiner Briefe, Kap. 52), er möge dem Kloster des St. Stephanus auf Capri Reliquien der St. Agatha zukommen lassen. Die Acta sanctorum zählen eine Reihe von spanischen und belgischen Städten auf, welche einen Teil jener Reliquien besitzen. — Von Seite 646 an zählen die Acta sanctorum die Wunder der Heiligen auf. Das Feuer des Ätna ward gelöscht, die Gegenstände, welche von den Reliquien derselben berührt wurden, erlangten Heilkraft, Catania ward durch Macht der St. Agatha von Pest und Hunger befreit und gegen Feinde beschützt.

Kaiser Augustus ließ (Sueton, Kap. 31) 2000 Weissagebücher, die unglaubwürdige Verfasser hatten, verbrennen. Wann wird die römische Kirche mit der Makulatur zahlloser Heiligenakten ähnlich verfahren?

„Seit drei Jahren habe ich das heidnische Schauspiel des St. Agathafestes gesehen, und jedesmal ward es mir mehr zuwider. Auch in diesem Jahre sah man den Triumphwagen der Heiligen, gezogen von hunderten starker Männer, alle mit weißem Hemd und weißen Handschuhen bekleidet. Von Zeit zu Zeit schwenkten sie ihre Tücher und schrieen: Viva St. Agata. Früher waren die Einwohner Catanias der Madonna ergeben, als aber diese keine Wunder that, übertrugen sie die Ehre einer Patrona auf St. Agatha. Ob nicht die Madonna eifersüchtig wird? Beim letzten Fest fuhr der Erzbischof in einer mit vier Rossen bespannten Prachtkutsche" („L'Italia evang.", 15. Februar 1890).

Zum vierten Kapitel.

Im Jahre 1878 hatte die Statistik für Italien zu verzeichnen: 4049 Mordthaten, 228 Kindermorde, 3095 Raubanfälle, 669 Erpressungen, — im Jahre 1887: 3009 Mordthaten, 172 Kindermorde, 992 Raubanfälle und größere Diebstähle, 275 Erpressungen. Die Gesamtziffer ist also von 8041 auf 4449 heruntergegangen. Im Jahre 1885 waren 23219 Verbrecher im Alter von 16 bis 21 Jahren. Es ist eine bemerkenswerte Thatsache, daß Rom, die Stadt des Papstes, in Hinsicht der Zahl von Verbrechen in Italien obenan steht. Die Städte, welche über die Durchschnittszahl der Verbrechen hinausgehen, sind Cagliari, Catanzaro, Neapel, Rom, Aquila, Catania. — Palermo hat dreizehnmal mehr Mordthaten, als Mailand, in Hinsicht der Morde steht obenan Girgenti auf Sicilien, Neapel nimmt die erste Stelle ein in Hinsicht Verbrechen gegen die publica tranquillità. Die Zeitung „Corriere di Napoli" (Jahrg. XV, Nr. 282), der wir diese Statistik entnehmen, sagt über Rom: „Riassummendo, Roma presenta le proporzioni più alte, in confronto alla popolazione, per il complesso dei reati denunciati, pei reati di ribellione, pei reati contro le persone, esclusi gli omicidii, pei furti qualificati e per gli altri contro la proprietà. Was die Statistik der Morde anbetrifft, so veröffentlicht der „Oss. Rom" folgendes, indem angegeben wird, wie viele Mordthaten auf je 100000 Einwohner entfallen: „Infatti la proporzione degli individui condannati per delitti di questo genere, ogni 100 mila abitanti, è per l'Italia di 8,12, mentre invece per la Francia è di 1,56; per il Belgio di 1,78; per la Germania di 1,11; per l'Inghilterra di 0,60; per l'Austria di 2,24; per la Spagna di 7,83; per l'Ungheria di 6,09". Bemerkenswerte Zahlen sind noch

diese: In Italien wurden in einem Jahre (1884) von der Polizei 1197 Kranke und 128 tote Personen auf den Wegen gefunden, dazu 2136 Betrunkene. — Im November 1883 machte ein Priester zu Acireale in Sicilien einen Mordangriff auf seinen Bischof in der Sakristei der Kirche!

Die Zeitung „Il Pungolo“, 30. Oktober 1884 stellte folgenden Vergleich an: „Ogni centomila abitanti voi avete all'incirca: 50 carcerati in Svizzera, 70 in Danimarca, 77 nel Belgio, 84 in Svezia, 86 in Olanda, 127 in Austria, 152 in Francia, 156 in Inghilterra e Galles, 129 in Prussia, 191 in Irlanda, 229 in Scozia. La proporzione italiana va fino a 253 carcerati ogni centomila abitanti!!! Vediamoli tutti insieme fra i due anni estremi di un decennio, il 1873 e il 1882.

	1873		*1882*	
	Maschi	*Femm.*	*Maschi*	*Femm.*
Carceri giudiziarie	41849	2954	34721	2748
Bagni penali	15813	—	17715	—
Case di pena	10816	767	13524	1299
Case di custodia	821	75	937	53
Riformatorii	2535	455	3119	1632
	71834	4251	70016	5732

Schwerlich giebt es eine Stadt, wo so viele Spielhöllen sind, als Neapel. Vor vier Jahren wurden in einer und derselben Nacht sieben Spielhöllen von der Polizei entdeckt und dabei 150 Personen gefänglich eingezogen.

In der Provinz Neapel geschahen im Jahre 1884: Mordthaten 274, darunter 9 Vatermorde. Im Jahre 1883 waren daselbst 10272 Verwundungen zu verzeichnen, im Jahre 1884 noch mehr, nämlich 10358. Die Zahl der bei den Tribunalen Neapels im Jahre 1884 behandelten Verbrechen war 35736, darunter Diebstähle 8675, Raubanfälle 348, Fälschungen (reati di falso) 2882. Ich entnehme diese Zahlen aus einer Rede, welche der Präsident des Obergerichts in Neapel am 7. Januar 1885 hielt. Über den gesamten Stand der Sittlichkeit genannter Provinz äußerte sich der Präsident mit ernstem Urteil also: „Dei tempi nostri io dico invece e solamente cosi — Leggi buone e miti, ma scarso ossequio, arguto lo studio, audaci i propositi per violarle ed eluderle. Governo civile, umano e generoso, ma lo

spirito insofferente di ogni podestà legittima, intemperanti le volontà, incomposto ed esagerato il desiderio, ribellantisi gli insegnamenti ed i costumi ad ogni vincolo, che la ragione sbrigliata e multiforme, elastica ed accomodante, non gradisca e non tolleri. Eguaglianza di diritti assoluta: libertà per tutti grande, larga, immensa, ma abusato il nome di questa, falsato e mal compreso il concetto di quella — e combattuti con fantastiche lustre i benefizi della quiete, dell'attività, del lavoro regolato e sobrio, dell'ingegno eccezionale e preminente — eccitati gli animi dalle perniciose lusinghe e dalle facili seduzioni della licenza. Ampio infine ed incondizionato campo a tutte le capacità nella trattazione della cosa pubblica, ma non intento sempre il pubblico bene, non ambizione sola di benemerenza, bensi bramosia di potere, cupidigia di ricchezze: e così alle passioni ed agli odii privati aggiunti ed invadenti gli interessi ed i rancori di parte, offuscata l'idea del retto, prepotente quella dell'utile, non lealtà di parola e di patti, non santità di fede e di giuramento, non rispetto di persone e di beni, e invece insidie, attentati, violenze piccole e grandi, per cui pullulanti i giudizi e moltiplicate le condanne". Das Jahr 1889 zeigt für die genannte Provinz eine Besserung. Die Zahl der Verbrechen gegen Personen, (reati contro le persone), beträgt 72 weniger, als dies Minimum der vorhergehenden Jahre. Im Jahre 1887 waren 5448 ammoniti (unter Polizeiaufsicht) im Jahre 1889 nur 4176.

Im Mai 1890 ward bei Termini in Sicilien ein reicher Grundbesitzer von verkappten Männern fortgeschleppt und als Lösegeld 360 000 Lire verlangt. Nach Zahlung von 250 000 Lire ward er freigegeben.

Im Gebiet des einstigen Kirchenstaates giebt es Ortschaften, welche eine traurige Berühmtheit in der Geschichte der Verbrechen besitzen. Dazu gehört Artena (Montefortino) bei Velletri. Am 7. Mai 1557 erließ Papst Paul IV. das nachstehende Edikt: „Desiderio Guidone da Ascoli, commissario di N. S. il Papa etc. E' da tutti conosciuto come da più anni gli abitanti di Montefortino hanno tenuto una vita colpevole e irregolare in pubblico ed in privato, essendo stati sempre ribelli e nemici di S. S. il Papa e della Santa Chiesa. In particollare, nell' ultima guerra hanno abbandonato le armi della S. Sede per unirsi a quelle dei nemici di essa, facendo prigionieri, svaligiando, saccheggiando

ed obbligando a pagare i riscatti, i fedeli sudditi delle loro vicinanze, commettendo assassinii e massacri, fortificando i loro castelli, chiamando in loro aiuto soldati stranieri, facendo prigionieri e uccidendo i soldati di S. Santità, attaccando i suoi campi e le sue batterie e le artiglierie sue. Per tali delitti hanno meritato i più grandi castighi, pubblici e privati. Ma perchè la punizione serva a tutti di esempio, la Santità di N. S. Papa Paolo IV, per grazia di Dio, volendo di più assicurare la libertà di quelle provincie e ricondurre all obbedienza della S. Sede, e volendo che la piazza di Montefortino non sia più un ricettacolo di ladri e di banditi, ha decretato che sarà completamente demolita, rovinata, e che il suo distretto, come le prodrietà individuali, sarranno devoluti alla Camera apostolica. Tutti gli unomini abitanti della città saranno esiliati". Paul IV. ließ also den Ort der Erde gleich machen, die Einwohner wurden exiliert und das Eigentum von der Camera apostolica, d. h. vom Papst, eingezogen.

Damit ist die Geschichte dieses Raubnestes nicht zu Ende. Der Ort ward wieder aufgebaut und in allen folgenden Jahrhunderten war derselbe berüchtigt durch die Zahl seiner Blutthaten. Am 5. Juni 1890 begann in Frosinone das Monstrum eines Prozesses, in dem zweiunddreißig Einwohner von Artena wegen Bildung von Räuberbanden, Straßenraub, Mordthaten vor dem Schwurgericht standen. Zu den Angeklagten gehörten auch wohlhabende Einwohner jenes Ortes. Die Anklageakten bildeten einen Folianten und für die Haltung des Schwurgerichtes hatte man ein Bauwerk neu herrichten müssen. — Um dieselbe Zeit stand vor dem Schwurgericht in Trapani (Sicilien) eine Mörderbande von 26 Personen. (cf. Corriere del Mattino 1890, Nr. 154.)

Die Zahl der Ammoniti (unter Polizeiaufsicht gestellte) war im Jahre 1884 in Italien 30000.

Griechenland hat die meisten Geistlichen; auf je 400 Einwohner entfällt ein orthodoxer Priester. Dagegen zählt Griechenland auch die meisten Selbstmörder; im vergangenen Sommer war der Selbstmord geradezu epidemisch, allein in Athen nahmen sich täglich im Durchschnitt fünf Personen das Leben. Auch bei der kühleren Jahreszeit ist die Selbstmordstatistik eine umfangreiche und zwar nehmen Männer und Frauen, Gebildete und Ungebildete hierbei eine gleiche Stelle ein. Noch höher ist freilich die Zahl der gemeinen Mordthaten. In der Kammer interpellierte vor kurzem ein Ab-

geordneter die Regierung, was sie gegenüber der immer größer werdenden Verwilderung der Sitten zu thun gedenke. Die „Ephimeris“ veröffentlicht dazu einen spaltenlangen Artikel mit der Überschrift „Krieg im Frieden“, in welchem sie nur die Mordthaten der Landschaften Messenien während eines Monats aufführte. In dieser Aufzählung wurde von Kämpfen der Gymnasiasten gegen die Lehrer berichtet, in denen die Schüler zwei Lehrer erstachen, von dem Überfall der Friedensrichter, von der Ermordung eines Bürgermeisters und von förmlichen Schlachten zwischen feindlichen Familien. (Vgl. Freie Glocken 1890 Nr. 4.)

In Bari am adriatischen Meer existiert eine Verbrecherverbindung, welche sich Malachia nennt und mit der neapolitanischen Camorra Ähnlichkeit hat. Sie ist berühmt durch die Geschicklichkeit, mit welcher ihre Mitglieder das Dolchmesser handhaben. Trani, gleichfalls am Adriatischen Meer, ward vor einigen Jahren terrorisiert durch eine Bande, welche sich: l' infame legge nannte, in Taranto heißt eine solche Bande: hala vita.

Über die Selbstmorde Italiens entnehmen wir der „Libertá cattol.“ folgende Statistik:

Anno	*suicidii*	*nomini*	*femmine*
1871	836	694	152
1872	890	704	186
1878	975	788	187
1874	1015	767	253
1875	1022	847	275
1876	1024	854	170
1877	1139	955	224
1878	1158	920	238
1879	1225	1001	224
1880	1261	1005	256
1881	1333	1068	275
1882	1389	1147	242
1883	1456	1167	289
1884	1970	1715	286

Dieselbe Zeitung brachte eine Statistik der Kinderselbstmorde im katholischen Frankreich:

	1875—1877	*1885—1887*
Kinder von 13 Jahren	33	34
„ „ 13—14 „	20	33
„ „ 14—15 „	31	52
„ „ 15—16 „	57	81
	141	200

Als der Erzbischof von Paris zum Kardinal ernannt worden war, stellte der „Figaro“ die Kosten zusammen:

	Francs.
Für den Nobelgardist, der den Kardinalshut überbracht hat . .	5 000
Für ein kleines Geschenk an denselben, ein hübsches Andenken, Zigarren oder dergleichen	1 000
Für den päpstlichen Legaten, der den Kardinalshut überreicht hat .	10 000
Für ein hübsches Geschenk in Form eines Meßbuchs oder dergleichen an denselben	1 000
Für den Sekretär des Legaten	1 500
Für die Registrierung der päpstlichen Bulle	22 000
Für die Reise des neuen Kardinals nach Rom, mit Bewirtung der Kollegen und Erzbischöfe	12 000
Francs	52 500

Solche Ausgaben macht der Vatikan für leeren Prunk, an die Not, welche er mit solchen Summen lindern könnte, denkt er nicht, vor allen nicht an die Not entlassener Sträflinge.

Man arbeitet im Vatikan an der Wiederherstellung der sogenannten Borgiazimmer, welche das Kunstmuseum des Vatikans erweitern sollen. Julius II. ließ jene Räume anlegen, Sixtus V. verwendete sieben Millionen Frc. auf ihre Herstellung und Ausschmückung, dann gerieten sie nach und nach in Verfall und jetzt werden Millionen verwendet, um Prachtgemächer daraus zu machen, welche zur Aufbewahrung vieler Kunstgegenstände dienen sollen, die dem Papst bei seinem Jubiläum geschenkt wurden. Ebenso wird jetzt eifrig an einem astronomischen Observatorium gebaut, denn der Ruhm Gregor XIII., welcher den Kalender verbesserte, läßt den jetzigen Papst nicht schlafen. — Glanz will man im Vatikan, Ruhm und Ehre! Für den Jammer der Elenden hat man in den sacri palazzi apostolici kein Herz.

Zum fünften Kapitel.

Dem Patriarchen und Gründer des Mönchtums ging es ebenso, wie den Gründerheroen der Griechen; der erstere, wie die letztgenannten wurden vom Wunderglauben verherrlicht, so daß die historischen Personen vor lauter Wundernebel den Blicken des Volkes verschwanden. In den mythologischen Legenden, welche sich mit den Heroengräbern verbanden, wiederholt sich nicht selten eine und dieselbe Sage an verschiedenen Orten, so z. B. die von einem Delphin, der als Retter

eines Heroen auftritt, eine Legende, die uns bei vier Personen des Heroenzeitalters begegnet*). — Ein durch Leichtgläubigkeit auf der einen und Ruhmessucht auf der anderen Seite gestütztes Fabulieren begegnet uns heutzutage in Italien oft genug. Wer im Süden des Landes sich mit der Geschichte alter Städte beschäftigt und zu dem Ende Monographieen von Ortsgelehrten studiert, muß sich durch ein Dorngestrüpp von kritiklosen Behauptungen, von Lügen und Fälschungen hindurcharbeiten, ehe er sich der Wahrheit nähert. Lenormant führt Beispiele dieser Art an und sagt (a. a. O., S. 36); „Fälschungen von Monumenten und Texten, Unterschiebung von Inschriften und Dokumenten, Fabrikation von Marmorinschriften und Kunstgegenständen sind häufig. In letzter Hinsicht hat man im südlichen Italien eine solche Geschicklichkeit, daß sich die besten Kenner betrügen lassen. Diese arge (coupable) Produktion hat dreihundert Jahre gedauert, ist heute merklich vermindert, hat aber keineswegs aufgehört. Die Zahl der Fälscher ist Legion und mancher Gelehrte, der seine Berichte mit Inschriften füllte, hatte keinen anderen Fehler, als den eines allzu großen Vertrauens, mit welchem er blindlings annahm, was ihm von allen Seiten überbracht wurde.“

In Potenza war vor Jahren eine dem heiligen Antonius geweihte Kapelle, wo sich am Fest des Heiligen die Besitzer von Pferden, Eseln und Maultieren versammelten und mit letzteren die erwähnte Kapelle umschritten. In der letzteren fand sich eine von Mommsen erwähnte antike Inschrift, welche das Andenken eines Metius Potitus ehrte, der in derselben als Mitglied des: „Collegium mulionum et asinorum“ (der Maultiere und Esel) bezeichnet wird. — Mommsen sagt, daß in antiker Zeit die Besitzer genannter Tiere zu Ehren der die Tiere schützenden Epona alljährlich gewisse religiöse Bräuche ausübten und behauptet, daß die erwähnten Bräuche zu Ehren des St. Antonius die ununterbrochene Fortsetzung jener antiken Zeremonieen sind (siehe Lenormant L'Apulie e la Lucanie I, 320).

In zahlreichen Orten Calabriens führt man die Last- und Zugtiere um die Kirche des St. Antonio, während die Messe celebriert wird. Plutarch quaest. Rom., S. 48 erwähnt, daß die Griechen beim Fest der Hippocratien, die Römer beim Fest der Equirien die geschmückten Tiere durch die Straßen zogen. Ebenso sagt Tertullian de spectaculis Kap. 3.

*) Lenormant, La Grande-Grèce, I, 22.

Dem St. Antonio entspricht im Norden St. Guido. Der „Evang. Luther. Kirchenzeitung“ 1890, Nr. 23 entnehmen wir Nachstehendes: Die Sankt-Guido-Prozession hat am Pfingstsonntage in der Brüsseler Vorstadt Anderlecht in althergebrachter Weise stattgefunden. Pferdeprozession nennt das Volk die sehr alte Feier, welche mit einem Umgange um die 1470 begonnene Pfarrkirche abschließt, in welcher der heiliggesprochene, zu Anderlecht 1112 verstorbene Prälat begraben liegt. St. Guido (=Vitus, Veit) behütet das Vieh vor Krankheiten; daher ziehen alljährlich tausende von Bauern der Umgegend zur Prozession in die Stadt. Die starkknochigen Pferde sind mit bunten Fähnchen seltsam aufgeputzt. Die Reiter haben das beste Gewand angezogen und tragen seidene Mützen, ebenfalls mit bunten Bändern geschmückt. Langsam, Schritt für Schritt, reiten die Bauern um die Kirche, von welcher belgische und päpstliche Fahnen herniederwehen. Unter dem Portale steht der Pfarrer und segnet die barhäuptig Vorüberreitenden im Namen des heiligen Guido, der durch Plakate an der Kirche bezeichnet wird als „Patron de la commune et protecteur spécial du bétail, qu'il preserve de la dysenterie et des maladies contagieuses“. Die Reiter schwingen kleine dreieckige Fähnchen, auf denen eine Inschrift sich befindet: „S. Wion, patroon tegen den rooden loop en siekte van't vee tot Anderlecht“. Der Umzug, in welchem zum Teil sehr alte Standarten, Fahnen und Reliquienschreine getragen werden, dauert fast anderthalb Stunden. — Am dritten Pfingstfeiertag, 27. Mai, wurde die in Echternach übliche, auf dem weiten Erdenrunde einzig in ihrer Art dastehende Springprozession in herkömmlicher Weise abgehalten. An derselben beteiligten sich in diesem Jahre nach amtlicher Erhebung 63 Geistliche, 4050 Sänger, 7072 Springer und 1200 sonstige Pilger, im ganzen also 12 385 Personen.

Zum sechsten Kapitel.

In den kottischen Alpen wähnt der Volksglaube, daß die Seligen auf den Sternen wohnen und letztere in der Nacht des Festes Allerheiligen mehr als sonst glänzen. In den Alpen von Friaul sagt das Volk, daß am Allerheiligenfest die Seelen das Sternenparadies verlassen, die Erdenheimat besuchen und ihren Verwandten durch Träume Offenbarungen machen (Rossetti Peregrinazioni montanine).

Zum siebenten Kapitel.

Die Zeitung „Il vero Guelfo" (der wahre Welf), brachte am 27. August 1889 folgendes Telegramm: Paris, 27. August, 6 Uhr morgens. Wunderbare Gnadengaben (Portentose grazie) wurden in diesen Tagen von der allerheiligsten Jungfrau von Lourdes bewilligt. Die Pilger kommen von allen Seiten, bis jetzt zwölftausend.

Von anderen Madonnenfesten in derselben Zeit enthielt die Zeitung „L'Italia" einen Bericht. „In Rom ward das Fest des Herzens der Madonna in einigen Kirchen gefeiert, in St. Pietro in Montorio feierte man die Madonna della Lettera, welche Klemens XI. verehrte, in der Kirche der heiligen Magdalena feierte man die Madonna della Salute. Dort ist ihr angeblich wunderthätiges Bild, vor welchem Pius V. betete, als die Seeschlacht von Lepanto stattfand. Die Madonna soll diesem Papst den Sieg gemeldet haben. Am Schluß der kirchlichen Feier singt man zum Preise des Bildes: O Maria, salvezza nostra."

Von einem Fest in Montaguto (Abruzzen) berichtet „Il vero Guelfo" dieses: „In diesen Zeiten des Zweifelns leuchtet die christliche Religion mit hellem Licht. Die Ernte war kärglich, aber was thut's? Die Hölle darf nicht siegen, die Diokletiane und Neros unserer Tage sollen nicht lachen. Wir feiern mit größerem Pomp die allerheiligste Jungfrau. Am 31. August und 1. September war das Fest der Madonna, welche bei uns den speziellen Titel di Valle verde (Grünthal) trägt. In jeder Hinsicht war dies Fest glänzender als früher. Glänzende Musik, ein ausgezeichneter Panegyrikus. Der Redner F. Fredella hat ein bezauberndes Wort. Schmuck der Kirche glänzend, ebenso die Prozession, dazu Batterieen, Wettrennen von Eseln und Maultieren, Ballons, Feuerwerk, Enthusiasmus des Volkes. Kein Blutvergießen. Glaube, nur Glaube, Jubel, nichts als Jubel." („Il vero Guelfo", vom 11./12. September 1889.)

In Turin ist die berühmteste der Madonnen die Maria Consolatrice, Trösterin. Von ihr berichtete die „Libertà cattolica": Die heilige Jungfrau hatte an ihrem Fest eine Demonstration der Liebe und Devotion, eine Thatsache, welche bei dem heutigen Indifferentismus uns tröstet.



Ein charakteristischer Bericht des vatikanischen Hofblattes „L'Osservatore Romano“ erschien am 28. August 1889 und bezieht sich auf ein Madonnenfest in Caposele, einer Stadt an dem die Pästumebene durchströmenden Sele, im Altertum Silarus genannt. Der Bericht lautet wörtlich: „Auch in diesem Jahre feierte Caposele das Fest der großen Gottesmutter (gran Madre di Dio), welche unter dem Titel Madonna della Sanità verehrt wird. Am 11. August begab sich der Klerus zur Kirche der Jungfrau, einem einsam liegenden Bauwerk, und dort begann die Novena (Vorbereitung von neun Tagen). Am Sonnabend war Litaneigesang mit Musik. Am Sonntag ward man geweckt durch Festgeläut und das Donnern der Mortaletti, worauf Tausende in feierlichen Gruppen sich zur Hauptkirche begaben, um dort Bündel von Kerzen und andere Gaben darzubringen. Es war ein rührendes (commovente) Schauspiel! Das Gedränge war großartig und in der Kirche wurden viele Messen celebriert, wobei man die gran Madre anrief. Nach der Hauptmesse hielt Padre Cosenti die Lobrede, welche das Auditorium mit religioso silenzio anhörte. Das bezaubernde Wort (parola affascinante) des Redners rief die Hörer zur Verehrung der allerheiligsten Jungfrau. Nach dem Vesperkultus war Konzert, dann glänzendes Feuerwerk, welches sich im Sele spiegelte. Fast alle Festteilnehmer erschienen vor dem Tribunale della penitenza (Beichte).

Im August 1889 publizierte Monsig. F. Pizza, Erzbischof in Manfredonia, einen Hirtenbrief, worin er hinwies auf die letzte Rede des Papstes und anordnete, daß neun Tage hindurch öffentliche Gebete an die S. S. Maria stattfinden sollten. Er sagt wörtlich: Nehmen wir unsere Zuflucht zur Maria, welche mit ihrem Fuß das Haupt der Schlange zertrat, damit sie uns Jesum Christum geneigt mache (perché ci renda placato Gesù Cristo).

In Tropea (Kalabrien) ist ein schwarzes Bild der Madonna, genannt La Vergine di Romania. Dasselbe gilt als die Protettrice der Stadt. Kürzlich feierte man das Centenarium dieses uralten, aus dem Orient gebrachten Bildes. Die „Libertà cattolica“ brachte einen Bericht über die solennissima e pomposa processione des Wunderbildes.

Der „Osservatore Romano“ vom 12. September brachte folgende Korrespondenz aus Padua: Ich hoffe, daß unsere Diöcese eine große Anzahl von Pilgern für die Pilgerfahrt zur Madonna von Vicenza

stellen wird. Die Eisenbahnverwaltung hat den Fahrpreis um 40 Proc. ermäßigt. Hoffen wir, daß die Pilger zahlreicher sein werden als früher. Da nun trotz der großen devozione, welche die Paduaner gegen die Maria santissima hegen, viele an der Pilgerfahrt nicht werden teilnehmen können, so werden in allen Parochieen öffentliche supplicazioni gehalten werden, damit ein jeder wenigstens mit dem Herzen sich zu den Füßen der Madonna einfinde und wir der göttlichen Gerechtigkeit eine genugthuende Sühne (riparazione) darbieten für so viele Beleidigungen, namentlich für die Errichtung des Brunodenkmals.

Aus dem täglichen Festleben Roms mit den Ausstellungen von Madonnenbildern nur ein Beispiel. Der „Osservatore Romano“ brachte am 12. September diese Anzeige: Am Donnerstag dieser Woche findet in Araceli ein feierliches Triduum statt zu Ehren unserer Signora, welche den schönen Beinamen: Refugium peccatorum (Zuflucht der Sünder) hat. Messe am Altar der heiligen Jungfrau und Lobrede.

Unterm 10. Mai 1890 ward der in Rom erscheinenden „Italie“ geschrieben: La procession de la Madone de Saint-Luc a eu lieu avec un concours immense de peuple et sans incident.

Am 15. September 1889 brachte „Il vero Guelfo“ einen Bericht aus Florenz, so lautend: Die devozione gegen die allerheiligste Jungfrau von Pompeji macht in Florenz tagtäglich Fortschritte. In der Compagnia des heiligen Proculus in der Straße Giraldi ward durch den Eifer des Priesters Falaschi eine Kapelle für den Kultus der Madonna di Pompeji eröffnet und fanden drei Novenen statt zur Vorbereitung auf das Fest des Rosenkranzes, denen drei andere Novenen als Dankesleistung folgten. Täglich wurden fünfzehn Posten (poste) des Rosenkranzes recitiert, eine devozione, welche sehr wirksam ist, um jede beliebige Vergünstigung (qualunque grazia) zu erlangen, wie dies die seligste Jungfrau von Pompeji der edlen Jungfrau Fortunatina Agrelli in Neapel offenbarte, als sie dieselbe von einer tödlichen Krankheit heilte.

Laut Bericht der „Libertà cattolica“ vom 22. Februar 1889 brachte das Jahr 1888 im ganzen 113 Pilgerzüge zur Himmelskönigin von Lourdes in Frankreich. Zu den Füßen der Maria knieten daselbst 74 Bischöfe, Erzbischöfe und päpstliche Nuntien, 24000 Messen

wurden daselbst im genannten Jahre celebriert, die Kollekte für den Papst ergab 65 000 Francs. An zahlreichen Stellen Italiens hat die Madonna di Lourdes einen Spezialkultus. Diese Madonna kann mit der Begründerin ihres Ruhmes, der Hirtin Bernadette Soubirous, zufrieden sein. — In Einsiedeln (Schweiz) waren 1888 200 000 Pilger, es wurden 19 000 Bitt- und Dankmessen celebriert.

In Kalabrien ist die Madonna di Romania, ein bereits erwähntes Bild in der Küstenstadt Tropea. Laut Bericht der „Libertà cattolica“ vom 27. März 1889 sah man beim letzten Feste dieser Himmelskönigin das Bild zwischen goldenen Votivlampen, der Bürgermeister der Stadt brachte der „Beschützerin“ eine große Kerze, sein Sekretär verlas vor dem Bilde ein Gebet, worin alle Einwohner jener Stadt der Madonna geweiht wurden und erfleht ward, die Himmelskönigin möge die Fülle ihrer grazie, protezioni und favori über ihre Stadt Tropea ausschütten.

Die „Libertà cattolica“ vom 28. August 1889 brachte folgenden Festbericht: „In der Basilica S. Maria ad Martires (gemeint ist das seit 1200 Jahren in eine Kirche verwandelte Pantheon in Rom) ward das Fest der Madonna del Sasso gefeiert. Diese Statue ward verfertigt von Lorenzetto, und Raffael bestimmte, daß neben derselben sein Grab sein solle. Auch kaufte er ein Haus, dessen Ertrag noch jetzt dazu dient, die Seitenkapelle zu unterhalten. Das Haus heißt heute: Haus des Bildes, casa dell' Immagine. Auch in den Alpen Piemonts sind die Heiligtümer der Madonna in diesem Monat stark besucht worden. In Oropa fanden sich viele Tausende ein, welche eine ganze Nacht über Eisfelder und durch Wälder ziehen mußten, um jenes in der Bergeswildnis gelegene Heiligtum zu erreichen. Auch die Madonna in Rocciamelone, oberhalb Susa, deren Heiligtum 3536 Meter über dem Meer liegt, ward besucht. Es ist das höchste Heiligtum auf Erden und aus ganz Piemont, Savoyen, sogar aus der Schweiz kommen die Devoti dahin, wobei sie schwere Gefahren besiegen müssen. Beim diesjährigen Fest war die Zahl der Pilger enorm. Auch das Fest der Madonna am Lago Miserin, bei Champorcher, 2600 Meter über dem Meer, sah in diesem Jahre viele Pilger“.

Großartig, wie immer, ward in diesem Sommer, am 16. Juli, das Fest der Madonna del Carmine in Neapel, die in den meisten Städten Süditaliens ihre Kirchen hat, gefeiert. In Sorrento wird

dann eine alte Wunderstatue getragen, welche in einem Kloster verwahrt wird. Ich sah sie mit Kostbarkeiten behangen, darunter Ringe und Uhren. „**Mamma Nora**“ wird sie in vertraulicher Weise vom Volk genannt. Für die Festnacht und ihre Orgien. hatte der Polizeimeister sechzig Polizisten ausgesandt. Früher beteiligte sich der Hof an dem Spezialkultus dieser großen „**Mamma**“. Gregorovius in seinen Wandertagen erzählt (Teil III) das Nachstehende: „Der König Ferdinand kehrte eines Tages von Ischia nach Neapel zurück, um dem Fest der Madonna auf dem Mercato beizuwohnen, welche eines fast gleichen Ansehens genießt, wie ihre Schwester von Piedigrotta. Ich hatte das Vergnügen, die königliche Familie und den gesamten Hof sowohl nach dem Mercato, als zurück nach dem Schloß fahren zu sehen. Es war ein prächtiger Zug von ungezählten, in Gold strahlenden Kutschen. Prächtig nahm sich das Militär aus, zumal die Husaren in bunter, malerischer Tracht.“ — Gregorovius erwähnt auch ein Fest der Madonna des Posilip, nämlich den hundertjährigen Besuch dieser Madonna beim König. „Fahnen, Teppiche, Blumen überall, im Golf sechs beflaggte Kriegsschiffe aufgestellt, welche unabläßig feuerten, Gewühl und Getöse sinnverwirrend. Die Prozession war unbedeutend, weder voll Würde, noch von wirklichem Glanz, wunderlich für den, welcher eben aus Rom kam.“ Von Prozessionen überhaupt, die er in Neapel sah, sagt Gregorovius: „Ich sah die geschmacklosesten und abenteuerlichsten Gestalten einhertragen, in einer an das Indische grenzenden Übertreibung. Was hier das Volk anzuschauen verträgt, lernt man aus den barocken Skulpturen der Heiligen, welche an den Straßen stehen.“

Zum achten Kapitel.

Außer jenen im achten Kapitel erwähnten Bildern von Mutter und Kind giebt es viele, welche zwar den Ruf des Altertums besitzen, aber ihn nicht beweisen können. Sie sind den uralten Bildern ähnlich. Ich nenne z. B. ein Bild, welches Giovanni d'Austria nach der Schlacht bei Lepanto einer der Petruskirchen Neapels schenkte; ferner ein mit Silbervoten bedecktes in St. Chiara, wahrscheinlich ein Werk des Giotto (vierzehntes Jahrhundert). Der Kustode sagt jedem, der es zu hören begehrt, dies Bild sei „**antico**“. Das will in Süditalien nicht viel sagen, wo man an Speisewirtschaften die Inschrift lesen kann: **Antica Trattoria** oder **Antico café**, und wo unzählige Händler allerlei Bilder, Schüsseln, Gießkannen, unbrauchbare Flinten

und abgenutzte Teppiche ꝛc. als „antico“ bezeichnen. — Eine meines Erachtens „antike“ Madonna befindet sich in einer uralten Kirche am Wege von Foggia nach dem am Adriatischen Meer gelegenen Städtchen Manfredonia. Sie bezeichnet die Stelle, wo vor 800 Jahren noch die blühende Stadt Sipontum, eine der vielen hellenischen Kolonieen, lag, die durch Versumpfung der Umgegend in Verfall geriet und von dem Hohenstaufen Manfred als Baumaterial für Manfredonia benutzt wurde. Antikes Material ward zum Bau der genannten uralten Kirche verwendet und in derselben ist das erwähnte uralte, dem Orient entstammende Bild, Mutter und Kind in herkömmlicher Weise darstellend. Weit und breit wandert man zu dieser großen „Mutter“, wie seit vielleicht schon tausend Jahren. — Wenn man bestrebt ist, diesen Bildern ein hohes Alter zu verschaffen, so ist dies dieselbe Erscheinung, die uns im Altertum bei manchen Tempeln begegnet. Am Ausfluß des Silaros (heute Sele) stand im Altertum ein Tempel der Hera und allgemein ward behauptet, daß die Argonauten ihn gebaut hätten. Solches geglaubte Alter gab diesem Heiligtum ein erhöhtes Ansehen. — In Balle, in Corigliano, in Tropea, lauter Städte Kalabriens, sind alte Bilder von Mutter und Kind. In Tropéa heißt das Bild, wie erwähnt, Rumania, eine Bezeichnung, die mir dunkel ist.

In Crotone (Kroton) verehrt man ein Madonnenbild, welches angeblich in dem Tempel der Hera Lucina stand, den man in eine Madonnenkirche verwandelte und der als solche so lange diente, bis man ihn vor reichlich dreihundert Jahren zerstörte (siehe unseren ersten Teil, Kap. I: Tempel und Kirchen). „Überall hat Maria den Platz der Hera und Athene eingenommen, die Apostel traten an Stelle der zwölf Götter, St. Nikolaus an Stelle des Poseidon“, so sagt Lenormant. Jene Madonna heißt: La Madonna del Capo delle Colonne und genießt weit und breit hohes Ansehen. Andere behaupten, daß das alte Bild verschwunden und durch ein neues ersetzt worden ist. — Auch Catanzaro in Kalabrien hat seine Madonna, die wegen ihrer Mirakel im höchsten Ansehen steht. Ihr Bild, welches diese Ehre genießt, ist ein altes, schlechtes Fresco, welches beim Erdbeben 1783 erhalten blieb, während die Kirche zusammenstürzte. Dies galt als Wunder und daher die Verehrung, als deren Zeugen zahlreiche Voten zu betrachten sind.

Nachdem anno 1888 das „wunderthätige“ Bild der Madonna della Pazienza in Neapel gekrönt ward, wurde der erste Jahrestag

dieser Krönung glänzend gefeiert. Am 8. August Messe und Kommunion, am 9. August Pontifikalmesse mit Musik. Am selben Tage Pilgerzüge frommer Vereine zu den Füßen der Madonna, Panegyrikus, Illumination, Feuerwerk. Am 11., 12., 13., 14., 15., Messe mit Musik und abends ein Panegyrikus. Am 16. Schlußfeier, Pontifikalmesse, Musik, Illumination.

„Am Sonntag, den 20. September, wird in Aversa das in der Geschichte bekannte Fest der Madonna von Casaluce gefeiert werden, deren wunderthätiges Bild auf wunderbare Weise aus dem Orient in das Gebiet von Aversa, nämlich nach dem Städtlein Casaluce, gelangte. Zwischen dieser Stadt und dem benachbarten Aversa entstand ein Streit, denn jede Stadt wollte die Ehre genießen, dies Bild in ihrer Mitte zu haben. Endlich ward entschieden, daß dies Wunderbild acht Monate in Casaluce und vier Monate in Aversa bleiben solle. Am nächsten Sonntag hält das Bild seinen Einzug in Aversa und diese Stadt macht glänzende Vorbereitungen. Die Stadtbehörde wird sich an der Jubelprozession beteiligen, drei Lobreden auf die Madonna wird der berühmte Redner (chiaro oratore) Monſ. F. Feola halten. Sonntag wird feierliche Messe sein mit Orchester, abends Illumination und Feuerwerk" („Il vero Guelfo"). — Auch Dorsa (la tradizione) ist der Meinung, daß sich die im Christentum entstandenen Madonnendarstellungen an heidnische Bilder anschließen. Seine Begründung dieser Meinung ist indes zweifelhafter Art. Er meint nämlich, daß das Christentum in den Göttinnen Isis, Venus, Maja von vornherein ein Symbol der Madonna eine prophetische Hinweisung auf letztere erblickt habe. Eben daher, meint Dorsa, stamme auch der altertümliche Typus der ältesten Madonnenbilder, nämlich die schwarze Färbung derselben. Vergleiche dagegen unseren zweiten Teil, Anhang zum vierten Kapitel.

Als einen Vorläufer des Bambino können wir den Jupiter Majus (Deus Majus) anführen, der als Sonnengott in jugendlicher Gestalt verehrt wurde. Sein Fest fiel, wie dasjenige der Maja, in den Mai. Man fand eine Bronzefigur dieses Gottes, eine jugendliche, halb bekleidete Gestalt, das Haupt mit Strahlen, wie beim Bambino, umgeben. — Siehe Preller, Römische Mythologie, S. 241.

Bekanntlich erklärt die römische Kirche an jedem 10. Dezember die Sage vom heiligen Hause der Maria, welches durch Engel von

Nazareth nach Loreto gebracht wurde, für ein historisches Faktum. Im Jahre 1894 sind angeblich 600 Jahre seit jenem Engeltransport vergangen und lese ich soeben eine Aufforderung, welche Gaben für das kommende Fest erbittet. Alle Geber erhalten Ablaß.

Die römische Kirche hat dem Kinde in Abtrennung von der Mutter auch dadurch eine besondere Ehre bereitet, daß sie demselben eine Braut erkor. — Der Bambino Jesu verlobte sich mit der heiligen Caterina, wie man auf einem Bilde in der Kirche St. Pietro zu Neapel sehen kann.

Zum neunten Kapitel.

Aus meiner in Süditalien nach und nach angestellten Sammlung von Inschriften auf Denkmälern in Kirchen, teile ich noch diese mit:

Liquisti gemitum miserae lacrimasque parenti
Pro quibus infelix hunc tibi dat tumulum.

Huic virtus gloriam,
Gloria immortalitatem comparavit.

Suspice reginam pura hospes mente Joannam
Et cole quae meruit post sua fata coli.

Sua ne moveas nec inquietes ossa
Ut qui vivus nunquam quievit
Saltem quiescat mortuus.

Terra terram servat.

O fatum, quot bona parvulo saxa conduntur.

Haec religione et munificentia se ipsam vicit.

Praemia si meritis donant condigna Superni
Hic meruit Superum post sua fata locum.

Nata eheu miserum miserum mihi nata parenti
Unicus ut fieres unica nata dolor
Nam tibi dumque virum, tedas, thalamumque parabam
Funera et inferias anxius ecce paro.

Cernite Robertum regem, virtute refertum.



In der Kirche St. Giovanni Carbonara befindet sich das in unserem neunten Kapitel erwähnte Grabdenkmal des Königs Ladislaus. An der Basis seiner Statue liest man: **Divus Ladislaus.** Das Prädikat **Divus** hat ihm die Kirche nicht gegeben, es ist eine dem Toten dargebrachte Schmeichelei, welche einem Augustus und anderen Kaisern, sogar dem „christlichen" Kaiser Konstantin dem Großen zuteil wurde. — Ein gewisser Marinus, Minister des Königs Alfonso, hat an seinem Sarkophag folgende trostlose Inschrift:

Qui fuit Alfonsi quondam pars maxima regis
Marinus modica nunc tumulatur humo.

Eine Inschrift schließt mit der heidnischen Drohung: Wer diesen Stein verletzt, irati Dii sint tibi, so mögen die Götter dir zürnen.

Zum zehnten Kapitel.

Zur Charakteristik des Heiligenkultus sei folgendes erwähnt. Der König von Spanien macht alljährlich dem heiligen Jakobus (St. Jago) im Compostella ein Geschenk, welches zuletzt im Jahre 1889 am 25. Juli im Monat August vom Gouverneur der Provinz überreicht wurde, wobei der dortige Erzbischof die nicht zur Sache gehörende Aufforderung aussprach, man möge die Ketten des vatikanischen Gefangenen sprengen. — Der Gouverneur sprach bei Überreichung jener Gabe: „Im Namen S. M. des Königs Alfonso XIII. komme ich, um auf deinen Altar, erhabener Beschützer Spaniens, die fromme Gabe zu legen, welche König und Volk dir alljährlich darbringen. Dieser Akt der Verehrung, welchen die Religion gebietet, und welcher die gute Botschaft in Spanien ankündigt, sei wiederholt in allen Jahrhunderten in Dankbarkeit des Glaubens, der Hoffnung und Liebe, und in der vollen christlichen Wahrheit, welche du in diesem Lande ausgestreut hast." — Der vom Domkapitel umgebene Bischof antwortete, auf seinem Thron sitzend, er sprach seine Freude aus und sagte: „Ich bewundere unsere katholische Nation, welche sich heute zum Grabe ihres großen Beschützers begiebt, um ein beredtes Zeugnis des Glaubens abzulegen, den wir Spanier zu unserem Heil und Glück bekennen." — Dann erwähnte Redner die Brunofeier in Rom und sagte: „Während dies in Rom geschieht, bleibt Spanien, das katholische Spanien, seinen glorreichen Traditionen treu, bleibt dankbar für die unzählbaren Gunsterweisungen (favori), welche es von einem

der Lieblingsapostel Christi empfangen hat, und rechnet es sich zur Ehre, seinen Glauben öffentlich zu bekennen, denn dieser Glaube hat Spanien groß und glücklich gemacht. — Unser Glück ist es, unter dem Schutze unseres Schutzheiligen zu ruhen, den Christus einen Donnersohn nannte. Unser Patronus hat in unserem Vaterlande das Licht des Evangeliums verbreitet, hat uns vor den Feinden der Religion beschützt und schützt uns auch jetzt gegen die Barbaren des neunzehnten Jahrhunderts. Vertrauen wir auf die väterliche Liebe dieses Apostels, die wir das Glück haben, seine verehrungswürdigen (venerande) Reliquien zu besitzen. Unsere Vorfahren haben gegen die Ungläubigen gekämpft, es war ein Kampf von siebenhundert Jahren, sie kämpften unter dem Schild des himmlischen Schutzheiligen und siegten." Diese Rede, deren Hauptstellen wir nach der vatikanischen Zeitung „L'Osservatore Romano" (Jahrgang 1889, Nr. 190) citieren, schloß mit einem Gebet an den Schutzheiligen.

Am 24. August war in Celano das Fest der drei Stadtbeschützer und Märtyrer Simplicius, Constantius und Victorianus. Der „Osservatore Romano" schreibt hierüber: „Das Fest hatte einen glänzenden Verlauf und dauerte drei Tage. Zahlreich waren die Böllerschüsse, reich die Illumination, grandios das Feuerwerk, ausgezeichnet die Musik. Aus allen Teilen der Abruzzen eilte man herbei. Ergreifend waren die kirchlichen Funktionen und Tausende bekannten ihren Glauben, indem sie zu den Gräbern jener drei unbesiegten Heroen (invitti Eroi) eilten, zahlreich waren die Geschenke, welche man auf den Altar der Märtyrer legte, um dadurch Dank und Verehrung zu bezeugen. Ein Triumph war die Prozession mit den kostbaren Reliquien, die sich in einer aus Gold und Silber angefertigten Urne befinden, der Redner Barbati verherrlichte die Thaten (le geste) jener Heroen. Am Schluß des Festes küßten alle die Reliquien, welche der reichste Schatz jener Stadt und der ganzen Gegend sind."

Vom 15. bis 21. August, also eine Woche lang, ward, nach Bericht der „Libertà cattolica" (1889, Nr. 194), das Fest zur Erinnerung an die Auffindung der Reliquien des St. Zeno in Verona gefeiert, wo der genannte den Rang des Stadtbeschützers bekleidet. Aufgezählt werden die beim Fest beteiligten Bischöfe von ferne und nahe. Der Bischof von Verona hat im Angesicht so hoher Festleistung den heiligen Vater gebeten, er möge den St. Zeno zum Doktor der Kirche ernennen.

In der Kirche St. Giovanni Carbonara befindet sich das in unserem neunten Kapitel erwähnte Grabdenkmal des Königs Ladislaus. An der Basis seiner Statue liest man: Divus Ladislaus. Das Prädikat Divus hat ihm die Kirche nicht gegeben, es ist eine dem Toten dargebrachte Schmeichelei, welche einem Augustus und anderen Kaisern, sogar dem „christlichen“ Kaiser Konstantin dem Großen zuteil wurde. — Ein gewisser Marinus, Minister des Königs Alfonso, hat an seinem Sarkophag folgende trostlose Inschrift:

Qui fuit Alfonsi quondam pars maxima regis
Marinus modica nunc tumulatur humo.

Eine Inschrift schließt mit der heidnischen Drohung: Wer diesen Stein verletzt, irati Dii sint tibi, so mögen die Götter dir zürnen.

Zum zehnten Kapitel.

Zur Charakteristik des Heiligenkultus sei folgendes erwähnt. Der König von Spanien macht alljährlich dem heiligen Jakobus (St. Jago) im Compostella ein Geschenk, welches zuletzt im Jahre 1889 am 25. Juli im Monat August vom Gouverneur der Provinz überreicht wurde, wobei der dortige Erzbischof die nicht zur Sache gehörende Aufforderung aussprach, man möge die Ketten des vatikanischen Gefangenen sprengen. — Der Gouverneur sprach bei Überreichung jener Gabe: „Im Namen S. M. des Königs Alfonso XIII. komme ich, um auf deinen Altar, erhabener Beschützer Spaniens, die fromme Gabe zu legen, welche König und Volk dir alljährlich darbringen. Dieser Akt der Verehrung, welchen die Religion gebietet, und welcher die gute Botschaft in Spanien ankündigt, sei wiederholt in allen Jahrhunderten in Dankbarkeit des Glaubens, der Hoffnung und Liebe, und in der vollen christlichen Wahrheit, welche du in diesem Lande ausgestreut hast.“ — Der vom Domkapitel umgebene Bischof antwortete, auf seinem Thron sitzend, er sprach seine Freude aus und sagte: „Ich bewundere unsere katholische Nation, welche sich heute zum Grabe ihres großen Beschützers begiebt, um ein beredtes Zeugnis des Glaubens abzulegen, den wir Spanier zu unserem Heil und Glück bekennen.“ — Dann erwähnte Redner die Brunofeier in Rom und sagte: „Während dies in Rom geschieht, bleibt Spanien, das katholische Spanien, seinen glorreichen Traditionen treu, bleibt dankbar für die unzählbaren Gunsterweisungen (favori), welche es von einem

der Lieblingsapostel Christi empfangen hat, und rechnet es sich zur Ehre, seinen Glauben öffentlich zu bekennen, denn dieser Glaube hat Spanien groß und glücklich gemacht. — Unser Glück ist es, unter dem Schutze unseres Schutzheiligen zu ruhen, den Christus einen Donnersohn nannte. Unser Patronus hat in unserem Vaterlande das Licht des Evangeliums verbreitet, hat uns vor den Feinden der Religion beschützt und schützt uns auch jetzt gegen die Barbaren des neunzehnten Jahrhunderts. Vertrauen wir auf die väterliche Liebe dieses Apostels, die wir das Glück haben, seine verehrungswürdigen (venerande) Reliquien zu besitzen. Unsere Vorfahren haben gegen die Ungläubigen gekämpft, es war ein Kampf von siebenhundert Jahren, sie kämpften unter dem Schild des himmlischen Schutzheiligen und siegten." Diese Rede, deren Hauptstellen wir nach der vatikanischen Zeitung „L'Osservatore Romano" (Jahrgang 1889, Nr. 190) citieren, schloß mit einem Gebet an den Schutzheiligen.

Am 24. August war in Celano das Fest der drei Stadtbeschützer und Märtyrer Simplicius, Constantius und Victorianus. Der „Osservatore Romano" schreibt hierüber: „Das Fest hatte einen glänzenden Verlauf und dauerte drei Tage. Zahlreich waren die Böllerschüsse, reich die Illumination, grandios das Feuerwerk, ausgezeichnet die Musik. Aus allen Teilen der Abruzzen eilte man herbei. Ergreifend waren die kirchlichen Funktionen und Tausende bekannten ihren Glauben, indem sie zu den Gräbern jener drei unbesiegten Heroen (invitti Eroi) eilten, zahlreich waren die Geschenke, welche man auf den Altar der Märtyrer legte, um dadurch Dank und Verehrung zu bezeugen. Ein Triumph war die Prozession mit den kostbaren Reliquien, die sich in einer aus Gold und Silber angefertigten Urne befinden, der Redner Barbati verherrlichte die Thaten (le geste) jener Heroen. Am Schluß des Festes küßten alle die Reliquien, welche der reichste Schatz jener Stadt und der ganzen Gegend sind."

Vom 15. bis 21. August, also eine Woche lang, ward, nach Bericht der „Libertà cattolica" (1889, Nr. 194), das Fest zur Erinnerung an die Auffindung der Reliquien des St. Zeno in Verona gefeiert, wo der genannte den Rang des Stadtbeschützers bekleidet. Aufgezählt werden die beim Fest beteiligten Bischöfe von ferne und nahe. Der Bischof von Verona hat im Angesicht so hoher Festleistung den heiligen Vater gebeten, er möge den St. Zeno zum Doktor der Kirche ernennen.



Zum elften Kapitel.

Siehe zu diesem Kapitel Colletta, Storia del Reame di Napoli. Colletta war Zeitgenosse der von ihm dargestellten Ereignisse. — Für unser Kapitel verweise ich auf den ersten Teil, S. 266, des genannten berühmten Geschichtswerkes. Zur Charakteristik des von Ruffo befehligten Heeres sei noch dies bemerkt: Außer Fra Diavolo und Mammone hatten noch andere Räuber Generalsposten, z. B. Pronio, ein Priester, der wegen Mord auf die Galeere geschickt, dann aber entkommen war, Michele Pezza erhielt vom Volk den Beinamen Fra Diavolo. Ein Sprichwort in Neapel lautet: „Der Teufel und die Mönche sind unbesiegbar". Colletta sagt S. 267: Mammone war ein Mostro terribile, er trank mit Vergnügen Menschenblut. Er ließ zu seiner Unterhaltung Gefangene qualvoll hinrichten. Colletta fährt fort: Eppure a tal uomo, a questa belva, il re Ferdinando e la regina Carolina scrivevano: „Mio generale e mio amico". — In Potenza hatte sich der Bischof für die Republik erklärt und ward von einer Horde in der Kirche ermordet. Ein Freund des Ermordeten, N. Addone, rächte ihn, indem er die Mörder zur Tafel einlud und sie bei dieser Gelegenheit ermordete, resp. ermorden ließ (Colletta S. 269). — Wer Ruffo war, lesen wir S. 272: Scaltro per natura, ignorante di scienze e lettere, lascivo (ausschweifend) in vecchiezza, dissipatore, wählte er in seinen Mannesjahren die reiche und leichte Laufbahn des Prälaten. Pius VI. machte ihn zum obersten Beamten der Camera pontificia, nahm ihm aber dies Amt, weil er auf unerlaubte Weise sich bereicherte. Trotzdem gab ihm Pius VI. die Kardinalswürde. Die Greuel in Crotone, Altamura erzählt Colletta auf S. 273 u. 287. — Als Ruffo mit seinen Räubern vor Neapel angelangt war, errichtete er einen Altar und rief die Hilfe des St. Antonio an, denn es war gerade die Vigilia des Festes dieses Heiligen (Colletta S. 302). — Die Greuel, welche Ferdinand, der allerchristlichste König, nach seiner Rückkehr in Neapel verübte, schildert Colletta auf S. 313 ff. — Welchen Anteil die Königin Maria Carolina an den Ereignissen hatte, beweisen ihre Briefe an Ruffo, den sie als großen Mann bewunderte. Jene Briefe finden sich im „Archivio stor. delle provincie di Napoli", Jahrgang V, S. 329 ff.

Zum zwölften Kapitel.

Dorsa im dritten Kapitel seiner Schrift La tradizione grecoromana, S. 24, berichtet erwähntes Opfer eines Kindes und sagt ausdrücklich, dasselbe sei vor nicht vielen Jahren geschehen. — Er sagt wörtlich: „Non sono molti anni che successe colà il fatto orribile del sacrifizio di un bambino per opera di un' illuso, il quale aveva creduto alle lusinghe della vecchia leggenda".

In Hinsicht Siciliens verweise ich auf das Werk von Pitré, Biblioteca delle Tradizioni XVII, 415. Daselbst lesen wir, daß vor einigen Monaten (also im Jahre 1888) in Modica vor dem Tribunal ein Prozeß wegen Kindesmordes gewesen sei. Zwei Weiber haben in der Kirche zu Scrofani, wo der Schatz sein soll, ein Knäblein namens Klemens getötet und die Leber herausgenommen. Da sie nicht imstande waren, dieselbe zu essen, haben sie dieselbe wieder ausgespieen und auf diese Weise die Schatzhebung unmöglich gemacht!! Es heißt bei Pitré: „— — uccisero il bambinello, e gli strapparone il fegato: ma non potendo mangiarlo crudo com' era, ne vomitarono un poco, e il tesoro non poté aprirsi.

Auf derselben Seite (Anmerkung) erwähnt Pitré, daß in der grotta del Diavolo auf Korsika ein Schatz verborgen sein soll und die Legende sage, es sei zur Hebung desselben notwendig, ein Knäblein zu opfern und sein Herz zu verzehren. Hierfür wird verwiesen auf Ortoli, Contes pop. de l'isle de Corse. Ähnliches gilt von einem Schatz in der Kirche St. Giovanni in Venere in den Abruzzen. Finamore, Tesori, Nr. IV.

Eine Erinnerung an das antike Hochzeitsopfer besitzt das heutige Griechenland. Wachsmuth, das alte Griechenland im neuen, Seite 86, sagt wörtlich: „Den Sonnabend Morgen beginnt das feierliche Schlachten. Der Bräutigam selbst muß den Stoß auf das erste Stück Schlachtvieh führen: doch darf das nicht nüchtern geschehen. Gegen Osten gewandt fällt so das erste Thier durch seine Hand. Aus der Art, wie das Blut des Tieres gespritzt ist, ob in einem geraden Strahl oder im Zickzack, daraus, ob dasselbe sich auf die Zunge gebissen oder geschäumt hat und ähnlichen Erscheinungen wissen alte Weiber und Männer untrüglich zu prophezeien, wie die bevorstehende Ehe beschaffen sein wird. Bei dem für den Bedarf des Hauses der Braut zu schlachtenden Vieh muß das erste Stück von

Zum elften Kapitel.

Siehe zu diesem Kapitel Colletta, Storia del Reame di Napoli. Colletta war Zeitgenosse der von ihm dargestellten Ereignisse. — Für unser Kapitel verweise ich auf den ersten Teil, S. 266, des genannten berühmten Geschichtswerkes. Zur Charakteristik des von Ruffo befehligten Heeres sei noch dies bemerkt: Außer Fra Diavolo und Mammone hatten noch andere Räuber Generalsposten, z. B. Pronio, ein Priester, der wegen Mord auf die Galeere geschickt, dann aber entkommen war, Michele Pezza erhielt vom Volk den Beinamen Fra Diavolo. Ein Sprichwort in Neapel lautet: „Der Teufel und die Mönche sind unbesiegbar". Colletta sagt S. 267: Mammone war ein Mostro terribile, er trank mit Vergnügen Menschenblut. Er ließ zu seiner Unterhaltung Gefangene qualvoll hinrichten. Colletta fährt fort: Eppure a tal uomo, a questa belva, il re Ferdinando e la regina Carolina scrivevano: „Mio generale e mio amico". — In Potenza hatte sich der Bischof für die Republik erklärt und ward von einer Horde in der Kirche ermordet. Ein Freund des Ermordeten, N. Abbone, rächte ihn, indem er die Mörder zur Tafel einlud und sie bei dieser Gelegenheit ermordete, resp. ermorden ließ (Colletta S. 269). — Wer Ruffo war, lesen wir S. 272: Scaetro per natura, ignorante di scienze e lettere, lascivo (ausschweifend) in vecchiezza, dissipatore, wählte er in seinen Mannesjahren die reiche und leichte Laufbahn des Prälaten. Pius VI. machte ihn zum obersten Beamten der Camera pontificia, nahm ihm aber dies Amt, weil er auf unerlaubte Weise sich bereicherte. Trotzdem gab ihm Pius VI. die Kardinalswürde. Die Greuel in Crotone, Altamura erzählt Colletta auf S. 273 u. 287. — Als Ruffo mit seinen Räubern vor Neapel angelangt war, errichtete er einen Altar und rief die Hilfe des St. Antonio an, denn es war gerade die Vigilia des Festes dieses Heiligen (Colletta S. 302). — Die Greuel, welche Ferdinand, der allerchristlichste König, nach seiner Rückkehr in Neapel verübte, schildert Colletta auf S. 313 ff. — Welchen Anteil die Königin Maria Carolina an den Ereignissen hatte, beweisen ihre Briefe an Ruffo, den sie als großen Mann bewunderte. Jene Briefe finden sich im „Archivio stor. delle provincie di Napoli", Jahrgang V, S. 329 ff.

Zum zwölften Kapitel.

Dorsa im dritten Kapitel seiner Schrift La tradizione grecoromana, S. 24, berichtet erwähntes Opfer eines Kindes und sagt ausdrücklich, dasselbe sei vor nicht vielen Jahren geschehen. — Er sagt wörtlich: „Non sono molti anni che successe colà il fatto orribile del sacrifizio di un bambino per opera di un' illuso, il quale aveva creduto alle lusinghe della vecchia leggenda".

In Hinsicht Siciliens verweise ich auf das Werk von Pitré, Biblioteca delle Tradizioni XVII, 415. Daselbst lesen wir, daß vor einigen Monaten (also im Jahre 1888) in Modica vor dem Tribunal ein Prozeß wegen Kindesmordes gewesen sei. Zwei Weiber haben in der Kirche zu Scrofani, wo der Schatz sein soll, ein Knäblein namens Klemens getötet und die Leber herausgenommen. Da sie nicht imstande waren, dieselbe zu essen, haben sie dieselbe wieder ausgespieen und auf diese Weise die Schatzhebung unmöglich gemacht!! Es heißt bei Pitré: „— — uccisero il bambinello, e gli strapparone il fegato: ma non potendo mangiarlo crudo com' era, ne vomitarono un poco, e il tesoro non poté aprirsi.

Auf derselben Seite (Anmerkung) erwähnt Pitré, daß in der grotta del Diavolo auf Korsika ein Schatz verborgen sein soll und die Legende sage, es sei zur Hebung desselben notwendig, ein Knäblein zu opfern und sein Herz zu verzehren. Hierfür wird verwiesen auf Ortoli, Contes pop. de l'isle de Corse. Ähnliches gilt von einem Schatz in der Kirche St. Giovanni in Venere in den Abruzzen. Finamore, Tesori, Nr. IV.

Eine Erinnerung an das antike Hochzeitsopfer besitzt das heutige Griechenland. Wachsmuth, das alte Griechenland im neuen, Seite 86, sagt wörtlich: „Den Sonnabend Morgen beginnt das feierliche Schlachten. Der Bräutigam selbst muß den Stoß auf das erste Stück Schlachtvieh führen: doch darf das nicht nüchtern geschehen. Gegen Osten gewandt fällt so das erste Thier durch seine Hand. Aus der Art, wie das Blut des Tieres gespritzt ist, ob in einem geraden Strahl oder im Zickzack, daraus, ob dasselbe sich auf die Zunge gebissen oder geschäumt hat und ähnlichen Erscheinungen wissen alte Weiber und Männer untrüglich zu prophezeien, wie die bevorstehende Ehe beschaffen sein wird. Bei dem für den Bedarf des Hauses der Braut zu schlachtenden Vieh muß das erste Stück von

der Hand eines Jünglings, dessen beide Eltern noch am Leben sind, getroffen werden. In alle dem wird sich ein Rest des großen Opfers, welches die alten Griechen vor jeder Hochzeit den Ehegöttern brachten, kaum verkennen lassen". Über das antike Hochzeitsopfer, vgl. Becker, Charikles III, 298. Dies Opfer hieß: Progameia.

Was die römische Kirche vom Meßopfer lehrt, faßte kürzlich eine klerikale Zeitung so zusammen: „Das Meßopfer (sacrifico eucaristico), welches die Kirche dem Himmel beständig darbringt, sühnt den Zorn Gottes, hält die Strafen desselben auf und bewirkt seine Barmherzigkeit". — Die Messe also hat, wie wir hier sehen, denselben Sinn und Zweck, wie die antiken Opfer. Jenes Blatt fährt fort: „Die Protestanten haben kein Opfer, also auch keinen Priesterstand und keinen Kultus, denn der Kultus konzentriert sich im Opfer. Bei den protestantischen Völkern wurden deshalb Glaube und Moral geschwächt, daraus entstand Kälte und hieraus der Verlust jedes Glaubens und jeder Moral". — „La campana" 1889, Nr. 9.

Zum dreizehnten Kapitel.

Am Abend vor dem Fest der Himmelfahrt beobachtet man in ganz Sicilien und in vielen Gegenden des süditalischen Festlandes den Brauch, daß man mit Wasser und Blumen gefüllte Eimer ins Freie stellt, wo dieselben die Nacht über bleiben. Am nächsten Morgen wäscht man sich Gesicht und Hände mit diesem Wasser.

Auch in Neapel befindet sich eine Mithrashöhle, welche der vielleicht im neunten Jahrhundert erbauten Kirche St. Asprenas als Krypta dient. Im Jahre 1797 fand man eine Mithrashöhle in Ostia. Jene Höhle in Neapel ist eine künstliche. Die meisten der in Italien gefundenen Sacrari Mitriaci entstammen dem dritten und vierten Jahrhundert nach Christo (De Rossi, Bolletino di Archeol. crist. serie II, ann. I, fasc. 4). Im Mithraskult ahmte man in mancher Hinsicht den christlichen Kultus nach (Augustinus Tract. in Johannem VII).

In der etruskischen Stadt Tuder hatte ein Sklave eine Tafel mit dem Namen aller Mitglieder dortiger Stadtverwaltung in ein Grab gelegt und mit Erde bedeckt, indem er beabsichtigte, diese ihm verhaßten Männer auf diese Art dem Fluch der unterweltlichen Götter zu weihen. Dies ward entdeckt und der Sklave erlitt schwere Strafe. Friedländer, Sittengeschichte Roms III, 488.

In Rußland wird alljährlich um die Zeit des Festes der Epiphania das Wasser gesegnet. In Petersburg wirft der Metropolitan im Beisein des Kaisers und unter Kanonendoner ein Kreuz ins Wasser der Newa. — Ähnlich verfährt man um dieselbe Zeit in Athen (Piräus). — Am letzten Himmelfahrtsfest fand, wie seit Jahrhunderten, das Fest der Meeressegnung in Calais statt. Die Stadt war festlich geschmückt, eine Prozession des Klerus begab sich zum Meer, wo der Bischof eine Hostie in die Fluten warf. Die römische Kirche meint also, im Besitz von Zauberkräften zu sein.

Zum vierzehnten Kapitel.

Die heidnische Formel D. M. S. (Diis Manibus sacrum), wodurch man den abgeschiedenen Seelen einen göttergleichen Zustand beilegte, findet sich in den christlichen Katakomben häufig und zwar nachweislich aus dem dritten Jahrhundert. Es zeigen sich auch Inschriften daselbst, welche sich von heidnischer Anschauung nicht unterscheiden, z. B. Niemand ist unsterblich, — ewiger Schlaf. Andere enthalten Bezeichnungen aus den heidnischen Dichtern: z. B. Styx, Tartarus, Elysium. Dies erinnert an Virgil, Aen. VI, 429. Ebenfalls ist es echt heidnisch, wenn Inschriften christlicher Gräber Flüche gegen diejenigen schleudern, welche sich an dem Grabe vergreifen.

Antike bildliche Darstellungen finden sich namentlich im zweiten und vierten Jahrhundert. Zu nennen sind Eros und Psyche, die Dioskuren, dann Figuren aus dem bakchischen Kreis. Man verschmähte in den Katakomben sogar die Sirenen nicht, man malte den Granatapfel, die Frucht, welche als der Persephone heilig angesehen wurde. Am auffallendsten ist, daß man auch das Gorgonenhaupt malte (Schultze, Katakomben, S. 100).



Die Trennung von Reichen und Armen finden wir auch auf dem Friedhof von Bologna, wo die ersteren ihre Gräber unter freiem Himmel haben, jedes Grab nummeriert, — wo aber die Reichen in weiten Hallen bestattet werden. Nur an älteren Sarkophagen sind christliche Symbole, in neuerer Zeit kennt man dort nur den heidnischen Totenruhm. Widerwärtig ist auf diesem Friedhof die Statue Murats, dessen Leichnam in Pizzo ruht. Man sieht ihn als Reitergeneral, die Reitpeitsche schwingend.

In Italien sind 682 sog. fosse carnarie (Fleischgruben), d. h. Friedhöfe, wo die Leichen in gemeinsamen Aushöhlungen oder Gruben beigesetzt werden. Die meisten Friedhöfe dieser Art sind in den Abruzzen, Apulien und Calabrien. Im ganzen hat Italien 15 779 Friedhöfe, von denen also die meisten jeder Leiche einen besonderen Raum bieten. Auf 2653 Friedhöfen werden die Leichen oft ohne Sarg bestattet, namentlich in Toskana, Calabrien, Sicilien und Sardinien. Wir entlehnen diese Zahlen einer in der „Riforma", 24. März 1887 publizierten amtlichen Statistik.

Die Zeitung „La Sentinella delle Alpi" berichtet, daß man im italienischen Alpendorf Granile bei Tenda gewohnt ist, die Leichen in eine Schlucht zu werfen, und daß man in anderen Dörfern im Winter die Leichen auf die Dächer legt, wo sie so lange liegen bleiben, bis die Schneezeit vorbei ist, worauf man dieselben zum Friedhof trägt.

Mit den Gedächtnistagen der christlichen Märtyrer verknüpften sich heidnische Volksfeste, an den Gräbern der Heiligen feierte man heidnische Gelage, wodurch der Heiligenkultus dem heidnischen Kultus der Götter und Halbgötter völlig ähnlich wurde. Augustin (epist. 22 und 29) erwähnt solche Gewohnheit in der afrikanischen Kirche und nennt sie comessationes et ebrietates in honorem smartyrum (Schmausereien und Trinkgelage zur Ehre der Märtyrer). Ebenfalls, wie andere vor ihm, ist jener Kirchenlehrer der Meinung, daß man mit schonender Duldung sich jenem Brauch gegenüber verhalten müsse (ut huic infirmitatis parti interim parceretur).

Zum fünfzehnten Kapitel.

In St. Lorenzo (Genua) verwahrt man ein Gefäß, welches die Königin von Saba dem Salomo schenkte. Dasselbe ward 1101 von Jerusalem nach Genua gebracht und die damalige Republik Genua bedrohte alle die mit dem Tode, welche dasselbe berühren würden. Eine andere kostbare Schale wird dort gezeigt und behauptet, daß auf derselben das Haupt Johannes des Täufers lag. — In Hoogstraeten wird ein Tuch gezeigt, auf welches vor Jahrhunderten ein Priester einige Tropfen Abendmahlswein fallen ließ, welche sich sofort, wie noch jetzt sichtbar, in Blut verwandelten. — Dies Tuch wird daselbst „verehrt“. („Libertà cattol.“ 1890, Nr. 124.)

Kaiser Augustus hatte in seiner Villa auf Capri eine Sammlung von Knochen ungeheurer See- und Landtiere, welche man Gigantenknochen und Heroenwaffen nannte. (Sueton, Augustus, Kap. 72).

Die Dominikaner haben einen bemerkenswerten Eifer gezeigt, das Heidentum in Hinsicht solcher in Tempeln befindlicher Wunderdinge nachzuahmen. Das vor 27 Jahren aufgehobene Dominikanerkloster in Neapel besitzt ein solches „Wunder“, nämlich jenes heutzutage in der Klosterkirche gezeigte Kruzifix, welches zu Thomas Aquinas einen vollständigen Satz sprach, ihm zurufend: „Du hast gut über mich gesprochen!“ Das Dominikanerkloster in Soriano (Calabrien) hat als Wunderding ein Bild des St. Domenico, welches im Himmel von Engeln gemalt ward und auf die Erde fiel.

Zum sechzehnten Kapitel.

Als der König Alfons von Spanien eine österreichische Erzherzogin als Königin nach Madrid führte, da fanden der letzteren zu Ehren große Stiergefechte nach altspanischer Weise statt. Auto da Fes gibt es jetzt im Lande jenseits der Pyrenäen nicht mehr, auch werden die Leute, welche ein Neues Testament lesen, nicht mehr ins Gefängnis gesetzt, aber manche Cosas de España, spanische Dinge, Sachen, die uns „spanisch vorkommen“ sind geblieben. Zu diesen gehören besonders die Stiergefechte, für die jeder Spanier Liebhaberei

besitzt. Spielen doch dort die Knaben „Bulle und Picador“ wie bei uns „Räuber und Soldaten“. Die Sache ist jenseit der Pyrenäen uralt und von dem berühmten „Cid“ weiß man, daß er ein vollendeter Stierfechter war. Es sind erst fünfzig Jahre darüber verflossen, daß von Staats wegen in Spanien die „Tauromachie“ — um einen gelehrten Namen zu gebrauchen — als „Kunst“ anerkannt wurde. Am 28. Mai 1839 erließ der König Ferdinand V. ein Dekret, demzufolge in Sevilla eine „Hochschule für Stierkämpfer“ errichtet wurde. Seine Majestät stiftete zwei Professuren. Die Studierenden übten sich zuerst an hölzernen Bullen, beim zweiten Kursus gingen sie in die Fleischerhäuser, um Studien in der Anatomie des Rindviehs zu machen und der dritte Kursus umfaßte die Praxis, die Bekämpfung noch junger Bullen. Die Prüfung bestand in einem Gefechte im Zirkus. Diese Universität ist wieder eingegangen.

Unsere Leser wissen, daß bei den Stiergefechten eine große Anzahl Leute beschäftigt ist, daß dabei Toreros, Picadores, Banderilleros, Cacheteros u. s. w. u. s. w. ihre Funktionen haben. Nur vom Picador soll hier die Rede sein. Zum Erklärer nehmen wir den Franzosen Davillier, der uns folgende Scene schildert: Die Flügelthüren öffneten sich und eine Bulle stürmte hervor. Es war ein stattliches Tier, rabenschwarz mit weit ausgespannten Hörnern. Der Picador Calderon war auf seinem Posten acht oder neun Schritte links von der Thür und ein paar Fuß von den Schranken entfernt. Er hatte mit einem Tuch die Augen des Pferdes verbunden, denn es darf ja nicht sehen, daß der Bulle heranrennt. Dieser kam aus seinem dunklen Stalle, blieb, vom Sonnenlichte und der Menge geblendet, einen Augenblick stehen, sah umher und rannte dann mit gesenktem Kopfe gegen Calderon los, der ihm einen Stich in die Schulter gab. Das rote Blut rann über das schwarze Haar herab. Der Bulle sprang zur Seite, erhielt einen zweiten Stoß, stürmte gegen das Pferd ein, und rannte demselben beide Hörner in den Bauch, aus welchem sofort ein Blutstrom hervollquoll. Das arme Tier bäumte ein paarmal auf, dann fing es an zu taumeln, der Picador jedoch rannte ihm die Sporen in die Weichen, um es noch eine Minute aufrecht zu erhalten. Aber es brach zusammen und Calderon rief den Burschen der Arena zu, ihm sofort ein anderes Pferd zu bringen. Während er mit schwerem Schritt auf dasselbe zuging, lag das erste in einer Blutlache, zuckte mit den Beinen und verendete.

Inzwischen war der Stier nach der anderen Seite der Arena gerannt und stürmte gegen den Picador Pinto ein, welcher den Beinamen el Bravo, der Unerschrockene, führte. Pinto versetzte ihm einen so gewaltigen Stoß gegen die Schulter, daß er selber aus dem Sattel

stürzte, während das Pferd über ihn hinfiel. Es ist eine Thatsache, daß der Bulle noch wütender wird, wenn er Blut gesehen hat; er verkennt aber seinen wahren Feind und läßt seine Wut gewöhnlich an dem Pferde, nicht an dem entsattelten Picador aus. Zwei Diener packten Pinto bei den Schultern, um ihn hervorzuziehen und wieder auf die Beine zu bringen, während andere den Bullen vom Pferde abzulenken suchten, in das er wie blind mit den Hörnern hineinstieß. Endlich ließ er dieses Opfer fahren um einen der Burschen zu verfolgen, der nun Hakensprünge machte und dabei seinen Mantel hinter sich herschleifte. Aber der Bulle kam ihm dicht auf die Fersen und dem Burschen blieb nichts weiter übrig, als im raschen Satze über die Brüstung der Arena zu springen. Da hielt der Bulle plötzlich an, offenbar erstaunt über das plötzliche Verschwinden seines Gegners, und stieß gegen die Bretter. Morito, so hieß der Stier, hatte seine Sache gut gemacht und errang großen Beifall. Binnen zwei Minuten waren von ihm zwei Picadores entsattelt und zwei Pferde getötet worden. Tausend Kehlen riefen: Bravo, Toro! Bravo! Denn in Spanien wird ein Bulle beklatscht oder ausgepfiffen wie die Komödianten. (Entlehnt aus „Daheim“ 1882, Nr. 20.)

Kaiser Augustus ließ im Zirkus sogar Angehörige des Adels als Tierkämpfer auftreten (Sueton, Kap. 43), ein Beweis, daß dieser Sport, wie in Spanien, angesehen war.

Stierkämpfe fanden in früheren Jahrhunderten in Rom beim Karneval statt (siehe Ademollo, Il Carnevale, pag. 142).

Im siebzehnten Jahrhundert wurden in Frankreich drakonische Gesetze gegen das Duell erlassen. Die Duelle hatten entsetzlich überhand genommen, in sieben Jahren zählte man gegen 7000 Tötungen durch Zweikämpfe. Richelieu setzte die Todesstrafe auf ein Duell und ließ am 21. Juni 1627 den Grafen La Frette deshalb hinrichten. Dies half wenig, im Jahre 1651 wurden in Paris in einer Woche 17 Personen im Duell erstochen. (Eglise libre.)

Im sechsten Buch seiner Schrift de gubernatione klagt Salvianus darüber, daß die Kirchen leer, die Schauspielhäuser voll sind. Er erwähnt die obscönen Schauspiele seiner Zeit, die er als opera diaboli bezeichnet. — Ecce innumera Christianorum milia in spectaculis quotidie rerum turpium commemorantur. Salvian VI, 4. In Afrika mußte verordnet werden, daß die Schauspiele nicht an

christlichen Festtagen stattfinden dürften. Im vierten Jahrhundert hat Chrysostomos, Bischof von Konstantinopel († 407) oft gerügt, daß das Volk in den Kirchen nur ein Schauspiel suche und seine theatralischen Gewohnheiten auf die Kirchen übertrage, indem es den Predigten Beifall klatsche. (Vgl. Neander, Chrysostomos I, 320ff.) — Ein Verbot der Gladiatorenspiele findet sich vor Beginn des fünften Jahrhunderts nicht, wohl aber das Gegenteil. Ein Gesetz des christlichen Kaisers Valentinian verordnete, daß man keine Christen in die Gladiatorenschulen schicken dürfe. Augustin schreibt (de civitate Dei III, 14): Pugnant etiam gladiatores u. s. w., womit gesagt wird, daß zu seiner Zeit, also in der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts, noch Gladiatorenkämpfe in Afrika stattfanden, als sie bereits in Rom aufgehört hatten. (Vgl. Friedländer, a. a. O. II., 401.) — Der obgenannte Salvian schrieb seine ergreifende Schrift zu einer Zeit, als über Rom und das römische Volk Unglück aller Art durch die Völkerwanderung hereinbrach. Trotz der öffentlichen Not ließ die Schauspielwut des römischen Volkes nicht ab. In Beziehung darauf sagt Salvian VII., 24: Populus Romanus moritur et ridet, Rom stirbt und lacht.

~~~~~~~~

An die Sitten der Wilden erinnert Nachstehendes: In Süditalien ist das Tätowieren sehr gewöhnlich, namentlich bei gewissen verbrecherischen Gesellschaften. Kürzlich ward ein Verwundeter namens Infanti auf der Straße von der Polizei aufgelesen und ins Hospital gebracht. Da fand man an seinem Körper folgende tätowierte Bilder: Auf der Brust zwei Schlangen, am rechten Arm ein Kreuz, am linken Arm zwei Dolche, an der Schulter Sonne, Mond und Sterne.

~~~~~~~~

Einen Blick in sittliche Zustände des Südens gewährt Nachstehendes. Vor sechs Jahren hatte der Soldat Misdea in einer Kaserne Neapels mehrere Kameraden meuchlings erschossen, dafür ward er vom Tribunal zum Tode verurteilt. Zahlreiches Volk, darunter einige vornehme Damen, wohnte dieser Hinrichtung bei und als sich die Truppen entfernt hatten, stürzten sich die Zuschauer auf die Todesstätte. Die Bank, auf welcher der Verurteilte gesessen, ward zersplittert, die Splitter verteilt, der Strick, welcher ihn fesselte, ward in kleine Teile zerschnitten, und die Teile ebenfalls als kostbare Beute mit heimgenommen, denn dergleichen ist ein schützender Talisman. — An demselben Tage ward diese Hinrichtung durch Mauerplakate der Stadtbevölkerung bekannt gemacht, leider aber erblickte man bald darauf hier und da von unsichtbaren Händen angeklebte Aufrufe,

welche lauteten: „Nieder mit der Todesstrafe! Es lebe die Anarchie, es lebe Misdea!“ Die brüllenden Zeitungsverkäufer machten auf Straßen und Plätzen gute Geschäfte mit allerlei bildlichen Darstellungen, mit genauen Beschreibungen der Hinrichtung und mit den Gedichten (!) des Hingerichteten. Letzterer hatte nämlich im Gefängnis einige Verse gemacht, und diese sind jetzt von einem Komponisten in Musik gesetzt worden. Dieser Straßenhandel ward nicht verhindert. — Zu derselben Stunde wie Misdea ward in Palermo ein Karabiniere füsiliert, der seinen Vorgesetzten ermordet hatte.

Nächtliche Chorsänger sind in Neapel ein gewöhnliches Ding, wir meinen nicht solche, welche gegen Honorar eine Serenata (Ständchen) bringen, sondern Doppelchöre junger Burschen, die Wettgesänge aus dem Stegreif zum besten geben, wobei dem Chor das Nachbrüllen, Stenta genannt, zufällt. Was aus dem Stegreif gesungen wird, ist oft entsetzlich gemein, trotzdem wird dieser greuliche Unfug geduldet.

Im Jahre 1882 wurde der katholische Kultus in Neapel öfters durch Studenten gestört und dabei kam es zu skandalösen Auftritten. Vor dem Beginn seiner Vorlesungen am 30. Mai 1882 hielt Prof. Bovio an sein Auditorium eine längere Ansprache, welche sich in zahlreichen Blättern abgedruckt findet. Zuerst lobt er seine Studenten, daß sie gegen das Gebahren der Priester protestieren, „welche den weniger gebildeten Teil des Volkes gegen das Vaterland aufhetzen“. Dann ermahnt er sie, den Zustand dieses Volksteiles zu bedenken. „Der Priester betreibt sein Geschäft (fa il suo mestiere), und das Volk vertraut ihm irgendeinen Bruchteil der Seele an. Was haben wir zur Volkserziehung seit zwanzig Jahren gethan? Die Schulen sind unter der Rute des Priesters geblieben, und wir geben dem Volke schlechte Beispiele. An die Stelle des alten Religionsideals haben wir nichts zu setzen verstanden, weder das Vaterland noch das Wissen, noch das sittliche Gefühl (sentimento etico).“ Traurige Wahrheit! Von einer Reformation auf religiösem Gebiete sagt der Professor kein Wort. Endlich teilt er seinen Zuhörern mit, was sie zu thun haben: „Dem alten Aberglauben stellt das Wissen gegenüber, an Stelle der asketischen Legenden bietet die besten bürgerlichen Beispiele, vor allem euer Beispiel! Das ist ein langer Weg, aber die Religionen sind der zäheste Teil der Traditionen. Überlaßt den Katholizismus und das Wissen ihrem natürlichen Kampf, und wenn ihr euch an diesem alten Kampf beteiligen wollt, so waffnet euch mit Büchern, mit Beweisen, mit Gelehrsamkeit. Jede andere Demonstration gehört nicht zur Universität.“

Zum siebzehnten Kapitel.

Die römischen Frauen genossen eine größere Freiheit, als die griechischen. Die vornehme, reiche Römerin ward mit „Domina“ angeredet, woher es kommt, daß die Frauen des heutigen römischen Adels stets mit dem Vornamen und dem vorangestellten „Donna“ bezeichnet werden. In Süditalien hat diesen Titel nur die Frau des Mittelstandes, in den untersten Ständen nennt man nur den Vornamen. — Der höhere Bürgerstand verlangt, daß man die zu ihm gehörende Frau als Signora bezeichnet, letzteres fällt beim Adel weg, wo man nur z. B. Principessa, Baronessa etc. sagt.

Reiche römische Frauen hielten sich Geschäftsführer, die oft auch ihre Freunde, Ratgeber und Vertraute waren. Dies Verhältnis unterlag dem Spott und der Satire, wie z. B. Martial V., 61 beweist, wo von einem solchen stutzerhaften Prokurator die Rede ist und die Nachsicht des Ehemannes verhöhnt wird. Der „schöne Prokurator“ bildete zuweilen einen Gegenstand für erdichtete Kriminalfälle, die von den Schülern der Rhetorenschulen behandelt wurden. — Jenem schönen Prokurator entsprach in Neapel bis zu Anfang dieses Jahrhunderts der Cicisbéo. Heutzutage fehlt es nicht an jungen Priestern, welche als „schöne Prokuratoren“ in reichen Häusern Süditaliens fungieren. — Am 28. Dezember 1889 ward der Dr. de Lisa in Vallo von einem solchen priesterlichen schönen Prokurator, den ersterer in seinem Hause überrascht hatte, erschossen. Die Frau jenes de Lisa hatte diesen Priester mit einem Revolver versehen. Der Priester wird demnächst vor dem Schwurgericht stehen. (Corriere del Mattino 1890 11./12. Juni.)

Bezeichnend für den Stand des sittlichen Lebens in der antiken Welt ist es, daß sowohl in Hellas als Rom die eheliche Untreue des Mannes sehr milde beurteilt wurde. Friedländer I, 465. Ebenso steht es heute in Süditalien. Das sittliche Urteil hat durch die römische Kirche keine Verschärfung erhalten und letztere ist in dieser Hinsicht mit der Absolution bald fertig.

Was den Kinderhandel betrifft, so schreibt die „Libertá cattol.“ 10. November 1885: In Italien verkaufen Eltern ihre Kinder für wenig Geld an Spekulanten, welche sie nicht kennen und oft werden

diese Verkäufe mit einem regulären Kontrakt vollzogen, der vor dem Sindaco oder anderen Behörden niedergeschrieben wird. Dieser Satz lautet auf Italienisch: Avviene invece in Italia che gli stessi genitori vendano, cedano o noleggino i proprii figli, indifferentemente e spontaneamente, per poco danaro a speculatori che non conoscono affatto. Né sta qui soltante il male, perocchè avviene che queste vendite inqualificabili sieno fatte con regolare contratto, stipulato innanzi ai sindaci o ad altro autoritá comunali. E' pur vero che alcune province d'Italia sono ancor semi barbare; ma le madri, i padri, le autorità non devono certo mancar di cuore, dal momento che gli affetti sono istintivi nell'uomo, e la'mor della prole lo sente tanto una contessa di Parigi quanto una selvaggia della Papuasia. — Possono ignorare, questi genitori snaturati, i pericoli, i tormenti, le angoscie cui espongono i figliuoli per poco danaro, che è il vero danaro di Giuda? No, non possono ignorare che i poveri pargoletti dovranno patire la fame, il sonno e il freddo. Non possono ignorare che i fanciulli devono stendere la mano, divenire impostori, simulare miseria e bisogni per intenerire il cuore dei passeggieri, riceverne l'obolo ed arricche cosi i loro pardroni. Non possono ignorare che i disgraziati fanciulli venduti, se non fruttano quanto desiderano e vogliono i padroni, patiscono ogni sorta di tormenti, e quindi chiedono al delitto ed alla colpa ciò che non diede la carità, per sfuggire alle busse ed ai martirii.

Wenn wir die entsittlichenden Wirkungen der Schauspiele des antiken Rom bedenken, so müssen wir uns wundern, daß die Sittenlosigkeit römischer Frauen nicht größer war, als sie uns bezeugt wird. Siehe über diese Nachteile des antiken Lebens Friedländer, Sitteng. Roms I. 470. Im heutigen Süditalien zeigen sich in der Frauenwelt schroffe Gegensätze. Auf der einen Seite Ehrbarkeit, wenn sich auch das deutsche Wort: „Hausfrau" nicht ins Italienische übersetzen läßt, — auf der anderen Seite aber schlimme Symptome. Vor zwei Jahren gelangten in Rom und Neapel sittenlose, durch und durch gemeine Schauspiele in einigen Theatern zur Aufführung, darunter ein berüchtigtes Drama von Macchiavelli. Nicht wenige Damen saßen verschleiert unter den Zuschauern, um nicht erkannt zu werden. Die Anschlagzettel hatten dies Mittel öffentlich angegeben! Im katholischen Paris erreichte die Schamlosigkeit der Frauen einen Grad, der entsetzlich genannt werden muß. Wir meinen die Zustände um die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Rousseau, Nouv. Héloise V, 1. 2.

Im Jahre 1662 schrieb G. Brusoni seine Romane, Sittenschilderungen aus dem damaligen Leben Venedigs. Damals herrschte in der Frauenwelt dieser Stadt eine Korruption, die sich mit derjenigen der römischen Kaiserzeit vergleichen läßt. Wer es unternehmen würde, die Geschichte des französischen und spanischen Hofes zu Neapel zu schreiben, würde eine Geschichte der Laster verfassen.

In den vier Jahren von 1884 bis 1888 wurden in Frankreich 15521 Ehen geschieden, davon entfällt auf Paris der vierte Teil, nämlich 4607. Fünfundsiebenzig Prozent dieser Ehen wurden geschieden, wegen schwerer Verletzung und Grausamkeit der Behandlung, die übrigen meist wegen ehelicher Untreue. (l'Illustratione, 4 Mai 1890.)

In Albano bei Rom hat sich soeben eine Gesellschaft gebildet, welche die Familien reformieren will und zwar durch den eifrigen Kultus der heiligen Familie, deren Bild verbreitet werden soll. — Der Papst kennt zwar nicht das Familienleben, hat aber diesen Verein zweimal gesegnet.

Zum achtzehnten Kapitel.

Im heutigen Griechenland darf der Bräutigam seine Braut nach dem Verlöbnis bis zur Hochzeit weder sehen noch sprechen. (Wachsmuth, S. 83.) Dieser Brauch findet sich, mehr oder weniger abgeschwächt, in ganz Süditalien, am strengsten in Sicilien, wo der Verlobte nur einmal in der Woche, bisweilen noch seltener, sich im Hause der Brauteltern einfindet. Dies erinnert an die antike römische Sitte, welche gleichfalls nicht gestattete, daß die Verlobten einander kennen lernten. (Friedländer, a. a. O., I, 449.)

In Calabrien wohnen, in zahlreichen zerstreuten kleinen Städten viele Albanesen, die zur Zeit der Türkenkriege übers Adriatische Meer flüchteten. Unter ihren Hochzeitsbräuchen ist auch der, daß, wenn die Braut mit dem Hochzeitsanzug versehen wird, zwei Chöre junger Mädchen die verschiedenen Akte der Einkleidung mit herkömmlichen Liedern begleiten. Ein Chor übernimmt die Rolle der Braut, der andere antwortet auf die Strophen desselben. (Vgl. Canti popolari Alranesi. D. de Grazia. Noto 1889. — Dorsa sugli Albanesi.)

Was die Verlobung anbetrifft, so wird dieselbe von den betreffenden Familien eingeleitet und festgestellt, das betreffende junge Mädchen hat damit nichts zu schaffen, der Bräutigam wird ihr bestimmt, und letzterer darf das Haus der Braut erst dann betreten, wenn alles festgestellt worden ist. Diese Verhandlungen haben es nur mit äußeren Dingen, der Mitgift, zu thun.

Der Satiriker Lucian († 200 nach Chr.) giebt uns in seiner Abhandlung vom „Los der Gelehrten in vornehmen Häusern“ eine anschauliche Beschreibung der Hexenmeister, welche sich zu jener Zeit zu hunderten in Rom fanden. „Viele Griechen sieht man in Rom, die, weil sie bessere Dinge nicht gelernt haben, sich als Meister geheimer Wissenschaften in die Häuser der Vornehmen einschleichen und behaupten, sie könnten wahrsagen, Gift bereiten, Liebestränke herstellen und den Feinden Unglück aufs Haupt bringen. Mit solchen Künsten geberden sich diese Landstreicher als Gelehrte, tragen das Kleid der Philosophen und lassen sich den Bart so lang als möglich wachsen.“

Zum neunzehnten Kapitel.

Das Loblied auf Satanas lautet auf Italienisch also:

1) Sol vive Satana,
Ei tien l'impero
Nel lampo tremolo
D'un occhio nero.

2) Ed esce; e indomito
Di lido in lido,
Come di turbine
Manda il suo grido.

3) Come di turbine
L'alito spande,
Ei passa, o popoli,
Satana il grande.

4) Salute, o Satana,
O ribellione,
O forza vindice
Della ragione.

5) Sacri a te salgano
Gl' incensi e voti.
Hai vinto il Giova
Dei sacerdoti.

Pitré citiert für die Thatsache des bis zur Mitte des sechzehnten Jahrhunderts bestehenden Mangels an geistlicher Pflege der Verurteilten fünf Zeugen: Mongitore, G. Palermo, Alberti, Aguilera, sowie das Werk Palermo pensante. Aguilera sagt: Homines lata mortis sententia ab omnibus destituebatur, neque quis-quam erat aut propinquus, aut sacerdos, aut christianus, qui cum eo misceret sermonem. Omnes enim in superstitione versabantur,

ut putarent, eorum mannes, quorum guttura carnifex laqueo fregisset, nocturnis larvis iis fore infestos, qui viventibus misericordiam praestitissent; quo fiebat, ut rei, in desperationem acti, pecudum more ad caedem raperentur.

Obgleich die Stadt Rom circa 1500 Jahre unter Spezialerziehung der Kirche stand, darf doch letztere sich keiner sonderlichen Erfolge rühmen. Am Fronleichnamsfest 1890, 5. Juni, hielt die Deputiertenkammer in Rom ihre gewöhnliche Sitzung, kümmerte sich also nicht um Papst und Kirche, welche jenen Tag als das Hauptfest bezeichnen. („Libertà cattoll." 1890, Nr 126.)

Druck von Friedr. Andr. Perthes in Gotha.

Das Heidentum

in der römischen Kirche.

Bilder

aus dem religiösen und sittlichen Leben Süditaliens

von

Th. Trede.

Motto:

„Ein Teil unserer Religion ward aus Irrtum, ein Teil aus Aberglauben, vieles aber durch Betrug aufgenommen."
(Cicero.)

„Mit Hexenspuk und Sprüchen seid
Und jedem Zauberkram bereit."
(Shakespeare..)

Vierter und letzter Teil.



Gotha.
Friedrich Andreas Perthes.
1891.

Der hochwürdigen theologischen Fakultät

in Kiel

widmet mit diesem vierten und letzten Teil das ganze Werk

ehrerbietigst

der Verfasser,

als dankbarer, ehemaliger Schüler der Universität seiner Heimat.

Inhaltsangabe.

Erstes Kapitel.

Alte und neue Briganten.

„— — Doch kehrt zu verworfenen Sitten
Stetig zurück die Natur. — — —“
Juvenal.

Schon in den ältesten Sagen der Griechen und Römer begegnen uns Briganten. Das Wort ist neu, die Sache alt. Theseus, der Heros Athens, reinigte den Isthmos von Räubern, welche die Wege ebenso unsicher machten, wie Jahrtausende später in Italien ein Fra Diavolo, ein Gasparone, ein „König“ Marcone und wie die hunderte von Räuberhäuptlingen neuerer Zeit heißen mögen. Herkules zählte zu seinen Hauptarbeiten die Tötung des Cacus am Aventin zu Rom, wo man dem befreienden Heros einen Altar setzte und Feste feierte. In einer Höhle am Aventin hatte jener „Halbmensch“ seinen sicheren Bergeort, von dort machte er die Umgegend unsicher. Im achten Buch der Äneis läßt Virgil seinen Helden zum Herkulesfest gelangen und Evander sagt, dasselbe erklärend:

„Nach grauser Fährlichkeit, troischer Gastfreund,
Bringen wir, sicher gestellt, und erneuen die schuldigen Ehren.
— — — — — — — — — — —
Dort war einst die Höhle mit tief eingehender Windung,
Welche der Halbmensch Cacus bewohnt, ein entsetzliches Scheusal.
Niemals strahlte die Sonn' in die Kluft und beständig von frischem
Mord war befruchtet der Grund. An der grausamen Pforte geheftet,
Hingen Häupter von Männern, gebleicht in krasser Verwesung.“

Wer die Geschichte der Briganten verfolgt, sieht „Halbmenschen“ vor sich, belastet mit entsetzlichen Frevelthaten, welche den Thaten wilder Indianer in nichts nachstehen, er sieht Ströme von Blut, Haufen von Leichen, unsagbares Elend, namenloses Unglück. Dem Minotauros, jenem fabelhaften Ungeheuer, mußten die Athener als Tribut jährlich eine Anzahl von Kindern opfern. Italien hat Jahrtäusende hindurch dem Minotauros des Brigantentums tausende seiner Kinder geopfert, und klein ist die Zahl derer, welche, wie Theseus, solchem Scheusal furchtlos zu Leibe gingen. Zweimal hatte Italien Sicherheit, zuerst unter dem sagenhaften Saturn, der in Latium die goldene friedliche Zeit herbeiführte, dann wieder unter Theodorich dem Großen, dem Gotenkönig, unter dessen Regierung das Brigantengesindel fehlte. Die römischen Kaiser haben die Briganten bekämpft, gekreuzigt, enthauptet, den Bestien des Amphitheaters vorgeworfen, die Päpste haben Söldner gegen sie geschickt, haben bald mit Blut und Eisen, bald mit Milde und Verträgen dies Übel auszurotten versucht — aber weder Kaiser noch Päpste haben das Ziel erreicht. — Süditalische Könige haben die Briganten bald für vogelfrei erklärt und sie wie tolle Hunde über den Haufen geschossen, bald sie in ihre Dienste genommen, als Freunde behandelt und ihnen Orden nebst Pension verliehen, aber keiner dieser Könige war ein Herkules, keiner hat den „Halbmenschen“ Cacus besiegt. Beim Fest des rettenden Herkules pflegten Chöre von Jünglingen, das Haupt mit dem Laube der wechselfarbigen Pappel geschmückt, das Lob des Helden zu singen. Italien hatte später keinen Sänger aufzuweisen, der das Lob neuer Herkulesse gesungen. Überhaupt hat sich bis jetzt kein Historiograph eingehend mit der Geschichte des Brigantentums beschäftigt, keiner bis jetzt die Frage beantwortet: Wie haben wir die Thatsache zu erklären, daß das Brigantentum zur christlichen Zeit ärger war, als zur heidnischen? — In hellenisch-römischer Zeit betrachtete der Brigant sein Thun wie ein Geschäft. Im neunten Gesang der Odyssee erzählt Odysseus den gastlichen Phäaken seine Heldenthaten:

„Ich bin Odysseus, Laertes Geschlecht, durch mancherlei Klugheit
Unter den Menschen geschätzt, mein Ruhm erreichet den Himmel.“

Als erste seiner Heldenthaten berichtet er, daß er die Stadt der Kikonen überfiel, die Männer tötete, die Frauen mitnahm, die Reichtümer raubte und verteilte. Das war eine That, wie sie in unserem Jahrhundert von Briganten im einstigen Kirchenstaat und in Süditalien oft ausgeführt worden ist. Die Phäaken in der Odyssee finden jene That des Odysseus keineswegs tadelnswert und der letztere nimmt es nicht übel, wenn man ihn anderswo fragt, ob er einer Brigantenschar angehöre, welche die Meerpfade unsicher macht. Briganten zu Lande und zu Wasser kannte schon die homerische Zeit, und daß auch auf diese Weise Heldenruhm zu erringen war, haben wir eben aus der Odyssee gesehen. In den Volks- und Wiegenliedern Calabriens begegnen uns Namen und Gestalten berühmter Briganten und das Wort: „Brigantiellu“ (mein kleiner Brigant) wird noch immer von den Müttern benutzt, wenn sie mit ihren Knäblein kosen. Die Briganten selbst waren sich nie bewußt, daß ihr Thun ein unsittliches, verdammungswürdiges sei. Ein Indianer, der einen Weißen beraubt, foltert, skalpiert, sein Hab und Gut verbrennt, findet sein Thun durchaus berechtigt. So dachten die „Indianer“ Italiens, die Briganten. Wenn wir dies Wort mit Räuber übersetzen, so ist dies sachlich richtig, aber grammatisch falsch, denn das Wort „Brigant“ enthält nichts, wodurch ein Tadel angedeutet würde. Brigare bedeutet streben, ein Brigant ist ein Streber. Dies ist bemerkenswert für den, welcher die sittliche Anschauung des südlichen Volkes kennen lernen möchte. Das Wort Bandit ist im Deutschen ein arges Schimpfwort, enthält aber nach seinem grammatischen Sinn keinen Tadel. Ein Bandit ist ein solcher, gegen den wegen einer Blutthat ein Bando (Haftbefehl) erlassen ist und der sich dem letzteren dadurch entzieht, daß er sich in Höhlen und Wäldern versteckt und gegen Häscher verteidigt. Wenn er als dieser Flüchtling seine Häscher tötet, sich an seinen Angebern blutig rächt, seinen Unterhalt durch Gewaltmittel sich verschafft, so findet er dies Thun durchaus berechtigt. Vor einigen Jahren stand ein gewisser Tolu vor dem Schwurgericht in Frosinone und vernahm die Anklage, welche ihn als „Briganten“ bezeichnete. Tolu erhub sich und sprach: „Herr Präsident, ich bin kein Brigant, ich

bin ein Bandit!" Zur Erklärung dieses: Tolu hatte in Sardinien dem Räuber seiner Braut eine Kugel durchs Herz geschossen und sich dann der Haft entzogen, indem er in das höhlen- und waldreiche Gebirge floh, wo er dreißig Jahre hindurch seine Freiheit schützte, indem er mehrere Häscher mit todbringender Kugel traf, dabei seinen Lebensunterhalt auf verschiedene Weise erwarb, ohne jedoch das „Geschäft" eines Räubers zu betreiben. Das Schwurgericht sprach Tolu frei. Man hatte nicht gewagt, den Prozeß in Sardinien anzustellen, weil man wußte, daß dort kein Geschworener ihm ein Leid zufügen würde, verlegte deshalb den Prozeß auf das Festland. Dort hegte man, wie gezeigt, dieselbe Anschauung wie in Sardinien, Tolu kehrte nach Sardinien zurück und ward in seiner Heimatstadt mit Jubel empfangen, als wäre er ein Heros. Das Wort „Bravo" (ein Tapferer) bezeichnete bis in unser Jahrhundert den geschäftsmäßigen Meuchelmörder, d. h. denjenigen, welcher von den Mordanschlägen und den Mordaufträgen anderer einen nach seinen Begriffen durchaus erlaubten Gewinn zog, der oft so bedeutend war, daß ein solcher das Geschäft aufgeben und von seinen Renten behaglich leben konnte, d. h. wenn ihn nicht vorher die Häscher in Gewahrsam gebracht hatten. Das Geschäft der Bravo blühte im vorigen Jahrhundert namentlich in Venedig, wo auch dieser Name aufkam. Der letzte ist verschwunden, die Sache nicht, denn falsche Zeugen und Meuchelmörder kann man noch jetzt, namentlich im Süden Italiens, kaufen, wie Gerichtsverhandlungen neuerer Zeit beweisen. Früher war der Preis billig, ist aber in neuerer Zeit gestiegen. — Roms sagenhafte Anfangsgeschichte erzählt von Briganten und Banditen. Solche waren es, welche, von Romulus herbeigerufen, die erste Ansiedelung auf dem Palatin gründeten. Die Rolle eines „Bravo" übernahm Romulus, als er seinen Bruder Remus meuchlings ermordete, und mit seinen Banditen vollbrachte er die Brigantenthat des Raubes der Sabinerinnen. Trotz solcher Thaten ward Romulus zur Gottheit unter dem Namen Quirnus. Verräterisch hatte man sich desselben entledigt, wie um die Mitte unseres Jahrhunderts König Ferdinand IV. von Neapel sich des Brigantenchefs Baldarelli entledigte, aber Romulus ward vom Senat kanonisiert,

indem ein Senator beschwor, daß er ihn zum Himmel habe steigen sehen *)

Seitdem im römischen Reich Sklavenhandel und Sklavenwirtschaft im großartigen Maßstabe bestand und auf dem Sklavenmarkt der Insel Delos täglich oft 10 000 Menschen verkauft wurden, fehlte es in Italien nie an entlaufenen Sklaven, welche einzeln und in Banden als Briganten ihr Leben fristeten. Die Behandlung der Sklaven, sowohl derer, welche für die Fechterspiele, als derer, welche für die Feldarbeit verwendet wurden, war grausam. Brandmarkung mit glühenden Eisen, schwere Arbeit, schlechte Nahrung, grausame Aufseher, nächtliche Kettenhaft im ergastulum **), das war ihr trauriges Los. Im Jahre 136 vor Christo schüttelten diese Unglücklichen in Sicilien die Ketten ab, ein allgemeiner Sklavenaufstand war die Folge, Raub, Mord und Brand verheerte die ganze Insel. An der Spitze dieser Raubscharen stand Eunus, der sich den Titel König beilegte, auf der ganzen Insel als Zauberer betrachtet und von den besitzlosen Klassen unterstützt wurde. Unter entsetzlichen Greueln ward der Konsul Rupilius dieser Raubscharen Herr und ließ 20 000 der gefangenen Briganten ans Kreuz schlagen. Im Jahre 103 vor Christo erfolgten in Sicilien neue Aufstände, wiederum trat ein Brigantenchef als „König" auf, es war Tryphon, wiederum waren Jahre nötig, um diesen Brigantaggio in Blut zu ersticken. Im Jahre 72 vor Christo folgten dieselben Aufstände auf dem südlichen Festlande Italiens. Der Vesuv und seine Umgebung, ferner der Silawald, der Fluß Silarus (Sele) waren die Stätten wilder Kämpfe zwischen den regulären Truppen und den Raubscharen des Spartakus, der mit 70 seiner Mitsklaven dem Gladiatorenzwinger zu Capua entlaufen war und dann überall die Kerker der Sklaven öffnete, so daß mehr als 50 000 diesem Brigantenchef gehorchten. Am Silarus erlagen sie den regulären Truppen, nachdem manche Legion der Römer in der Nähe des

*) Wie man in Süditalien Verbrecher noch heutzutage in Schutzgottheiten verwandelt, zeigten wir in unserem dritten Teil, Kap. XIX: „Kultus der Gehängten".

**) Das Wort ergastolo bezeichnet heutzutage: Zuchthaus.

Vesuv von ihnen geschlagen war. Am Wege von Capua gen Rom sah man tausende von Kreuzen, an denen die Leichen der Gerichteten zum abschreckenden Beispiel lange hängen blieben, während man auf dem Schlachtfeld am Silarus die Leichen der Erschlagenen den Vögeln als Beute überließ.

Der Schauplatz, auf den wir soeben den Leser führten, war von der angegebenen Zeit an bis zur Mitte unseres Jahrhunderts die Stätte des Brigantenkriegs, der fast ununterbrochen fortdauerte und noch über jene Mitte hinausging. Der Schauplatz umfaßte aber nicht nur den Süden des Landes, sondern auch das Gebiet, welches man später das Patrimonium Petri, dann den Kirchenstaat nannte. Erst vom Jahre 1870 an, als der letztere von Italien inkorporiert wurde, wiederholte sich die Geschichte von Herkules und Cacus, und diese Herkulesarbeit haben italienische Scharfschützen vollbracht. Die Thatsache, daß die Päpste sich unfähig gezeigt haben, den Cacus des Brigantentums zu vernichten, gehört zu denen, welche eine Wiederkehr der weltlichen Papstherrschaft unmöglich machen.

Ein Gegenbild der Sklavenkriege tritt uns im sechzehnten Jahrhundert entgegen, dieselben Ursachen, dieselben Wirkungen. Vom „König“ Marcone, einem Brigantenchef des Silawaldes, welcher von 1560 an ca. 3000 Briganten als absoluter Herrscher befehligte, sprach mit Entsetzen ganz Süditalien. Auf Calabrien lastete schwer die Herrschaft der spanischen Vizekönige, Elend der armen Pächter überall, letztere auf den großen Feudalgütern unter grausamen, habgierigen Grundbesitzern nicht besser daran als Sklaven. Das Elend trieb viele zum Handwerk der Briganten, das Elend schuf den Banden des Marcone unzählige Helfershelfer, die Rache nicht minder. König Marcone (Marco Berardi aus Cosenza) war ein zweiter Spartakus. Welche Wut gegen selbstsüchtige Grundherren in Calabrien herrschte, zeigte sich beim Erdbeben 1783, damals zugleich jene unglaubliche Verwilderung der Einwohner, welche wir früher geschildert haben*). Die Einwohner Calabriens standen auf keiner höheren Kultur- und Sitt-

*) Siehe unseren dritten Teil, Kap. XI: „Der blutige Kardinal“.

lichkeitsstufe, wie die Banden des Spartakus und legten dem „König“ Marcone dieselben Zauberkräfte bei, welche man 130 Jahre vor Christo dem erwähnten „König“ Eunus beigelegt hatte. Jenes System eigennütziger Ausnützung, welches damals eine Hauptquelle des Brigantaggio war und letzterem immer wieder den Charakter der Sklavenkriege gab, ist in Süditalien noch vorhanden. So schrieb der Italien wohlbekannte De Cesare*): „In Süditalien werden die Ärmeren von den Reichen und Besitzenden bis aufs äußerste ausgenutzt (sino al ultimo limite del possibile). Dies halten die Reicheren für ihr Recht und glauben ihren Mitmenschen nichts schuldig zu sein, als den kärglichen Tagelohn, sowie ein spärliches Almosen in gewissen Ausnahmefällen. Hierbei handelt es sich um Millionen, die von billiger Pflanzennahrung ihr Leben fristen und die, wenn sie solche Nahrung nicht hätten, überhaupt keine Nahrung besäßen.“ Marcone schlug, wie Spartakus, widerholt die Infanterie und Kavallerie spanischer Vizekönige, bis er der Übermacht erlag und seine Brigantenthaten durch eine Hinrichtung entsetzlicher Art büßte. — Auch das Verfahren, welches römische Konsuln gegen die Briganten des Sklavenkrieges zur Anwendung brachten, hat sich in christlicher Zeit mehrfach wiederholt. Kein Pardon, summarisches Handeln, grausame Hinrichtung, das war in alter, sowie wiederholt in neuer Zeit die Losung. An Stelle des römischen Kreuzes benutzte man später den Galgen. Von diesem Mittel machte der im Jahre 1497 in Neapel gekrönte Friedrich gegen die Briganten einen ausgiebigen Gebrauch. Hatte man einst, wie oben bemerkt, am Wege von Capua zahllose Kreuze gesehen, so erblickte man unter Friedrichs Regierung vor den Thoren Neapels lange Reihen von Galgen und an denselben die wochenlang hängenden Leichen von Briganten. Ein Rehabeam wider die letzten war Papst Sixtus V. 1585. Sein Vorgänger Gregor XIII., welcher im 83. Lebensjahr das Zeitliche segnete, hatte zwar den Kalender verbessert und als sein Lieblingsgeschäft die Vermehrung jesuitischer Pflanzschulen betrieben, hinterließ aber den Kirchenstaat als ein Brigantenchaos.

*) „Corriere di Napoli“, 1889, N. 243.

In der Campagna di Roma hausten Banditen und Briganten, Zigeuner und Hexen, Vagabonden, Eremiten und Wölfe. Die Zahl der Banditen war stets eine ansehnliche, denn viele erwählten diesen „Stand“, nachdem sie einen Mord begangen hatten. Die öffentliche Sicherheit war im Kirchenstaat zu einer Fabel geworden, denn die Feudalherren waren nicht nur Freunde und Beschützer der Räuberbanden, sie wurden sogar ihre Häuptlinge, als Gregor XIII. bei fünfzig dieser Barone eine Konfiskation der Güter vornahm. Unter den vielen Bandenchefs jener Zeit war mehr als ein Spartakus, und ein Priester namens Ardeatino nannte sich König der Meeresküste und der Berge. Neben ihm glänzten als Häuptlinge L. Malatesta, der Priester Guercino, Alphonso Piccolomini, F. della Ripa, Marianaccio mit dem Beinamen der Menschenfresser und viele andere. Zwar wurde nach Kräften gehängt und geköpft, man sandte Infanterie, Kavallerie, Artillerie aus, man setzte Belohnung auf jeden eingebrachten Banditenkopf, aber ohne Erfolg, Gregor starb, die Briganten triumphierten, aber nicht lange. Der Kardinal Perretti, Sohn eines Schweinehirten aus der Gegend von Ancona, welcher fünfzehn Jahre lang in Nachahmung des Brutus die Rolle eines Stupiden gespielt hatte, ward zum Papst erwählt, nannte sich Sixtus V. und sagte, als man schmeichelnd meinte, seine Regierung werde vielen Glück bringen: „Nicht für alle“. An seinem Krönungstage überreichte ihm der Senator Romae ein Verzeichnis von inhaftierten Verbrechern, und erwartete mit den Kardinälen, daß Sixtus, der päpstlichen Gewohnheit treu, die Gefängnisse öffnen und Amnestie eintreten lassen werde. Glühenden Auges lehnte der Papst diese alte Schwäche ab und rief: „Ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert“. — Sofort nach Antritt der Regierung schleuderte er wider die Briganten drei Bullen, welche wie Blitze auf die Räuberbanden niederschmetterten. In denselben wurden die Feudalherren und Communen für die Austilgung der auf ihrem Gebiete sich zeigenden Briganten verantwortlich gemacht, ferner der Mord eines Briganten für eine verdienstliche Handlung erklärt. Alle Belohnungen sind in der dritten Bulle genau bestimmt, als z. B.: Wenn ein Brigantenhäuptling

einen andern Häuptling lebend oder tot der päpstlichen Kurie überliefert, so erhält er als Belohnung Amnestie, sowohl für sich, als auch für vier andere Briganten, welche ihm bei der Ermordung jenes Häuptlings geholfen haben. Wenn ein gewöhnlicher Brigant einen Häuptling tötet, so erhält er Amnestie für sich und zwei andere Briganten, sowie 300 Dukaten als Belohnung, letzteres jedoch nur, wenn er einen lebendigen Häuptling abliefert. Wenn ein gewöhnlicher Brigant einen andern gewöhnlichen Briganten tötet, so erhält er für sich und zwei seiner Kollegen Amnestie nebst 50 Dukaten Belohnung. — Sixtus V. wollte Brigantenköpfe und er erhielt sie! Ein anderer Blitzstrahl seiner Hand traf Kirchen und Klöster, welche bekanntlich das Asylrecht besaßen und von demselben in einer Weise Gebrauch machten, daß dadurch das Brigantentum sich vermehrte und das Sicherheitsgefühl der Briganten sich befestigte. Manches Kloster ward auf diese Weise eine Banditenzuflucht und manche Kirche herbergte Räuber, an denen die Kanoniker mit scheinbarem Erfolg Bekehrungsversuche anstellten. Dies Asylrecht ward beseitigt.

Leo XII. ließ das im Kirchenstaat so verhaßte Asylrecht wieder herstellen und dehnte dasselbe nicht nur auf die Kirchen aus, sondern auch auf die dem Vatikanischen Kapitel gehörenden Besitzungen in der Campagna di Roma. So wurden gewisse Orte der letzteren zu Nestern der Banditen und Mörder, obgleich der Papst in Ausübung der Justiz den sogenannten exemplarischen Tod (morte essemplare) einführte, d. h. die Vierteilung. Das war derselbe Papst, der aus Haß gegen die Wissenschaft die Impfung abschaffte*).

Sixtus V. war sich bewußt, daß er Wölfe und Tiger, nicht Schafe, zu weiden habe. Er weidete sie: Die Brigantenköpfe wurden gebracht. Der erste gehörte dem erwähnten „König" Ardeatino, man brachte ihn dem Papst auf einer mit Bändern geschmückten Stange. Der zweite gehörte dem Priester Guercino, gleichfalls „König" genannt, man brachte seinen mit einer Krone gezierten Kopf. Sixtus V. sah diese Köpfe mit Freuden. Das Mordschauspiel begann. Galgen, Schafotte sah man nicht nur in

*) **Silvagni, La Corte e la Soc. Rom III, 124.**



Rom, sondern auch überall da, wo ein Kardinal als päpstlicher Delegat Todesurteile fällte. Hängen, Köpfen, Vierteilen, Verbrennen war ein gewöhnliches Schauspiel. Die Engelsburg bot einen entsetzlichen Anblick. Oben hingen und blieben hängen die Leichen der Gerichteten, unten lagen Haufen von Köpfen, „so zahlreich, wie Melonen auf dem Markt". Als im August 1585 der Verwesungsgeruch unerträglich wurde und sich der Stadtrat mit der Bitte an den Papst wandte, Köpfe und Leichen zu beseitigen, schlug derselbe dies Gesuch ab und äußerte, der Geruch, welcher von der Schlechtigkeit der Lebenden aufsteige, sei viel ärger. Sixtus erreichte seinen Zweck und dies um so leichter, weil die Grenznachbarn im Norden und Süden seinem Beispiel fogten. Fünf Jahre später, im Jahre 1590, schloß er die Augen, und die Römer, anstatt diesem Brigantenvertilger ein Denkmal zu setzen, fluchten seinem Andenken und sein Name ward zum Sprichwort. Kaum war Sixtus V. tot, da lebte der Brigantaggio wieder auf.

Er hatte das Unkraut abgemäht, was aber that er, was thaten seine Nachfolger zur Vertilgung der Wurzeln? Nichts. Was thaten sie, um in Schulen der Jugend einen besseren Geist einzuflößen, was geschah für die Volkserziehung? Nichts.

Die päpstliche Regierung machte es wie die Regierung der Kaiser, sie sorgte für Unterhaltung des Volkes. Hier nur ein Beispiel. Die Piazza Navona (Circo Agonale), einst ein Cirkus, war im vorigen Jahrhundert vertieft, und so war es möglich, sie von Zeit zu Zeit mit Wasser zu füllen und mit Hilfe zierlicher Barken das Schauspiel eines Wasserkarnevals zu bieten*). Jetzt ist der Platz erhöht und die Überschwemmung unmöglich. Die durch päpstliche Gnade zu Reichtum und Ansehen gelangten römischen Familien, dieses Neupatriziat der Parvenus, öffnete ihre herrlichen Gärten dem Publikum, in erster Linie die Familie Borghese, in deren Park noch im vorigen Jahrhundert großartige, mit Wettrennen verbundene Feste gegeben wurden.

Für die Änderung des sittlich=religiösen Volksgeistes geschah

*) Silvagni, a. a. O. III, 189.



nichts. Es blieb daher jene Anschauung, welche sich bei Juvenal (XIII, 100) so ausspricht:

„Sei bei den Göttern der Zorn auch groß, er nahet doch langsam
Sorgen sie auch dafür, die Schuldigen alle zu strafen,
Wann einst treffen sie mich? Doch vielleicht auch find' ich die Gottheit
Noch erbittlich; sie pflegt zu verzeihen dergleichen. Von vielen
Werden dieselben Vergehen mit sicherem Glücke geübet."

So dachte auch der in römisch-katholischer Anschauung aufgewachsene Brigant und versuchte sein Glück immer aufs neue. Kannte er doch in den höheren Regionen der Gesellschaft Briganten und Schurken genug, alle voll Lug und Trug, zur Erpressung auf feine Manier bereit und doch kraftlos. Warum sollte man nicht Brigant sein? Regte sich bei einem solchen das Gewissen, so war die Beschwichtigung nicht schwer. Gab es nicht Heilige und Madonnen, deren Gunst und Fürbitte man durch Gaben und Geschenke erkaufen konnte? Die antike Anschauung spricht sich auch in den Strophen des Ovid aus:

„Uns auch besticht Rücksicht, uns freuen Festtag und Altäre
Denn ehrgeizig zumal sind wir, der Götter Geschlecht."
Fasti V, 597.

Daß die Heiligen und Madonnen so gesinnt seien, wähnte der Brigant und teilte mit dem Papst und den Kardinälen dieselbe Anschauung. Warum also nicht das Brigantengeschäft üben? Die Briganten des Spartakus hatten geweihte Schleuderkugeln, die Briganten in Mittel- und Süditalien besaßen Amulette und versäumten nicht, den Rosenkranz gelegentlich zu beten. Unter unzähligen Weihegaben in süditalienischen Kirchen finden sich auch Dolche und Pistolen, Gaben dankbarer Briganten. Die römischen Räuber und Diebe besaßen in der Laverna eine schützende Gottheit *), die „christlichen" Briganten stellten sich unter den Schutz der Madonna. Die Madonna von Carmine in Neapel wird unter dem Namen: „Mamma del Carmine" von allem Diebs- und Mordgesindel angerufen. — Ein Brigant, welcher das „Ge-

*) Preller, Römische Mythologie S. 218 u. 459.

schäft" des Raubens und Mordens erwählt hatte, hielt sich doch für einen guten Christen, wenn er nur gewisse religiöse Übungen und Gaben an die Heiligen nicht versäumte. Die Heiligen lohnten ihm solche Aufmerksamkeit sicherlich. Padre Rocco, ein berühmter Straßenprediger Neapels im vorigen Jahrhundert, suchte die Lazzaroni zu einem besseren Kultus des St. Giuseppe zu bewegen und erzählte ihnen die Geschichte von einem Briganten, welcher, nachdem er gehängt war, auf Verwendung des heiligen Joseph, dem er stets einen Spezialkultus widmete, direkt ins Paradies gelangt sei.

Domitian, der grausamste unter den römischen Kaisern, bestrafte mit der äußersten Strenge eine Verletzung der den Göttern schuldigen Ehrfurcht und hielt, obgleich er selbst gemeinen Lastern fröhnte und seiner Habgier und Grausamkeit viele Menschenleben opferte, strenge auf Rechtlichkeit und Ehrbarkeit bei anderen. Den Göttern baute er viele Tempel und sein Hofdichter Martial sagt, wenn die Götter dem Kaiser zurückzahlen müßten, was er ihnen geschenkt, so gebe es im Himmel eine große Versteigerung und jeder Gott müßte alles verkaufen, was er hat. „Warten mußt Du, Du mußt Geduld noch haben, o Kaiser, Dich zu bezahlen gebricht's Jupiters Kasten an Geld *)."

Zu Anfang unseres Jahrhunderts wütete die Hydra des Brigantentums auf demselben Gebiet, wo Spartakus mit seinen Raubscharen kämpfte und dieselben Mittel von Feuer und Eisen wurden gegen sie zur Anwendung gebracht, welche die Römer zu ihrer Bekämpfung benutzt hatten. Der Bourbonenkönig Ferdinand IV. hatte im Jahre 1799 die Brigantenscharen des Kardinals Ruffo gegen Franzosen und Liberale (auch Jakobiner genannt), ins Feld geschickt **), er war diesen Raubscharen und ihren Häuptlingen, wie Fra Diavolo u. a. Dank schuldig. Für kurze Zeit in sein Reich zurückgekehrt, mußte er wieder weichen, als Napoleon seinen Bruder Joseph zum König machte. Der Brigantaggio nahm riesige Dimen-

*) Martial, Epigramme Buch IX, 3.

**) Siehe unseren dritten Teil, Kap. XI: „Der blutige Kardinal".



sionen an und die Briganten brüsteten sich als Verteidiger des Bourbonenthrones. Im Jahre 1809 versuchte Ferdinand IV. von Sicilien aus die Wiedergewinnung seines Thrones und schickte ein Heer von 15 000 Mann, unter ihnen 3000 angeworbene Briganten, über die Meerenge zum Festland. Dieser Feldzug brachte dem König nichts, den Briganten desto mehr. Sie agierten auf eigene Hand und bald, nachdem die regulären Truppen aufgelöst waren, behaupteten sie das Feld. Unglaubliche Zustände waren die Folge. Es bildeten sich in Süditalien Räuberbanden, welche sogar nach tausenden zählten. Die Bande des Häuptlings Scarola hatte 4000 Mitglieder, größtenteils Galeerensträflinge, die Provinz Salerno war unsicher durch eine Schar von tausend Mann, zur Hälfte beritten. Reisende wurden geplündert, reiche Besitzer in die Berge geschleppt, vereinzelte Soldatenscharen massakriert, Städte und Dörfer belagert, erobert, geplündert, von anderen Greueln zu schweigen. Das Jahr 1809 hatte für das Königreich Neapel 33 000 durch Briganten verübte Verbrechen aufzuweisen, viele Verbrechen kamen nicht zur Kenntnis der Behörden. Beständiger Guerillakrieg wütete, Soldaten füsilierten gefangene Briganten und umgekehrt, es war eine Zeit, welche alles Menschliche im Blut ersticken zu wollen schien. Da bestieg König Murat den Thron, und sein erster Regierungsakt bestand in Erlassen, welche denen Sixtus' V. ähnlich waren. Als sie nichs fruchteten, übergab er die Vertilgung der Briganten dem General Manhès. Wohl nie hat es einen Chirurgen gegeben, der durch umbarmherzige Messerschnitte in so kurzer Zeit einen so schweren Schaden entfernte. Vor ihm hatten schon andere geschnitten, aber teils aus Unkunde, teils aus Furcht oder Nachsicht die eigentliche schadhafte Stelle kaum berührt. Manhès machte es anders. Mit Grausen steht man der Kaltblütigkeit, der grauenvollen Konsequenz dieses Soldaten gegenüber. Wir haben nicht die Aufgabe, ihn zu verteidigen oder zu beschuldigen, es handelt sich für uns nur um die Angabe des Thatsächlichen, wobei wir nicht vergessen dürfen, daß der Brigantaggio eine Kannibalität und Bestialität entwickelte, die gleichfalls mit Entsetzen erfüllt. Manhès wandte sich zunächst nicht gegen die Briganten selbst, sondern gegen diejenigen, durch

deren mannigfaltige Unterstützung jene existierten. Um die tausende von Helfershelfern zu vernichten, kam nur eine Strafe zur Anwendung. die Todesstrafe durch Erschießen auf der Stelle. Sie traf einen jeden, der einem Briganten nur ein Stück Brot, nur ein Glas Wasser reichte, jeden, der mit einem solchen irgendeine Verbindung pflegte, jeden, der mit Proviant versehen außerhalb einer Stadt oder eines Dorfes betroffen wurde, jeden, den man nach Sonnenuntergang auf dem Felde antraf, jeden, der seine Herde nicht am Abend in die Stallungen trieb. Verwandte von Briganten wurden als Geiseln benutzt, ganze Dörfer gezwungen, ihre Einwohner zur Brigantenjagd auszusenden. Bei einem beständigen Füsilieren von Schuldigen und Unschuldigen, von Kindern, Frauen, Männern, Greisen, von beständiger Gefahr umringt, verwilderten die Soldaten des Generals Manhès, beispiellose Grausamkeiten sind geschehen, aber das Ziel ward erreicht, im Laufe weniger Monate war kein Brigant in Süditalien mehr vorhanden, die öffentliche Sicherheit wieder hergestellt — leider nur für kurze Zeit. Während der Jahre Murats kämpften die Franzosen ebenfalls im Kirchenstaat gegen die Briganten, welche dort ebenso hausten, wie im Süden und zwar so arg, daß Napoleon I. sich veranlaßt sah, den Krieg gegen dieselben zu befehlen. Weil das Verfahren des Generals Manhès hier nicht vollständig zur Anwendung kam, war auch der Erfolg kein vollständiger. Im Jahre 1814 ward der Kirchenstaat wieder hergestellt.

Als Pius VII. auf seiner triumphierenden Rückkehr nach Rom 1814 die Stadt Cesena berrührte und daselbst Messe las, erzählte man, es sei ihm das Wunder der estasi widerfahren, er sei nämlich vor dem Altar wunderbar in die Höhe gehoben. Das war freilich ein großes Wunder, aber doch nicht groß genug, um den Briganten Furcht einzujagen. Der Brigantaggio nahm wieder große Dimensionen an und die Reihe der folgenden Päpste hatte keinen Herkules aufzuweisen. Im Jahre 1815 erfolgte die Restauration in Neapel und die Rückkehr des Bourbonenkönigs war das Signal zu einer völligen Restauration des Brigantaggio. Wir werden später die Mittel erkennen, welche man nach 1815 im Kirchenstaat und in Süditalien gegen die genannte Hydra be-

nutzte, und werden gestehen, daß sie seltsamer waren, als die „estasi“ Pius' VII.

Verfolgen wir jetzt den schwarzen Faden der Brigantengeschichte durch einen Zeitraum von fast zweitausend Jahren.

„Das Kaiserreich ist der Friede.“ Als den friedenbringenden Heiland des Römischen Reiches pries man den Imperator Augustus. „In Frieden sind Land und Meer; die Städte blühen in Gesetzlichkeit, in Eintracht und Wohlstand; an allen Gütern ist Überfluß.“ So lautet eine Inschrift aus den Jahren des Augustus. Der mit ihm dem Weltreich geschenkte Friede dauerte mit geringer Unterbrechung dritthalb Jahrhunderte. Die Erde hatte, wie der Redner Aristides zur Zeit der Antoninischen Kaiser sagte, das Eisen abgelegt und erschien im Festgewande. Augustus verlieh auch der Religion neuen Glanz und hohe Würde.

„— — er weihte Gelübde Italiens Göttern,
Rings in der Stadt dreihundert mit Pracht sich erhebende Tempel.
Laut vom Spiel und Gejubel und Fröhlichkeit schollen die Gassen.“
Äneis VIII, 715.

Eine Reformation auf diesem Gebiete hatte freilich mit der Besserung des sittlichen Lebens nichts zu schaffen. Der Kultusprunk des Augustus war nur eine glänzende Hülle über einen inwendigen Moder.

Unter der Regierung des Augustus und der Livia herrschte in Rom allgemein Scheinheiligkeit, unter deren Mantel sich eine ebenso allgemeine Verwilderung der Sitten barg, die am meisten in der vornehmen Welt herrschte und ihren Gipfel unter Claudius und Nero erreichte.

„Und wann zeigten sich mehr in üppiger Fülle die Laster?“

So fragt im Hinblick auf seine Zeitgenossen der im Jahre 47 n. Chr. geborene Satiriker Juvenal (I, 87).

„Keine Verruchtheit fehlt, kein Unzuchtfrevel von da an,
Daß Roms Armut schwand. Seitdem ergoß sich zu jenen
Hügeln Sybaris hin, seitdem Miletos und Rhodos
Und das bekränzte, die Lust austobende, trunkene Tarentum.“

Die religiöse Restauration hatte mit dem sittlichen Leben ebenso wenig zu schaffen wie die unter Konstantin. Beiden Herrschern, dem Augustus und Konstantin, war an dem Walten von Schutzgottheiten gelegen; der erstere erwählte den Apollo, der letztere hielt Christus für einen Schutzgott. Als die Burgunder das Christentum annahmen, hofften sie auf die Hilfe eines neuen Siegesgottes gegen die Hunnen; die Longobarden hegten ähnliche Hoffnung; die Bekehrung der Franken hatte mit dem Christentum nichts, desto mehr mit der Politik zu schaffen, wie die Geschichte der Merovinger von Chlodwig an beweist.

Auch die Behauptung von dem durch Augustus begründeten Weltfrieden bedarf einer Einschränkung. Wohl war, so lange keine Völkerkriege stattfanden, der Weltverkehr gewährleistet und gefördert durch das großartige Straßensystem des römischen Reiches, sowie durch Verkehrsmittel aller Art; dabei aber war Sicherheit vor Briganten keineswegs vorhanden, und die Zahl derjenigen Stellen römischer Litteratur, welche das ununterbrochene Vorhandensein des Brigantaggio zur Kaiserzeit sowie stets erneute Maßregeln gegen denselben bezeugen, ist so groß, daß ein Zweifel in Hinsicht jenes Faktums nicht aufkommen kann. Hierzu kommen verschiedene Inschriften aus der Kaiserzeit, z. B. die, welche besagt, daß der Kaiser Commodus im Jahre 185 das gesamte Donauufer durch Erbauung von Burgen und Garnisonen gegen Einfälle von Räubern schützte*). Brigantenanfälle ereigneten sich nicht nur in Grenzgebieten und unzivilisierten Gegenden, sondern in allen Teilen des römischen Reiches, wie die erwähnten Stellen beweisen. Wenn in dem neutestamentlichen Gleichnis vom barmherzigen Samariter von Briganten die Rede ist, welche den Weg von Jerusalem nach Jericho unsicher machten, so wird dies in einer Weise erzählt, aus der wir schließen müssen, daß es sich um eine bekannte Sache handelte. Solche Briganten pflegten schon damals in Waldgebirgen ihre Schlupfwinkel zu haben, wie uns der Geograph Strabo, ein Zeitgenoß des Augustus, bezeugt (XII, 7 und 8). Tertullian (Apolog.) schrieb am Ende des zweiten Jahrhunderts: „Um

*) Friedländer, Sittengeschichte Roms II, 42.

die Räuber aufzuspüren, sind in allen Provinzen Soldatenposten aufgestellt.“ Wir beschränken uns im Folgenden auf Italien. — Unsere Erwartung, daß in diesem Zentrallande römischer Kultur das Räuberwesen zur Kaiserzeit eine unbedeutende Ausdehnung hatte, wird getäuscht, wenn wir nur einige Nachrichten römischer Schriftsteller ins Auge fassen.

Sueton erzählt in seinen Kaiserbiographieen von Augustus (Kap. 32) wörtlich: „Öffentlich zeigte sich eine große Zahl von Landstreichern, die, wie sie vorgaben, zu ihrem Schutze das Schwert an der Seite hatten. Vielfach wurden Reisende, Freie und Sklaven, geraubt und verschwanden in den Sklavenhäusern der Großgrundbesitzer; überall bildeten sich Verbrechergesellschaften unter dem Namen einer neuen Zunft zur gemeinsamen Ausübung von Verbrechen. Augustus steuerte dem Räuberwesen dadurch, daß er an geeigneten Stellen Militärposten aufstellte.“ Diese Stelle malt uns das echte italienische Brigantentum, wie es leibt und lebt. Wenn Sueton das Wort „Brigantaggio“ benutzt hätte, so möchte man meinen, er hätte jene Zeilen zur Zeit eines Gregor XIII., eines Leo XII., eines Königs Ferdinand IV. geschrieben. Unter der Regierung des Kaisers Tiberius wurden viertausend Personen, welche ägyptischem und jüdischem Aberglauben ergeben waren, nach Sardinien geschickt*), um dort die Briganten zu bekämpfen. So erreichte man ein doppeltes Ziel, man wurde jene Hexenmeister los und die Briganten — — nicht! Von den Thaten der letzteren erwähnt Plinius in seiner Naturgeschichte im Kapitel von den Hunden (VIII, Kap. 40) ein Beispiel: „Bei uns hat ein Hund den berühmten Volcatius, als er zu Pferde von seinem Landgute heimkehrte und der Abend hereinbrach, gegen einen Briganten**) verteidigt.“ Daß die Pontinischen Sümpfe schon zur Kaiserzeit den Briganten Schlupfwinkel boten, bezeugt zu Anfang des zweiten Jahrhunderts Juvenal (III, 305):

---

*) **Tacitus**, Annalen II, 85.

**) Mit diesem modernen Wort möchten wir das lateinische praedo und latro, sowie das griechische lesterios übersetzen.

„Manchmal führt mit dem Stahl auch ein plötzlicher Räuber das Werk aus.
Während man schützend besetzt durch bewaffnete Scharen der Wächter
Hält den Pontinischen Sumpf.“

Die Unsicherheit der Wege bezeugt derselbe mit folgenden Strophen (III, 305):

„Wirst du bei Reisen des Nachts vor Schwert und Spießen dich fürchten,
Und vor dem Schatten des Rohrs, das im Mondschein schwanket, erbeben:
Gehet der Wanderer leer, dann wird vor dem Räuber er singen.“

Sogar mehrere Namen von Brigantenhäuptlingen, welche im zweiten Jahrhundert berühmt waren, wie in unserem Jahrhundert ein Fra Diavolo und Gasparone, sind uns überliefert. Der eine hieß Tilloboras. Es ist bemerkenswert, daß Arrianus, Feldherr und Staatsmann, einer der ersten Vertreter griechischer Litteratur des zweiten Jahrhunderts, Verfasser eines Handbuchs der stoischen Philosophie sowie einer Biographie Alexanders des Großen, es nicht unter seiner Würde hielt, eine Lebensbeschreibung jenes Briganten zu verfassen*). Wir sehen aus dieser Thatsache, daß das Publikum den Briganten seine Aufmerksamkeit zuwendete. Dasselbe beweist Dio Cassius, Verfasser einer teilweise erhaltenen römischen Geschichte. Im zehnten Kapitel des sechsundsiebzigsten Buches ist ein ausführlicher Bericht über den Brigantenhäuptling Felix Bulla enthalten, der unter der Regierung des Kaisers Severus mit einer Bande von sechshundert Mann einen großen Teil Italiens unsicher machte und Jahre hindurch der Verfolgung ebenso spottete, wie später viele Briganten im Kirchenstaat und Süditalien. Was wir von seinen Helfershelfern lesen, erinnert lebhaft an das Brigantentum der Neuzeit. „Er wurde nicht gesehen, wenn man ihn sah; nicht gefunden, wenn man ihn fand; nicht ergriffen, wenn man ihn gefangen nahm.“ Einer seiner kühnen Handstreiche erinnert an einen Räuberhauptmann unseres Jahrhunderts, der plötzlich eines schönen Abends das Theater einer Stadt im Kirchenstaat besetzte und von der Bühne aus zehn anwesende Personen bezeichnete,

*) Dies erwähnt sein Zeitgenosse, der Satiriker Lucian, in der Biographie Alexanders, des Lügenpropheten.

welche auf seinen Befehl nachhause gehen und ihm eine bestimmte Summe Geldes bringen mußten. Er befahl und sie gehorchten. Die Gefangennahme des Bulla geschah durch List, wobei, wie später oft, Verrat einer Räuberbande beteiligt war. Wider solche Briganten kam ohne Gnade die verschärfte Todesstrafe zur Anwendung. Man benutzte das Kreuz, oft auch die Bestien des Amphitheaters; die Leichen blieben oft lange am Orte der Hinrichtung oder dienten den Geiern zum Fraß. Welche Zustände Ende des vierten Jahrhunderts herrschten, beweist ein Erlaß des Kaisers Theodosius vom Jahre 392. Er spricht von der Raserei der Räuber, von der Nachsicht, welche ihre Ausbreitung begünstige und von strengen Maßregeln, welche anzuwenden seien *).

Zur Zeit des Kaisers Severus bezeugte sich Rom dem Heere dankbar und setzte einen neben dem Triumphbogen dieses Kaisers gefundenen Gedenkstein mit der Inschrift: „Dem Genius des Heeres, welches durch Vertilgung der grausamen Briganten (latrones) pflichttreu der Erwartung der Römer und den Wünschen aller entsprach.“ — Diese Vertilgung der Briganten geschah im Anfange des dritten Jahrhunderts. Daß sie eine nur vorübergehende war, beweist das erwähnte Edikt des Theodosius, welches auch deshalb lehrreich ist, weil es die Nachsicht (Schwäche?) als Mittel der Brigantenvermehrung bezeichnet.

Die Klage über Mangel an öffentlicher Sicherheit zieht sich durch das ganze Mittelalter, aber der Brigantaggio erscheint nur wie eine Welle in einem breiten, tiefen Strome des Verderbens. Wenn ein Historiograph es unternehmen würde, eine Geschichte des mittelalterlichen italischen Räubertums zu schreiben, so würde er die Folgen der Völkerwanderung und die Zustände jener Jahrhunderte schildern müssen; er müßte zeigen, welchen Zusammenhang das Faustrecht und das oft mißbrauchte Asylrecht mit dem Räubertum hatte; ferner, wie die Kirche das Verbrechen förderte durch ihre Bußpraxis und Pönitenzbücher, welche den Preiscourant der Zahlungen für Morde und andere Verbrechen enthielten; er müßte jenes Chaos von Lastern und Verbrechen zeigen.

*) Friedländer, a. a. O. II, 43.

von welchem das zehnte Jahrhundert erfüllt war, und in der Geschichte der Normannen nachweisen, wie das Papsttum durch Gregor VII. sich mit einem Brigantentum höheren Stils verbündete und demselben seinen Segen erteilte. Endlich wären die letzten Jahrhunderte des Mittelalters zu schildern, als in Italien die Parteiungen beständige Fehden und Greuel der Raubsucht herbeiführten. Wir haben hier nur zu konstatieren, daß sich durch das Mittelalter der schwarze Faden des Brigantaggio hindurchzieht und daß die römische Kirche in dieser Hinsicht nichts gebessert hat.

Ein trauriges Erbe ging vom Mittelalter in die Neuzeit über, wie der mit allgemeiner Sittenverderbnis zusammenhängende Brigantaggio unter Gregor XIII. und der Brigantenkrieg unter Sixtus V. beweist. Wir haben beide Päpste bereits kennen gelernt, auch ihren Zeitgenossen, den „König" Marcone und die Zustände in Süditalien. Vergleichen wir dies Räubertum mit demjenigen unter den römischen Kaisern, so ist keine Besserung wahrzunehmen.

Kaum hatte sich die Nachricht vom Tode Sixtus V. verbreitet, da tauchten sofort drei neue Brigantenführer auf: Giacomo del Gallo, Banditenvater genannt; ferner Marco Sciarra und Piccolomini, Herzog von Monte Marciano. Die Zeiten eines Felix Bulla kehrten wieder. Nachdem der erstere im Kampf gefallen war, setzten die beiden letzteren das „Geschäft" fort und befehligten in Compagnie eine Schar von ca. 1000 Mann, indem sie bald im Kirchenstaat, bald in den nördlichen und südlichen Grenzgebieten ihre Namen gefürchtet machten. Piccolomini starb auf dem Schafott; Marco Sciarra, dem der Boden des Kirchenstaates und Neapels zu heiß wurde, ließ sich von der Republik Venedig anwerben, welche mit den Türken zu kämpfen hatte, und als Papst Klemens VIII. drohend die Auslieferung jenes Briganten verlangte, ging man in Venedig darauf nicht ein, befriedigte aber den Papst auf andere Weise, indem man den Dienst eines „Bravo" benutzte, welcher jenen Sciarra ermordete. Der Kampf gegen die Räuber glich der Jagd auf Wölfe. An einer Stelle decimiert, tauchten sie an einer anderen wieder auf, und obgleich der Vizekönig von Neapel in seinem Reich ebenso verfuhr wie der Papst, war doch von einem bleibenden Erfolg keine Rede. Dazu kam 1647 die

Revolution des Fischhändlers Masaniello in Neapel (Thomas Aniello), welche die Zahl der Räuber im Süden zu einer furchtbaren Höhe anwachsen ließ. Im achtzehnten Jahrhundert war es nicht besser als im siebzehnten, wie die Erlasse Ferdinands IV. *), welcher 1760 auf den Thron gelangte, beweisen. — Stellen wir den Briganten eine andere Schar gegenüber. Im achtzehnten Jahrhundert hatte die Stadt Neapel 16500 Geistliche, das Reich Neapel 115000 Geistliche, darunter 22 Erzbischöfe, 116 Bischöfe. Wie ist die Thatsache zu erklären, daß in dem Lande, welches diesen Überfluß an geistlichen Kräften besaß, der Brigantaggio am ärgsten war? **)

Ende vorigen Jahrhunderts begann für die Briganten Süditaliens eine Periode, welche bis zum Jahre 1860 währte, die Glanzperiode, welche den Räubern den Nimbus der Kreuzfahrer verlieh, sie in den Dienst der Religion stellte und glänzend belohnte. Wenn einmal ein Historiograph die Geschichte des italienischen Brigantentums schreibt, so wird er vielleicht für den erwähnten Abschnitt die Überschrift wählen: Die Apotheose des Brigantaggio.

Gegen die neue Bewegung, welche sich Ende vorigen Jahrhunderts von Frankreich aus auch im Süden Italiens verbreitete, wo sie namentlich in den höheren Klassen Anhänger fand, ließ der König Ferdinand durch Heerscharen von Geistlichen und Mönchen einen Kreuzzug predigen. Die Religion ist in Gefahr! So hieß das Thema, und infolge dessen begann die Verfolgung der „Liberalen". Eine zweite Folge war die Neubildung von Räuberbanden, welche im Namen der Religion die von Norden her einrückenden Franzosen bekämpften und nebenbei ganz Süditalien unsicher machten. In den Abruzzen hauste Pronio, ein entlaufener Galeerensträfling, sowie Rodio, ein gewesener Advokat; in Campanien finden wir Michele Pezza, genannt Fra Diavolo (Bruder

---

*) Vom Wiener Kongreß an nannte er sich Ferdinand I. Er regierte von 1760—1825.

**) Über das Verbrecherwesen im allgemeinen bitten wir zu vergleichen unseren dritten Teil, Kap. IX: „Die Verbrecherinsel".



Teufel), einen Franziskaner, von welchem König Ferdinand sagte: „Dieser Teufel ist für mich ein Engel.“ In Calabrien hauste der Kannibale Mammone, welcher in Blutthaten und Bluttrinken den Wilden Afrikas nicht nachstand*). In der Provinz Salerno führte sogar der Bischof von Capaccio eine solche Bande gegen die Franzosen und die Liberalen. Die Städte, welche des Liberalismus verdächtig waren, wurden von den Briganten oft greulich verwüstet, bei welcher Gelegenheit dieselben nicht versäumten, im Namen der Religion zu plündern und zu morden. Im Namen der Religion rief der Kardinal Ruffo das gesamte Raub- und Mordgesindel des Südens unter seine Fahne, nannte diese Armee mit dem Namen der Santa fede und watete von Calabrien bis Neapel in Strömen vergossenen Blutes**). Als für kurze Zeit der Thron der Bourbonen wiederhergestellt und die parthenopäische Republik beseitigt war, ernannte Ferdinand den Kardinal Ruffo zum Generallieutenant, die Räuberhäuptlinge, wie Fra Diavolo, Pronio und Mammone zu Generälen, und verlieh ihnen das Kreuz des Konstantin-Ordens sowie reiche Dotationen, welche den konfiszierten Gütern der Liberalen entnommen wurden.

Die heidnischen Römer hingen Räuber an die Kreuze, der christliche Ferdinand hing Kreuze an die Räuber.

Die Räuberbanden waren zur Belohnung in das neapolitanische Heer eingereiht, aber nach wenigen Jahren schon desertierten sie alle und begannen aufs neue das alte Brigantenleben in den Bergen. Nach der Schlacht von Austerlitz erklärte Napoleon den Bourbonenthron für erledigt, und infolge dessen erließ Ferdinand IV. an seine getreuen Briganten einen Aufruf. Sie erschienen auf dem Plan, die altbewährten: Fra Diavolo, Mammone und viele andere unter ihnen; auch der Häuptling Santoro, der sich den Titel „König“ beigelegt hatte. Mit ihnen hatten es die Franzosen unter Joseph, welcher den Thron Neapels von Napoleons Gnaden erhielt, zu thun. Der Schauplatz blutiger Kämpfe und

*) Über ihn mehr in unserem dritten Teil, Kap. XI: „Der blutige Kardinal“.

**) Siehe unseren dritten Teil, Kap. XI: „Der blutige Kardinal“.



kannibalischer Greuel war hauptsächlich Calabrien. Zwei Häuptlinge fielen in die Hände der Franzosen, Rodio und Fra Diavolo; der erste ward erschossen, der zweite in Neapel gehängt. Als die Königin Karoline in Palermo den Tod dieses ihres „Freundes" erfuhr, ließ sie daselbst eine prächtige Leichenfeier mit Musik und Messe zu Ehren desselben anstellen. Auf Joseph folgte Joachim Murat, der Schwager Napoleons. Wie er gegen die Briganten verfuhr, ward bereits erwähnt. — Im Jahre 1814 kehrte der Papst Pius VII. in den wiederhergestellten Kirchenstaat und ein Jahr später Ferdinand IV. auf den Thron der Bourbonen zurück. Die Restauration begann. Die wichtigste Angelegenheit, mit welcher beide sich sofort zu beschäftigen hatten, waren die Briganten. Als Pius VII. ihrer nicht Herr wurde, griff er zu einem unerhörten Mittel. Der Kardinal Consalvi verhandelte in Terracina mit den Bandenführern und schloß folgenden Vertrag: Die Briganten stellen sich freiwillig und werden ein Jahr hindurch in der Engelsburg inhaftiert. Nach Ablauf dieser Frist treten sie in den Sold des Papstes, werden an bestimmten Orten interniert und erhalten ein Monatsgehalt nebst Wohnungsgeld. Die meisten nahmen dies an, unter ihnen auch ein gewisser Gasparone, der später dem Papst viel zu schaffen machte. Nach einer Internierung von sechs Monaten waren fast alle Briganten wieder in den Bergen. Ein zweiter Versuch wurde gemacht und den pensionierten Räubern*) das Städtchen Monticello als Asyl angewiesen. Dieser Ort ward bald ein Raubnest, und als man endlich dasselbe ausnehmen wollte, waren die Vögel ausgeflogen. Bald darauf sprach man im ganzen Kirchenstaat von dem großen Räuberhauptmann Gasparone, genannt „König der Abruzzen" Leo XII. erbte die Briganten, welche sein Vorgänger hinterließ, wünschte aber, sich ihrer zu entledigen, weil ein Jubeljahr nahte und die Unsicherheit der Straßen das Kommen der Pilger hinderte. Er erreichte viel, als er die Einbringung von Köpfen belohnte und die Mörder der Häuptlinge amnestierte. Um auch den König der

*) Die Räuber und Mörder also wurden pensioniert, die politischen Gefangenen dagegen grausam behandelt.



Abruzzen zu fangen, wandte er sich zur List. Er ließ mit ihm unterhandeln, versprach leichte Haft und Pension, worauf Gasparone in die Falle ging, in der er fast sein übriges Leben hindurch verblieb. — Wenn der Stellvertreter Christi in Rom mit Banditen unterhandelte und sie pensionierte, so konnte dies dem König Ferdinand IV. nur als Beispiel dienen. Die Restauration in Neapel bestand daher in Nachsicht gegen die Räuber; in Straflosigkeit solcher Verbrecher, welche dem König Dienste geleistet; in Belohnung von Häuptlingen, welche die Franzosen geschädigt hatten, sowie in Unterhandlungen mit Brigantenchefs und ihrer Pensionierung. Ein Vertrag mit dem Räuberhauptmann Valderelli erteilte diesem und seinen Leuten Amnestie, verwandelte diese Bande in ein Gendarmencorps, bestimmte den Sold eines jeden und verlangte einen dem König zu leistenden Eid der Treue. Demgemäß geschah es *). Als aber später diese „Gendarmen" lästig wurden, entledigte man sich ihrer durch Verrat und Flintenkugeln. Der letzte der von Ferdinand pensionierten Briganten war Talarico, der auf Ischia behaglich von seiner königlichen Pension lebte und seine Töchter anständig verheiratete. Als im Jahre 1860 das Königreich Neapel dem Königreich Italien einverleibt wurde, glaubte der geflüchtete Franz II. durch ein neues Heer der Santa fede sein Reich wieder erobern zu können, und die Massen von Briganten, welche aufs neue unter dem Mantel der Religion sich zusammenscharten, hofften auf ähnlichen Lohn, wie Ferdinand ihn den Banditen bewilligt hatte. Die italienischen Bersaglieri (Scharfschützen) und Carabinieri machten ihnen einen Strich durch die Rechnung. Der Kampf war erbittert. Berüchtigt war lange Zeit der Brigant Manzi. Noch leben fast alle diejenigen, welche er fortgeschleppt hat, um Lösegeld zu erpressen, und aus dem Munde eines Freundes, dem dies Los vor fünfundzwanzig Jahren zuteil wurde, hat Verfasser den Bericht von den Leiden vernommen, welche er in wilder Bergeseinsamkeit in einer Höhle des Monte Alburno erduldete, bis das Lösegeld bezahlt wurde. Der Brigantenkrieg in

*) Kein Papst, kein Bischof, kein Geistlicher, kein Laie hat solche schmachvollen Verträge mit Briganten gegeißelt.

Süditalien vom Jahre 1861 lieferte folgendes Resultat: die Briganten hatten einen Verlust von 1343 Toten, 1571 Gefangenen und 365 wurden auf der Stelle füsiliert. — Im Jahre 1862 verloren sie 950 Tote, 1106 Gefangene, 594 wurden standrechtlich erschossen *). Das Jahr 1863 bezeichnet den Schluß dieses Krieges; der Rest der Briganten wurde vernichtet. Im Kirchenstaat dauerte das Räuberwesen fort, und charakteristisch ist eine Verfügung Pius IX. vom 7. Dezember 1867, worin sich ein genauer Preiscourant befindet. Wer einen lebendigen Briganten einliefert, erhält 3000 Frs., für einen lebendigen Häuptling werden 6000 Frs. gezahlt. Wer einen Briganten tötet, wird mit 2500 bis 5000 Frs. belohnt: bestimmte und erfolgreiche Denunziationen haben einen Lohn von 300 Frs. zu erwarten. Wenn ein Brigant einen Kollegen lebendig oder tot bringt, ist er straflos und erhält 500 Frs. Diese Verordnung enthält im ganzen zwölf Artikel und blieb ein toter Buchstabe.

Als die Briganten im Neapolitanischen die Kugeln der Versaglieri pfeifen hörten, flüchteten viele in den Kirchenstaat, wo sie ein gutes Asyl suchten und fanden. Viele stellten sich dort freiwillig, wurden eingesperrt, erholten sich von gehabter Anstrengung und wurden dann wieder freigelassen, worauf sie mit neuer Kraft die alte Laufbahn wieder betraten. Unter unzählbaren Verbrechen der Briganten machte die That des Häuptlings Vendetta Aufsehen, welcher die Madonna, d. h. ihr wunderthätiges Bild, aus einer Kirche zu Velletri fortschleppte und dieselbe erst nach Zusage von 600 Dukaten wieder freigab. Im Jahre 1870 ward der Kirchenstaat inkorporiert und durch italienische Scharfschützen in kurzer Zeit die öffentliche Sicherheit wiederhergestellt **).

Vom Räuberwesen der römischen Kaiserzeit schrieb Dio Cassius in seiner teilweise erhaltenen römischen Geschichte: „Dasselbe war

*) Vgl. Friedländer, Sittengeschichte II, 49. Wie es heute mit dem Brigantentume aussieht, ist zu ersehen aus unserem ersten Teil, Kapitel: „Camorra“, sowie aus dem zweiten Teil, Kapitel: „Verbrecherinsel“.

**) Siehe indes unseren dritten Teil, Kap. IV.



immer so und wird nicht aufhören, so lange die Natur der Menschen sich nicht ändert" (Buch 36, 3). Dies Wort enthält ein Urteil über die römische Kirche. Sie behauptet, die Inhaberin des Christentums zu sein und durch dasselbe den Geist der heidnischen Völker umgebildet zu haben.

In Hinsicht des Brigantentums haben wir folgende Thatsachen nachgewiesen: 1. Dasselbe, aus der heidnischen in die christliche Zeit übergegangen, ward durch die römische Kirche nicht beseitigt, hat sich vielmehr unter ihrer Herrschaft verschlimmert. 2. Die römische Kirche hat also den Volksgeist in dem Zustande gelassen, wie er war, als sie zur Herrschaft gelangte. 3. Durch Benutzung, Belohnung und Pensionierung von Briganten stellten sich Päpste und Könige unter das Heidentum der römischen Kaiser, welche sich nie mit solcher Schande befleckt haben.

Zweites Kapitel.

Im Kloster Monte Cassino.

„Wunder erzähl' ich."
Ovid.

Auf stolzer Höhe eines aus der Apenninkette vorspringenden Berges liegt die majestätische Klosterburg Monte Cassino, an der Nordgrenze des früheren süditalienischen Königsreiches. An derselben Stelle war vor vierzehn Jahrhunderten ein hochangesehenes Heiligtum des Apollo, aus welchem einige in der reichausgestatteten Klosterkirche vorhandene Säulen stammen. Jener Tempel ist durch das Kloster und die Marmorpracht seiner Kirche ersetzt; an Stelle des Apollo ist in dem Bewußtsein und der Verehrung der gesamten Landschaft weit und breit St. Benedikt getreten, dessen Grab sich unter dem Hochaltar der Kirche befindet. Hüter des Heiligtums sind die nach der Regel Benedikts dort lebenden Mönche, welche in den Augen des Staates als Verwalter der dort vorhandenen litterarischen Schätze gelten, im stillen aber Novizen aufnehmen. Der mit der Mitra gekrönte Abt steht unmittelbar unter dem Vatikan und ist zugleich Bischof der Diöcese Monte Cassino, zu welcher ca. 100 000 Seelen gehören. Seine Brust ist mit dem goldenen Kreuz, die Hand mit dem Ring geschmückt, den ein jeder küßt, der sich ihm nähert. Fürsten und Päpste haben in früheren Jahrhunderten den Abt von Monte Cassino mit Vorrechten überhäuft; Karl der Große erteilte ihm die Würde eines Reichskanzlers; unter den Königen Neapels ward er zum Reichs-

baron erhoben und ihm unter allen Äbten die erste Stelle angewiesen. Solche Ehren sind freilich für immer dahin. Die Mönche teilen sich in zwei Klassen; die Padri celebrieren die Messe und vollziehen die sogen. ufficii corali, welche sie viermal am Tage in den Chor der Kirche rufen, wo ihre psalmodierende Stimme, an Festtagen aber ihr feierlicher Gesang ertönt; die Fratelli sind mit verschiedenen Arbeiten teils in, teils außer dem Hause beauftragt. Alle Mönche, welche durchweg aus den höheren Gesellschaftsklassen stammen, tragen das schwarze Benediktinerkleid, wobei sich die Padri von den Fratelli durch Abzeichen unterscheiden. Als besondere Würdenträger sind unter den Mönchen zu nennen: der Prior, dem die Disziplin im Innern des Klosters anvertraut ist; der Vicarius, Stellvertreter des Abt-Bischofs bei der Verwaltung seiner Diöcese; der Novizenmeister, der Cellarius oder Rendant, der Archivar, der Bibliothekar, der Foresterario für den Empfang der Gäste, der Organist, der Sakristeivikar für die den Kultus betreffenden Angelegenheiten, der Sekretär für die Korrespondenz und endlich der Cellario di casa, d. h. der Küchenmeister. Eigenes Studium, sowie Unterricht der Jugend bilden für die Mönche die Hauptbeschäftigung, und was den Unterricht betrifft, so besteht außer einem Priesterseminar auch ein Knabenpensionat, dem die höheren Stände gern ihre Kinder anvertrauen, die daselbst einen vollständigen Gymnasialunterricht erhalten. Bei letzterem werden die Mönche durch Laienprofessoren unterstützt, die vom Kloster ihre Besoldung erhalten. Außer einer nicht bedeutenden Staatsunterstützung ist das Kloster auf eigenen Erwerb, namentlich auf jenes Pensionat angewiesen. Unter der früheren Regierung genoß dasselbe eine jährliche Staatsrente von fast 60000 Lire, welche ihm mit der Unifizierung Italiens verloren ging.

Dies ein vorläufiger Blick in jene kleine und doch reiche Welt auf jener Höhe, wo das Schriftwort „Herberget gerne" mit freundlicher That geübt wird, und wo man niemals Abschied nimmt, ohne den Wunsch der Wiederkehr zu hegen.

Still und einsam, überreich an immer herrlicher sich entfaltenden Aussichten ist der nur zu Fuß oder auf einem Saumtier gangbare Weg, welche von der Stadt S. Germano (dem antiken

Casinum) an den Seiten des Berges zum Kloster hinaufführt. Schon bald gewahrt man auf einem Bergvorsprung die wohl erhaltenen Ruinen des Kastells Rocca Janula, welches an einen dort vorhanden gewesenen Janustempel, noch mehr aber an eine Reihe kriegerischer Äbte erinnert, deren stolzes Wappen sich bis heute an der Mauer erhielt. In jener Burg saß der von Kaiser Heinrich V. ernannte Papst Gregor VIII. (Burdinus) gefangen, der von den Kriegsknechten seines Gegners Kalixt II. auf einem Kamel, in Ziegenfellen eingenäht, rittlings nach und durch Rom geführt wurde, um darauf sein Leben im Kloster La Cava zu verbringen. An jeder Kapelle, an jedem Kreuz, an welchem der Weg weiter vorbeiführt, haftet eine Erinnerung, und hier beginnt der Reichtum an Legenden und Sagen, mit denen das Leben des heiligen Benedikt wie kaum ein anderes umwoben ist, ein Reichtum, welcher in dem Glauben der gesamten umwohnenden Bevölkerung aufs beste geborgen ist, ein mythologischer Sagenschatz, welcher die Erzählungen griechisch-römischer Mythologie verdrängt und ersetzt hat *).

Es war am Jahresfest des Heiligen, als ich zum erstenmal jenen Bergpfad aufwärts stieg. Schon in S. Germano hatten wir bemerkt, wie von allen Seiten Landvolk in bunter, malerischer Tracht zusammenströmte, sich zur Auffahrt rüstend. Ebenso zahlreich fanden wir die Pilger, welche bereits unterwegs waren und in Wechselchören nach eintöniger Melodie lateinische Strophen sangen. Tiefen Ernst, innige Andacht bemerkten wir überall; lange Scharen sahen wir mit Pilgerstäben, deren jeder oben in einem Kreuz endete, versehen. Es waren Kinder, Jünglinge, Jungfrauen, Männer, Weiber und Greise; nicht wenige schleppten sich mühsam fort; ein offenbar Leidender wurde auf einer Bahre ge-

*) In dem uralten, jetzt aber aufgehobenen Benediktinerkloster neben der Kirche St. Severino in Neapel sind die Arkadenwände eines der beiden schönen Höfe mit zwanzig Freskobildern geschmückt, deren jedes ein Wunder des St. Benedikt darstellt. Diese sagenhaften Großthaten des letzteren sollten also die Mönche beständig vor Augen haben und dieselben als wirklich geschehen betrachten. Die Mönchsorden wetteiferten mit einander in Hinsicht der Wunder ihrer Stifter und ihrer Heiligen.

tragen. Vielfach sahen wir das übliche Weihgeschenk, größere oder kleinere Wachslichter, dem Heiligen als Gabe bestimmt. Als einer dieser Züge Rast machte, stand man auf Befragen dem Fremdling freundlich Rede und Antwort, erzählte die auf diesem Wege haftenden Legenden und zeigte die Stelle, wo das Bein des Heiligen, der, ohne Schaden zu nehmen, vom Saumtier abgeworfen war, einen Eindruck in das Gestein gemacht, ebenso den Eindruck des Kniees an der Stelle, wo der Heilige im Anblicke eines damals auf der Vorhöhe befindlichen Venustempels knieend um Ausrottung des Heidentums gefleht hatte. Auf sein Gebet verwandelten sich die Zellen der Priesterinnen in Mönchszellen, wo fromme Einsiedler bald darauf sich niederließen. Als Benedikt, so erzählte einer der Festpilger, von Subiaco aufbrach, zeigten zwei Engel ihm und seinen Genossen den Weg, und von drei Raben begleitet kam er nach Monte Cassino. So oft ich nach Monte Cassino kam, begegneten mir in einem der Klosterhöfe drei zahme Raben, welche an diese Sage erinnern. Die Pilger wußten ferner die Sagen, welche sich an den Bau des Klosters knüpfen, zu erzählen, vor allen Dingen, den Sieg des Heiligen über den Teufel, und unwillkürlich mußte ich an den griechischen Mythus von Apollo denken, der in Delphi bei seinem Kommen den Python erlegte und späterhin drohende Feinde von seinem Heiligtum fortscheuchte. Nach den Erzählungen Gregors des Großen ist Benedikts Leben so reich an Mirakeln, daß man sie unmöglich aufzählen kann. Zahlreiche Bilder aus dem Leben des Heiligen hat Kirche und Kloster aufzuweisen, von denen wir hier nur zwei erwähnen wollen, auf denen er uns abermals wie ein delphischer Apollo vorkam. Auf dem ersten verscheucht er mit einem Wink der Hand zahlreiche Dämonen, auf dem andern löscht er durch dasselbe Mittel einen im Kloster ausgebrochenen Brand.

Die angeblichen Wunder des St. Benedikt sind beides, Grund und Folge seiner Apotheose, welche das äußerlich christianisierte Volk vollzog. Was Ovid von Cäsar sagt, gilt von St. Benedikt:

„Dann in den Himmel versetzt einging er in Jupiters Hallen,
Aber auf räumigem Markt weihten wir Tempel für ihn.“

Fasti III, 703.

Die heutige Klosterkirche stammt aus einer Zeit, von welcher der Padre Tosti in seiner Geschichte des Klosters sagt, daß damals die Äbte bemüht waren, aus dem Kloster ein Museum, ja einen Edelstein zu machen. Klarer und richtiger müßte es heißen, jene Kirche, Kathedrale genannt, verkörpert ein Zeitalter, in welchem die römische Kirche in Pomp und Pracht sich kleidete, um durch beides zu imponieren. Hundert Jahre dauerte jener Bau, und erst nach völliger Vollendung geschah die Weihe im Jahre 1727. Die innere Pracht der Kirche mit ihren mächtigen Pilastern, ihrem Marmorschmuck, ihren reichgezierten Seitenaltären, ihrer buntbemalten Kuppel, ihrem mit den kostbarsten Steinen versehenen Hochaltar, ihrem Bildschmuck blendet immer wieder, so oft man das Innere betritt; aber das Herz bleibt kalt, und das Auge sucht vergebens nach einem Gegenstande, an dem es mit Andacht haften bleiben könnte. Dem Beschauer ist zumute, wie demjenigen, der in ein Kaleidoskop blickt, in welchem die Bilder beständig wechseln, und der, ermüdet von diesem ruhelosen Wechselspiel, das Instrument gern andern überläßt. Auf der Marmorbalustrade vor dem Sanktuarium fehlt nicht das Heidentum in Gestalt von Genien, und in der Kuppel sind Apotheosen aller Art in Begleitung von Amoretten. Mir ist in Süditalien nur eine Kirche bekannt, welche, wenn auch kleiner, doch an raffiniertem Prunk sich der genannten an die Seite stellen läßt; es ist die Kirche des Klosters S. Martino in Neapel, demselben Jahrhundert entstammend wie die von Monte Cassino. Der Hochaltar in letzterer bezeichnet das Grab des heiligen Benedikt und seiner Schwester St. Scholastica. An diesem Grabe brennen dreizehn ewige Lampen. Es geht die Sage, daß St. Maurus den heiligen Benedikt gen Himmel schweben sah. Ebenso schaute St. Benedikt die Seele des Bischof Germanus, sowie die Seele seiner Schwester Scholastica zum Himmel fliegen.

Ganz dieselbe Legende besaß das römische Volk in Hinsicht des Romulus und der Apotheose desselben. Plutarch, der bedeutendste unter den griechischen Schriftstellern der Kaiserzeit, berichtet dieselbe in seiner Biographie des Romulus und bemerkenswert ist seine Reflexion, welche er mit jener Legende verbindet.

„Als Romulus plötzlich verschwunden war und das Volk ängstlich nach ihm fragte, ermahnten die Vornehmen das Volk, man solle denselben in hohen und heiligen Ehren halten, denn er sei zu den Göttern entrückt und werde ihnen von jetzt an ein gnädiger Gott sein, nachdem er ihnen ein tüchtiger König gewesen. Diesen Versicherungen schenkte das Volk Glauben und ging voll Jubel, freudiger Hoffnung voll, in anbetender Stimmung von dannen" *). — „Um dem Volke eine größere Gewißheit zu verschaffen, trat Julius Proculus, ein allgemein geachteter Mann, auf dem Forum öffentlich auf und erzählte nach Ablegung eines feierlichen Eides, daß ihm der verklärte Romulus in feuerflammender Rüstung begegnet sei und zu ihm gesagt habe, daß er im Himmel seinen Wohnsitz habe und fortan als Schutzgott des römischen Volkes, welches zur Weltherrschaft bestimmt sei, walten werde **). Diese Erzählung erschien den Römern glaubwürdig und eine Art überirdischen Gefühles, einer göttlichen Begeisterung zu vergleichen, schien das Volk zu erfassen. Keiner erhob Widerspruch und aller Verdacht wich den Gebeten zu Romulus (Quirinus) und seiner göttlichen Vorsehung" ***).

Zu dieser Legende macht der gelehrte und scharf denkende Plutarch, der keineswegs, wie die Biographie des Romulus beweist, alle sagenhaften Überlieferungen für historische Wahrheit nahm, seine Bemerkungen. Er erwähnt andere Legenden von solchen, die wunderbar verschwunden sein sollten, und sagt dann, es sei Thorheit, anzunehmen, daß eine mit dem Leib verbundene Seele sich zum Licht emporschwingen könne, die Leiblichkeit des Menschen gehe nicht zum Himmel. Dann fährt er wörtlich fort: „Dagegen können wir die feste Überzeugung hegen, daß tugendhafte Seelen infolge ihrer Natur und in Übereinstimmung mit der göttlichen Gerechtigkeit aus Menschen zu Heroen, aus Heroen zu Genien,

---

*) Plutarch, Romulus Kap. 27.

**) Ovid, Fasti II, 500 erzählt, daß Romulus nach seiner Vergöttlichung dem Prokulus erschienen sei. — Von vielen Heiligen und der Madonna erzählt die römisch-katholische Legende genau dasselbe.

***) Plutarch Kap. 28.

aus Genien endlich zu den Göttern emporgehoben werden und hier das schönste Ziel der Seligkeit erlangen" (Kap. 28)*).

Was Plutarch, den wir als Repräsentanten der Gebildeten seines Zeitalters zu betrachten haben, in erwähnten Sätzen durchspricht, ist im wesentlichen der dogmatische Inhalt dessen, was die heutige römische Kirche faktisch von ihren Heiligen lehrt. Die Anschauung des Plutarch ist eine Ausbildung der griechischen Anschauung von den Heroen.

Man errichtete den Heroen Kapellen und Tempel, suchte und fand ihre Gebeine, verehrte ihre Reliquien und schuf einen eigentümlichen Kultus der Heroen**). — Der Volksglaube beschäftigte sich in den ältesten und besten Zeiten von Griechenland mit denselben durchaus wie mit halbgöttlichen und dämonisch fortwirkenden Verstorbenen der Heldenvorzeit, wobei sich die Zahl dieser ältesten und eigentümlichen Heroen beständig vermehrte. Länder und Städte, Innungen, Dörfer pflegten ihre Heroen aufzustellen. Mit der Zeit erweiterte sich der Dämonenglaube, indem man Heroen und Dämonen als ziemlich gleichartige Wesen dachte. Bei einem ungewöhnlichem Maß von Mut, Aufopferung, Talent glaubte man etwas Übernatürliches wahrzunehmen***).

Der Kultus jener griechischen Heroen war rein lokaler Natur, ganz wie bei den „Santi" der römischen Kirche. Die Stadt Astypalaia erwies dem Kleomedes heroische Kultusehre und dies geschah auf Befehl des Orakels zu Delphi. Als nämlich der genannte in Olympia im Kampf seinen Gegner (ohne Absicht) getötet hatte und die Kampfrichter ihm deshalb den Sieg absprachen, ward er wahnsinnig und riß in diesem Zustand eine Säule um, so daß das Dach auf sechzig darunter versammelte Kinder stürzte. Von den Eltern verfolgt, floh er in den Tempel der Athene und kroch

*) Ebenso äußert sich der ernst religiöse Plutarch in seiner Schrift „De fato" Kap. 9 und über die Orakel Kap. 10 u. 17.

**) Vgl. Preller, Griechische Mythologie II, 6.

***) Hase in seiner Kirchengeschichte I, 601 bezeichnet die Verehrung der Heroen als Vorbild für die Verehrung der Heiligen. Er hätte sagen sollen: die Verehrung der Heiligen in Italien und Griechenland ist die Fortsetzung des Heroenkultus.

in eine dort befindliche Kiste. Als die Verfolger den Deckel mühsam hoben, war die Kiste leer und Kleomedes verschwunden. Auf Befragen gab das delphische Orakel den Bescheid: „Ehret mit Opfern den Kleomedes von Astropalaia, denn der letzte Heroe und nicht ein Sterblicher ist er“ *). Nach dem delphischen Orakelspruch war also Kleomedes „zum Himmel“, d. h. in eine höhere Daseinsstufe, nämlich zur Vergöttlichung gelangt, wie Romulus, oder, nach römisch-katholischer Anschauung St. Benedikt. Letzterer aber hat Anspruch auf ähnliche Ehre, wie der gen Himmel enteilte Romulus, oder wie einer der Heroen Griechenlands. Schon zu den Zeiten des Augustus wurde häufig den römischen Prokonsuln, wenn sie eine Provinz gut verwaltet hatten, göttliche Ehre (Tempel) zuteil **).

Das Verhältnis der römischen Götter zu den Menschen entsprach dem Verhältnis des Patronus zu seinen Klienten. Hiervon sagt Plutarch in der Biographie des Romulus, Kap. 13: „Die Patrone leisteten den Klienten Dienste, als Erklärer der Gesetze, als Verteidiger Gericht, als Helfer in Rat und That bei allen Lagen; die Klienten erwiesen den Patronen alle mögliche Ehre.“ — Das Verhältnis, in welches der Mensch durch die Praxis der römischen Kirche zu den vergöttlichten Santi gestellt wird und sich selber stellt, ist genau dasselbe. Dies faktisch in der römischen Kirche bestehende Verhältnis entspricht aber nicht demjenigen, was die Bekenntnisschriften dieser Kirche lehren. Dabei scheint es der römischen Kirche unbekannt zu sein, daß schon die Römer ihren niederen Gottheiten den Titel „Sanctus“ gaben. Der Gott Silvanus hat ihn in mehreren Inschriften, Herkules heißt Sanctus bei Properz (IV, 9) ***). Diese römischen Heiligen entstanden im Glauben des Volkes ebenso naturwüchsig, wie die Heiligen der römischen Kirche, die Jahrhunderte hindurch nie vom Papst, son-

---

*) Pausanias VI, 9.

**) Sueton, Im Leben des Octavianus Augustus Kap. 52, bezeugt dies ausdrücklich. Vgl. Preller, Römische Mythologie S. 791. Auch Feldherren und Präfekten der Römer wurden in Athen mit der Apotheose beehrt. Preller, a. a. O. S. 770.

***) Preller, Römische Mythologie S. 349 u. 655.

dern vom Volk zur Würde der Gottheiten erhoben wurden. Rhea Silvia, die sagenhafte Mutter des Romulus und Remus, ward zur Stromgöttin, Acca Larentia, Pflegemutter dieser Zwillinge, ward eine Flurgöttin, und ihr Grab hegte man, wie heute die römische Kirche Heiligengräber. Eine gewisse Anna, die dem Volk, als es nach dem heiligen Berg auswanderte (ein Streik in Rom), Nahrung brachte, ward eine schützende Heilige, Titus Tatius, der Sabinerkönig, hatte in Rom ein Heldengrab, wie ein Heiliger, und Opfer, wie man heute den Heiligen Meßopfer bringt. Eine gewisse Claudia, welche das Schiff der **magna mater** wunderbar in den Tiber und nach Rom zog, ward Schutzgöttin der römischen Schiffer *).

Jene von dem geistig hoch stehenden Plutarch ausgesprochenen Anschauung, daß Menschen zum Stande der Götter hinaufgehoben werden können, erfüllte die gesamte spätere Kaiserzeit und klingt wieder in den Äußerungen mancher Dichter, welche zeigen, was römische Kaiser sich gefallen ließen. Hiervon ein Beispiel.

Titus Calpurnius, ein Dichter zu Ende des dritten Jahrhunderts, hat uns eine Anzahl von Idyllen hinterlassen, von denen die vierte eine Verherrlichung des Kaisers Carus enthält. Zwei Hirten preisen den letzteren, nennen ihn einen jugendlichen G o t t, der aufs neue das goldene Zeitalter herbeigeführt habe. Der erste Hirt beginnt: „Mögen andere den Jupiter feiern, ich feiere den Kaiser, der mit gegenwärtiger G o t t h e i t unsere Länder schützt und den Frieden für die Dauer bringt.“ — Der Kaiser wird als der nächste nach Jupiter bezeichnet. Dem Loblied auf den Kaiser lauscht der Wald, es flüstert das Rohr und die Schafherden bringen, dasselbe hörend, reichlichere Milch. Der zweite sagt, daß des Kaisers Name den Boden wärme, grünes Kraut wachsen lasse und üppige Saat zum Gedeihen bringe.

Solche Dinge konnte ein Dichter dem Publikum bieten, seitdem die Sucht, neue Götter zu gewinnen, dem Augustus einen Sitz zwischen den Göttern angewiesen hatte. Mit dieser Vergött-

---

*) Siehe P r e l l e r, Römische Mythologie S. 449. 423. 698. 703 auch Hersilia, Romulus Gemahlin, ward zur Gottheit Ovid Met. 14, 832.

Abruzzen zu fangen, wandte er sich zur List. Er ließ mit ihm unterhandeln, versprach leichte Haft und Pension, worauf Gasparone in die Falle ging, in der er fast sein übriges Leben hindurch verblieb. — Wenn der Stellvertreter Christi in Rom mit Banditen unterhandelte und sie pensionierte, so konnte dies dem König Ferdinand IV. nur als Beispiel dienen. Die Restauration in Neapel bestand daher in Nachsicht gegen die Räuber; in Straflosigkeit solcher Verbrecher, welche dem König Dienste geleistet; in Belohnung von Häuptlingen, welche die Franzosen geschädigt hatten, sowie in Unterhandlungen mit Brigantenchefs und ihrer Pensionierung. Ein Vertrag mit dem Räuberhauptmann Balderelli erteilte diesem und seinen Leuten Amnestie, verwandelte diese Bande in ein Gendarmencorps, bestimmte den Sold eines jeden und verlangte einen dem König zu leistenden Eid der Treue. Demgemäß geschah es *). Als aber später diese „Gendarmen" lästig wurden, entledigte man sich ihrer durch Verrat und Flintenkugeln. Der letzte der von Ferdinand pensionierten Briganten war Talarico, der auf Ischia behaglich von seiner königlichen Pension lebte und seine Töchter anständig verheiratete. Als im Jahre 1860 das Königreich Neapel dem Königreich Italien einverleibt wurde, glaubte der geflüchtete Franz II. durch ein neues Heer der Santa fede sein Reich wieder erobern zu können, und die Massen von Briganten, welche aufs neue unter dem Mantel der Religion sich zusammenscharten, hofften auf ähnlichen Lohn, wie Ferdinand ihn den Banditen bewilligt hatte. Die italienischen Bersaglieri (Scharfschützen) und Carabinieri machten ihnen einen Strich durch die Rechnung. Der Kampf war erbittert. Berüchtigt war lange Zeit der Brigant Manzi. Noch leben fast alle diejenigen, welche er fortgeschleppt hat, um Lösegeld zu erpressen, und aus dem Munde eines Freundes, dem dies Los vor fünfundzwanzig Jahren zuteil wurde, hat Verfasser den Bericht von den Leiden vernommen, welche er in wilder Bergeseinsamkeit in einer Höhle des Monte Alburno erduldete, bis das Lösegeld bezahlt wurde. Der Brigantenkrieg in

*) Kein Papst, kein Bischof, kein Geistlicher, kein Laie hat solche schmachvollen Verträge mit Briganten gegeißelt.



Süditalien vom Jahre 1861 lieferte folgendes Resultat: die Briganten hatten einen Verlust von 1343 Toten, 1571 Gefangenen und 365 wurden auf der Stelle füsiliert. — Im Jahre 1862 verloren sie 950 Tote, 1106 Gefangene, 594 wurden standrechtlich erschossen *). Das Jahr 1863 bezeichnet den Schluß dieses Krieges; der Rest der Briganten wurde vernichtet. Im Kirchenstaat dauerte das Räuberwesen fort, und charakteristisch ist eine Verfügung Pius IX. vom 7. Dezember 1867, worin sich ein genauer Preiscourant befindet. Wer einen lebendigen Briganten einliefert, erhält 3000 Frs., für einen lebendigen Häuptling werden 6000 Frs. gezahlt. Wer einen Briganten tötet, wird mit 2500 bis 5000 Frs. belohnt: bestimmte und erfolgreiche Denunziationen haben einen Lohn von 300 Frs. zu erwarten. Wenn ein Brigant einen Kollegen lebendig oder tot bringt, ist er straflos und erhält 500 Frs. Diese Verordnung enthält im ganzen zwölf Artikel und blieb ein toter Buchstabe.

Als die Briganten im Neapolitanischen die Kugeln der Bersaglieri pfeifen hörten, flüchteten viele in den Kirchenstaat, wo sie ein gutes Asyl suchten und fanden. Viele stellten sich dort freiwillig, wurden eingesperrt, erholten sich von gehabter Anstrengung und wurden dann wieder freigelassen, worauf sie mit neuer Kraft die alte Laufbahn wieder betraten. Unter unzählbaren Verbrechen der Briganten machte die That des Häuptlings Vendetta Aufsehen, welcher die Madonna, d. h. ihr wunderthätiges Bild, aus einer Kirche zu Velletri fortschleppte und dieselbe erst nach Zusage von 600 Dukaten wieder freigab. Im Jahre 1870 ward der Kirchenstaat inkorporiert und durch italienische Scharfschützen in kurzer Zeit die öffentliche Sicherheit wiederhergestellt **).

Vom Räuberwesen der römischen Kaiserzeit schrieb Dio Cassius in seiner teilweise erhaltenen römischen Geschichte: „Dasselbe war

*) Vgl. Friedländer, Sittengeschichte II, 49. Wie es heute mit dem Brigantentume aussieht, ist zu ersehen aus unserem ersten Teil, Kapitel: „Camorra“, sowie aus dem zweiten Teil, Kapitel: „Verbrecherinsel“.

**) Siehe indes unseren dritten Teil, Kap. IV.



immer so und wird nicht aufhören, so lange die Natur der Menschen sich nicht ändert" (Buch 36, 3). Dies Wort enthält ein Urteil über die römische Kirche. Sie behauptet, die Inhaberin des Christentums zu sein und durch dasselbe den Geist der heidnischen Völker umgebildet zu haben.

In Hinsicht des Brigantentums haben wir folgende Thatsachen nachgewiesen: 1. Dasselbe, aus der heidnischen in die christliche Zeit übergegangen, ward durch die römische Kirche nicht beseitigt, hat sich vielmehr unter ihrer Herrschaft verschlimmert. 2. Die römische Kirche hat also den Volksgeist in dem Zustande gelassen, wie er war, als sie zur Herrschaft gelangte. 3. Durch Benutzung, Belohnung und Pensionierung von Briganten stellten sich Päpste und Könige unter das Heidentum der römischen Kaiser, welche sich nie mit solcher Schande befleckt haben.

Zweites Kapitel.

Im Kloster Monte Cassino.

„Wunder erzähl' ich."
Ovid.

Auf stolzer Höhe eines aus der Apenninkette vorspringenden Berges liegt die majestätische Klosterburg Monte Cassino, an der Nordgrenze des früheren süditalienischen Königsreiches. An derselben Stelle war vor vierzehn Jahrhunderten ein hochangesehenes Heiligtum des Apollo, aus welchem einige in der reichausgestatteten Klosterkirche vorhandene Säulen stammen. Jener Tempel ist durch das Kloster und die Marmorpracht seiner Kirche ersetzt; an Stelle des Apollo ist in dem Bewußtsein und der Verehrung der gesamten Landschaft weit und breit St. Benedikt getreten, dessen Grab sich unter dem Hochaltar der Kirche befindet. Hüter des Heiligtums sind die nach der Regel Benedikts dort lebenden Mönche, welche in den Augen des Staates als Verwalter der dort vorhandenen litterarischen Schätze gelten, im stillen aber Novizen aufnehmen. Der mit der Mitra gekrönte Abt steht unmittelbar unter dem Vatikan und ist zugleich Bischof der Diöcese Monte Cassino, zu welcher ca. 100 000 Seelen gehören. Seine Brust ist mit dem goldenen Kreuz, die Hand mit dem Ring geschmückt, den ein jeder küßt, der sich ihm nähert. Fürsten und Päpste haben in früheren Jahrhunderten den Abt von Monte Cassino mit Vorrechten überhäuft; Karl der Große erteilte ihm die Würde eines Reichskanzlers; unter den Königen Neapels ward er zum Reichs-

baron erhoben und ihm unter allen Äbten die erste Stelle angewiesen. Solche Ehren sind freilich für immer dahin. Die Mönche teilen sich in zwei Klassen; die Padri celebrieren die Messe und vollziehen die sogen. ufficii corali, welche sie viermal am Tage in den Chor der Kirche rufen, wo ihre psalmodierende Stimme, an Festtagen aber ihr feierlicher Gesang ertönt; die Fratelli sind mit verschiedenen Arbeiten teils in, teils außer dem Hause beauftragt. Alle Mönche, welche durchweg aus den höheren Gesellschaftsklassen stammen, tragen das schwarze Benediktinerkleid, wobei sich die Padri von den Fratelli durch Abzeichen unterscheiden. Als besondere Würdenträger sind unter den Mönchen zu nennen: der Prior, dem die Disziplin im Innern des Klosters anvertraut ist; der Vicarius, Stellvertreter des Abt-Bischofs bei der Verwaltung seiner Diöcese; der Novizenmeister, der Cellarius oder Rendant, der Archivar, der Bibliothekar, der Foresterario für den Empfang der Gäste, der Organist, der Sakristeivikar für die den Kultus betreffenden Angelegenheiten, der Sekretär für die Korrespondenz und endlich der Cellario di casa, d. h. der Küchenmeister. Eigenes Studium, sowie Unterricht der Jugend bilden für die Mönche die Hauptbeschäftigung, und was den Unterricht betrifft, so besteht außer einem Priesterseminar auch ein Knabenpensionat, dem die höheren Stände gern ihre Kinder anvertrauen, die daselbst einen vollständigen Gymnasialunterricht erhalten. Bei letzterem werden die Mönche durch Laienprofessoren unterstützt, die vom Kloster ihre Besoldung erhalten. Außer einer nicht bedeutenden Staatsunterstützung ist das Kloster auf eigenen Erwerb, namentlich auf jenes Pensionat angewiesen. Unter der früheren Regierung genoß dasselbe eine jährliche Staatsrente von fast 60 000 Lire, welche ihm mit der Unifizierung Italiens verloren ging.

Dies ein vorläufiger Blick in jene kleine und doch reiche Welt auf jener Höhe, wo das Schriftwort „Herberget gerne“ mit freundlicher That geübt wird, und wo man niemals Abschied nimmt, ohne den Wunsch der Wiederkehr zu hegen.

Still und einsam, überreich an immer herrlicher sich entfaltenden Aussichten ist der nur zu Fuß oder auf einem Saumtier gangbare Weg, welche von der Stadt S. Germano (dem antiken

Casinum) an den Seiten des Berges zum Kloster hinaufführt. Schon bald gewahrt man auf einem Bergvorsprung die wohl erhaltenen Ruinen des Kastells Rocca Janula, welches an einen dort vorhanden gewesenen Janustempel, noch mehr aber an eine Reihe kriegerischer Äbte erinnert, deren stolzes Wappen sich bis heute an der Mauer erhielt. In jener Burg saß der von Kaiser Heinrich V. ernannte Papst Gregor VIII. (Burdinus) gefangen, der von den Kriegsknechten seines Gegners Kalixt II. auf einem Kamel, in Ziegenfellen eingenäht, rittlings nach und durch Rom geführt wurde, um darauf sein Leben im Kloster La Cava zu verbringen. An jeder Kapelle, an jedem Kreuz, an welchem der Weg weiter vorbeiführt, haftet eine Erinnerung, und hier beginnt der Reichtum an Legenden und Sagen, mit denen das Leben des heiligen Benedikt wie kaum ein anderes umwoben ist, ein Reichtum, welcher in dem Glauben der gesamten umwohnenden Bevölkerung aufs beste geborgen ist, ein mythologischer Sagenschatz, welcher die Erzählungen griechisch-römischer Mythologie verdrängt und ersetzt hat *).

Es war am Jahresfest des Heiligen, als ich zum erstenmal jenen Bergpfad aufwärts stieg. Schon in S. Germano hatten wir bemerkt, wie von allen Seiten Landvolk in bunter, malerischer Tracht zusammenströmte, sich zur Auffahrt rüstend. Ebenso zahlreich fanden wir die Pilger, welche bereits unterwegs waren und in Wechselchören nach eintöniger Melodie lateinische Strophen sangen. Tiefen Ernst, innige Andacht bemerkten wir überall; lange Scharen sahen wir mit Pilgerstäben, deren jeder oben in einem Kreuz endete, versehen. Es waren Kinder, Jünglinge, Jungfrauen, Männer, Weiber und Greise; nicht wenige schleppten sich mühsam fort; ein offenbar Leidender wurde auf einer Bahre ge-

*) In dem uralten, jetzt aber aufgehobenen Benediktinerkloster neben der Kirche St. Severino in Neapel sind die Arkadenwände eines der beiden schönen Höfe mit zwanzig Freskobildern geschmückt, deren jedes ein Wunder des St. Benedikt darstellt. Diese sagenhaften Großthaten des letzteren sollten also die Mönche beständig vor Augen haben und dieselben als wirklich geschehen betrachten. Die Mönchsorden wetteiferten mit einander in Hinsicht der Wunder ihrer Stifter und ihrer Heiligen.

tragen. Vielfach sahen wir das übliche Weihgeschenk, größere oder kleinere Wachslichter, dem Heiligen als Gabe bestimmt. Als einer dieser Züge Rast machte, stand man auf Befragen dem Fremdling freundlich Rede und Antwort, erzählte die auf diesem Wege haftenden Legenden und zeigte die Stelle, wo das Bein des Heiligen, der, ohne Schaden zu nehmen, vom Saumtier abgeworfen war, einen Eindruck in das Gestein gemacht, ebenso den Eindruck des Kniees an der Stelle, wo der Heilige im Anblicke eines damals auf der Vorhöhe befindlichen Venustempels knieend um Ausrottung des Heidentums gefleht hatte. Auf sein Gebet verwandelten sich die Zellen der Priesterinnen in Mönchszellen, wo fromme Einsiedler bald darauf sich niederließen. Als Benedikt, so erzählte einer der Festpilger, von Subiaco aufbrach, zeigten zwei Engel ihm und seinen Genossen den Weg, und von drei Raben begleitet kam er nach Monte Cassino. So oft ich nach Monte Cassino kam, begegneten mir in einem der Klosterhöfe drei zahme Raben, welche an diese Sage erinnern. Die Pilger wußten ferner die Sagen, welche sich an den Bau des Klosters knüpfen, zu erzählen, vor allen Dingen, den Sieg des Heiligen über den Teufel, und unwillkürlich mußte ich an den griechischen Mythus von Apollo denken, der in Delphi bei seinem Kommen den Python erlegte und späterhin drohende Feinde von seinem Heiligtum fortscheuchte. Nach den Erzählungen Gregors des Großen ist Benedikts Leben so reich an Mirakeln, daß man sie unmöglich aufzählen kann. Zahlreiche Bilder aus dem Leben des Heiligen hat Kirche und Kloster aufzuweisen, von denen wir hier nur zwei erwähnen wollen, auf denen er uns abermals wie ein delphischer Apollo vorkam. Auf dem ersten verscheucht er mit einem Wink der Hand zahlreiche Dämonen, auf dem andern löscht er durch dasselbe Mittel einen im Kloster ausgebrochenen Brand.

Die angeblichen Wunder des St. Benedikt sind beides, Grund und Folge seiner Apotheose, welche das äußerlich christianisierte Volk vollzog. Was Ovid von Cäsar sagt, gilt von St. Benedikt:

„Dann in den Himmel versetzt einging er in Jupiters Hallen,
Aber auf räumigem Markt weihten wir Tempel für ihn.“

Fasti III, 703.

Die heutige Klosterkirche stammt aus einer Zeit, von welcher der Padre Tosti in seiner Geschichte des Klosters sagt, daß damals die Äbte bemüht waren, aus dem Kloster ein Museum, ja einen Edelstein zu machen. Klarer und richtiger müßte es heißen, jene Kirche, Kathedrale genannt, verkörpert ein Zeitalter, in welchem die römische Kirche in Pomp und Pracht sich kleidete, um durch beides zu imponieren. Hundert Jahre dauerte jener Bau, und erst nach völliger Vollendung geschah die Weihe im Jahre 1727. Die innere Pracht der Kirche mit ihren mächtigen Pilastern, ihrem Marmorschmuck, ihren reichgezierten Seitenaltären, ihrer bunt=bemalten Kuppel, ihrem mit den kostbarsten Steinen versehenen Hochaltar, ihrem Bildschmuck blendet immer wieder, so oft man das Innere betritt; aber das Herz bleibt kalt, und das Auge sucht vergebens nach einem Gegenstande, an dem es mit Andacht haften bleiben könnte. Dem Beschauer ist zumute, wie dem=jenigen, der in ein Kaleidoskop blickt, in welchem die Bilder be=ständig wechseln, und der, ermüdet von diesem ruhelosen Wechsel=spiel, das Instrument gern andern überläßt. Auf der Marmor=balustrade vor dem Sanktuarium fehlt nicht das Heidentum in Gestalt von Genien, und in der Kuppel sind Apotheosen aller Art in Begleitung von Amoretten. Mir ist in Süditalien nur eine Kirche bekannt, welche, wenn auch kleiner, doch an raffiniertem Prunk sich der genannten an die Seite stellen läßt; es ist die Kirche des Klosters S. Martino in Neapel, demselben Jahrhundert ent=stammend wie die von Monte Cassino. Der Hochaltar in letzterer bezeichnet das Grab des heiligen Benedikt und seiner Schwester St. Scholastica. An diesem Grabe brennen dreizehn ewige Lampen. Es geht die Sage, daß St. Maurus den heiligen Benedikt gen Himmel schweben sah. Ebenso schaute St. Benedikt die Seele des Bischof Germanus, sowie die Seele seiner Schwester Scholastica zum Himmel fliegen.

Ganz dieselbe Legende besaß das römische Volk in Hinsicht des Romulus und der Apotheose desselben. Plutarch, der bedeutendste unter den griechischen Schriftstellern der Kaiserzeit, berichtet dieselbe in seiner Biographie des Romulus und bemerkenswert ist seine Reflexion, welche er mit jener Legende verbindet.

„Als Romulus plötzlich verschwunden war und das Volk ängstlich nach ihm fragte, ermahnten die Vornehmen das Volk, man solle denselben in hohen und heiligen Ehren halten, denn er sei zu den Göttern entrückt und werde ihnen von jetzt an ein gnädiger Gott sein, nachdem er ihnen ein tüchtiger König gewesen. Diesen Versicherungen schenkte das Volk Glauben und ging voll Jubel, freudiger Hoffnung voll, in anbetender Stimmung von dannen“ *). — „Um dem Volke eine größere Gewißheit zu verschaffen, trat Julius Proculus, ein allgemein geachteter Mann, auf dem Forum öffentlich auf und erzählte nach Ablegung eines feierlichen Eides, daß ihm der verklärte Romulus in feuerflammender Rüstung begegnet sei und zu ihm gesagt habe, daß er im Himmel seinen Wohnsitz habe und fortan als Schutzgott des römischen Volkes, welches zur Weltherrschaft bestimmt sei, walten werde**). Diese Erzählung erschien den Römern glaubwürdig und eine Art überirdischen Gefühles, einer göttlichen Begeisterung zu vergleichen, schien das Volk zu erfassen. Keiner erhob Widerspruch und aller Verdacht wich den Gebeten zu Romulus (Quirinus) und seiner göttlichen Vorsehung“ ***).

Zu dieser Legende macht der gelehrte und scharf denkende Plutarch, der keineswegs, wie die Biographie des Romulus beweist, alle sagenhaften Überlieferungen für historische Wahrheit nahm, seine Bemerkungen. Er erwähnt andere Legenden von solchen, die wunderbar verschwunden sein sollten, und sagt dann, es sei Thorheit, anzunehmen, daß eine mit dem Leib verbundene Seele sich zum Licht emporschwingen könne, die Leiblichkeit des Menschen gehe nicht zum Himmel. Dann fährt er wörtlich fort: „Dagegen können wir die feste Überzeugung hegen, daß tugendhafte Seelen infolge ihrer Natur und in Übereinstimmung mit der göttlichen Gerechtigkeit aus Menschen zu Heroen, aus Heroen zu Genien,

*) Plutarch, Romulus Kap. 27.

**) Ovid, Fasti II, 500 erzählt, daß Romulus nach seiner Vergöttlichung dem Prokulus erschienen sei. — Von vielen Heiligen und der Madonna erzählt die römisch-katholische Legende genau dasselbe.

***) Plutarch Kap. 28.

aus Genien endlich zu den Göttern emporgehoben werden und hier das schönste Ziel der Seligkeit erlangen“ (Kap. 28)*).

Was Plutarch, den wir als Repräsentanten der Gebildeten seines Zeitalters zu betrachten haben, in erwähnten Sätzen durchspricht, ist im wesentlichen der dogmatische Inhalt dessen, was die heutige römische Kirche faktisch von ihren Heiligen lehrt. Die Anschauung des Plutarch ist eine Ausbildung der griechischen Anschauung von den Heroen.

Man errichtete den Heroen Kapellen und Tempel, suchte und fand ihre Gebeine, verehrte ihre Reliquien und schuf einen eigentümlichen Kultus der Heroen**). — Der Volksglaube beschäftigte sich in den ältesten und besten Zeiten von Griechenland mit denselben durchaus wie mit halbgöttlichen und dämonisch fortwirkenden Verstorbenen der Heldenvorzeit, wobei sich die Zahl dieser ältesten und eigentümlichen Heroen beständig vermehrte. Länder und Städte, Innungen, Dörfer pflegten ihre Heroen aufzustellen. Mit der Zeit erweiterte sich der Dämonenglaube, indem man Heroen und Dämonen als ziemlich gleichartige Wesen dachte. Bei einem ungewöhnlichem Maß von Mut, Aufopferung, Talent glaubte man etwas Übernatürliches wahrzunehmen***).

Der Kultus jener griechischen Heroen war rein lokaler Natur, ganz wie bei den „Santi“ der römischen Kirche. Die Stadt Astypalaia erwies dem Kleomedes heroische Kultusehre und dies geschah auf Befehl des Orakels zu Delphi. Als nämlich der genannte in Olympia im Kampf seinen Gegner (ohne Absicht) getötet hatte und die Kampfrichter ihm deshalb den Sieg absprachen, ward er wahnsinnig und riß in diesem Zustand eine Säule um, so daß das Dach auf sechzig darunter versammelte Kinder stürzte. Von den Eltern verfolgt, floh er in den Tempel der Athene und kroch

---

*) Ebenso äußert sich der ernst religiöse Plutarch in seiner Schrift „De fato“ Kap. 9 und über die Orakel Kap. 10 u. 17.

**) Vgl. Preller, Griechische Mythologie II, 6.

***) Hase in seiner Kirchengeschichte I, 601 bezeichnet die Verehrung der Heroen als Vorbild für die Verehrung der Heiligen. Er hätte sagen sollen: die Verehrung der Heiligen in Italien und Griechenland ist die Fortsetzung des Heroenkultus.

in eine dort befindliche Kiste. Als die Verfolger den Deckel mühsam hoben, war die Kiste leer und Kleomedes verschwunden. Auf Befragen gab das delphische Orakel den Bescheid: „Ehret mit Opfern den Kleomedes von Astropalaia, denn der letzte Heroe und nicht ein Sterblicher ist er“ *). Nach dem delphischen Orakelspruch war also Kleomedes „zum Himmel“, d. h. in eine höhere Daseinsstufe, nämlich zur Vergöttlichung gelangt, wie Romulus, oder, nach römisch-katholischer Anschauung St. Benedikt. Letzterer aber hat Anspruch auf ähnliche Ehre, wie der gen Himmel enteilte Romulus, oder wie einer der Heroen Griechenlands. Schon zu den Zeiten des Augustus wurde häufig den römischen Prokonsuln, wenn sie eine Provinz gut verwaltet hatten, göttliche Ehre (Tempel) zuteil **).

Das Verhältnis der römischen Götter zu den Menschen entsprach dem Verhältnis des Patronus zu seinen Klienten. Hiervon sagt Plutarch in der Biographie des Romulus, Kap. 13: „Die Patrone leisteten den Klienten Dienste, als Erklärer der Gesetze, als Verteidiger Gericht, als Helfer in Rat und That bei allen Lagen; die Klienten erwiesen den Patronen alle mögliche Ehre.“ — Das Verhältnis, in welches der Mensch durch die Praxis der römischen Kirche zu den vergöttlichten Santi gestellt wird und sich selber stellt, ist genau dasselbe. Dies faktisch in der römischen Kirche bestehende Verhältnis entspricht aber nicht demjenigen, was die Bekenntnisschriften dieser Kirche lehren. Dabei scheint es der römischen Kirche unbekannt zu sein, daß schon die Römer ihren niederen Gottheiten den Titel „Sanctus“ gaben. Der Gott Silvanus hat ihn in mehreren Inschriften, Herkules heißt Sanctus bei Properz (IV, 9) ***). Diese römischen Heiligen entstanden im Glauben des Volkes ebenso naturwüchsig, wie die Heiligen der römischen Kirche, die Jahrhunderte hindurch nie vom Papst, son-

---

*) Pausanias VI, 9.

**) Sueton, Im Leben des Octavianus Augustus Kap. 52, bezeugt dies ausdrücklich. Vgl. Preller, Römische Mythologie S. 791. Auch Feldherren und Präfekten der Römer wurden in Athen mit der Apotheose beehrt. Preller, a. a. O. S. 770.

***) Preller, Römische Mythologie S. 349 u. 655.

dern vom Volk zur Würde der Gottheiten erhoben wurden. Rhea Silvia, die sagenhafte Mutter des Romulus und Remus, ward zur Stromgöttin, Acca Larentia, Pflegemutter dieser Zwillinge, ward eine Flurgöttin, und ihr Grab hegte man, wie heute die römische Kirche Heiligengräber. Eine gewisse Anna, die dem Volk, als es nach dem heiligen Berg auswanderte (ein Streik in Rom), Nahrung brachte, ward eine schützende Heilige, Titus Tatius, der Sabinerkönig, hatte in Rom ein Heldengrab, wie ein Heiliger, und Opfer, wie man heute den Heiligen Meßopfer bringt. Eine gewisse Claudia, welche das Schiff der magna mater wunderbar in den Tiber und nach Rom zog, ward Schutzgöttin der römischen Schiffer *).

Jene von dem geistig hoch stehenden Plutarch ausgesprochenen Anschauung, daß Menschen zum Stande der Götter hinaufgehoben werden können, erfüllte die gesamte spätere Kaiserzeit und klingt wieder in den Äußerungen mancher Dichter, welche zeigen, was römische Kaiser sich gefallen ließen. Hiervon ein Beispiel.

Titus Calpurnius, ein Dichter zu Ende des dritten Jahrhunderts, hat uns eine Anzahl von Idyllen hinterlassen, von denen die vierte eine Verherrlichung des Kaisers Carus enthält. Zwei Hirten preisen den letzteren, nennen ihn einen jugendlichen Gott, der aufs neue das goldene Zeitalter herbeigeführt habe. Der erste Hirt beginnt: „Mögen andere den Jupiter feiern, ich feiere den Kaiser, der mit gegenwärtiger Gottheit unsere Länder schützt und den Frieden für die Dauer bringt." — Der Kaiser wird als der nächste nach Jupiter bezeichnet. Dem Loblied auf den Kaiser lauscht der Wald, es flüstert das Rohr und die Schafherden bringen, dasselbe hörend, reichlichere Milch. Der zweite sagt, daß des Kaisers Name den Boden wärme, grünes Kraut wachsen lasse und üppige Saat zum Gedeihen bringe.

Solche Dinge konnte ein Dichter dem Publikum bieten, seitdem die Sucht, neue Götter zu gewinnen, dem Augustus einen Sitz zwischen den Göttern angewiesen hatte. Mit dieser Vergött-

---

*) Siehe Preller, Römische Mythologie S. 449. 423. 698. 703 auch Hersilia, Romulus Gemahlin, ward zur Gottheit Ovid Met. 14, 832.

lichungssucht ging die Wundersucht Hand in Hand. Man nehme die Dichtung eines Quintus von Smyrna zur Hand, der es in der späteren Kaiserzeit unternahm, die Ilias des Homer fortzusetzen. Ein kümmerlicher Versuch, der den Geschmack jener Zeit an pomphaft aufgebauschten Wundern beweist. Jenes schwülstige Epos des Quintus von Smyrna möchte man vergleichen mit den bunt dekorierten, bombastisch renovierten Kirchen Süditaliens, in denen sich der Verlust jeden Sinnes für schlichte Würde offenbart. Genannter Dichter hatte, wie seine Zeit, den Sinn für epische Objektivität verloren und hascht nach Effekten, indem er neue Wunder erfindet. Die Leiche des heldenhaften Memnon wird von den Winden fortgetragen (II, 551), als die Leiche des Achilleus auf mächtigem Scheiterhaufen verbrannt ist, liegt sein gigantisches Gebein, der Rest des Helden abgesondert, und leicht erkenntlich da und wird in einen silbernen Behälter gelegt (III, 730), die Rosse des toten Helden aber weinen um ihren toten Herrn (III, 743). Als durch tödlichen Speerstich die Amazone Pentesileia gefallen war, glich ihre Leiche der Gestalt seliger Götter und die schön umkränzte Aphrodite schuf aus ihr ein Wunder an Reiz, selbst unter den Toten (I, 674).

Reich an solchen Wundergeschichten ist auch die Reisebeschreibung des Pausanias aus dem zweiten Jahrhundert nach Christo. Sie ist auch darum bedeutsam, weil sie zeigt, wie mit jedem Tempel sich solche Märlein verbanden, wie später mit den christlichen Kirchen. Was man dem Publikum bieten konnte, möge eine Beispiel zeigen. Pausanias berichtet: „Von dem Feldherrn Leokydes erzählen die Arkadier, daß sein Vorfahr im neunten Grade, Arkesilaos, die Hirschkuh der Diana, entkräftet vor Alter, gesehen habe. Die Hirschkuh habe eine Spange mit einer Inschrift um den Hals gehabt."

„Wunder erzähl' ich." Dieser Satz gehört als Motto auf die Biographie des heiligen Benedikt, welche Gregor I., genannt der Große, verfaßt hat. Die Hauptsache in derselben sind Wunder, nicht vereinzelte, sondern Massen, fast alle kindischer Art, Ammen-

märchen, von denen der deutsche Dichter sagt: „Die Kinder hören es gerne.“ Benedikt starb zu Monte Cassino im Jahre 543. Gregor I. ward kurz vorher, nämlich 540, in Rom geboren und 590 zum Bischof daselbst erwählt, schrieb also das Leben Benedikts etwa 50 Jahre nach dem Tode des letzteren. Haben sich nun in diesen 50 Jahren alle jene Märlein unter dem Volke gebildet? Hat Gregor nur das aufgezeichnet, was er aus dem Munde des Volkes vernahm? War er überzeugt, daß die von ihm berichteten Wunder wirklich geschehen sind? — Die römisch-katholische Kirche hat Gregor I. neben die großen Kirchenlehrer Athanasius, Augustinus, Hieronymus gestellt, indem sie ihm, wie den drei genannten, das Prädikat Doctor ecclesiae zuerkannte. Damit hat sie seinen Schriften den Stempel der Klassicität aufgedrückt, vor allen Dingen seiner Schrift über das Leben des Benedikt, welche schon früh in der gesamten Kirche verbreitet war und in mehrere Sprachen, sogar ins Arabische übersetzt wurde. Die Beantwortung unserer oben aufgeworfenen Fragen ist für die Beurteilung der römischen Kirche, ihrer Vergangenheit und Gegenwart, von der größten Wichtigkeit.

„Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind.“ Wer zu diesem Wort einen Kommentar besitzen möchte, findet denselben in dem religiösen Leben und Glauben der Griechen und Römer. Bei den Mythen und Götterlegenden handelt es sich um Wunder, der Götterglaube war stets Wunderglaube und je fester der erste, desto fester und umfassender auch der letzte. Man hört und liest nun vielfach, daß das Christentum bei seiner Ausbreitung einem absterbendem, altersschwachen Götterglauben begegnet und dadurch demselben seine Mission erleichtert worden sei. Das Gegenteil ist wahr. Vom zweiten Jahrhundert an trat im römischen Reich eine machtvolle Geistesströmung ein, die uns eine Neubelebung, eine Wiederherstellung des alten Götterglaubens in den Kreisen der Gebildeten vor Augen führt, eine Neubelebung des alten Glaubens an eine durch die Götterwelt geübte Vorsehung, deren wunderbares Walten durch die Philosophie der Neuplatoniker als wirklich und im Wesen der Götterwelt begründet anerkannt wurde. Den Beweis für jene Neubelebung liefert die römische

und griechische Litteratur des zweiten Jahrhunderts im Verein mit zahllosen Inschriften, die aus jener Periode stammen, sowie im Verein mit der Thatsache, daß das religiöse Bedürfnis jener Zeit kräftig genug war, den alten Göttern und ihren Kulten neue hinzuzufügen und letztere völlig anzueignen, ohne dabei das Ansehen der alten bewährten, von den Vätern überlieferten Götterwelt zu schädigen. Der zu neuem Wachstum erstarkte Baum des Götterglaubens trug als Früchte Wunder aller Art, die man als den wichtigsten Beweis des Götterwaltens betrachtete, Wunder der Heilung, der Rettung, Strafe, Weissagung, Belohnung, Offenbarung und Bekehrung, es bildete sich eine blindgläubige Wunderorthodoxie, eine mystisch-schwärmerische, von den platonischen, stoischen, pythagoräischen Philosophen unterstützte Wunderseligkeit, die den tausenden und abertausenden von Gauklern, dem „Chaldäischen Troß“ *) eine ergiebige Thätigkeit öffnete und selbst albernen und lächerlichen Wundergeschichten Beifall spendete. Lucian, welcher in jener Zeit den Wunderaberglauben seiner Zeitgenossen in seinen Schriften geißelte, ist ein Beweis für unsere Behauptung. Sein Spott hat ebenso wenig den Wunderaberglauben seiner Zeit beseitigt, wie die Satiren eines Juvenal dem Sittenverderben seiner Zeit Einhalt zu thun imstande waren. Wie sehr auch geistige Größen unter dem Bann jener Geistesströmung standen, zeigt am klarsten der Historiker Tacitus, der bei einer albernen Wunderlegende sagt, er könne demjenigen, was allgemein als Tradition verbreitet sei, nicht den Glauben versagen. Er glaubte also, daß der Kaiser Vespasian in Alexandria durch Berührung einen Lahmen gesund und einen Blinden sehen machte. Eine der ersten geistigen Größen des zweiten Jahrhunderts war der Rhetor Aristides, der aber trotzdem die größten Albernheiten in Hinsicht von Wundergeschichten in seinen „heiligen Reden“ auftischt. Diese Wunder der Götter benutzten gelehrte Heiden, wenn es galt das Christentum litterarisch zu bekämpfen, z. B. der Philosoph Celsus, dem jene angeblichen Thatsachen als der beste Beweis für die Vorsehung der Götter galten. Er sagt, das ganze

*) Juvenal X, 94.

Leben sei von solchen Wundern erfüllt, und beruft sich namentlich auf die Wunder der Prophezeiung*).

Die großen Kirchenlehrer haben weder die Wesenhaftigkeit der Götter, noch die Wahrheit ihrer Wunder geleugnet, sie waren vielmehr von beiden überzeugt, nur daß die Götter in ihren Augen schädliche Dämonen waren, die mit überirdischen Kräften wunderwirkend in den Lauf der Dinge, speziell des Menschenlebens, eingriffen. So stand also auch die Kirche unter dem Bann der heidnischen Wunderorthodoxie und suchte je länger, je mehr ihre eigenen angeblichen Wunder den heidnischen gegenüberzustellen und letztere zu übertreffen. Die Wunder an den Gräbern der Märtyrer-Heroen und andere schon bei Lebzeiten ihrer Heiligen durch letztere gewirkte Wunder sollten die Heiden zum Christentum bekehren. Die Wunderleidenschaft der Heiden ward also von der Kirche nicht bekämpft, und als später die großen Massen, dem Vorteil oder der Gewalt nachgebend, zuletzt durch Drohungen erschreckt, in die weitgeöffneten Thore der Kirche einzogen, hatte letzere zwar einen äußeren Sieg erreicht, aber um den Preis einer geistigen Niederlage. Jene heidnische Wundersucht, die auch dem Albernen und Kindischen ihren Glauben nicht versagte, jene heidnische Wunderorthodoxie, die unbewußt dem Grundsatz huldigte: „Je toller, desto besser, je kindischer, desto überzeugender — blieb in der Kirche und erhielt den christlichen Stempel. Unter dem Bann dieses Heidentums stand auch Gregor I., den die römische Kirche Doctor ecclesiae nennt, und so haben wir seine vielgerühmte Biographie des St. Benedikt zu erklären.

Gregor I. steht als Wundererzähler nicht allein. Der gelehrte, in seiner Zeit hochangesehene Gregor, Bischof von Nyssa, gestorben 390, beschrieb das Leben des Bischofs Gregor von Neocesarea, dem die römische Kirche das Prädikat Taumaturga (Wunderthäter) zuerkannt hat. Zwischen letzterem und seinem obengenannten Biographen liegen ca. hundert Jahre, zweifellos haben sich in dieser Zeit die von Mund zu Mund fortgepflanzten Legenden gebildet und Gregor von Nyssa schöpfte seine Wundergeschichten aus dem

*) Siehe in unserem ersten Teil das Kapitel: „Orakel“.

Munde einer Großmutter, — und was für Geschichten! Der Held seiner Biographie hemmt den Lauf eines Stromes, versetzt einen Berg, vertreibt Dämonen aus einer Kirche, von Krankenheilungen gänzlich zu schweigen. Dem gelehrten Bischof kommt es dabei nicht in den Sinn, Kritik zu üben, vielmehr ist er von der Wirklichkeit solcher albernen Wunder überzeugt.

Im erwähnten vierten Jahrhundert, welchem Gregor von Nyssa angehört, stand die Geistesbildung der Kirchenleiter noch hoch, die humanistische Bildung wirkte noch nach, dann aber trat ein Sinken ein. Dieser Verfall aber hatte zur Folge, daß die Kritiklosigkeit zunahm und die Wunderorthodoxie eine immer rohere Form annahm. Wir sahen dies z. B. bei Gregor, Bischof von Tours, gestorben 594. Er schrieb die Biographie des bekannten Bischof Martin von Tours, gestorben 400. Jene Biographie enthält in vier Büchern die **Miracula**, welche, wie Gregor überzeugt war, am Grabe des heiligen Martin, dem berühmten Wallfahrtsort in Tours, sich zugetragen hatten. Es sind 206 von Gregor aufgezählt! Auch letzterer hatte dort ein Wunder erfahren, als ihn nämlich der Heilige von einem Hühnerknochen, der ihm im Halse stecken geblieben, befreite. Der heilige Martin, dem rohen Kriegshandwerk durch empfangene Bischofswürde entnommen, war, als Gregor sein Leben beschrieb, längst zum wunderthätigen Volksheros geworden. Der König Chlodwig sagt von ihm also: „Er ist gut in der Hilfe aber teuer im Geschäft“ (**Bonus est in auxilio sed carus in negotio**). Wir verstehen den Seufzer dieses sogenannten „christlichen“ Königs, der als erläuternde Illustration eines „christlichen“ Konstantin dasteht. Chlodwig mußte für die Hilfe des heiligen Martin in vielfältiger Weise, direkt und indirekt, z a h l e n.

Wie tief die allgemeine Geistes- und Schulbildung des wundergläubigen Gregor von Tours stand, gesteht er selbst und bezeugt dies durch seine Schriften.

Es kann uns nicht wunder nehmen, wenn in jener Periode manche Personen so von Legenden und Wundergeschichten umhüllt wurden, daß wir nicht mehr imstande sind, durch das Gestrüpp der Sagen zu dem geschichtlichen Kern hindurchzudringen. Dies gilt z. B. von dem Schutzpatron der Irländer, St. Patricius,

der vermutlich 493 starb. St. Patrik vernichtete die Götzenbilder allein durch Gebet, Feuer vom Himmel verzehrte einen ihm drohen=henden Druidenpriester, in Armagh ward aus einem Druidensitz eine Kirche und die Heilquelle eines heidnischen Tempels zur Wunder=quelle des St. Patrik. Alle Zaubereien der Heiden besiegte er durch größere Wunderthaten. In einiger Hinsicht gleicht er einem kürzlich von Leo XIII. kreirten Heiligen, dem St. Egidio, der in Neapel eine geschlachtete und zerstückelte Kuh lebendig machte*). St. Patrik machte fünf Kühe lebendig. Dazu zauberte er Feuer aus dem Eis, und als er starb, ging die Sonne ein Jahr lang nicht unter.

Gregor I., der Biograph des St. Benedikt, gilt in der römi=schen Kirche als ein Held der Gelehrsamkeit und war doch, wie seine Schriften beweisen und sein Lebenslauf bestätigt, von ge=lehrter Bildung weit entfernt. Die klassische Litteratur war ihm und seiner Zeit eine ferne Welt, die humanistische Bildung verachtet und gemieden, die Geschichte des christlichen Altertums ihm wenig be=kannt. Gregor I., erfüllt von jenem Erbe des Heidentums, dem maßlosen Aberglauben ist einerseits der hervorragendste Repräsentant der religiösen Richtung seiner Zeit und hat anderseits, unterstützt durch seine hohe Stellung, die heidnische Wunderorthodoxie mächtig gefördert. Wie seine uns erhaltenen Briefe beweisen, be=stand zu seiner Zeit (mehr als 200 Jahre waren seit Konstantin verflossen) das krasseste, öffentlich auftretende Heidentum, Götzen=dienst, Opfer, Bäumeverehrung ꝛc. in Sardinien, Sicilien, Cam=panien, und Gregor benutzte zur Beseitigung desselben ganz allein die rohe Gewalt. Bei solchen erzwungenem Übertritt hatten die Heiden nichts weiter zu thun, als ihren Aberglauben mit einem andern zu vertauschen. Was Gregor I. in abergläubischer Wunder=sucht leistete, beweisen seine Briefe. Hier einige Beispiele.

Gregor I. schreibt an einen Geistlichen namens Andreas in Iberien und schickt ihm einen Schlüssel, der mit dem Körper des heiligen Apostels Petrus in Berührung gewesen, und teilt ihm mit, daß jener (Schlüssel) bereits vielen Kranken geholfen

*) Siehe unseren ersten Teil, Kapitel: „Ein heiliger Zauberer“.

habe*). Auch schickt er ihm ein Stück von Petri Kette und hofft, sie solle ihn, den Andreas, heiligen**).

An den Gotenkönig Recared schickt Gregor einen kleinen Schlüssel, der mit Petri Reliquien geweiht, also mit Zauberkraft versehen war. Im Schlüssel***) befindet sich ein Stück der Kette Petri. Er wünscht, dies Amulett möge den Besitzer von allen Sünden befreien (ab omnibus peccatis solvat). Zugleich sendet er ihm ein Stück vom Kreuz Christi und Haar von St. Johannes.

Auch ein gewisser Theotista erhält diese Wundergabe, wobei die Wundermär erzählt wird, daß jener übersandte Schlüssel einen Longobarden, der nicht an letzteren glaubte und ihn verächtlich behandelte, getötet habe†). Auch einem Patrizier Johannes schickt er ein solches Amulett.

Ich war erstaunt, diesen gregorianischen Schlüsselaberglauben im heutigen Calabrien wiederzufinden. Um einem Sterbenden den letzten Kampf zu erleichtern, legt man ihm einen Schlüssel unters Kopfkissen. Dies Zaubermittel hat auch auf Katzen einen heilsamen Einfluß, wenn sie, allzu stiefmütterlich, ihre eigenen Jungen verzehren. Für Leibschmerzen der Kinder, für Kopfschmerzen der Großen ist der Schlüssel heilsam. Kein Calabrese ist imstande, zu sagen, woher dieser Glaube stammt, daß Gregor I. der Erfinder desselben gewesen, ist nicht anzunehmen. Sollte man den Schlüsselglauben vielleicht vom Janus gelernt haben††)? Wir möchten diese Frage den Kundigen zur Beantwortang geben.

Gregor hat eine Schrift verfaßt unter dem Titel: Libri quattuor dialogorum de vita et miraculis patrum Italicorum, und hier (im zweiten Buch) finden wir das Leben des St. Benedikt, angefüllt mit den abenteuerlichsten, albernsten Wundern. Teufelsgeschichten aller Art, Wunder des Kreuzzeichens, Wunder

*) „Quae supter aegros multis miraculis solet coruscare“.

**) Lib. I, Ep. 29.

***) Wenn im heutigen Griechenland eine Wöchnerin das Haus zum erstenmal wieder verläßt, muß sie den Hausschlüssel berühren, um sich vor bösen Einflüssen zu schützen. Wachsmuth, a. a. O. S. 75.

†) Lib. VI, Brief 23.

††) Vgl. Preller, Römische Mythologie S. 243, Anm. 4.



der Heilung, Rettung, der Strafe, Weissagung, Offenbarung, kurz Wunder aller jener Arten, die wir oben in Hinsicht des heidnischen Wunderglaubens erwähnten, erzählt Gregor in Menge. Dabei gilt auch bei ihm der Grundsatz: Je kindischer, desto besser. Die Wunderkraft des Heiligen umfaßt auch ein zerbrochenes Sieb, ja sogar eine Messerklinge, die abgebrochen und in einen See gefallen ist, aber durch den Heiligen wieder ans Tageslicht gezaubert wird. Diese Wunder umhüllen den St. Benedikt, wie der Nebel einen Berg und sie sind in den Augen Gregors die Hauptsache. Sie sollten auf audere ebenso ihre Anziehungskraft bewähren, wie dies in jener Zeit immer noch viele Götterwunder der Heiden thaten. — Als St. Amandus den Ruf eines Totenerweckers erlangt hatte, indem er angeblich ein solches Mirakel in Tournay (Belgien) im Jahre 731 vollbrachte, kam alles Volk von ferne und nahe zu ihm, mit der Bitte, sie zu Christen zu machen. Sie zerstörten ihre Tempel und auf der Stätte letzterer baute St. Amandus Kirchen und Klöster *). Das Volk eilte, wie wir sehen, dahin, wo es die auffallendsten Wunder zu finden meinte, also die größere, helfende, überirdische Macht vermutete.

Plutarch erzählt im 12. Kap. seiner Biographie des Romulus, daß ein berühmter Astrolog in Rom Tag und Stunde der Geburt des Genannten ausgerechnet. Dieser große Rechenmeister benutzte dabei die Leiden, die Thaten, die Lebensdauer und die Todesart des Romulus, worauf er die Stunde und den Tag der Geburt genau bestimmte. Plutarch fügt dann hinzu: „Vielleicht werden diese und ähnliche Dinge durch das Seltsame und Fremdartige, was ihnen anhaftet, einen höheren Grad der Anziehung auf die Leser ausüben und werden durch ihren märchenhaften Charakter keinen unangenehmen Eindruck auf den Leser machen."

Der Vesta wurden in der Legende große Wunder zugeschrieben. Als einst die Vestalin Ämilia das heilige Feuer ausgehen ließ und zum Tode verurteilt werden sollte, bewirkte die Göttin, daß sich das heilige Feuer an einem Zipfel des Kleides jener Priesterin von selbst entzündete. Eine Vestalin namens Tuccia bewies ihre

---

*) Acta sanctor. zum 6. Februar.



Unschuld dadurch, daß sie Wasser aus dem Tiber in einem Sieb zum Tempel der Vesta trug*).

Tacitus erzählt**) von einem bei dem Tode des Kaisers Otto eingetretenen wunderbaren Vorzeichen und sagt, er wolle nicht mit Fabeln sein Geschichtswerk ausschmücken, wage aber nicht, in Hinsicht obiger Begebenheit, demjenigen, was allgemein berichtet werde, den Glauben zu versagen.

Dem Kaiser Vespasian ward, wie sein Biograph Sueton sagt, (Kap. 7) ein göttliches Zeugnis zuteil, welches ihm das Ansehen der Majestät verlieh. Vor ihm erschien ein Blinder und ein Lahmer mit der Bitte um Heilung, welche ihnen als durch seine Hand zu geschehen vom Orakel verheißen sei. Vespasian saß, als diese Bitte ausgesprochen wurde, auf dem Tribunal zu Alexandria und entschloß sich, auf dringendes Bitten seiner Freunde, jenen Wunsch zu erfüllen. In öffentlicher Versammlung versuchte er die Heilung, indem er sie berührte, und Sueton sagt: „Der Erfolg fehlte nicht". Auch Tacitus***) erzählt diese Wundergeschichte und zweifelt nicht an ihrer Wahrheit, findet vielmehr, daß die Götter durch jenes Wunder dem Vespasian ihre Gunst bezeugten. Dieselbe Anschauung hat Gregor I. in Hinsicht der Wunder des St. Benedikt. Sie sollen als himmlische Gunstbezeugung gelten. War Gregor überzeugt, daß alle jene Wunder wirklich geschehen sind?

Der Geograph Strabo, ein Zeitgenosse des Augustus, schreibt: „Es ist unmöglich, die Menge der Weiber und das niedere Volk durch Lehren der Philosophie zur Frömmigkeit zu führen, dazu bedarf man des Aberglaubens und zu dem Ende sind Mythen und Wundermärchen notwendig." Dachte Gregor I. wie Strabo? Liegt also in seinen Wunderlegenden ein frommer Betrug vor? Im dritten Jahrhundert wurden von den Christen gefälschte Briefe des Kaisers Marcus Aurelius verbreitet, um den Heiden zu beweisen, daß dieser heidnische Kaiser die als wunderbar erachtete Rettung seines Heeres dem Gott der Christen zugeschrieben habe.

---

*) Vgl. Preller, Römische Mythologie S. 541.

**) Historiae II, 50.

***) Historiae IV, 81.

Daß zahllose Schriften über die Heiligen in jenen Jahrhunderten auf Rechnung des frommen Betruges kommen, ward von uns im zweiten Teil dieser Schrift im sechsten Kapitel gezeigt. In der That hat man versucht, Gregor I. mit den großen Philosophen der besten Zeit Griechenlands zu vergleichen. „Jene Aristokraten des Geistes, über den Polytheismus erhaben, hielten doch die volkstümliche Sprachweise, die sie als sinnbildlich betrachteten, fest und sie trachteten nicht danach, dem geistig tiefer Stehenden seinen polytheistischen, volkstümlichen Glauben zu nehmen." — Wir können diesem Vergleich nicht zustimmen. Unter den Briefen Gregors befindet sich einer, der die absichtliche Unwahrheit des letzteren beweist.

Er schreibt an die Kaiserin Konstantia in Konstantinopel und teilt ihr mit, daß es lebensgefährlich sei, Reliquien von ihrem uralten Platz hinwegzunehmen, er erzählt, daß zu seiner Zeit ein Mann, der die Gebeine Pauli berührte, als am Grabe desselben etwas zu ändern war, plötzlich unter traurigen Zeichen (tristibus signis) gestorben sei. Dies sei zu seiner (Gregors I.) Zeit geschehen. Dasselbe erzählt er in Hinsicht der Gebeine des Märtyrers St. Laurentius. Dann berichtet er der Kaiserin, daß einst Männer gekommen seien, mit der Absicht, die Apostelreliquien aus Rom zu rauben. Sie aber hätten ihren Plan nicht ausführen können, denn als sie mit den geraubten Gebeinen außerhalb der Stadt gewesen, sei ein Gewitter von Gott gesandt und habe sie abgeschreckt, so daß jene Reliquien in Rom geblieben seien. Alle diese Geschichten schreibt Gregor der Kaiserin, weil sie jene Reliquen gewünscht hatte, und sucht durch jene grausigen Geschichten sie von ihren Wünschen abzubringen. Derselbe Brief zeigt, daß die Kaiserin auch das Schweißtuch (Sudarium) Christi gewünscht hatte. Gregor schreibt ihr, daß dasselbe ebenso wenig berührt werden dürfe, und jeder, der solches wage, sich der Strafe Gottes aussetze. Dagegen erklärt er sich bereit, ihr einen Teil der Ketten Pauli zu senden, durch welche so viele Wunder geschehen (quibus multa miracula in populo demonstrantur). Auch sagt er, daß viele kommen, um mit diesen Ketten gesegnet zu werden *).

*) Ep. lib. III, c. 30.

Man vergleiche damit einen Brief an den Bischof Palladius. Gregor schickt diesem für seine neuerbaute Kirche einige Reliquien der Apostel Petrus und Paulus, sowie des Laurentius und Pancratius und ermahnt ihn, diese mit reverentia zu empfangen *). Dieselben Reliquien schickt er an die berüchtigte Brunhild, die Frankenkönigin, und schreibt, daß er ihren Brief, in welchem sie solche Gabe erbitte, gelesen, auch ihren religiösen Sinn und frommes Streben aus jenem Schreiben erkannt habe (animum religiosum et piae mentis studium).

Bei der Eifersucht, die zwischen dem Bischofsitz von Rom und Konstantinopel damals herrschte, lag es Gregor I. sehr am Herzen, das Ansehen der Kaiserstadt Konstantinopel nicht zu erhöhen, welches dann geschehen wäre, wenn er wichtige Reliquien, wie die der Apostel Petrus und Paulus, dorthin hätte gelangen lassen. Um letzteres zu hindern, ohne dabei die Kaiserin zu erzürnen, schreibt er ihr erwähnte Schreckgeschichten. Daß er dabei mit Wissen und Willen die Unwahrheit sagte, erhellt aus der Thatsache, daß er anderen bereitwillig Apostelreliquien zukommen ließ. Wenn solche z. B. an die Königin Brunhild gelangten, so verlor dadurch Rom nichts von seinem Ansehen. Bereitwillig sandte er Apostelgebeine überallhin, nur nicht nach Konstantinopel, und um nichts in diese Kaiserstadt senden zu müssen, hat er jene Schreckgeschichten erfunden.

Als Entschuldigung läßt sich nur die Thatsache anführen, daß er in dieser Hinsicht nicht der erste und nicht der letzte gewesen. Die Wahrhaftigkeit berühmter Kirchenlehrer erscheint uns mehr als zweifelhaft, wenn wir die von ihnen in Scene gesetzte oder berichtete Auffindung von Reliquien inbetracht ziehen, Ambrosius, Bischof von Mailand, ging in dieser Hinsicht voran. Er hatte, wie auch seine uns erhaltenen Briefe bezeugen, mit den von der Kirche verketzerten Arianern zu kämpfen, welche sogar eine Prozession thätlich angriffen. Die Sage macht ihn zu einem zweiten Moses und läßt ihn auf dem Berge beim heutigen Varese (am See Lugano) jene „Amalekiter" unter Beistand der Madonna

*) Ep. lib. V, Brief 50.

besiegen. Den besten Sieg über jene Gegner aber erlangte er durch die Auffindung der Reliquien des St. Protasius und Gervasius. Wunder meldeten ihm die Stätte dieses Schatzes, und als er eine großartige Prozession mit jenen Gebeinen anstellte, geschahen viele Wunder, indem Kranke jene angeblichen Heiligenknochen berührten *). Damals war auch Augustinus in Mailand, welcher in seinen Konfessionen (Kap. 9) erzählt, daß ein Blinder damals geheilt wurde, indem er ein Tuch, welches den Sarg jener Heiligen berührt hatte, auf die Augen legte. Jene genannten Santi sind jetzt vergessen. War Ambrosius wirklich von den erwähnten Mirakeln überzeugt und hat er die Sache genau untersucht? Bald darauf konnte Augustinus in Afrika die Auffindung der Reliquien des St. Stephanus berichten (Sermo 318) und von den glänzenden Wundern erzählen, die zu Uzela in Afrika bei der Prozession durch jene entdeckten Knochen geschahen. Leichtgläubigkeit und Unwahrheit reichten einander die Hand. — Vielleicht hat sich Gregor I. an dem Bischof Synesius von Ptolemais ein Beispiel genommen. Der letztere, obgleich noch nicht getauft, ward zum Bischof geweiht und die damalige Kirche stieß sich nicht an seiner Erklärung, daß er die christliche Volksreligion nicht annehme, sondern bei der platonischen Philosophie bleiben müsse. Dieser Bischof Synesius bekehrte auf seine Weise den heidnischen Philosophen Evagrius und veranlaßte letzteren, eine Summe für die Armen zu geben. Als Evagrius starb, gab ihm Synesius einen Schuldschein in den Sarg, worauf jene Summe verzeichnet stand, nachdem er demselben versprochen hatte, daß ihm dieselbe im Jenseits mit Zinsen erstattet werden solle. Drei Tage nach dem Tode des Evagrius ließ Synesius in Gegenwart von Klerus und Volk den Sarg öffnen, nahm den Schuldschein heraus und — — o Wunder — — derselbe war mit Quittung versehen **). Ist dies

---

*) Siehe den 22. Brief des Ambrosius. Ebenso zu vgl. Augustin, Sermo p. 318 und De civitate Dei 22, 8.

**) Hase, Kirchengeschichte I, 505. Bischof Synesius sprach sich in Schriften dahin aus, die Lüge sei dem Volk nützlich, die Wahrheit schädlich. Siehe Baur, Kirchengeschichte II, 53.

hierarchische Kunststück besser, als der Brief Gregors I. an die Kaiserin Konstantia?

Das Altertum schämte sich nicht, die Theorie einer nützlichen Lüge aufzustellen. Selbst ein Seneca schreibt: „Jenen ganzen niederen Haufen der Götter, welchen in vielen Jahrhunderten ein alter Aberglaube zusammenbrachte, werden wir in der Weise anbeten, daß wir dabei eingedenk bleiben, daß dieser Kultus mehr zur Sitte, als zur Sache gehöre." Das war heuchlerische Klugheit, verwandt mit dem Grundsatz, daß vieles, was wahr ist, für die Menge nicht paßt, und vieles, was falsch ist, ihr Nutzen schafft*). Diesem Grundsatz hat die Kirche in nachkonstantinischer Zeit nachgegeben. Die Kirche brauchte zu ihrem Siegesruhm die Massen, und um diese zu gewinnen, mußte sie denselben etwas bieten, und auf der anderen Seite dasjenige, was durch Gewohnheit unentbehrlich schien, lassen. Die Kirche herrschte, aber nur dadurch, daß sie sich von den Massen den Weg weisen ließ. Es war ein „Coup de maître", als Ambrosius, wie vorhin erwähnt, die Reliquien des heiligen Gervasius und Protasius auffand, von denen er, ohne schamrot zu werden, sagte: Wir fanden zwei Männer von bewundernswerter Größe, wie die alte Zeit sie hervorbrachte**). Die riesige Größe, an der man in heidnischer Zeit die Gebeine der Heroen zu erkennen wähnte, diente dem Ambrosius als Beweismittel für die Echtheit der Heiligenknochen! Handelte er in gutem Glauben, oder war dies eine nützliche Lüge? Dem Ambrosius hat jener „Coup" genützt, denn er verschaffte ihm im Kampf mit der ihm feindlichen arianisch gesinnten Kaiserin Justina den Sieg. — Es war ein ebensolcher Coup de maître, als man unter der Regierung des Arcadius die Reliquien des heiligen Samuel entdeckte und sie in goldenem Gefäß von Rama nach Chalcedon brachte, ein Triumphzug, den uns der für solche Dinge

---

*) Siehe das Citat angeführt in der Schrift Augustins, De civ. Dei X, 9. Vgl. ähnliches bei Cicero, De div. II, 72 und De natura Deorum III, 2.

**) „Invenimus mirae magnitudinis viros duos, ut prisca gens ferebat." Ambr., Ep. 85.



eifrige Hieronymus beschreibt *). War diese Auffindung eine nützliche Lüge? Gegen das Heidentum in der Kirche erhub im Jahre 402 der Presbyter Vigilantius seine Stimme, ihm waren jene nützlichen Lügen ein Greuel. Er ward zum Schweigen gebracht durch eine Schmähschrift des Hieronymus, welche vielen heutigen römisch-katholischen Schriftstellern als Vorbild zu dienen scheint. Im Streit mit Vigilantius stellte St. Hieronymus den Grundsatz auf: Jenes (Anbetung, Kerzen rc.) geschah einst vor Götzenbildern und war deshalb verwerflich, jetzt geschieht es zu Ehren der Märtyrer und muß deshalb angenommen werden. Was Hieronymus empfahl, war die auch von Gregor geübte Accommodation an das Heidentum.

Gregor, Bischof von Neocesarea, gestorben 270, stiftete ein allgemeines Märtyrerfest und erlaubte den Gemeinden, bei demselben allerlei heidnische Lustbarkeiten anzustellen. Er hoffte nämlich, auf diese Weise die Heiden am leichtesten für das Christentum zu gewinnen. Allerdings hatte er einen äußeren Erfolg, und einen solchen soll er auch dadurch erzielt haben, daß er eine Pest, die jene Gegend verwüstete, verschwinden machte. So gewann man die große Menge: Nachgeben in Hinsicht heidnischer Bräuche, Accommodation an letztere, Imponieren durch Wunder und Besitz der Wunderquelle, d. h. der Reliquien **).

In Neapel wird jedes Jahr am siebenten Sonntag nach Pfingsten das Fest der Reliquien gefeiert, verbunden mit reicher Reliquienausstellung. Dabei feiert jede Kirche ein Jahresfest an dem Tage, wann wichtige Reliquien ihr zugeführt wurden.

Dabei geschehen immer noch Entdeckungen von Reliquien. Der Pfarrer an St. Andrea in Mantua fand soeben unter dem Altar des heiligen Longinus den Körper des St. Adalbert, welchem der Apostel Andreas anno 1049 offenbarte, wo das kostbare Blut Christi verwahrt werde. Adalbert starb 1059 ***).

In neuester Zeit scheint man sich mancher Wunderdinge zu schämen, die früher dem Volk imponierten.

*) Hier. adv. Vigilantium.

**) Vgl. in unserem dritten Teil, Kapitel: Markt der Wunder.

***) „Libertà cattol." 1890, N. 153.



In Rom befindet sich die angebliche heilige Treppe in der Kapelle Sancta Sanctorum neben der Laterankirche. Sie ist den Bußübungen der Devoti stets zugänglich, dagegen schämt man sich heutzutage, gewisse Reliquien zu zeigen, die früher berühmt waren. Wir meinen z. B. die Leiber der Makkabäer im Lateran. — Die Krippe Christi wird den Gläubigen gezeigt, dagegen wagt man nicht, den Stab Moses und die Laterne des Judas ans Tageslicht zu bringen. Die Ketten Petri, welche sich wunderbar zusammenfügten, kann man in Rom sehen, aber das Fett des St. Lorenzo und die Bundeslade der Israeliten werden nicht gezeigt, dasselbe gilt von dem Opfermesser Abrahams, sowie von solchen Reliquien, die wir hier aus guten Gründen mit Stillschweigen übergehen müssen.

Hat Gregor I., der Doctor ecclesiae, wie oben gezeigt, in einem Falle mit Wissen und Willen gelogen, so liegt der Verdacht nah, daß in seiner Biographie des St. Benedikt vieles auf Rechnung seiner unlauteren Wundersucht zu setzen ist *).

Unter dem Titel: „Wahre Geschichten" besitzen wir in den Schriften des Lucian eine Erzählung, in der er die Lügen- und Wundergeschichten seiner Zeit (des zweiten Jahrhunderts nach Christus) in ausgezeichneter Weise verspottet. In der Einleitung sagt er, die einzige Wahrheit, die er in seiner Geschichte sage, sei die, daß sie von Anfang bis zu Ende erlogen sei. „Ich schreibe über Dinge, die ich weder sah, noch erlebte, solche die überhaupt nicht existieren und nicht existieren können. Deshalb müssen meine Leser sie durchaus nicht glauben" Wer diesen Satz des Lucian liest und die von kindischen, abgeschmackten Wundergeschichten wimmelnden Schriften kennt, welche die römische Kirche noch heute produziert, könnte meinen, daß Lucian die Heiligenlegenden der letzteren meint. — Kehren wir jetzt zur Klosterkirche von Monte Cassino zurück.

---

*) Hase, Kirchengeschichte I, 580 urteilt: „Gregor I. hat es mit der Wirklichkeit des von ihm erlebten Wunderbaren nicht allzu genau genommen." Dies Urteil ist milde.



Wie sehr dieser Prachtkirchenraum sich für große Funktionen des römisch-katholischen Kultus eignet und mit diesem harmoniert, zeigte sich, als vierzehn Jahrhunderte seit der Geburt Benedikts vergangen waren, und dieser Tag unter allgemeiner Beteiligung aus der Umgegend wie aus der römisch-katholischen Welt überhaupt festlich begangen wurde, und der gesamte Raum der Kirche sich mit festlich gekleidetem Volke in der Landestracht und der Chor mit prächtig geschmückten Kirchenfürsten füllte. An demselben Abend fand eine feierliche Prozession mit Fackeln und ein Tedeum in der Kirche statt. Dem Prunkstil der letzteren entsprachen die bei jenem Kirchenfeste gehaltenen Prunkreden zum Lobe des Heiligen. Wenn in solchen gesagt wurde, daß in dem Leben nach der Regel des heiligen Benedikt die christliche Vollkommenheit konkret zur Erscheinung komme, so mußten wir in der Kirche versammelten Nicht-Mönche von vornherein bekennen, daß unser Streben nach dem Ziele eo ipso vergeblich sei. Wenn ferner St. Benedikt von einem Redner mit Prometheus verglichen wurde, weil er wie dieser das Feuer vom Himmel holte, so konnte sich allerdings ein Kundiger etwas dabei denken; was aber dachte sich das arme Landvolk, und was ward von diesem außer Staunen und Verwunderung mit heimgenommen? Vielleicht noch die Hoffnung auf Erfüllung eines heißen Wunsches, den man dem Heiligen, auf seine mächtige Fürbitte bauend, bei dieser festlich frohen Gelegenheit vorgetragen hatte.

St. Benedikt, zunächst von dem um Monte Cassino wohnenden Volk vergöttlicht, dann von der „Kirche" mit dem Prädikat Divus versehen, verkörpert als Sanktus, wie wir bereits erkannten, keinen neuen Gedanken. Die Etrusker rühmten sich, im Besitz gewisser religiöser Zauberhandlungen zu sein, durch welche die Geister der Verstorbenen zu Göttern erhoben wurden. Die Griechen ließen ihre Heroen zu den Göttern emporsteigen, wo sie hilfreich und hilfebereit walteten. Bei Quintas von Smyrna, einem griechischen Dichter des fünften Jahrhunderts, lesen wir, daß Herkules

„Sich der verzehrenden Flamme mit lebendem Leibe dahingab.
Als er die mächtige That vollendete, während er brannte,

Seufzte der Öta rings, von der sterblichen Hülle des Helden
Scheidend entschwand zum Äther der Geist. Er stieg zu den Göttern
Selbst auf, während die Erd' aufnahm die ermatteten Glieder."

Den Kultus des von Hadrian vergötterten Antinous, jenes Lieblings des genannten Kaisers, erwähnt auch Pausanias in seiner Reisebeschreibung (VIII, 9). Die Vergötterung geschah im Jahre 130 nach Christo, also nicht lange vor der Reise des genannten. Er sah in Mantinea einen Tempel dieses „neuen Gottes", versehen mit Statuen und Bildern, auch feierte man ihm daselbst jährlich ein Fest, sowie alle fünf Jahre ein Kampfspiel. Über die folgende Zeit schreibt derselbe Pausanias: „Zu meiner Zeit hat die Schlechtigkeit den Gipfelpunkt erreicht, sie verbreitet sich über alle Länder und Städte, und es wird keiner mehr aus einem Menschen zu einem Gott, außer etwa dem Namen nach, oder um einen der Hohen zu schmeicheln" (VIII, 3). — Pausanias hat sich geirrt, denn die römische Kirche hat viele Herkulesse und Antinousse vergöttlicht.

Während die Zahl der helfenden, schützenden Heiligengottheiten wie der Sand am Meere ist, sorgt der Vatikan beständig für Vermehrung dieser Legionen. „Am 10. September (so schreibt die „Libertà cattol." vom 26. Sept. 1879) hielt die Congregazione dei Riti im Vatikan eine vorbereitende Sitzung und die Mitglieder stimmten in zweiter Instanz ab über den Heroismus der Tugenden (sull' eroismo delle virtù) des verehrungswürdigen Knechtes Gottes Nunzio Sulpizi. Dieser junge Arbeiter, gebürtig aus Penne, gab in seiner niedrigen Stellung das Beispiel der erhabensten Tugenden, indem er z. B. eine heroische Entsagung (eroica rassegnazione) zeigte, mit welcher er die Mißhandlungen seines Vaters ertrug. Er starb 19 Jahre alt 1836 in Neapel und sein Körper befindet sich jetzt als Depositum in der Kirche St. Michele an Piazza Dante. Bald wird man über die Wunder dieses neuen Kandidaten für den von der Kirche geschaffenen neuen Olymp entscheiden, um endlich das Vergöttlichungs-Dekret auszufertigen. Dasselbe that man schon, als es noch keinen Papst gab. Die Karpokratianer, eine der vielen gnostischen Sekten des zweiten Jahrhunderts nach Christo, vergötterten den siebenjährigen Sohn ihres Stifters und

bauten ihm Tempel. — Viele Heilige sind seitdem von Volkes Gnaden geschaffen und der heutige Vatikan versieht sie nach und nach mit seinem Stempel. Die Congregazione dei Riti erließ am 9. April 1889 ein Dekret, in welchem der Kultus für zwei Volksheilige approbiert wird. Es sind: Nic. Favillo und G. Cagliotti. Die Arbeiten für Kanonisation des Columbus sind im Gange.

Kürzlich las man an vielen Kirchen Campaniens eine Bekanntmachung des Luigi=Festes *). „Der Finsternis widerstreitet das Licht, die Wahrheit streitet gegen die Lüge, die Schönheit wider das Häßliche, die christliche Reinheit gegen die Sittenverderbnis. Überall baut man dem Irrtum Tempel, aber im Seminar zu Nola feiert man Thomas von Aquino, man feiert, den Satan bekämpfend, Maria, die personifizierte Schönheit, pulchra ut luna, und weiht ihr dort den Maimonat, den schönsten des Jahres, in welchem die Seminaristen Lobreden auf die Jungfrau gehalten haben. Jetzt, wo die Gesellschaft verderbt (corrotta e depravata) ist, wollen wir Luigi Gonzaga feiern, der wegen seiner Reinheit Angelus in carne genannt wird.“ Wie bei allen großen Festen, ging auch bei diesem eine sich auf eine Woche erstreckende Vorbereitung voraus. In der Kirche des Seminars war der „Angelus in carne“ aufgestellt, täglich verehrt von den Seminaristen. Am Tage vor dem Fest war für alle Beichte und feierliche Vesper. Endlich am Festtage selbst konnten die Seminaristen sich und ihren Schutzheiligen der harrenden Bevölkerung zeigen. Als am 21. Juni die Abendkühle eingetreten war, fingen die Seminarglocken an zu läuten und die bombecarte an zu donnern, die Thore des Seminars öffneten sich, der feierliche Zug setzte sich in Bewegung. Vier Diakonen trugen auf ihren Schultern den Santo, und es machte einen seltsamen Eindruck, dies bleiche Angesicht inmitten des wallenden Pulverdampfes der krachenden Bomben zu sehen; es war, als zöge der „Angelus“ in die tosende Schlacht. Vor dem Santo gingen die Seminaristen, die kleinsten, etwa siebenjährigen zuerst; dann sah man sieben als Engel gekleidete Knaben im Alter von

*) Luigi Gonzaga starb als Jüngling vor ca. 300 Jahren, infolge der geübten Askese. Er war Jesuitenzögling.



etwa fünf Jahren, Flügel auf dem Rücken, Rosen im Haar. Jeder Knabe trug in der Hand ein Körbchen mit weißen Lilien, die nach Beendigung der Prozession zu den Füßen des Heiligen niedergelegt wurden. Dem Santo folgten die übrigen Mitglieder des Seminars, die Sänger, sowie die Professoren, letztere natürlich alle Priester. Dichte Volkshaufen begrüßten die Prozession mit: Viva S. Luigi! Lobgesänge auf diesen singend zog die Prozession einher; aus den Fenstern regnete es Lilien und Rosen auf den Heiligen.

Die Prozession kehrte mit dem Santo zur Kirche zurück, und jetzt hielt einer der größeren Seminaristen eine wohl einstudierte Rede, welche auf Grund des Ezechiel-Wortes: „Eris exemplum et stupor in gentibus" das Lob des Luigi verkündete. Ein Jammer war es, zu hören, wie diese Jünglinge angeleitet werden, Ungereimtheiten in schönen Worten und Wendungen zu sagen. Aus dem Tageblatt des Vatikan ersahen wir kürzlich, welche Dinge in Rom am S. Luigi-Fest betrieben werden. Die Schüler der jesuitischen Anstalten pflegen dann nach altem Herkommen Briefe an den Heiligen zu richten, welche zu seinen Füßen niedergelegt und dann verbrannt werden, so daß der Rauch zu demselben aufsteigt.

In unglaublicher Weise wächst die Zahl der Schutzheiligen. Eine Art Hast scheint die Bevölkerung zu beherrschen, welche nicht mit der Zahl der vom Papst kanonisierten Heiligen zufrieden ist, sondern die Kanonisation auf eigene Hand besorgt. In der alten Kirche S. Maria di Porta nova in Neapel ruhen die Gebeine irgendeines obskuren Santo, und man hat kürzlich bewiesen, daß dieser „ab immemorabili" einen Kultus hatte, obgleich er nie kanonisiert war. Bomben, Schwärmer und Frösche, Fahnen und Trompeten verkündeten vor kurzem, daß Leo XIII. der Volksstimme nachgegeben und diesen Kultus approbiert habe. Vox populi vox Dei! So ist denn jene Kirche ohne Kosten zu einem neuen Heiligen gekommen. In Bitonto in Apulien hat, wie kürzlich unter großen Festlichkeiten bewiesen wurde, der Bischof F. Massarenga seit zweihundert Jahren einen volksmäßig dekretierten Kultus, nachdem derselbe 1688 „in odore sanctitatis" starb. Gestützt

auf diese Volksstimme, hat der gesamte Klerus Apuliens am 19. Juli d. J. beantragt, daß der Papst die Apotheose des Massarenga beschleunige. Es heißt in der Petition wörtlich: ut ingenti cum christiani hujus populi laetitia, qui suas nostris precibus conjunxit, illius Apotheosim acceleres. Die Bischöfe hätten sich, wie ersichtlich, nicht wohl besser, d. h. heidnischer ausdrücken können. Ihrem Antrag steht freilich ein kleines Bedenken entgegen, und sie sagen in der Petition denn auch offenherzig: „Hactenus nondum Domino placuit, illius (Massarengae) sepulcrum insignium miraculorum gloria illustrare“. Es fehlt also das Wunder, man wäre mit einem kleinen, als Anfang, zufrieden.

Damit nun bei einem solchem Zuwachs der Schutzgötter die alten nicht vergessen werden, feiert man die Centenarfeste der letzteren. Solche Feier ward, wie schon oben bemerkt, dem St. Benedikt auf Monte Cassino zuteil.

Schon lange vor Beginn des genannten Festes wurden Untersuchungen über die von St. Benedikt einst bewohnten Räume angestellt und nach Abschluß derselben begannen Benediktinermönche aus Deutschland jene Räume mit neuem Schmuck zu versehen. Mit Geschick haben dieselben in ihren Wandbildern, welche teils biblische Personen, teils Scenen aus dem Leben des Heiligen darstellen, den byzantinischen Stil nachgeahmt, dem indes die Steifheit des finster mürrischen Wesens fehlt. Eine gewinnende Anmut begegnet dem Beschauer, welche noch durch anderen Schmuck einfacher Art gehoben wird. In einem dieser Bilder, die nach dem verwirrenden Beschauen der Kirchenbilder wohlthuend wirken, sahen wir eine Gestalt des St. Benedikt, welche uns diesen Patriarchen abendländischen Mönchtums in hoher Würde vor Augen führt. In diesen Räumen sah, wie Gregor erzählt, Benedikt die Seele seiner Schwester in Gestalt einer Taube und die Seele eines Bischofs von Capua als Feuerkugel gen Himmel fliegen. Wie sehr man es seinerzeit in Monte Cassino liebte, sich auf Inschriften heidnischer Ausdrücke zu bedienen, zeigt eine solche, welche von dem in jenen Räumen erfolgten Abscheiden des Benedikt berichtet: „Ex hac ipse triumphans per viam Orientis Coeleste Capitolium

penetravit". In Neapel ist eine ähnliche Inschrift mit dem Schluß: „Olympum petivit", eine andere: „Ad superos volavit".

Großartig ist das Refektorium, wo sich die Hausgenossen zweimal am Tage zur Mahlzeit versammeln, und wo das dem sechzehnten Jahrhundert angehörende Bild des Speisungswunders Christi Interesse erweckt. Die Bibliothek des Klosters enthält gegen 20 000 Bände. Diejenigen Zimmer, welche von den Zöglingen des Gymnasiums benutzt werden, sind einfach und sauber; sämtliche Knaben fanden wir von gesundem, frischem Aussehen. Uns wurde gesagt, daß auch die deutsche Sprache zu den Lehrgegenständen, wenn auch nicht zu den obligatorischen, gehöre. Das Archiv des Klosters dürfte sich den merkwürdigsten, welche existieren, an die Seite stellen lassen. Der hier vorhandene Reichtum ist zu bewundern, wenn man bedenkt, welche Verluste in kriegerischen Zeiten jenes Archiv erlitten hat. Die Manuskripte und Codices gehören allen Jahrhunderten an, von der Zeit Benedikts an gerechnet, bis in unser Jahrhundert hinein. Man sieht die Bibel des Abtes Desiderius (elftes Jahrhundert), jenes Kirchenfürsten, der von allen Seiten Künstler in sein Kloster zur Ausschmückung und Umgestaltung rief, dasselbe zu einer Herberge der Wissenschaften machte und eine Schule von Kopisten gründete, deren herrliche Miniaturen und schöne Schrift wir heute bewundern. Man sieht die vier Evangelien aus der Zeit des Papstes Zacharias (750), ausgezeichnet durch Initialen und Miniaturen. Man sieht die „Göttliche Komödie" des Dante in gotischer Schrift, kurz nach des Dichters Tode geschrieben, der im 22. Gesang seines „Paradiso" dem heiligen Benedikt ein Denkmal setzte. Unabsehbar ist die Fülle von Dokumenten, juridischen Sentenzen, Testamenten, Diplomen vom achten Jahrhundert an. Die Zahl dieser Urkunden, meist auf Pergament geschrieben, wurde uns auf 90 000 angegeben. Im Archiv sahen wir auch das Fremdenbuch und fanden in demselben den Namen: Ernst Renan, welcher eigenhändig das Wort der Schrift in jenes Buch geschrieben (lateinisch): „Eins ist not. Maria hat das gute Teil erwählt". Unser Führer meinte, die Inschrift sei eine der merkwürdigsten des ganzen Fremdenbuches. In einer großen Werkstätte sind kunstgeübte Hände

damit beschäftigt, die besten Malereien der Mönche früherer Jahrhunderte, die prächtigen Initialen und Miniaturen durch Farbendruck zu vervielfältigen. Klosterfriede waltet über Monte Cassino; kein Lärm dringt zu dieser für die Geschichte der Kirche so wichtigen Höhe. **Loggia del Paradiso** nennen die Mönche eine Terrasse, von der man das großartige Panorama der fruchtbaren Ebene und der sie im Halbkreis begrenzenden Berge genießt. Weshalb gerade hier sich St. Benedikt ansiedelte, begreift man wohl; um so weniger aber, wie so mancher seiner Nachfolger einem nichtigen Tand hat huldigen können, ohne sich im Angesicht dieser majestätischen Natur von der Hohlheit ihres Prunktreibens zu überzeugen.

Ein großes Fest soll in Rom am 3. September 1890 gefeiert werden, nämlich die dreizehnte Centenarfeier der Thronbesteigung Gregors I., der am 3. September 590 Bischof von Rom wurde. Schon hat sich ein von dem Papst gesegnetes Komitee gebildet, welches aus mehreren Kardinälen, sowie römischen Aristokraten besteht. Diese Herren haben sich bereits mit einem Aufruf an alle Katholiken des Erdkreises gewendet, somit ist die übliche Festbettelei schon im besten Gange. Jeder Katholik soll fünf Centimes beitragen, wobei der Wohlthätigkeit keine Schranke gesetzt wird. Die Feier soll in der St. Peterskirche stattfinden, alle Denkmäler Gregors sollen aufgebessert werden, ein Preis von 2000 Lire ist ausgesetzt für die beste Lebensbeschreibung desselben und muß dieselbe entweder lateinisch oder französisch oder italienisch geschrieben sein. — Wir bemerken, daß im Lauf der letzten zwanzig Jahre folgende ähnliche Triumph- und Siegesfeste in Rom gefeiert sind, lauter Centenarien: 1867 das legendenhafte Martyrium St. Petri, 1871 der Sieg über die Türken bei Lepanto, 1873 Thronbesteigung Gregors VII., 1874 Geburtstag des Bonaventura und des Thomas von Aquino, 1877 die Rückkehr Gregors XI. von Avignon, 1880 Geburtstag der St. Katharina von Siena, in demselben Jahr Centenarium des St. Benedikt, 1885 Todestag St. Gregors VII., dazu das Jubiläum Leos XIII., Weltausstellung. Also stets Triumphe, Feste, Wunder. Nicht die Wahrheit ist dabei die Hauptsache, sondern der Glanz.

Die Zeitung „Il Divin Salvatore“ brachte Ende August 1889 einen Panegyrikus auf Gregor I., worin dieser als der größte „Papst“ und der größte Römer bezeichnet wurde. „Er erfüllte Rom und die Welt mit seiner Heiligkeit und seiner Lehre, er rettete Rom vom gänzlichen Verfall und bekehrte die Longobarden, er befreite Rom von der Pest (?), bekehrte England, verbreitete la vera fede im Orient und hundert (?) anderen Ländern, er regierte vom Krankenlager aus Italien (?), errichtete Festungen, sandte Heere aus (?), ernannte Heerführer, um Italien zu verteidigen und um ganz Europa (?) vor der Barbarei zu schützen. Wer ist unter den Römern berühmter, als er?“

Die vorhin erwähnte heidnische Theorie von den nützlichen Lügen ward in obiger Lobrede praktisch verwertet.

Drittes Kapitel.

Ein Bilderbuch.

„Italien schläft, und Rom will nicht erwachen."
Fra Benedetto.

Eine unabsehbare Menge von illustrierten Büchern und Zeit=schriften besitzen wir Menschenkinder des neunzehnten Jahrhunderts, Bilderschätze aller Art, von denen man vor etwa 40 bis 50 Jahren nicht die geringste Ahnung hatte, und eine Heerschar von Künstlern, höheren und niederen Grades ist unablässig thätig, dem vorhandenen Bilderbedürfnis zu genügen. Besaß die alte Welt zur Zeit der Griechen und Römer illustrierte Schriften und Bilderbücher? Wir müssen diese Frage verneinen. Dennoch ist ein Bilderbuch, welches über 1800 Jahre zählt, auf uns gekommen, freilich ohne Text, aber letzteren kann jeder ohne Schwierigkeit sich selber schreiben. Wir meinen die in Pompeji gefundenen Wandbilder. Das Ganze derselben bietet uns ein „Bilderbuch", wie es kein zweites auf Erden giebt. Man kann diese Bilder von verschiedenen Gesichts=punkten aus betrachten und wird jedesmal ihnen das vollste Interesse entgegenbringen. Der Altertumsforscher, der Künstler, der Hand=werker, — jeder betrachtet genanntes Bilderbuch mit seinem Auge und für seine Zwecke, den besten Dienst aber leistet das genannte dann, wenn wir durch dasselbe tiefere Einblicke in das Denken und Fühlen, in das Dichten und Trachten der einstigen Einwohner Pompejis gewinnen.

Man macht sich gewöhnlich eine falsche Vorstellung von jenen Bildern und meint, daß nur dann und wann, an dieser oder jener

Wand ein Bild beim Ausgraben entdeckt werde. In Wahrheit verhält sich die Sache so, daß Pompeji eine Fülle von Bildern besitzt, welche Staunen erregt, und daß die Einwohner eine Bilderlust besaßen, die sich nur mit derjenigen unserer modernen Zeit vergleichen läßt. Jedes Haus zeigt eine Menge der mannigfaltigsten Bilder, jede Wand eines jeden Wohnraumes zeigt sich bei der Ausgrabung mit Bildern bedeckt: Bilderschmuck zeigen die öffentlichen und die Privatgebäude, die Wohnhäuser und Tempel. Diese Bilderfreude findet sich bei den verschiedensten Ständen, denn nicht allein die Häuser der Reichen sind es, welche solchen Schmuck besitzen, wir finden letzteren auch in solchen Wohnungen, deren Besitzer offenbar nicht zu den Vornehmen und Reichen gehörten.

Um diese Bilder an den Wänden anzubringen, beobachtete man folgendes Verfahren: Die Mauerwand ward mit drei verschiedenen Anwurfschichten bekleidet, die letzte Schicht festgeklopft, und alsbald begann der Künstler sein Bild mit Wasserfarben auf die frische, feuchte Schicht zu malen. Die Sprache der Maler sagt, solche Bilder seien al fresco, d. h. aufs Frische gemalt und hiervon stammt der Name Freskobilder.

Wird ein Haus in Pompeji ausgegraben, ist die aus kleinen Bimsteinen und Asche bestehende Schuttmasse aus den Wohnzimmern entfernt, so sieht man die Wandbilder mit Staunen; denn dieselben zeigen eine solche Farbenfrische, als ob der Maler sie erst kürzlich angefertigt hätte. Die meisten Bilder behalten, nachdem sie der Luft und dem Licht ausgesetzt sind, diese Frische nicht, es giebt aber auch solche, die trotz der Witterungseinflüsse unverwüstlich bleiben.

Den Pompejianern aber genügten für ihre Bilderfreude die Zimmerwände nicht, sie benutzten auch den Fußboden. Öfters finden sich Mosaikbilder, aus bunten Steinen mühsam zusammengesetzt, an dieser Stelle, und wir bemerken, daß man in Pompeji nur steinerne Fußböden kannte, auch bis heute überall in südlichen Ländern an solchem Brauche festhält.

In früherer Zeit sorgte man für die Konservierung der Wandbilder auf die Weise, daß man die Anwurfschicht sorgfältig von der Mauer ablöste, und das auf diese Weise von der letzteren ab-

getrennte Bild ins Museum schaffte, wo sich in vielen Sälen hunderte solcher Wandbilder befinden. Ebenso löste man die Mosaikbilder mit ihrer Schicht los, und brachte sie an den genannten Ort. Neuerdings läßt man die Wandbilder an Ort und Stelle, und sucht die besten durch ein wenig Bedachung gegen die Unbill der Witterung zu schützen.

Es wäre ein Irrtum, wollte man meinen, diese Bilder seien alle ohne Ausnähme Kunstwerke. Von manchen muß man im Gegenteil behaupten, daß sie liederlich=flüchtige Sudeleien sind, bei der Mehrzahl aber zeigt sich eine nicht zu verkennende Genialität des Malers, und viele müssen als vortreffliche Leistungen bezeichnet werden. Wir dürfen nicht vergessen, daß Pompeji nichts weiter war, als eine unbedeutende Landstadt, wo unmöglich sich Maler ersten Grades aufhalten konnten, weil alle hervorragenden Künstler in Rom überreichlich Arbeit fanden.

Wenn wir auf die von den pompejianischen Malern dargestellten Gegenstände blicken, so zeigt sich uns eine staunenswerte Mannigfaltigkeit, die kürzlich einem Freunde des Verfassers den Ausruf entlockte: „Das waren Allerweltsmaler, welche alles Mögliche und noch ein wenig mehr bildlich dargestellt haben.“ Wir verzichten auf eine genaue regelrechte Klassifizierung und halten uns an das Charakteristische.

Der Leser wird sich vielleicht wundern, wenn wir demselben zuerst solche Darstellungen vorführen, die wir als Küchenbilder bezeichnen möchten. Wenn wir mit diesen beginnen, so geschieht dies deshalb, weil dieselben massenhaft vorhanden sind. Alles Erdenkliche, was man in Küche und Keller erblickte, alle möglichen Speisen vom gespickten Hasen bis zur leckeren Auster, alle möglichen Früchte, Backwerke, Gemüse, dazu Küchengefäße finden wir dargestellt, und können aus der Menge solcher Bilder, sowie aus der auf letztere verwandten Sorgfalt schließen, daß die genannten sehr beliebt, und die Pompejianer Freunde einer mit leckeren Gerichten bedeckten Tafel waren. Welche Rolle Essen und Trinken in der damaligen Welt spielte, wie der Schmaus überall den eigentlichen Hochgenuß des Lebens bildete, ist bekannt, verschwendeten doch die Reichen kolossale Summen für solche Zwecke und

wetteiferten mit einander in raffinierten Genüssen dieser niedrigsten Sorte. Eine andere Seite des römischen Lebens führen uns die zahlreichen Landschaftsbilder vor Augen. Wir würden uns täuschen, wollten wir in dieser Hinsicht etwas dem ähnliches erwarten, was wir unter jener Bezeichnung verstehen. Unsere heutigen Künstler malen z. B. Gebirgspartieen, welche durch ihren wildernsten Charakter, durch feierliche Majestät imponieren, sie malen das Großartige des Meeres, die liebliche Stille des Waldes, das Melancholische eines Waldsees, und jedes solcher Bilder erweckt in uns eine von dem Künstler beabsichtigte Stimmung; letzterer hat der Natur bis tief in ihr geheimnisvolles Innere geschaut und malt die Landschaft so, daß ihre Seele, ihr innerstes Leben dem Beschauer entgegentritt. Von dergleichen hatten die Maler in Pompeji nicht die leiseste Ahnung, überhaupt fehlte der alten Welt das tiefere Verständnis der Natur. Die zahlreichen Landschaftsbilder in Pompeji zeigen uns die Natur nur als nächste Umgebung und Dekoration von Luxusbauten, von prächtigen Villen und Tempeln, von Palästen und Hafenanlagen. Ein Römer betrachtete die Natur vorwiegend als Mittel des verfeinerten Genusses. Was wir Deutschen Naturgenuß nennen, ist dem Italiener des Südens unbekannt und unverständlich.

Was nun jene sogenannten Landschaftsbilder in Pompeji betrifft, so hatten die dortigen Maler nicht nötig, ihre Gemälde aus der Phantasie zu schöpfen, vielmehr bot die Umgebung der damaligen Ufer des Golfes von Neapel eine Fülle von Anschauung, die unerschöpflich war. Das gesamte Ufer, in einer Länge von etwa acht Meilen, war mit einem Kranz der Villen und Städte besetzt, und was erstere anbetrifft, so handelte es sich jedesmal um Prachtbauten, verbunden mit luxuriösen Gartenanlagen, „drin sprangen frische Brunnen im Regenbogenglanz". — An den wonnigen Ufern des genannten Golfes suchten die reichen Römer Erholung, viele aber auch ganz andere Dinge: Schlemmerei und Zügellosigkeit. — An die Landschaften reihen sich zahlreiche Bilder aus dem Tierleben. Viele dieser Bilder, von denen die meisten klein sind, und gelegentlich eine Ecke ausfüllen, sieht man gerne, z. B. Vögel aller Art, Hasen, Kaninchen, Fische 2c. Vielfach aber kommen

Scenen zur Darstellung, die uns trübe stimmen, nämlich Scenen aus den Tierhetzen im Amphitheater. Die Nachtseite römischen Lebens tritt uns hier entgegen, wir sehen die Herren der Welt, welche in den Tieren und Sklaven ein Mittel zur Befriedigung ihrer Genußsucht erblickten. — Tiere kämpften mit Gladiatoren, Tiere kämpften mit einander. Im Amphitheater zu Pompeji hat man zahlreiche Gerippe wilder Tiere gefunden. Im Anblick solcher blutigen Kämpfe genossen die Zuschauer den Rausch der Freude, und bekanntlich waren solche Schauspiele den Römern die liebsten unter allen Genüssen*). Das aufs beste erhaltene Amphitheater in Pompeji zeigt noch heute Zwinger für die zum Kampf bestimmten Tiere. Der Kaiser Nero ließ einst in Rom eine Tierhetze aufführen, bei welcher 400 Bären und 300 Panther verwendet wurden. Als Kaiser Titus das noch heute in Rom vorhandene Amphitheater (Colosseum) durch ein Fest von 100 Tagen einweihte, sollen 9000 wilde und zahme Tiere in den Tierkämpfen getötet worden sein. Mit den wilden Tieren, welche in Rom zu einem einzigen großen Feste zusammenkamen, könnte man heute die zoologischen Gärten Europas versorgen. — So war es in Rom, und die kleine Stadt Pompeji suchte in jeder Hinsicht eine Nachahmerin der letzteren zu sein.

Viele Bilder beschäftigen sich mit dem alltäglichen Thun und Treiben der Menschen, im Hause, auf der Straße, auf dem Forum ꝛc. Wir sehen allerlei Handwerker, z. B. die Tuchwalker, die Weinhändler, wir erblicken allerlei Wirtshausscenen. Vor allen Dingen finden wir auch den Tanz dargestellt. Berühmt in der Kunstgeschichte und unzählige Male kopiert sind zwölf Bilder schwebender Tänzerinnen, welche pantomimische Tänze aufführen, die bei den Römern im hohen Grade beliebt waren. Was wir heutzutage unter öffentlichen Bällen, unter dem Besuch eines Tanzbodens verstehen, war der römischen Welt durchaus fremd, und bis auf den heutigen Tag ist dies Ding der Bevölkerung von Süditalien ebenfalls unbekannt, und glücklicherweise ist daselbst

*) Siehe in unseren dritten Teil, Kapitel XVI: „Alte und neue Gladiatoren“.



noch niemand auf den Gedanken gekommen, einen solchen einzurichten.

Eine Thatsache, welche Verfasser sich nur teilweise zu erklären vermag ist die, daß historische Bilder so gut wie gänzlich in Pompeji fehlen. Bedenken wir dabei, welche Geschichte voll von Thaten und Siegen, welche Reihe von großen Männern im Gedächtnis der Pompejaner und ihrer Maler lebte, als letztere die Wände bemalten. Wir finden aber keinen einzigen Mann, keine einzige Thatsache der römischen Geschichte dargestellt. Hieraus folgt, daß die Pompejaner Menschen der Gegenwart, Menschen des heiteren Genusses waren, welche an die Vergangenheit nicht dachten, und nach dem Grundsatz handelten: „Laßt uns essen und trinken, denn morgen sind wir tot." Das einzige historische Bild ist ein Mosaikgemälde, welches man in einem Fußboden fand. Dasselbe stellt einen Sieg Alexanders über den König Darius von Persien dar und ist von hohem Kunstwert.

Am größten ist die Zahl religiöser Bilder, wenn wir dies Wort im weitesten Sinne fassen und z. B. auch die Darstellungen aus der griechischen Heldensage mit darunter begreifen. Viele dieser Bilder sind flüchtig gearbeitet, viele aber bedeutende Kunstleistungen. Da zeigen sich Einzelfiguren der Gottheiten, am meisten derjenigen, welche in Feld und Wald hausten, namentlich der Weingott mit seinem heiteren Gefolge; da sehen wir größere Scenen aus dem Leben der Götter, solche, welche uns die Wahrheit des Satzes beweisen: „Wie der Mensch, so ist sein Gott." Jene Scenen aus dem Götterleben, wie der Pompejaner sie an seiner Wand erblickte, konnten seine Seele nicht zur Andacht stimmen, konnten sein Gewissen nicht wecken, ihm keinen Antrieb zum Guten geben. Die heutigen Bilder aus dem Leben der Heiligen haben in erster Linie den Zweck, sie als mächtige hilfreiche Wunderthäter vor Augen zu führen.

Mit Vorliebe behandeln die Maler Pompejis Geschichten aus der griechischen Heldensage, alle uns wohlbekannten Figuren derselben, wie Herkules, Thesus, Odysseus ꝛc. treten uns entgegen, und diese Gemälde mit einander bilden eine vortreffliche Illustration des Heroen-Zeitalters der Griechen.

Kürzlich war Verfasser in Pompeji gegenwärtig, als gerade die Wände eines Zimmers in einem vornehmen Hause zum Vorschein kamen. Ans Licht des Tages traten Wandbilder, die offenbar als Porträts betrachtet werden mußten. Mit heiteren Mienen sahen diese Gesichter uns an, als wollten sie sagen: Da sind wir wieder nach 1800 Jahren! Die ausgegrabenen Wände zeigten sich mit der vielfältigsten Dekoration versehen, mit bunt gemalten Guirlanden, zierlichen Säulen, Blumen, Fruchtschnüren ꝛc. Dasselbe findet man an fast allen Wänden Pompejis und durch all' diese Bilder gewinnen letztere ein überaus heiteres Aussehen. Unsere Tapeten- und Kalkwände sind, mit jenen verglichen, tot und langweilig.

Bunte Farben und farbige Bilder sah man auch in den Tempeln, wie die Freskobilder, welche man aus dem Isistempel entnahm, beweisen. Es sind Guirlanden, Fruchtschnüre und Darstellungen des Isiskultus. Auch die Statuen der Götter waren bemalt, wie alle übrigen Statuen. Farbenreste an einer aufgefundenen Isisstatue sind in dieser Hinsicht ein Beweis. Bunte Farben sah man auch außen an den Häusern und Tempeln, beide haben wir uns bemalt zu denken, wie z. B. noch heute die Säulen ihre frühere Farbe zeigen.

Jene antike Farbenlust und Bilderfreude hat sich im Süden wie in ganz Italien erhalten. Diesem Charakterzug begegnen wir im Innern der Kirchen die fast alle in Hinsicht bunter Farben und bunter Bilder der einstigen Ausschmückung des Isistempels nicht nachstehen. Uns scheint das bunte Innere der Kirchen maßlos und geschmacklos, es bleibt uns so lange durchaus unverständlich bis wir hierin ein Erbe des antiken Lebens erkennen. Bunte Farben zeigen auch die zahllosen Skulpturen in den Kirchen, alle Statuen sind farbig, wie im antiken Leben. Die ältesten, welche dem fünfzehnten Jahrhundert angehören, sind vergoldet, dann folgen die aus dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert, welche aus Holz verfertigt und bunt bemalt wurden, endlich die aus dem achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert, welche mit bunten Kleidern behangen sind. Am buntesten sind in dieser Hinsicht die Statuen der

Madonna und St. Anna *). Die Zusammenstellung der Farben ist nicht immer eine glückliche. Aber hier scheint man dem Grundsatz zu folgen: Je bunter, desto besser! Bunt, farbenreich ist die Ausschmückung der Kirchen bei großen Festen, die Zahl der Farben jedesmal größer, als die des Regenbogens, blau, weiß, grün, gelb, rot, schwarz, violett sieht man in allen Nüancen und sollte vielleicht die Madonna etwas von ihrer Wangenfarbe verloren haben, so werden die Wangen rechtzeitig zinnoberrot wieder angestrichen. St. Anna ist jedesmal grün und gelb bekleidet und erhält, falls die Farben geblichen sein sollten, stets ein neues Gewand. Selbst die Schuhe und Strümpfe der Madonna sind bunt, erstere meist gelb und von Atlas. Kürzlich zeigte mir der Kustode einer Kirche in Mugnano die neuen Schuhe der Filomena, sie waren gelb mit Goldstickereien, wie die Hochzeitsschuhe einer Prinzessin. Bemalt waren schon die ersten aus Thon gefertigten Götterstatuen, welche von etrurischen Künstlern zur Zeit der Tarquinier für den kapitolinischen Jupitertempel verfertigt wurden. Bunte Farben verlangt das südliche Leben nicht nur drinnen, sondern auch draußen **). Die Häuser und Paläste sind farbig, und das Bunte kommt im Sonnenschein des Sommers zur Geltung, wenn die Königin des Tages Tag für Tag die Fülle schimmernden Lichtes über Städte und Fluren ausschüttet. Diese Vorliebe für bemalte Häuser ist so stark, daß sie sich sogar in den Ernst der Friedhöfe hineindrängt. Die Monumente und Kolumbarien an der Gräberstraße zu Pompeji waren bemalt, ebenso die an der Via Appia bei Rom. Farbig sind alle Friedhöfe des Südens, jede der Kapellen, worin die unzählbaren Begräbnisvereine (Confraternità) ihre Toten bestatten, sind bemalt und deshalb macht z. B. der Campo santo Neapels, von der Sonne beschienen, wegen seiner bunten Farben einen überaus heiteren Eindruck. Farbenbunt sind auf den Straßen die Prozessionen, wie im antiken Leben, man könnte meinen, sie hätten nur den Zweck, dem Publikum farben=

*) Siehe unseren zweiten Teil das Kapitel: Die neue Juno; und den dritten: Mutter und Kind.

**) Aus St. Francisco schreibt mir ein Freund, daß daselbst alle Tempel der Chinesen farbig sind, inwendig mit bunten Bildern versehen.

reiche Bilder vor Augen zu führen. Standarten, Fahnen, Statuen, Priester, Brüderschaften sieht man in Farben, wobei wir bemerken, daß auch die Geistlichen des antiken Lebens farbig gekleidet waren. Farbig sind sogar die Leichenzüge, daß man sie, von ferne geschaut, mit einem bunten Karnevalszug, bisweilen gar mit einem Krönungszug verwechseln könnte. Vergoldete Prachtwagen sieht man mit Blumen und Wedeln geschmückt, farbige Priester, farbige Mönche, farbige Brüderschaften, letztere bisweilen in langen, roten Gewändern, oder gelb, weiß, blau rc. gekleidet. Wenn bunte Teppiche und Blumenwürfe die Verwandtschaft einer Prozession und eines Karnevalzuges vermuten lassen, so möchte man am Totenfest glauben, daß der Friedhof dieselbe Verwandtschaft zu zeigen bestrebt sei. Bunte Häuser, bunte Kränze, die schwarze Farbe von den bunten Farben übertönt, wie der einsame Rabenschrei vom Lärm lustiger Spatzen! — Auch die Freude an Illumination und Feuerwerk ist aus der Farbenlust zu erklären. Man bietet den Heiligen als größte Ehre den eigenen Hochgenuß und befriedigt beide, die Santi und sich selbst. — Farbenlust und Bilderfreude zeigt auch das tagtägliche Straßenleben. Die meisten Italienfahrer besuchen den Süden nur in den Herbst- oder Frühlingsmonaten und sehen daher jene farbenbunten Bilder kaum zur Hälfte. Man muß, will man das südliche Leben kennen lernen, im Sommer beobachten und dabei die Hitze nicht scheuen. Die Menschenwelt des Südens macht es, wie die lustige Schar der Grillen, welche im heißen Sommer in Lebensfreude schwelgen und ihre „lilienzarten“ Stimmen im vollen Sommerglanz ertönen lassen. Im Sommer sieht man auf den Straßen lauter farbige Bilder, das öffentliche Leben wird zum Kaleidoskop. Der Frauenwelt liebt (wie die antike) farbenbunte Tracht, die Früchte werden an den Straßenecken zierlich gruppiert und glänzen im Sonnenschein, man sieht rote, gelbe, grüne Farben in allen Schattierungen, und die Händler streben nach zierlicher Gruppierung. Kommt dann ein Fest, so wird alles noch viel bunter, buntseidene Tücher, bunte Kleider, buntbehangene Rosse*), bunte Wagen, bunte Barken, bunte Fruchthaufen, dazu der blaue

*) Vgl. unseren zweiten Teil, Kapitel: Die große Mutter.

Himmel, das glitzernde Meer, und in der Nacht der goldglänzende Sternenhimmel, zu welchem die festlichen Leuchtkugeln des Feuerwerks emporeilen, als wollten sie mit der Sternenpracht wetteifern. — Diese Farbenfreude bemerkt man sogar in Kleinigkeiten. Die Orangenhändler legen grünes Gras in ihre Körbe und lassen dasselbe über den Rand hinunterhängen, damit die goldgelbe Farbe der Frucht sich von dem Grün besser abhebt. Die Wasserhändler im Sommer wissen durch grünes Buschwerk, gelbe Citronen, farbige Flaschen schöne Farbeneffekte hervorzubringen, wahrhaft malerisch aber sind die Schaustellungen der Händler, welche mattrote, indische Kaktusfeigen darbieten. Weiße Teller auf rotem Papier, alles amphitheatralisch gruppiert, oben lange Wedel von Schilf, farbige Heiligenbilder als Hintergrund, das ist die Kunstausstellung, bei der man den Ruf hört: „Fichi d' Indie!" Die zierlichen Behälter der Kastanienhändler sind bemalt, ebenso die Buden der Wasserhändler, welche sogar oft die Scene: „Jesus mit der Samariterin am Wasserbrunnen" anbringen lassen. Bemalt ist jedesmal die Eingangswand der ländlichen Schenken und Speisewirtschaften. Ein Schenkwirt Campaniens, einer, den Uhland sicherlich „wundermild" nennen würde, machte mich kürzlich auf seine neugemalten Bilder aufmerksam und sagte, sie seien pompejanisch. In der That, der Thürrand zeigte außen die üblichen bunten Dreiecke*), Allerlei kleines Gethier, wie z. B. Vögel und Hunde zeigte Verwandtschaft mit Pompeji, auch der mit schwarzer Maske versehene Pulcinella erinnerte an eine Figur des römischen Volkstheaters, aber dem auf einer Weintonne reitenden Kapuziner mußte ich den pompejanischen Charakter absprechen. Erstaunt fragte mich der Wirt, ob nicht schon in Pompeji Kapuziner gewesen? Als ich dies entschieden verneinte, sank ich offenbar in seiner Hochachtung, das hinderte ihn aber nicht, mir den in glühender Sommerhitze erwünschten Schatten und einen billigen Labetrunk aus langhalsiger pompejanischer Flasche zu bieten. Zahlreiche bunte Bilder sah ich auch an der Wand, lauter Heiligenbilder**). Zu Hunderten und

---

*) Siehe unseren zweiten Teil, Kapitel: Pompeji keine Totenstadt.

**) Siehe unseren zweiten Teil, Kapitel: Hausgötter.

Tausenden werden sie bei Festen verkauft, wobei sich oft zwanzig Bilderhändler und mehr vor der betreffenden Kirchenthür aufstellen, deren Geschrei sich mit dem Rufen derer vermengt, welche Genußmittel darbieten.

Wir haben ein Blatt des zu Anfang beschriebenen pompejanischen Bilderbuchs mit Stillschweigen übergangen und wären zum völligen Schweigen berechtigt, wenn wir nicht im heutigen Leben dieselbe Sinnesrichtung erblickten, welche jenes Blatt aus dem antiken Leben vergegenwärtigt. Was im antiken Leben mehr oder weniger einen naiven Charakter hatte, tritt uns im modernen Leben als freche Schamlosigkeit entgegen, von der es nicht gilt: Sie wissen nicht, was sie thun. Was in Pompeji geduldet wurde, tritt in den Städten des Südens und in allen größeren Städten Italiens mit schamloser Frechheit auf, eine Bilderwelt, welche man Tag für Tag an den Straßenbuden der Zeitungshändler, in zahlreichen Schaufenstern der Buchläden und in den größeren Bahnhöfen, z. B. Neapel erblickt, überall steht diese Bilderwelt im Verein mit einer entsprechenden Litteratur und offenbart auf der einen Seite einen Sumpf, aus dem beides entspringt, anderseits eine Sittenlosigkeit, der beides dient, endlich eine sittliche Stumpfheit, welche diese Pestilenz duldet. Die Presse schweigt und verschmäht es nicht, sich selbst mit Erzeugnissen einer schmutzigen Erzählungslitteratur zu besudeln, die Kirche schweigt, als wenn sie nicht die mindeste Kenntnis von solcher Pestilenz hätte, nur einmal hat sich eine Kirchenstimme erhoben, der Kardinal Alimonda, Erzbischof in Turin.

Die Religion der Griechen und Römer hat wohl herrliche Tempel und Götterbilder geschaffen, aber die Gemeinheit im Menschen nie gebändigt.

Im Altertum waren bekannt und berüchtigt die sogenannten Pamylien des Osiris. Wie ferner die Feste des Bakchus (Dionysos) gefeiert wurden, zeigt die Beschreibung des Herodot II, 49. Ähnliches wird berichtet aus der Nachtseite des Heidentums*).

Eine im heidnischen Rom ebenso gemeine, als beliebte Art der

*) Augustin, De civ. Dei VII, 24.



Volksposse war der sogenannte Mimus. Man könnte dies Wort am besten mit „Lebensbild" übersetzen. Gemeint sind Possen, welche ihre Stoffe dem Volksleben entlehnten, dabei aber sich auf das Gemeine beschränkten. Mehr oder weniger mußten die Schauspieler nach einem kurzen Plan improvisieren, und ein gewisser Laberius soll zu Cäsars Zeit in dieser Hinsicht Vorzügliches geleistet haben. Solchen Schauspielen entspricht ein gewisser Teil des Bilderbuchs in Pompeji. — Im heidnischen Rom wurden wiederholt die sogenannten Bakchanalien verboten, weil sich die Unsittlichkeit unter dem Namen des Bakchuskultus barg. Die Bakchanalien zeigten sich zu allen Zeiten der päpstlichen Herrschaft. Das Regiment der Päpste hat sie bald verboten, bald provoziert. Vor vierzig Jahren noch wechselte man in Rom zwischen Fasten und Saufen, zwischen Büßungen und Schmausen, zwischen Kirche und Carneval, heute das eine, morgen das andere. Wild waren die sogenannten Ottobraten am Monte Testaccio*).

Vor einigen Jahren gelangten in Rom drei Schauspiele zur Aufführung, die nicht besser sind als viele jener Komödien, die im kaiserlichen Rom zur Darstellung kamen, oder wie jene, deren unsittlichen Charakter Salvianus im fünften Jahrhundert geißelte. In Rom las man öffentliche Anschläge: „Zu dieser Vorstellung werden nur Erwachsene zugelassen. Die Damen, welche unbekannt bleiben wollen, können verschleiert erscheinen"**).

Unter der Regierung Innocenz VIII. kam in Rom die Sitte auf, im Kolosseum die sogenannten Misteri darzustellen. Die Konfraternität del St. Salvatore stellte in einem schlecht versifizierten Drama die Scenen der Leidensgeschichte Christi dar, und ganz Rom lief herzu, um dies Schauspiel, welches kein Eintrittsgeld kostete, zu sehen. Aber schon bald ereigneten sich bei diesem Anlaß skandalöse Dinge, weshalb diese Schauspiele verboten wurden und nur zwischen den vier Wänden der Klöster aufgeführt werden durften***). Wir können die skandalösen Dinge, welche im

*) Silvagni III, 189.

**) „Allo spettacolo non possono intervenire i non adulti. — Le signore che non vogliono essere rinonosciute potranno intervenire velate."

***) Silvagni II, 139.

Angesicht eines Passionsschauspiels geschahen, hier nicht näher charakterisieren und bemerken nur, daß der Vatikan in seinen Räumen zur Zeit Alexanders VI. bakchische Greuel und zur Zeit Leos X. sittenlose Schauspiele gesehen hat.

In Mailand haben im Mai 1890 einige fromme Personen den Bund der Unschuldigen (Lega degli Innocenti) gegründet. In denselben werden alle kleinen Knaben und Mädchen aufgenommen, die imstande sind, das Avemaria zu recitieren (recitare), und alle diejenigen verbleiben in demselben, welche nach Zeugnis ihrer Eltern bis zur ersten Kommunion täglich dies Gebet gesprochen haben. Letzteres soll geschehen vor einem Madonnenbild, worauf das letztere geküßt wird. Allen Müttern wird jene Lega empfohlen. Indem die „Libertà cathol.“ 1890, Nr. 132 dies mitteilt, findet sie das Wort erfüllt: „Aus dem Munde der Unmündigen und Säuglinge hast du dir Lob zugerichtet.“ — Solche Vereine sind fromme Spielereien, ein Papierdamm gegen einen verderblichen Strom!

Kehren wir nach Pompeji zurück. Farbenfreude und Bilderlust führten in Pompeji den Malern aller Grade Arbeit und Verdienst, ihre Zahl muß eine große gewesen sein. Dasselbe gilt noch heute. In dieser Hinsicht haben wir Klassen von Malern zu erwähnen, welche der Norden schwerlich irgendwo kennt. Im ganzen Süden giebt es Zahlenmaler, d. h. solche, welche für die Unzahl der Lebensmittel auf kleine Bretter farbige Zahlen malen, alle in verschiedener Farbe, versehen mit Ornamentierung, Licht und Schatten kunstgerecht verteilt. Diese Zahlen bunt und zierlich sieht man an den Waren groß und stattlich prangen, vor allen Dingen aber bilden sie die Zier der Lottobuden*), welche glückbringende Nummern und orakelspendende Schriften ausbieten. Die Zahlenmaler besitzen eine gewisse Vielseitigkeit. Sie malen auch Bilder für die Makaroniläden, in denen die volkstümlichste aller Speisen ausgeboten und bündelweise, mit roten Bändern versehen, zur Schau gestellt wird. Diese Bilder sind oft voll Humor, beziehen sich auf die zu besiegende Konkurrenz und zeigen z. B. einen Löwen, der einen andern mit Haut und Haaren verschlingt. Ob die alte

*) Siehe unseren ersten Teil, Kapitel VIII: Orakel.



Welt solche Maler kannte, läßt sich nicht bestimmen, wahrscheinlich fehlten sie nicht. Sicher dagegen ist, daß die Alten ihre Botenmaler hatten. In dem Sinne schreibt Juvenal von der Isis, welche den Malern Unterhalt giebt. Er meint die Botenbilder, welche damals, wie heutzutage, in den Tempeln aufgehängt wurden. Auch plastische Künstler fehlten in Pompeji nicht, wenn sie auch oft nur thönerne Götterbilder verfertigten. Sie fehlen auch jetzt nicht, und Neapel ist ein Zentrum für diese heutigen handwerksmäßigen Kunstleistungen.

Im dritten Teil seiner Wanderjahre, Seite 15, beschreibt uns Gregorovius eine solche Künstlerwerkstätte in Neapel: „Es gab da wohl Hunderte von Heiligen in jeder beliebigen Größe, von Puppengestalt bis zu menschlicher Höhe mit Gold und Silber überflittert, in den ungeheuerlichsten Stellungen. Wahrhaftig, man möchte sagen, sie machen Götter für das Volk. Mit diesem Blick in eine Fabrik neapolitanischer Heiligen glaubte ich einen Blick in die Religion des Volkes selbst gethan zu haben, und ich gestehe, ganz verwirrt, ganz ekel ging ich hinweg und schöpfte wieder auf dem Molo Atem, als mein Auge auf die ewig reine, klare, heilig große Natur fiel. Nein, der Mensch ist nicht wie sie, würde er sonst im Angesicht dieses Meeres, dieses Himmels und dieser Berge so abscheuliche, kleine beflitterte Puppen anbeten können?“

Viertes Kapitel.

Fronleichnamsfest.

„Ein Stein wurde als Sonnengott durch die Straßen Roms in Prozession gefahren."
Herodian.

Im wunderschönen Monat Mai, wenn Blumenflor in südlicher Pracht und Mannigfaltigkeit den Boden bedeckt, wenn selbst in den Spalten der starren, finsteren Lava allerlei buntes Gewächs sich seines Lebens freut und auf ödem, dürrem Gefilde die Knospen des Feigenkaktus anschwellen, beginnen tausend fleißige Hände in Torre del Greco sich zu regen; dann finden unter Hohen und Niedrigen geheimnisvolle Beratungen statt; dann hat an dem Brunnengebäude der Stadt, auf der Straße, auf der Piazza, im Café das Gespräch einen Hauptgegenstand; dann wird jung und alt, reich und arm, Priester und Laie von einem und demselben Gedanken bewegt, und dieser ist: La festa dei quattro altari, das Fest der vier Altäre. Diesen offiziellen Namen hat jenes „Blumenfest" seit Jahrhunderten, so heißt es seit seiner Entstehung. Zwar hat es Zeiten gegeben, in welchen der Stadt tiefe Trauer näher lag als festliche Freude. Torre del Greco nämlich ist unter allen den Vesuv umringenden Städten der Zerstörungswut des letzteren am meisten ausgesetzt und hat dieselbe nicht weniger als vierzehnmal in grausiger Weise erfahren. Ströme von Lava oder Schlamm sind über die Stadt dahingegangen, haben einen großen Teil derselben bedeckt, das Terrain verändert; Erd=

beben hat die Häuser zertrümmert, aber die Stadt ward wieder aufgebaut, auf dem neugeschaffenen Boden blühte immer wieder neues Leben. Die Spuren wilder Zerstörung sind in der Nähe reichlich sichtbar, vor allen Dingen am Meer, wo die Wogen weit vorgeschobene Lavaströme umrauschen. Seltsam nehmen sich in dem benachbarten fruchtbaren Küchengartengebiet die kleinen Wohnungen der Gartenpächter aus. Jedes Häuschen, ohne Glasfenster, würde ein vollständiger Kubus sein, wenn nicht das Dach backofenartig gewölbt wäre, eine Maßregel, die man der häufigen Erdbeben wegen beobachtet. Alle vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Gefahren thun der Festlust daselbst nicht den geringsten Abbruch, vielmehr behauptet bis auf den heutigen Tag das Blumenfest seinen uralten Ruhm.

Mag nun auch bei diesem Feste Geistliches und Weltliches sich ineinander mischen, so ist doch der ursprüngliche und eigentliche Charakter desselben ein religiös-kirchlicher, wie dies schon durch den bereits erwähnten offiziellen Namen angedeutet wird. In letzterem ist ein einziges Wort falsch, nämlich die Zahl vier. Vier Altäre waren es ursprünglich, die man mit aller Pracht unter freiem Himmel erbaute, dann aber wuchs die Zahl immer mehr, und gegenwärtig schwankt sie bei der jährlichen Wiederkehr des Festes zwischen fünfzig und sechzig. In allen Teilen der Stadt, fast in allen Straßen, beginnt im Mai ein geschäftiges Hämmern und Zimmern; mächtige Gerüste entstehen, welche quer über die breiteste Straße hinüberreichen, aber den Wagen einen hochgewölbten Durchgang lassen; höher und höher steigen sie, bis sie über die Stadt hinausragen und an Höhe mit den Gerüsten wetteifern, welche sich auf den Plätzen der Stadt erheben, während in den engen Winkeln und Straßen der Stadt Gerüste von geringerer Ausdehnung angebracht werden. Welchen Zweck diese Holzgerüste haben, dürfte ein Unkundiger schwerlich erraten, und fragt der Fremdling einen Einwohner, so wird dieser ihn erstaunt ansehen und nicht begreifen, daß es auf Erden Menschenkinder geben sollte, welche das Fest der quattro altari nicht kennen. Jene Gerüste sind Altäre oder, besser gesagt, sie sollen Altäre, richtiger tempelartige Bauwerke werden, und der Bau derselben mit seiner kost-

baren Ausschmückung wird aus freiwilligen Beiträgen bestritten. Einen Altar übernimmt die Stadt, andere werden von Societäten der verschiedensten Art, weltlichen und geistlichen, erbaut; mancher Privatmann macht sich eine Ehre daraus, an der Front seines Hauses ein solches Bauwerk zu errichten, und wetteifert mit anderen in der Pracht der Ausschmückung.

In der Nähe des Meeres bauen die Korallenfischer sowie die Inhaber der Korallenmagazine ihre Altäre. Torre del Greco lebt nämlich großenteils von der Korallenfischerei und von der Korallenindustrie. Ist das Gerüst fertig, so wird es mit Segeltuch verkleidet, und hinter demselben beginnen nun kunstverständige Hände das Werk der Ausschmückung, welches am Abend vor dem Feste vollendet sein muß, damit alsdann jeder Altar feierlich enthüllt werde. Kurz vor der Vigilie beginnt in etwa fünf oder sechs Kirchen bei verschlossenen Thüren ebenfalls ein geheimnisvolles Treiben, und wenn sich abends vor dem Fest die hohen Thüren genannter Kirchen gegen fünf Uhr feierlich öffnen, gewähren dieselben eine nicht geringere Überraschung als genannte Altäre bei ihrer Enthüllung.

Zahlreiche Menschenhaufen harren vor diesen Kirchen auf das Zeichen, welches die Öffnung der Thüren gebietet; endlich läßt sich Kanonendonner vernehmen, der Einlaß ist gewährt. Abteilungsweise gelangt man in das Innere und steht vor einer Barrière, welche ein Weiterschreiten verhindert. Von da aus sieht man den übrigen Teil des Kirchenschiffes mit einem figurenreichen, farbenprächtigen Teppich bedeckt, in seiner Mitte eine aus lebensgroßen Figuren komponirte Scene aus der heiligen Geschichte und dieselbe von einem breiten Rande mit bunten Arabesken umrahmt. Solche Teppiche zeigen um die genannte Zeit mehrere einschiffige Kirchen, beim letzten Feste waren es ihrer fünf. Daß nun der Fußboden einer Kirche mit Teppichen belegt wird, ist nichts Merkwürdiges, aber im vorliegenden Falle nehmen dieselben unsere volle Teilnahme in Anspruch, denn sie sind aus keinem andern Material gebildet als aus Blumen; es sind Blumenteppiche oder Blumenmosaikbilder. Das Material, aus Blumen aller Art und aus Blättern bestehend, liefert die gesamte Umgegend. Wagenladungen, Hunderte

von Körben, auf Kinderhäuptern getragen, werden unentgeltlich gebracht, denn jeder hält es für eine Ehre, einen Beitrag zu jenem Kirchenschmuck zu liefern. Dann wird dies Material einer Bearbeitung unterworfen, die Blumenblätter werden gepflückt, fein zerschnitten, sortiert, und nun beginnt frühmorgens beim Tagesgrauen der Vigilie die Arbeit kunstgeübter Hände, welche nach Zeichnungen von Künstlern jene Mosaikbilder an demselben Tage bis zur angegebenen Stunde vollenden. Die letzte Arbeit besteht in dem Legen der Buchstaben der Unterschrift des bezüglichen Bildes, wozu man die weißen Immortellen benutzt.

Mit Staunen sieht man diese Bilder, welche sich am besten aus einiger Entfernung von oben ausnehmen. Jedes Jahr wechseln die Gegenstände, aber stets sind einige aus der neutestamentlichen, andere aus der alttestamentlichen Geschichte genommen; die Heiligenlegende wird nie benutzt.

Ein bewundernswertes Bild sahen wir beim letzten Fest: Christus und die Samariterin am Brunnen, lebensgroße, lebensvolle, edelgehaltene Figuren, große Farbenpracht, die zartesten Farbenübergänge, der Hintergrund, der Horizont, die Luft, alles war vortrefflich gelungen, alles ohne Ausnahme aus Blumen, zum Teil aus feinem Blumenstaub, zu dem man die Blätter zerschnitten hatte. Nicht minder bewundernswert war: Joseph, den Traum des Pharao auslegend; die Berufung des Matthäus; die Opferung Isaaks; endlich der Fischzug Petri. — Ob sich irgendwo auf Erden etwas Ähnliches findet? Der Leser wird den Stolz verstehen, mit welchem Torre del Greco auf seine Blumenmosaikbilder blickt, die vom Volke mit dem schlichten Worte Tapeti, d. h. Teppiche, bezeichnet werden. Ein Maifest, der Blumengöttin Flora geweiht, kannten die alten Römer; im Mittelalter herrschte bei vielen Völkern Europas die Sitte, im genannten Monat einen Baum zu pflanzen, welchen man den „Mai“ nannte; in Paris pflegten die Goldschmiede alljährlich der Notredamekirche ein Bild zu schenken, welches „Maibild“ genannt wurde; bis auf den heutigen Tag haben sich in manchen Gegenden Italiens Bräuche erhalten, welche an die einstigen germanischen Maifeste erinnern; aber nirgends, weder in alter, noch in neuer Zeit, zeigt sich ein Brauch, der an den

von Torre del Greco erinnert. Jene Kunst des Blumenmosaiks wird von einer geringen Zahl Künstler geübt, welche diese Arbeit unentgeltlich verrichten. „Sie thun dies per devozione“, so sagt das Volk *).

Horch! Trommeln und Pfeifen! Lustiger Klang ertönt von ferne, lärmender Jubel dazwischen. Obgenannter Kanonenschuß ist das Zeichen nicht nur für die Öffnung der bewußten Kirchen, sondern auch für die Enthüllung der Prachtaltäre. Musikanten voran, so ziehen Volkshaufen von einem dieser Bauwerke zum andern; bei jedem wird Halt gemacht, und unter dem Donner platzender Papierbomben fällt die Hülle, das Bauwerk steht da in seiner schimmernden Pracht. Fassen wir die größten Altäre, etwa dreißig, ins Auge. Altäre sind es nicht, sondern phantastische Tempelbauten, zum Teil Tempelfaçaden, von derselben Ausdehnung wie die Front stattlicher Kirchen. Alle stimmen insofern überein, als breite Stufen an den Seiten zum hochgewölbten, nach vorn offenen Innenraum führen, in welchem sich ein Altar befindet; im übrigen ist der architektonische Aufbau, die Ausschmückung, der Baustil, die Säulenbildung überall verschieden. Verschiedene zarte, leichte Stoffe dienen zur Umkleidung obgenannter Gerüste: Mull, Seide, Sammet, Gold- und Silberpapier u. s. w. Alles strahlt und schimmert in den lebhaftesten Farben im prächtigen Sonnenglanz, und das Auge wird verwirrt, wenn man von einem Tempel zum andern geht. Wahrhaft grandios war beim letzten Fest eine gotische Tempelfront, dicht dabei eine griechische. Kostbare Draperieen von Seide und Sammet mit goldenen und silbernen Borten verhüllen zum Teil den Eingang zum Altar; goldig schimmernde Sterne, kostbare Kronleuchter sieht man überall, von Blumenvasen, Figuren, korinthischen Säulen, zierlichen, buntfarbigen Arabesken, Blumenguirlanden zu schweigen.

---

*) In Genzano bei Rom findet sich, wie ich nachträglich erfuhr, etwas Ähnliches. Zum Fest des Corpus Domini wird die Hauptstraße mit einem Blumenteppich bedeckt, in welchem allerlei Zeichnungen profaner und geistlicher Art angebracht sind. Über diesen Teppich schreitet die Prozession. Dies Fest heißt deshalb La festa dell' Infiorata. Mantegassa in seinem Buch: Feste ed ebbrezze (Schlemmerei, Trunkenheit) erwähnt dies Fest.



Dem Herkommen gemäß hatten die Inhaber der Korallenmagazine das Beste und Kostbarste geleistet. An ihrem „Altar" war drei Monate gearbeitet worden; um fünf Uhr am Nachmittag der Vigilie ward er enthüllt und zeigte überall an der Front reizende Mosaikarbeit aus kleinen Korallenstücken. Obendrein befand sich auf einer Tribüne vor demselben eine aus lebensgroßen Puppen komponierte Scene aus der heiligen Geschichte: Daniel deutet dem Nebukadnezar die geheimnisvolle Wandinschrift. Vor diesem Tempelgebäude war ein künstlicher Garten hergestellt, geschmückt mit Blattpflanzen, mit Grotten, die aus Korallen gebildet waren, mit allerlei Meergöttern, und zwischen diesen schönen Dingen „da sprangen frische Brunnen im Regenbogenglanz". Ähnliche Gärten mit herrlichstem Blumenflor sahen wir vor zahlreichen anderen Altären.

Wozu diese Altäre, wozu jene Blumenmosaik? Das zeigt der Festtag selbst. Vorläufig sind wir noch in der Vigilie des Festes und sehen von fern und nah die Festgäste kommen. Die Eisenbahn, der Tramway oder wie die Beförderungsweisen heißen mögen, haben in der Nacht schweren Dienst, endlose Reihen von Privatfuhrwerken aller Art, meist mit geschmückten Rossen, kommen heran, eine Compagnie berittener Gendarmen und noch mehr unberittene halten in dem Chaos vor und in der Stadt Ordnung. Kaum fängt es zu dunkeln an, da beginnt die Illumination der Stadt. Der Anblick ist grandios, die Tempel bieten ein märchenhaftes Bild. Nach uralter Regel geht in dieser Nacht kein Festgenosse zu Bette, man verbringt sie im Schauen und Lustwandeln auf der Straße, beim heiteren Mahle in den Häusern, wo die Gastfreundschaft unserer Korallenstadt ebenso glänzend leuchtet wie die Lichter draußen. Diese Nacht vergeht sehr — sehr weltlich. Der folgende Tag, der eigentliche Festtag, bietet ein völlig anderes Bild.

Am Vormittag beginnt die Prozession mit dem Allerheiligsten, woran sich der Klerus in seinen Prachtgewändern, sowie alle Schichten der Bevölkerung beteiligen. Mehrere Musikchöre spielen dann heitere Weisen, man sieht die mannigfaltig gekleideten sogenannten Brüderschaften, die Frauen mit spanischem Schleier, sowie

Hunderte von weißgekleideten, mit Blumen geschmückten Mädchen. So bewegt sich der feierliche Zug durch die Straßen und Plätze. Bei jedem der dreißig größeren „altari“ wird Halt gemacht, der Klerus mit dem Allerheiligsten besteigt die Stufen zum Altar, und von jedem dieser Altäre wird der knieenden Menge die Benediktion erteilt. Ebenso wird das Allerheiligste in jene mit Blumenteppichen geschmückten Kirchen getragen, wobei durch Betreten derselben der schöne Schmuck zerstört wird. Sie haben jetzt ihren Zweck erfüllt, ebenso jene Prachtaltäre. Die Prozession zieht weiter, durchgeht einen großen Teil des Landgebietes, kehrt am Spätnachmittag zurück, und ist dann vom letzten der Altäre der letzte Segen erteilt, so hat auch die letzte Stunde jener phantastischen Bauten geschlagen. Sie werden abgebrochen, und damit ist jede Spur eines Festes verschwunden.

Wir haben im Vorstehenden gezeigt, wie das seit reichlich 600 Jahren in der römischen Kirche verbreitete Fronleichnamsfest in einer kleinen Stadt Süditaliens gefeiert wird. Die römische Kirche bezeichnet die Prozession als die Hauptsache desselben. Sie soll die feierlichste, glanzvollste, fröhlichste aller Prozessionen sein. Man soll dabei das Allerheiligste tragen, damit es angebetet werde, und die Prozession soll dazu dienen, daß der Triumph der Kirche allgemein geschaut und dadurch jeder Häretiker beschämt werde *).

Der Wunderbau des Domes von Orvieto im ehemaligen Kirchenstaat wird von der römischen Kirche als das Denkmal eines Wunders bezeichnet. Die leuchtende Stirn dieses Bauwerks, belebt von zahllosen Marmorgestalten schaut weit ins Land, überragt die ganze Stadt und diese hebt sich wie eine einsame Insel auf steilem Tuffhügel aus weiter Ebene empor. Dieser Dom, bei dessen Errichtung vor 600 Jahren sich alle großen Künstler vereinigten,

*) Papst Benedikt XIV. sagt in seinem Werke: Le feste di Gesù e Maria (1. Teil II, 55) die Hostie werde getragen, acciochè sia adorata, damit man sie anbete. Das Konzil von Trident bezeichnet diese Prozession als einen Triumphzug.



umschließt den angeblichen Beweis des von der römischen Kirche behaupteten Wunders der Transsubstantiation. In Bolsena bei Orvieto hatte ein deutscher Priester die Verwandlung der Hostie in den Leib Christi bezweifelt, ward aber eines besseren belehrt, als vor seinen Augen aus der geweihten Hostie Blutstropfen entquollen, welche auf dem Corporale (Kelchtuch) Spuren in der Größe einer Hostie zurückließen*). Das geschah 1263. Papst Urban, in Orvieto anwesend, sah dies mit Blut gezeichnete Tuch, und um diesem Mirakel ein würdiges Denkmal zu setzen, ward bald darauf der Grundstein jenes Domes gelegt, den nur wenige Italienfahrer kennen und der doch an Kunstwert die römische St. Peterskirche übertrifft. Das silberne Tabernakel am Hochaltar, ein Prachtwerk Sienesischer Goldschmiedekunst, bewahrt jenes blutige Tuch und zeigt außen in zwölf Emailbildern das erwähnte Wunder „Messe zu Bolsena". Geistvolle Reliefs, farbenstrahlende Mosaikbilder sahen wir an der Vorderseite des Domes und im Innern holdselige Bilder des Fra Angelico, sowie großartige Gemälde von Luca Signorelli. Im Vatikan hat der Pinsel Raffaels dem Wunder von Bolsena ebenfalls ein Denkmal gesetzt, indem er jene Scene in einem Freskobilde darstellte. Man hat gesagt, es sei dies das sprechendste Bild des Meisters, wohl mit Recht; das Bild gehört zu denen, welche sich am leichtesten dem Gedächtnis einprägen. Als ein drittes Denkmal jenes Wunders können wir in einiger Hinsicht das Fronleichnamsfest selbst betrachten, denn jenes „Wunder" veranlaßte den Papst Urban IV. zu verfügen, daß ein schon in Lüttich vorhandenes Fest dieser Art im Gebiete der gesamten katholischen Kirche gefeiert werden solle. In Lüttich war das Fest entstanden durch eine Vision der Äbtissin Juliana, welche eine besondere Devotion für das Sakrament und die geweihte Hostie hegte, vom Anfang des vierzehnten Jahrhunderts an ward dasselbe in der gesamten Kirche gefeiert. Als das Konzil zu Augsburg versammelt war, hielt man in großartiger Weise die Prozession. Der Erzbischof von Mainz trug das Sanctissimum,

---

*) Viele Wunder der Hostie erzählt Gregor I., dessen mangelnde Lauterkeit und Wahrhaftigkeit wir im zweiten Kapitel kennen lernten.

voran gingen alle weltlichen und geistlichen Fürsten, auch Karl V., entblößten Hauptes, jeder eine Kerze in der Hand, Fürsten trugen abwechselnd den Baldachin. Die protestantischen Fürsten weigerten sich zum Ärger des Kaisers, an der Prozession teilzunehmen. Als das Konzil zu Trident versammelt war, geschah ebenso großartig die Prozession, gleichsam als Kommentar zur dreizehnten Session, in welcher die Bestimmung über die Feier des Corpus Domini enthalten ist. „Die Bundeslade ward von den Israeliten auf göttlichen Befehl feierlich umhergetragen, dasselbe geschieht von uns mit dem Sakrament, welchem nach Lehre der Cattolica Romana Chiesa ein Kultus gebührt" *).

In Italien hat während der letzten dreißig Jahre jenes Fest des Wunders etwas von seinem früheren Glanz eingebüßt. In Neapel, der volkreichsten Stadt des Landes, welche mit Vorliebe in allen möglichen kirchlichen Erlassen als eminentemente cattolica bezeichnet wird, fehlt seit 1860 der Hofstaat, welcher jener Triumphprozession Glanz verlieh. Die Hohen des Landes hielten einst den Baldachin, Nachkömmlinge des Anjou, spanische Vizekönige haben Jahrhunderte hindurch die Prozession begleitet, König Robert der Weise, ein Nachkomme des Mörders Konradins, hat zu Ehren des Sakramentes eine Kirche gebaut, wo sich auch sein Grabmal befindet **), und bis auf den heutigen Tag begiebt sich vom Dom aus bis zu dieser Kirche die Prozession. Sie durchschreitet dieselben Straßen, wie seit Jahrhunderten, die Balkone in den betreffenden Straßen schmücken sich dann mit bunten Teppichen, wie seit Jahrhunderten, Blumenblätter regnen nieder auf das Sanktissimum, welches der Erzbischof, mit edelsteinstrahlender Mitra bekleidet, trägt, der gesamte Klerus der Stadt, die meisten Konfraternitäten nehmen teil, heitere Marschweisen begleiten den Zug, ebenso viel staunendes, anbetendes und gleichgültiges Volk, aber das Ganze hat einen frostigen, amtlichen Charakter, es fehlt das Großartige, die jubelnde Freude, und um Ketzer zu beschämen oder zu belehren, eignet sich diese Prozession nicht, an der seit

*) Siehe Benedikt XIV., Le feste di Gesù e Maria II, 55. 56.
**) Siehe unseren dritten Teil, Kapitel: Särge und Grabmonumente.

dreißig Jahren sich die Behörde der „eminent katholischen Stadt“ nicht beteiligt. Großartig war die Prozession einst in Palermo, als dort ein vizeköniglicher Hof residierte, am stolzesten in Rom, als der Papst noch weltlicher Herr war. Seit 1870 durchschreitet keine Prozession die Straßen der ewigen Stadt, und am Tage von Corpus Domini, während früher Kanonendonner die Prozession begleitete, liegt der St. Petersplatz, wo dieselbe stattfand, totenstill. In den größeren Städten des Nordens Italiens findet der Festzug nur in den Kirchenräumen statt. Denken wir uns den Fall, daß aufs neue der frühere Prozessionsglanz die ewige Stadt erfüllte, würde dann die römische Kirche durch diesen Triumphzug wirkliche Triumphe erreichen?

Die Prozession von Corpus Domini in Italien gestaltet sich verschieden, indem das Herkommen, der Schönheitssinn, Reichtum oder Armut der Bevölkerung dabei ihren Einfluß geltend machen. Eine naive Gestalt hat dieselbe auf den Inseln, z. B. auf Capri, wo der naive Charakter des Volkes sich vor allen in seinen Lieblingsfesten zeigt. Jedermann ist dort bestrebt, zum Fronleichnamfest sein Scherflein beizutragen; da ist keine noch so arme Familie, die nicht mit Stolz irgendetwas für die Verherrlichung des Festes thäte, und hier bietet die Prozession ein liebliches Bild, wenn von allen Seiten kleine, weißgekleidete, mit Kränzen geschmückte Mädchen zusammenkommen, um durch ihren langen Zug die Festfeier zu verherrlichen. In noch höherem Grade naiv ist eine Prozession in Bronte bei Catania, welche am Abend vor dem Fronleichnamsfest dies letztere einleitet. Eine Prozession von Priestern durchschreitet dann dies Städtlein und jeder trägt einen Besen. Dieser Zug ist symbolisch und bedeutet, daß man dem „Cristo sacramentato“ den Weg bereiten soll.

Im Jahre 1686 ward in Neapel der Culto verso nostro Signore Jesu Cristo in Sacramento oder, wie er auch heißt verso Jesù Sacramentato eingeführt, und zwar so, daß man in bestimmten Kirchen nach einem bestimmten Turnus das heilige Sakrament jedesmal vierzig Stunden hindurch für die öffentliche

Anbetung ausstellte. Diesen Kultus kennt man in Neapel unter dem Namen Quarantore, indem man aus Quaranta und Ore (40 Stunden) ein Wort gemacht hat. Das erzbischöfliche Archiv in Neapel veröffentlichte kürzlich den Bericht über die Einführung dieses Kultus. Am 1. Januar 1686 hatte sich zu dem Ende der Vizekönig mit seinem Hofe am Dom eingefunden; die Kanonen donnerten, der Erzbischof Kardinal Pignatelli stellte die Hostie aus, und alle fielen anbetend nieder. Derselbe Pignatelli gelangte als Innocenz XII. auf den päpstlichen Stuhl und versah dann diesen Kultus mit besonderem Ablaß, der noch heutzutage „gewonnen" (guadagnare) werden kann*). Jene vierzig Stunden sollen an die Zeit erinnern, welche der Herr im Grabe war, und für Neapel ist die Einrichtung getroffen, daß die vierzigstündige Anbetung durch die Nachtstunden unterbrochen wird.

Seinen Anfang soll dieser Kultus zu Mailand im Jahre 1534 genommen haben, und von einer Seite wird St. Gaetano Tiene, von anderer Seite der Kapuziner Ferno als Urheber bezeichnet. Nach Rom gelangte derselbe 1548, wo Filippo Neri ihn begünstigte und Pius V. mehrere Vereine des heiligen Sakramentes gründete, worauf Klemens VIII. im Jahre 1592 einen Turnus für alle Kirchen festsetzte. In Neapel war es nicht der Klerus, welcher diesen Kultus zu Geltung brachte, sondern ein Laie, Orazio Giannopoli, welcher „entflammt von warmer Verehrung für das erhabene Sakrament des Altars, mit Wort und Beispiel die Verehrung desselben förderte, wodurch den Seelen großer Vorteil und der Religion hoher Glanz erwuchs". Um sein Ziel zu erreichen, opferte Giannopoli sein gesamtes Vermögen, welches sich auf 100000 Scudi (Dukaten) belief. Er war es, welcher den Erzbischof Pignatelli dahin brachte, daß die Ausstellung und Anbetung des Sakramentes nach einer bestimmten Reihenfolge in den Kirchen der Stadt erfolgte. Ebenso stiftete er einen Fond, welcher die Mittel zur Ausschmückung jener Kirchen bietet, in denen die öffentliche Ausstellung erfolgt. Seine Bemühungen verschafften Giannopoli den Ehrentitel Ambasciatore del S. S. Sacramento.

*) Siehe unseren zweiten Teil, Kapitel: Ablaß.

Während in Rom die vierzigstündige Anbetung ununterbrochen vor sich geht, sah sich Benedikt XIII. im Jahre 1725 veranlaßt, für Neapel die Ausnahme zu gestatten, daß die Anbetung in den Nachtstunden unterbrochen wurde. Der Grund liegt für denjenigen nahe, welcher Neapel kennt. Was aber die Ablaßschätze betrifft, so ward Neapel ebenso reichlich bedacht als alle Städte, welche jenen Kultus einführten. „Wer nach geschehener Beichte und nachdem er kommuniziert hat, eine Zeit lang demütig in den Kirchen betet, wo die Ausstellung delle Quarantore Circolari geschieht, erhält vollkommenen Ablaß", der nach einer Verfügung Pius' VII. vom Jahre 1817 auch auf die Seelen im Fegfeuer übertragen werden kann*). Als vor einigen Jahren der jetzige Erzbischof, Kardinal Sanfelice, die seit Jahrhunderten unterlassenen Diöcesansynoden erneuerte, handelte es sich in der ersten Synode um die Quarantore und um die genauere Beobachtung der Reihenfolge. Man erfuhr, daß von den fast 400 Kirchen Neapels jetzt 253 zu jenem Turnus gehören. Der Erzbischof schärfte in dem Synodalbeschluß allen Pfarrern ein, dafür zu sorgen, daß die „adorazione" in der jedesmaligen Kirche ohne Unterbrechung, nachts ausgenommen, vor sich gehe, und forderte die Pfarrer auf, für „feste Anbeter" (adoratori fissi) zu sorgen. Ich war seither nicht imstande, zu erfahren, was es mit diesen „fissi" auf sich hat, bin aber nicht abgeneigt anzunehmen, daß man solche fissi adoratori ebenso zu dingen vermag, wie man Leute zu anderen Leistungen dingt. Kein Neapolitaner würde sich daran stoßen, wenn solche „feste Anbeter" bezahlt würden. Ihre Leistung ist eine Leistung wie jede andere; das Sakrament verlangt Anbeter in jeder Stunde; warum sie nicht bezahlen in solchen Stunden, wenn freiwillig keiner da ist? Die freiwilligen Anbeter kommen meist abends, mittags niemand; also biete man Geld. Nach Anschauung des Neapolitaners betreibt der Priester ein Geschäft; die Messe ist eine bezahlte Leistung, und kein Priester besorgt dies ohne Geld; warum sollte man die „festen Anbeter" nicht auch bezahlen können? Letztere verdienen Geld, das Sakrament wird geehrt, also! Wiederholt

*) Siehe unseren zweiten Teil, Kapitel: Ablaß.

habe ich solche Kirchen besucht, in denen die Quarantore stattfanden, und jedesmal gesehen, daß dieselben gegen Abend zahlreiche Besucher hatten.

Der sakramentale Christus ist seinen Anbetern dasselbe, was ihnen ein Santo ist, also eine überirdische Schutzmacht. Eine andere Schutzmacht, also auf der Linie eines Heiligen stehend, ist Il Crocifisso, der Gekreuzigte, d. h. die als mirakulös geltende figürliche Darstellung desselben. Nicht jedes Kruzifix ist Miracoloso; letzteres gilt nur von einigen. In Neapel befindet sich ein solches (hölzernes) Kruzifix z. B. in S. Maria del Carmine, wo demselben alle Neujahr ein Festkultus zuteil wird. In S. Domenico in Neapel ist dasjenige Kruzifix oder, um mit dem Volke zu reden, derjenige Crocifisso, welcher zu Thomas von Aquino sprach: „Bene de me dixisti, Thoma!" In Noto auf Sicilien befindet sich ein angeblich von Lukas gemaltes Bild des Gekreuzigten, das seiner „Miracoli di ogni genere" wegen seit Jahrhunderten hoch verehrt wird. Hat der Crocifisso einen Kultus, so auch der heilige Name Jesu, der im Januar verehrt wird. Hierzu kommt der in ganz Kampanien verbreitete Kultus der Jesu Bambino und der Kultus des Sacro Cuore. Hinsichtlich des letzteren sei noch bemerkt, daß die Republik Ecuador in Südamerika das heilige Herz Jesu neuerdings zum Schutzpatron des Landes ernannte, sowie daß der Erzbischof von Turin gegen 200 000 Lire für eine dem Sacro Cuore in Rom zu erbauende Kirche gesammelt hat. In allerneuester Zeit hat „Jesus in Gethsemane" (Jesù al Orto, Garten) in Neapel einen besonderen Kultus und eine Kirche erlangt, worin die Elisabethinerinnen beständig für die im Todeskampf Befindlichen beten.

So hat man also den Cristo sacramentato, den Crocifisso, den Namen Christi, den Jesu Bambino, Il sacro Cuore di Jesu, endlich Jesu al Orto. Jeder von diesen ist eine Schutzmacht, die einen Kultus besitzt, um sich ihres Schutzes und ihrer Hilfe zu versichern. Man hält es hiermit ebenso wie mit den Reliquien. Jedes Gebein 2c. eines Santo ist ein Palladium, eine Schutzmacht. Christum selbst kennt man nicht. Man teilt die Zaubermacht, welche mit jenem Namen nach der Volksanschauung bezeichnet wird. Hierzu kommt noch ein anderer hier und da bekannter Kultus.

In Weingarten (Württemberg) ward im Mai dieses Jahres wiederum das Fest des Blutes Christi gefeiert. Judita, die Gemahlin Welf IV., soll 1090 das Blut Christi dem dortigen Kloster geschenkt haben, welches Longinus verwahrte, jener Söldner, der die Seite Christi mit seiner Lanze durchbohrte. Unter Karl dem Großen ward dies Blut entdeckt und mit Erlaubnis des Papstes Leo III. verehrt. Leo IX. teilte jenes Blut in drei Teile, der eine kam nach Rom, der zweite nach Mantua, der dritte an Kaiser Heinrich III., der es an Balduin, Herzog von Flandern, schenkte, von dem es jener Judita gegeben wurde*).

Der Osservatore Romano vom 7. September 1889 machte in einem längeren Artikel darauf aufmerksam, daß der ganze Monat Juli dem kostbarsten Blute Jesu Christi heilig sei, und ermahnte die Leser, sich für die Feier des Juli 1890 ein Buch anzuschaffen, welches über die Divozione al Sangue Preziosissimo die nötige Anweisung giebt. Er sagt: „Diese Divozione breitet sich jedes Jahr weiter aus, und jenes Buch ist geeignet, dieser höchst nützlichen Frömmigkeitsübung (pratica di pietà) eine neue Anregung zu geben, denn in demselben findet man Gebete, Bittgesuche, kleine Verse, Anrufungen und Ergebenheitserklärungen (Ossequi), welche sich für die Bedürfnisse unserer Zeit eignen." Verfasser wohnte in diesem Sommer einem „Feste des kostbaren Blutes" bei. Würde ich meinen eigenen Bericht hier niederschreiben, so käme ich in den Verdacht der Übertreibung, ich ziehe daher vor, den Bericht einer klerikalen Zeitung zu bieten, und befinde mich in der Lage, alles, was dieser Bericht sagt, zu bestätigen, auch das Unglaubliche. Der Bericht, datiert Polla, 16. Juli 1890, beginnt: „Auch in diesem Jahre ward am 6. d. M. in Polla das Fest des allerteuersten Blutes Christi gefeiert, aber mit einer weit größeren Pompa. Dies haben wir dem Eifer des Komitees und den Beiträgen zu danken." Es folgt nun die Schilderung der Kirche, welche einen imponente spettacolo darbot. Konzerte auf der piazza ergötzten die Menge, Einzug des Bischofs glänzend, Illumination, großer Vesperkultus, Orchester aus Neapel, majestätischer Zug des

*) Vgl. „Libertà cattolica" 1890, Nr. 127.

Bischofs zur Kirche, Lobrede, endlich Prozession. Sie war feierlich, imponente, es nahmen teil die Confraternità, der Klerus &c. Es war eine splendida manifestatione di Cattolica Fede. Reizend waren im Festzug die als Engel gekleideten Kinder. Endlich Schluß: großartiges Feuerwerk*).

So feiert man das Fest del preziosissimo sangue und dieser Bericht beweist, wie die römische Kirche von der Sucht erfüllt ist, den Massen zu imponieren. Zu dem Zweck dient ihr das „kostbare Blut Christi", letzteres aber nur an einigen Orten, dagegen der Cristo sacramentato (Fronleichnam) überall. Padre Agostino Maria, der als Jude den Namen Herman Cohen hatte, war in neuester Zeit der „Apostel" des sakramentierten Christus (Cristo sacramentato). Bei Bordeaux lebte er längere Zeit in einem Karmeliterkloster, wo er sich durch harte Askese auszeichnete, und von da machte er „apostolische" Reisen. Nachdem bis dahin der Orden der Anbeterinnen des Sakraments bestanden hatte, gründete er den Verein der Anbeter des Sakraments, welche bekanntlich Tag und Nacht ihre Gebete fortsetzen. Er starb 1871. — Weibliche Vereine, genannt: Beständige Anbeterinnen des Gesú sacramentato, giebt es auch in Neapel. Sie wechseln in der Anbetung ab.

Nicht in Italien müssen wir heutzutage den größten Prozessionsglanz des Corpus Domini suchen, sondern in Deutschland, Österreich, Spanien.

Glanzvoll ward am 5. Juni 1890 in München das Fronleichnamsfest gefeiert. In langer Folge reihten sich, heißt es, bei der Prozession gold- und silbergestickte bunte Uniformen an Uniformen. Die katholischen Beamten waren Mann für Mann erschienen; den Hofchargen und dem Hofpersonal hatte man sogar wissen lassen, daß der Prinzregent ihre Beteiligung wünsche. Der äußere Glanz der Prozession hatte durch die umfangreiche Beamtenbeteiligung ungemein gewonnen. Zur inneren Vertiefung

*) Siehe den vollständigen italienischen Bericht im Anhang zu diesem Kapitel.



hat die letztere jedoch nicht beigetragen; denn die gemütliche Unterhaltung, welche die Herren von Amt und Würde unter sich führten, zeigte, daß die Repräsentanz nur eine bürgerliche war. Diese Herren wären gewiß größtenteils am liebsten daheim geblieben, wie weiland unter Ludwig II., der im Jahre 1874 zum letztenmal diese Prozession mitmachte; weil aber der Prinzregent seit 1886 alljährlich teilnimmt, so nehmen die Herren eben auch teil*).

In Wien war die Fronleichnamsprozession 1890 eine großartige. Der Kaiser fuhr in einem achtspännigen Wagen zur Stephanskirche und wohnte der Messe bei, worauf die Prozession begann, an welcher die kaiserliche Familie mit allen Würdenträgern des Reiches teilnahm. Den Schluß bildeten ungarische Kürassiere in prachtvoller Uniform und ungeheure Volksmassen hatten sich eingefunden, um das Schauspiel zu sehen. Die Libertà cattol. (1890, Nr. 131), der wir diesen Bericht entnehmen, sagt, diese Prozession geschehe zur glorificatione ufficiale di Nostro Signore Gesù Cristo nel S. S. Sacramento.

Die spanische Zeitung „El Imparcial“ widmet eine volle Seite der Beschreibung der diesjährigen Fronleichnamsprozession in Madrid. Alle Häuser waren geschmückt, und an der Prozession, die zwei Stunden währte, beteiligten sich alle Repräsentanten des Heeres, der Regierung, der Stadtgemeinde, des Adels, der Presse ꝛc. Die Königin, auf ihrem Arm den kleinen Prinzen haltend, kniete auf einem Balkon des Königsschlosses. Am Abend waren in Madrid alle Fenster erleuchtet. In Granada fungierten bei der Prozession die alten Siegesfahnen und der gesamte Glanz alter Zeiten ward in diesem Jahre erneuert. Alle Behörden nahmen teil, die Truppen waren aufgestellt und Stiergefechte beschlossen diese glänzende Feier.

Die Fronleichnamsprozession ist nach Lehre und Praxis der römischen Kirche die Hauptprozession, welche gleichsam die Quintessenz aller Prozessionen bieten soll und faktisch noch immer an

*) Vgl. „Evangelisch-lutherische Kirchenzeitung“ 1890, Nr. 25.

zahlreichen Stellen bietet. Dieselbe ist nur dann ihrem Wesen nach verständlich, wenn wir das gesamte Prozessionswesen ins Auge fassen. Dasselbe ist nicht neu. Schon oben sahen wir, daß sich Papst Benedikt XIV. in seinem citierten Werk auf alttestamentliche Prozessionen beruft. Absichtlich verschweigt die römische Kirche das großartige Prozessionswesen der hellenisch-römischen Welt. Vielleicht enthält jenes „Absichtlich" einen Irrtum und müßte heißen: „Aus Unwissenheit". Verfasser hat aus hundertfältigen Unterredungen mit römisch-katholischen Geistlichen erkannt, daß bei denselben die Kenntnis des antiken Lebens gleich Null ist und in zahllosen Schriften aller Art die Bestätigung dieser Wahrnehmung gefunden. Diese Unkunde macht es dem Klerus unmöglich, seine eigene Kirche ihrem Wesen nach zu verstehen.

Zunächst ist die Thatsache zu konstatieren, daß das römisch-katholische Prozessionswesen dem antiken vollständig ähnlich ist. Sowohl die Griechen als die Römer hatten eine Zeit, welche keine Prozessionen kannte. Die christliche Kirche hat ebenfalls fast 400 Jahre hindurch nichts von Prozessionen gewußt. Die Prozessionen der Alten zerfielen in zwei Hauptarten, Bittgänge und Triumphzüge, diejenigen der heutigen römischen Kirche ebenso. Wir haben es im vorstehenden Kapitel vorwiegend mit der zweiten Art, also mit der triumphierenden Prozession, zu thun. Alle Elemente, welche eine römisch-katholische Prozession ausmachen, finden wir in den antiken Prozessionen wieder; das getragene Bild (Statue), Geistliche und Weltliche, Blumenteppiche, Lichter und sonstigen Schmuck, Gesänge und Jubel, Kinder und Greise, Männer und Frauen; der Unterschied einer christlichen von einer heidnischen Prozession besteht nur darin, daß an die Stelle eines Bildes der Juno, der Afrodite, der Diana u. s. w. z. B. ein Bild der Madonna getreten ist, die man aber ebenso verehrt, wie die Alten ihre Gottheiten. Ein zweiter Unterschied besteht darin, daß in einer christlichen Prozession jedesmal auch ein Kruzifix getragen wird. Letzteres könnte fehlen, ohne den Charakter der Prozession zu beeinträchtigen, es ist eine Nebensache, welche zwischen den übrigen Dingen wie ein Nichts verschwindet. — Man könnte hier

an Sixtus V. denken, welcher einen heidnischen Obelisk dadurch zu christianisieren meinte, daß er die ägyptischen Hieroglyphen an demselben ausmeißeln ließ und darauf erklärte, derselbe sei jetzt von aller heidnischen „Unsauberkeit“ gereinigt. Wird der heidnische Charakter römisch-katholischer Prozessionen dadurch beseitigt, daß man ein Kruzifix in derselben tragen läßt? Wird das Prozessionswesen dadurch christianisiert, daß man ein beliebiges, lebensgroßes Puppengestell mit bunten Kleidern versieht und sagt: **Ecco la Madonna**? Ein dritter Unterschied zwischen der alten und neuen Welt wurde durch Berthold Schwarz hervorgebracht, welchem die römisch-katholischen Prozessionen es zu danken haben, daß sie mit Donner und Blitz, von Pulverdampf und sprühenden Raketen begleitet werden. Wird nun das Prozessionswesen der römischen Kirche dadurch christianisiert, daß die Madonna von Pulverdampf eingehüllt wird und die Häuser vom Donner der Bomben erbeben?

Schon im griechischen Leben war das Prozessionswesen hoch entwickelt und bildete den eigentlichen Glanzpunkt der volkstümlichen Feste, welche bekanntlich alle einen religiösen Charakter hatten. Bei dem Fest der großen Panathenäen zeigte sich der volle Glanz des hellenischen Lebens in jener Prozession, welche zur Akropolis Athens hinaufstieg, um der erhabenen Schutzgöttin feierlich ein neues, mit kunstvollen Bildern geschmücktes Obergewand darzubringen. Ein Triumphzug war diese Prozession, bestimmt, die Segnungen und das Gedeihen zu vergegenwärtigen, dessen sich Athen unter dem Schutze der erhabenen Pallas Athene zu erfreuen hatte. Derselbe Grundgedanke findet sich in zahllosen Prozessionen heutiger Zeit, welche triumphierend den Ruhm einer erhabenen Schutzgottheit verkünden, welche man aber nicht Pallas Athene, sondern Madonna nennt. Der Name ist geändert, die Sache ist geblieben. Großartig war die Prozession, welche sich beim Fest der großen Eleusinien von Athen nach Eleusis bewegte. Herodot (8, 65) hat sie uns geschildert; Fackelglanz, lärmvolle Gesänge, heitere Scherze begleiteten die Statue des Bacchus, und eine großartige Illumination warf ihren Schein auf das Meer, ähnlich wie es heutzutage in der großen Festnacht geschieht, wenn man in Neapel die erhabene Madonna del Carmine feiert, oder wenn man in Bari am Adria-

tischen Meer die Statue des St. Nicola unter donnerndem Festlärm durch die illuminierten, von Pulverdampf erfüllten Straßen der Stadt trägt *).

Auch im Dienste der Artemis fehlten Prozessionen nicht **). Eigentümlich war z. B. der feierliche Zug kleiner Mädchen, welche, mit safranfarbigen Kleidern angethan, der genannten Göttin dargestellt wurden. In allen Städten Süditaliens sieht man in der Maienzeit heutzutage ähnliche Züge. Es sind Prozessionen kleiner, weiß und blau (Farben der Maria) gekleideter, rosenbekränzter Mädchen, welche nicht der Artemis, sondern der Madonna vorgestellt und zu dem Ende in diese und jene Kirche der letzteren geführt werden, wo sie vor einer mit Prachtgewändern, Rosenkränzen und Perlenschmuck versehenen Madonnenstatue knieen, Loblieder singen, Gebete sprechen und kleine geweihte Bilder als Amulette erhalten.

Die römische Religion war anfangs ein schlichter Naturdienst, ohne Bilder, ohne Prozessionen, ohne jenen Kultusprunk, wie er sich mit seinem ebenso glänzenden als leeren Gepränge namentlich zur Kaiserzeit entwickelte. Ein edler Römer (Varro) schrieb: „Diejenigen, welche den Bilderdienst einführten, haben ihren Mitbürgern die Gottesfurcht genommen und dafür den Irrtum gegeben" ***). Mancher Römer sehnte sich sicherlich, wie es z. B. Tacitus that, nach der Einfachheit des Kultus zurück, und so haben wir es zu erklären, daß der Genannte mit solcher Vorliebe die bilderlose Religion der alten Deutschen in seiner „Germania" schildert: „Es ist die Sehnsucht des Herzens, welches des Polytheismus und eines ebenso eitlen als wüsten Gepränges der Tempel, Prozessionen und Festspiele überdrüssig war" †).

Die ersten römischen Prozessionen erwähnt Plutarch in seiner

---

*) Siehe unseren zweiten Teil, Kapitel: Nachfolger des Neptun.

**) Vgl. über die erwähnten griechischen Prozessionen Preller, Griechische Mythologie I, 174. 246. 556 u. 650. Über die Prozession in Bari siehe unseren zweiten Teil, Kapitel: Nachfolger des Neptun.

***) Augustin, De civ. Dei IV, 31.

†) Preller, Römische Mythologie, S. 93. Von den Ägyptern sagt Lucian: „In alter Zeit waren ihre Tempel ohne Götterstatuen".

Biographie des Königs Numa Pompilius. „Numa nahm die Hilfe der Götter in Anspruch, indem er das Volk zu leiten und zu zähmen suchte durch Opfer, Prozessionen und Festaufzüge, welche neben der Feierlichkeit auch angenehme Unterhaltung und vergnügliche Heiterkeit gewährten. Ein Hauptstück seiner Politik bestand in seinen nahen Beziehungen zur Gottheit und seinem Umgang mit ihr. Eine Komödie, die er spielte, war sein Verhältnis zu einer Göttin, der Nymphe Egeria; ferner sein Umgang mit den Musen" *). Vom Verkehr des Numa mit Zeus sagt Plutarch, dies sei eine fabelhafte und lächerliche Geschichte, „welche den religiösen Geist der damaligen Menschen zeigt, wie er ihnen durch Gewohnheit eingepflanzt wurde" (Kap. 15).

Unter den Tarquiniern nahm das Prozessionswesen, Pompa genannt, in Verbindung mit dem Bilderdienst, einen bedeutsamen Aufschwung und entwickelte sich im Laufe der Jahrhunderte zu einer großartigen Mannigfaltigkeit und Pracht, je mehr griechische Götter und später orientalische Kulte mit mystischer Herrlichkeit und fanatischem Lärm sich im römischen Reiche verbreiteten. — Früher schon haben wir jene großartige Prozession erwähnt, bei welcher alle Götter Roms in Gestalt von Statuen und Büsten auf Triumphwagen und Bahren dahergezogen kamen, jene Feierlichkeit, mit welcher man die Zirkusspiele eröffnete. Wir haben die merkwürdige Ähnlichkeit zwischen jener Pompa und einer heutzutage stattfindenden Prozession erkannt **). Die eigene Macht, die eigene Größe, den eigenen Glanz wollte die weltbeherrschende Roma auch in ihren Prozessionen zum triumphierenden Ausdruck bringen. Vor den Augen ihrer Kinder zeigte sich bei solchem Anlaß die ewige Stadt und leistete solche Pompa zugleich als einen Tribut für ihre Götter, denen sie die Weltherrschaft zu verdanken meinte. Feierliche Umzüge geschahen im Dienste des Mars, welcher ebenso sehr ein Beschützer des Ackers wie des Schlachtfeldes war. Das glänzende Fest zu Ehren der Dioskuren bot der römischen Ritterschaft Gelegenheit, sich im vollen Glanze der weltbeherrschenden Stadt zu

*) Plutarch, Leben des Numa Pompilius, Kap. 8.

**) Siehe unseren ersten Teil, Kapitel: Das Blutwunder.



zeigen. Ihre farbenprächtige Paradeprozession, bei welcher sie mit Ölzweigen und dem kriegerischen Ornate ihres Standes geschmückt waren, bewegte sich zum Tempel der Dioskuren auf dem Forum und von da zum Tempel des Jupiter auf dem Kapitol. Bisweilen nahmen 5000 Personen, lauter Angehörige des Adels, an dieser Prozession teil. Unter den vielen anderen Prozessionen, welche, wie heute, jedesmal den Höhepunkt eines Festes bezeichneten, wollen wir nur einige erwähnen. In Falerii bei Rom hatte Juno einen Spezialkultus und ein grossartiges Fest, zu welchem die ganze Umgegend herbeiströmte. Eine lebendige Schilderung desselben hat uns Ovid hinterlassen *): Unter Flötenbegleitung trug man die Statue der Göttin; Teppiche wurden über die Strassen gebreitet; in der Prozession schritten auch buntgekleidete, goldgeschmückte Mädchen. Wir haben hier eine Prozession vor uns, deren Ähnlichkeit mit den heutigen eine auffallende ist. Die Musik bei den jetzigen Prozessionen zeigt keine Spur eines religiösen Charakters, und schon zu den Zeiten des Ovid bestand kein Unterschied zwischen weltlicher und geistlicher Musik. Teppiche werden auch heutzutage bei Prozessionen benutzt. Man sieht sie an den Balkonen und oft auch auf der Strasse, und die Blumenteppiche von Genzano haben wir oben bereits erwähnt.

Zwei aus Cypressenholz geschnitzte Bilder der Juno Regina trug man einst in feierlicher Prozession auf den Aventin, begleitet von siebenundzwanzig singenden Mädchen sowie von den in priesterliche Gewänder gehüllten Decemvirn **). Unzählige Prozessionen habe ich gesehen und auf diese Weise die beste Gelegenheit gehabt, mir die antike Pompa zu vergegenwärtigen. In den heutigen Festzügen fehlen nie zahlreiche Confraternitäten, deren Mitglieder dann lange, farbige Gewänder tragen; ebenso wenig fehlen singende Jungfrauen. Die letzte Prozession, welche ich sah, liess mich an die erwähnte Juno-Prozession denken. Eine hölzerne, schwere, buntgekleidete Statue der St. Anna ward getragen; die Zahl der be-

*) Am. 3, 13.

**) Über die erwähnten römischen Prozessionen zu vergleichen Preller, Römische Mythologie, S. 280. 301. 436. 661.

gleitenden Priester, Brüderschaften, Musikanten und Sängerinnen war so groß, daß eine Stunde verging, ehe der Zug vorüber war. Auf Ischia sah ich den Festzug der heiligen Restituta, hinter deren Statue alle Jungfrauen der Insel, Loblieder singend, einherschritten. Alle Höhen erglänzten von Freudenfeuern und auf dem Meere erschallte der Freudenruf derer, welche in fackelstrahlenden Barken die heilige Beschützerin der Insel begrüßten. Einer langen Lichtschlange sah der Zug, von oben betrachtet, ähnlich, und ich dachte an die im Altertum berühmte Prozession des Fackellaufs, welche sich einst alljährlich durch die Straßen Neapels nach dem Grabe der Parthenope bewegte. — Von einer nächtlichen Fackelprozession zu Ehren der Diana auf dem Aventin zu Rom erzählt uns der aus Neapel stammende Dichter Statius *); zu Ehren der Ceres fanden in Rom regelmäßige Prozessionen statt. Ovid sagt, daß beim Fest dieser Göttin der Zirkus belebt werde durch Götterversammlung und Festzug **). Je mehr Götter in Rom einzogen, je größer wurde die Zahl der Prozessionen. Wir haben bereits früher den Festzug kennen gelernt, welcher alljährlich zu Ehren der „großen Mutter“ in Rom stattfand, auch gesehen, daß er einem Karnevalszuge ähnlich war ***). Als die große Mutter, von Kleinasien kommend, ihren Einzug in Rom hielt, geschah dies in einer Triumphalprozession.

„Alles, der ernste Senat und das Volk und der Rittergesamtheit
Kommt zu des Tiberis Stroms Münden entgegen gewogt.
Mutter erscheinet und Tochter und Schnur und des heiligen Herdes
Waltende Jungfrauen auch schließen dem Zuge sich an.
— — — — — — — — — —
Heulend erschallt des Gefolges Gejauchz' und die rasende Flöte
Gellt und der Weiber Hand paukt auf das dröhnende Fell
— — — — — — — — — —
Ein ins kapanische Thor zieht thronend zu Wagen die Göttin
Über das Rindergespann streut man der Blumen Erguß.“

Ovid, Fasti 4, 293.

*) Silv. 3. 1, 52.
**) Fasti 4. 391.
***) Siehe unseren dritten Teil, Kapitel: Entstehung und Geschichte des Karnevals.

Wir haben schon früher jene Triumphwagen *) kennen gelernt, welche man heutzutage vielfach bei Prozessionen benutzt. Ich erinnere an die Triumphalprozession der S. Agatha in Catania, ferner an den Festzug der heiligen Rosalia in Palermo. Etwas Ähnliches bot eine Prozession zu Ehren der heiligen Anna in Neapel. Man sah ein riesiges, mit strahlenden Farben geschmücktes Schiff, welches auf unsichtbaren Rädern sich durch die Straßen bewegte. Auf demselben thronte die krongeschmückte „gloriosa S. Anna".

Pausanias beschreibt eine Prozession zu Ehren einer Göttin also: „Der Zug wird eröffnet von den Priestern und den Obrigkeiten, dann folgen Frauen und Männer, auch Knaben dürfen auf diese Weise die Göttin im Festzug ehren. Sie tragen weiße Kleider und Kränze auf den Häuptern" (II, 35). Das erwähnte Reisehandbuch des Pausanias entstammt dem zweiten Jahrhundert nach Christo, handelt zwar nur von einem kleinen Teil des römischen Reiches, läßt uns aber auf die übrigen Teile schließen und zeigt, welcher Fest- und Kultusprunk in diesem Reiche damals üblich war. Die orientalischen Kulte, welche zur Kaiserzeit das Abendland überschwemmten, übten eine Hauptanziehung durch ihren Kultusprunk, welcher sich am meisten bei den Prozessionen zeigte. Diese Richtung seiner Zeit geißelte unter den Antoninischen Kaisern der Satyriker Lucian in einem seiner Meisterwerke: „Zeus Tragödos". Durch den Epikuräer Damis, welcher siegreich in einer Disputation gegen den Stoiker Timokles kämpft, ist Zeus in große Sorge versetzt. Er fürchtet, die Menschen werden sich nicht mehr um die Götter kümmern und durch das Räsonnement des Damis den Glauben an die Existenz der Götter verlieren. Zeus beruft eine Versammlung aller Götter, wobei sich auch die ausländischen einfinden und einen heillosen Lärm machen, wobei so viel Nektar getrunken wird, daß der Vorrat nicht genügt. Nachdem endlich Ruhe eingetreten ist, trägt Zeus seine Besorgnis vor. Wenn die

---

*) Jupiter Ammon ward in einer goldenen Barke, inmitten großartiger Prozession alljährlich gezeigt (Diodor). Siehe unseren dritten Teil, Kapitel: Evoë Bacche!



Menschen zu der Ansicht kommen, daß wir nicht existieren, „so haben Opfer, Gaben und Ehrenbezeugungen auf der Erde für uns ein Ende, wir werden, von Hunger gepeinigt, im Himmel sitzen und jener Feste, Opfer, Spiele und Prozessionen verlustig gehen". — Dies Citat zeigt uns, wie es zu Lucians Zeit in der römischen Welt aussah und worin die damalige Religion bestand: Leistung an die Götter in der Hoffnung, daß sie mit Gegenleistungen sich dankbar beweisen würden. Eine wichtige Leistung war allemal die Prozession. In dieser Hinsicht wetteiferten die Kulte der verschiedenen Götter miteinander, und die Prozessionen waren am besten geeignet, den Göttern Verehrer zu gewinnen. Hierauf spielt auch Lucian in der erwähnten Satire an, denn, als die von Zeus zusammengerufenen Götter erscheinen, werden ihnen nach dem Wert ihrer Statuen die Plätze angewiesen, wobei z. B. ein ausländischer Gott, dessen Statue eine goldene Nase hat, über einem alten inländischen Gott zu sitzen kommt. Der Schluß jener Satire läßt eine Beruhigung der olympischen Götter eintreten. Wenn auch einige Menschen dem Damis zustimmen, so wird doch die Menge, also die Mehrzahl, anderer Meinung sein. So tröstet Hermes. — Lucian konnte gegen die Richtung seiner Zeit nichts ausrichten; die Veräußerlichung der Religion, welche zu lauter Schauspiel, zu lauter Prozessionen wurde, blieb. Eine glänzende Außenseite bot in dieser Hinsicht der zur Kaiserzeit sich allgemein verbreitende Isiskultus, dessen Glanzpunkt die Prozession war. Apulejus schildert dieselbe auf Grund eigener Anschauung*). Musik, Chorgesang, Fackeln, Lichter, Lampen bildeten Hauptstücke derselben, Priester und Laien sah man im Festzug, dazu die Statuen der Isis und anderer Götter. Wir werden am Schluß noch andere Prozessionen kennen lernen, müssen uns aber jetzt einstweilen nach dem Christentum umsehen.

Prozessionen der Christen finden sich erst im vierten Jahrhundert**). Ambrosius in einem Brief an den Kaiser Theodosius

*) Metam. XI, 768 ff.

**) Welche Zustände in der Kirche zu Anfang des vierten Jahrhunderts herrschten, zeigen die Bestimmungen der Synode zu Elvira. Eine derselben

(Epist. 42) erzählt, daß man in Mailand eine Prozession zur Kirche der Makkabäer angestellt habe. Auch Chrysostomos ließ eine in Konstantinopel anstellen, wobei man „rechtgläubige" Lieder sang, um den Arianern entgegen zu treten. Als Kaiser Julian der Abtrünnige die von den Christen im Hain des Apollo bei Antiochien bestatteten Reliquien des St. Babylas wegzunehmen befahl, stellten die Christen eine feierliche Prozession an und trugen in dieser Weise die Reliquien an einen anderen Ort. Eine ähnliche Veranlassung bewog den Ambrosius, eine schon im zweiten Kapitel erwähnte Prozession zu verordnen, bei der es sich um die feierliche Übertragung der Reliquien des heiligen Gervasius und Protasius handelte (Epist. 22). Auch Augustinus ließ dasselbe geschehen, indem die Reliquien des St. Stephanus feierlich an ihren Bestimmungsort getragen wurden. Etwas später stellte auch der Bischof von Karthago, namens Aurelius, eine christliche Pompa an. In genannter Stadt war der Tempel der einst hochgefeierten Dea coelestis *) leer und unbenutzt. Er wollte den Triumph des Christentums zur Erscheinung bringen und that dies, indem er in feierlicher Prozession, von Geistlichen und Laien begleitet, in den Tempel zog, wo er, auf seiner dorthin gebrachten Kathedra sitzend, von dem Heidentempel Besitz nahm **). Imposant war in jener Zeit auch die von uns schon früher erwähnte Prozession, welche die Reliquien des heiligen Samuel aus Palästina ins Abendland brachte, nachdem man sie wunderbar entdeckt hatte.

Als mit dem Ende des vierten Jahrhunderts die heidnischen Prozessionen aufhörten, begannen, wie oben gezeigt, die christlichen. Zwar lesen wir nie von einem kaiserlichen Erlaß, welcher einseitig die Prozessionen untersagt hätte, aber alle Verfügungen

---

lautet: „Kein Christ soll mit bunten Teppichen die heidnischen Prozessionen dekorieren helfen." Schultze, a. a. O. S. 103.

*) Siehe unseren zweiten Teil, Kapitel: Die Himmelskönigin.

**) Vgl. Schultze, Geschichte des Untergangs des griechisch-römischen Heidentums S. 103. 157. 359. Hieronymus nennt die Kaiserbrüder Arcadius und Honorius wegen der Prozessionen: religiosissime.

des Theodosius gegen Tempel und Opfer, gegen heidnische Götter und Götterbilder trafen selbstverständlich auch die Pompa des Heidentums. Die Regierung des Kaisers Theodosius schien der Kirche wirklich jenen Sieg zu verschaffen, von dem sie schon damals zu reden begann, als Konstantin in Christus einen neuen Schutzgott für sich und das römische Reich gefunden zu haben meinte. Zu Ende des vierten Jahrhunderts bezeugen zahlreiche Stimmen der Kirchenleiter, daß in der Kirche ein stolzes Siegesbewußtsein lebte. Die Religion des Christentums hatte, äußerlich betrachtet, diejenige Stelle eingenommen, welche bis auf Konstantin die Religion des Heidentums inne hatte. Zu Ende des vierten Jahrhunderts konnte man auf die sichtbaren Zeichen eines Sieges der Kirche hinweisen. Dort verödete Tempel und Tempelruinen, spärliche Reste der gewesenen Herrschaft des Zeus, hier prächtige Kirchen, überragt von dem Symbol des „Königs“ Christus. In seiner Tragödie: „Der gefesselte Prometheus“ läßt Äschylos seinen Helden also von Zeus reden:

„So thron' er denn
Mit seinem Donner durch die Lüfte prahlend
Und schüttele keck sein feuriges Geschoß,
Nichts kann ihn vor dem schweren Fall bewahren,
Mit Schande sinkt er unaufhaltsam hin.“

Diese Weissagung schien sich am Ende des vierten Jahrhunderts erfüllt zu haben. Hören wir darüber nur einige unter vielen Stimmen. In seiner Rede zur Verherrlichung des heiligen Babylas ruft Chrysostomos, Bischof der Reichshauptstadt Konstantinopel, aus: „Das Heidentum ist eine eroberte Stadt, seine Mauern sind zerstört, seine Hallen verbrannt, seine Verteidiger tot, nur wenige Alte sieht man unter den Trümmern.“ Derselbe sagt in seiner Schrift: „Gegen Juden und Heiden“: „In kurzer Zeit hat Christus den ganzen Erdkreis erobert, das Kreuz herrscht in den Städten, in der Wüste, in den Dörfern, Inseln und Häfen. In Rom eilen Kaiser, Konsuln und Generäle zum Grabe des Petrus und Paulus. Die Kirche, welche einst unfruchtbar war, ist nun die Mutter zahlloser Kinder.“ Anderswo sagt derselbe:

„Die Herrschaft der Dämonen (heidnischen Götter) hat aufgehört, mit den Altären, Tempeln und Festen ist es zu Ende, die heidnischen Opfer sind beseitigt, die Seher und Auguren haben sich geflüchtet.“ Ähnliche Ausdrücke lesen wir bei Ambrosius, Augustinus und Hieronymus. Zu Anfang des fünften Jahrhunderts schrieb der letzte aus Rom einen Brief, worin er den Sieg des Christentums mit triumphierenden Worten feiert und hebt in demselben namentlich hervor, daß Rom sich vor Christus gebeugt habe. Er sagt, die noch jetzt daselbst vorhandenen Heiden seien den Eulen zu vergleichen, welche auf einsamen Dächern einen Schlupfwinkel suchen. — So redete die Kirche von ihrem Sieg, der leider nur ein scheinbarer und deshalb eine Niederlage war. Zu Ende des vierten Jahrhunderts zeigte das nur scheinbar besiegte Heidentum bei verschiedenen Gelegenheiten seine Lebenskraft und es ist bemerkenswert, daß bei solchem Anlaß jedesmal die alten Prozessionen wieder zum Vorschein kamen. Das geschah z. B. im Jahre 374. Kaum hatte der in Antiochien weilende Kaiser Valentinian dort allgemeine Kultusfreiheit bewilligt, als plötzlich das Heidentum sich neu belebte, einem unter der Asche befindlichen Feuer vergleichbar, welches der Wind zu neuen Flammen anfacht. Voll Staunen sahen die Bewohner von Antiochien triumphierende Prozessionen zu Ehren des Zeus, des Dionysos und der Demeter über Markt und Straßen öffentlich dahinjagen *). Als im letzten Jahrzehnt des vierten Jahrhunderts Eugenius sich als Beherrscher des Occidents dem Kaiser Theodosius gegenüberstellte und sich dem in Rom scheinbar besiegten Heidentum günstig zeigte, erhub das letztere voll neuer Siegeshoffnung sein Haupt. Es trat zum Staunen der Welt in einer Weise auf, als sei in der Zwischenzeit kein Sieg der christlichen Kirche gewesen. Um seine Siegesfreude zu zeigen, benutzte das Heidentum die Prozession. Man sah, wie früher, den Triumphwagen der „großen Mutter“, auf demselben die Statue dieser Göttin, begleitet von jubelnden Menschenhaufen, unter ihnen sogar Mitglieder des römischen Senats. Auch andere Prozessionen, die man lange nicht gesehen,

*) Schultze, a. a. O. I, 201.

lebten wieder auf und die mit der Glatze versehenen ägyptischen Priester der Isis kamen wieder zum Vorschein *). — Solche Beispiele beweisen, daß man nur äußerlich vom Heidentum losgekommen, in Wirklichkeit aber der Zauberbann des Heidentums nicht verschwunden war.

Mit dem Heidentum kämpfte die Kirche und benutzte vom Ende des vierten Jahrhunderts eine ihr bis dahin neue Waffe, die Prozession. Diese Waffe hat sie also vom Heidentum entlehnt und wirksam benutzt, um den Massen zu imponieren. Es ist bemerkenswert, daß Ambrosius in Mailand in dieser Hinsicht ein Beispiel gab. Bekannt ist seine beim Kaiser einflußreiche Stellung, bekannt seine Autorität, welche durch Fürstengunst erhöht wurde. Als er die oben erwähnten Prozessionen anstellte, war seine Absicht, Heiden und Ketzern (Arianern) gegenüber den Triumph der Kirche zu zeigen und dem großen Haufen zu imponieren. Er hat seinen Zweck vollkommen erreicht. Die römische Kirche aber, der an glänzenden Triumphen alles gelegen ist, hat denselben Weg, welchen sie damals betrat, bis auf den heutigen Tag nicht wieder verlassen. Die Prozession, welche im Heidentum eine Hauptsache war, ist der römischen Kirche eine Hauptsache geblieben und sie benutzt diese Pompa in demselben Sinn und Geist, mit derselben Absicht, wie das römische Heidentum dieselbe benutzt hat. Die Kirche kommt damit zugleich der Freude des Volkes an heiteren, farbenbunten, lärmvollen Festen entgegen, und in den letzten zehn Jahren zeigt sich in Italien entschieden das Bestreben der Kirche, die Prozessionen zu beleben und dem Volke interessant zu machen. Darum werden immer neue Erfindungen in dieser Hinsicht gemacht und keine Kosten gescheut, um die Feste, vor allen Dingen die Prozessionen großartig und imposant zu gestalten. Der Karneval mit seinen Festzügen ist tot, die Prozessionen bieten Ersatz. Daß solcher Pompa die Idee eines Triumphzuges zugrunde liegt, zeigt uns auch die Zeit der Renaissance vor reichlich 300 Jahren, die Zeit des Raphael und Michelangelo. Bei allen weltlichen Festen, welche damals in Rom, Florenz, Neapel u. s. w. angestellt

*) Schultze, a. a. O. I, 289.

wurden, fand jedesmal auch ein glänzender Prozessionsaufzug statt, welcher den stehenden Namen: il trionfo hatte. So war es, als König Alfonso sich in Neapel zeigte, so in Florenz unter Lorenzo von Medici, den man il magnifico nannte, so in Rom, als ein Borgia auf dem Stuhl Petri saß. Man hatte das Prozessions=wesen von der Kirche gelernt und so war es nicht schwer, einen Triumph römischer Kaiserzeit nachzuahmen. Cäsar Borgia stellte durch eine solche Prozession den Triumph des Cäsar dar, unter Paul II. ward der Triumphzug des Augustus nachgeahmt *).

Was heute in Festprozessionen und Festlärm geleistet wird, mögen Berichte aus klerikalen Blättern zeigen. „In Montemileto ward nachträglich das Fest des St. Antonio, des großen Wunder=thäters (Taumaturga) von Padua, gefeiert. Freitag begann das Fest mit dem Vesperkultus, worauf eine Lobrede folgte. Die Musik war vortrefflich. Am folgenden Tage kamen zwei andere Musikchöre und am Morgen war Reveille durch drei Trommeln und zwei Pickel=flöten (ghorgeggi). Am Abend war Vesper und Feuerwerk. Am Sonntag strömte alles zur Parademesse (alla Messa parata), man hörte die Lobrede und folgte der Prozession. Die Batterieen, welche den Santo begrüßten, waren großartig (qualche cosa di straordinario). Vom Nachmittag bis Mitternacht war Konzert und Feuerwerk. Bei der erwähnten Prozession bemerkte man mit Vergnügen eine Spezialität. Neben den Trägern der Statue schritten nämlich zwei stattliche Jünglinge, welche mit großen, aus Kornähren gebildeten Kränzen und bunten seidenen Bändern ge=schmückt waren. Sie erregten allgemeines Wohlgefallen. Dasselbe gilt von den braven Musikanten. Sie spielten Märsche, Tänze und der Beifall der Menschenmassen steigerte sich bis zum Wahn=sinn (Delirio), als die Musikanten ohne Noten Stücke aus dem Barbier von Sevilla vortrugen. In dem benachbarten St. Angelo ist schon jetzt ein Fest des St. Michael für Ende September in Vorbereitung. Dasselbe wird glänzend werden." **).

Wie man im ehemaligen Kirchenstaat heutzutage die Heiligen

*) Vgl. Burkhardt, Renaissance II, 200—208.

**) Diese Festbeschreibung brachte „Il vero Guelfo", 29. August 1889.

mit Festen ehrt, davon nur dies Beispiel. In Albano bei Rom gilt, wie überall in Italien, der heilige Antonio von Padua als einer der größten Santi und demgemäß ist die Festleistung zu seiner Ehre. Im Juli 1889 fand an dem Ehrentage desselben eine ebenso glänzende als originelle Prozession statt. Statuen, Fahnen, Standarten, Kreuze wurden in derselben getragen und die Träger bezahlten einen solchen Ehrenposten mit Geld. Dies ist auch in Calabrien allgemeine Sitte und werden die einzelnen Trägerposten, wie allbekannt, an die Meistbietenden verkauft. Solche heilige Versteigerungen geschehen im Raum der Kirche. In der Prozession des St. Antonio hatten viele kleine Kinder von drei bis sechs Jahren eine Hauptrolle. Einige waren als Engel verkleidet und trugen Flügel, andere waren mit blanken Helmen versehen, als wären sie Krieger, viele stellten Osterlämmer dar, trugen auf der bloßen Haut ein Lammsfell und schritten in solcher Tiergestalt mit unbedecktem Haupte im Sonnenbrand. Ob die armen Kinder auf allen Vieren kriechen mußten, sagt der Berichterstatter nicht.

In Grumo Nevano, einer Stadt Campaniens, wird St. Tammaro als Schutzpatron verehrt und man las auch in Neapel die Ankündigung seines Jahresfestes. Sie lautete: „Am nächsten Sonnabend, 30. August, wird ein Musikcorps auf der Piazza die Einwohner ergötzen, die Stadt wird glänzend erleuchtet sein und am Abend werden viele Einwohner ein heiliges Drama (Dramma sacro) über Leben und Thaten des St. Tammaro darstellen. Am Sonntag findet die feierliche Messe mit Musik und Gesang statt. Am Nachmittage wird die P r o z e s s i o n sein und werden an derselben alle frommen Vereine, der gesamte Klerus und vier Musikchöre teilnehmen. Die silberne Statue des Heiligen wird sich wie im glorreichen Triumph zeigen, indem derselbe in allen Straßen die Ehrenbeweise (omaggi) und tiefe Hochachtung seiner Schutzbefohlenen entgegennimmt. Konzert und Feuerwerk wird diesen glückseligen Tag (faustissimo giorno) beschließen. Am Montag wiederum feierliche Messe, am Abend Vesper, darauf die Lobrede des Heiligen, welche der berühmte Redner Don Francesco Manzi aus Procida halten wird, hierauf der Segen mit dem Allerheiligsten.

Am Abend wird das heilige Schauspiel auf allgemeines Verlangen wiederholt.

Dem König Numa Pompilius waren die pignora regni (Unterpfänder der Herrschaft) verheißen. Eines Tages saß er inmitten seines Volkes auf dem Thron und streckte, betend um die Erfüllung jener Verheißung, die Hände zum Himmel empor:

„Dreimal donnert' und blitzte der Gott, doch der Himmel ist heiter,
Glaubt, und erzähl' ich auch gleich Wunder, das Wunder geschah.
Plötzlich beginnt sich inmitten des Raums zu eröffnen der Himmel,
Aufwärts richtet der Fürst, richten die Scharen den Blick.
Siehe, — da fällt, von der leichten Luft sanft schwebend getragen,
Nieder ein Schild und es schreit jauchzend zum Himmel das Volk."
Ovid Fasti III, 368.

Das erflehte Unterpfand war jener heilige Schild, ein Sanktissimum, welches dem römischen Volk den Bestand seiner Herrschaft, den Schutz des Himmels verbürgte. Sorgfältig in der Königsburg aufbewahrt, ward dies Allerheiligste jährlich einmal in feierlicher Prozession und unter Absingung uralter Lieder von einem Priesterchor, Salier genannt, durch die Straßen Roms getragen *). — Ein ähnliches Sanktissimum besitzt die römische Kirche in der beim Fronleichnamsfest umhergetragenen Hostie. Sie trägt dann, um den üblichen Ausdruck zu gebrauchen, Gesù sacramentato, den im Sakrament eingeschlossenen Christus. Dieser ist nach ihrer Lehre in der Hostie unmittelbar gegenwärtig, ein pignus regni, ein Unterpfand des Bestandes der Herrschaft der römischen Kirche. Vor zwei Jahren erlebte ich das Corpus-Domini-Fest auf Ischia und sah an fast allen Häusern von Casamicciola große Zettel mit der Aufschrift: Viva Gesù sacramentato. Dies erinnerte mich an den von Ovid erwähnten Jubel des römischen Volkes, als der erwähnte Schild vom Himmel fiel. Vor einigen Tagen besuchte ich die genannte Insel wieder und bemerkte zu meinem Staunen,

*) In Argos trug man alljährlich den Schild des Diomedes in Prozession, derselbe galt als Palladium.



daß jene Zettel sich fast alle noch immer an den Häusern befanden. Man hatte sie als Schutzmittel sitzen lassen.

Im zweiten Punischen Krieg ward durch Vermittelung der Sibyllinischen Bücher dem römischen Volk der Rat, man möge, um sich fernere Siege zu sichern, die „große Mutter“ aus Pessinus in Kleinasien holen*). Eine Gesandschaft Roms begab sich dorthin und die Göttin willigte durch Zeichen ein, nach Rom zu kommen. „Wählet zum Sitz sich ein Gott, Rom ist der würdigste Ort“ **). Ein vom Himmel gefallener Stein ward den Römern ausgehändigt, ein Sanctissimum, welches nach dem Volksglauben mit der Göttin identisch war. Die Gotteskraft wohnte in dem Wunderstein, wo letzterer war, da befand sich auch die Gottheit. Dies ist dieselbe Anschauung, welche die römische Kirche in Hinsicht ihres „Sanctissimum“ hegt. Christus wohnt in der Hostie, wo diese ist, da ist auch der als Schutzgottheit gedachte Christus. Die Hostie leistet der römischen Kirche denselben Dienst, welchen erwähnter Stein dem alten Rom leistete.. Das Schiff mit dem himmlischen Stein landete an der Tibermündung. Ovid sagt, die Göttliche (Dea) sei ans Land gekommen, er identifiziert also Stein und Göttin, wie die römische Kirche Hostie und Christus identifiziert. In Tyrol sagt man von der Hostie: Man trägt den Herrgott. In Frankreich heißt das Fronleichnamsfest: Fête-Dieu. Ein Wunder geschah, als das erwähnte Schiff mit dem Sanctissimum der großen Mutter landete, und allbekannt ist, daß die heilige Hostie schon viele Wunder gewirkt haben soll. Mit Anbetung und Weihrauch, mit Jubel und Lobliedern empfing man den in feierlicher Prozession nach Rom gebrachten Stein***), Anbetung und Weihrauch begrüßen auch das Sanctissimum der römischen Kirche, wenn es in Prozession getragen wird.

In Emesa bei Palmyra befand sich ein Prachttempel, in wel-

---

*) Siehe unseren zweiten Teil, Kapitel: Die große Mutter.

**) Ovid Fasti IV, 270.

***) Einen Stein, genannt lapis manalis, schleiften Priester des Mars durch Roms Straßen, wenn Regen fehlte. Also auch ein Sanktissimum.

chem dem Sonnengott unter dem Symbol eines kugelförmigen Steines verehrt wurde. Der Kaiser Elegabal-Antoninus ließ dies Sanctissimum nach Rom schaffen, wo ihm feierlicher Kultus und Anbetung in einem neuerbauten Tempel zuteil wurde. Herodian in seinen Kaisergeschichten (V, 6) beschreibt eine Prozession mit jenem Sanctissimum also: „So baute er denn auch in der Vorstadt einen großen und prachtvollen Tempel, in welchen er alljährlich um die Sommermitte seinen Gott hinführte. Dabei feierte er allerlei rauschende Feste, wozu er Hippodrome und Theater herrichten ließ, und durch Wagenrennen, Schauspiele und Ohrenschmause aller Art das Volk, das sich Tag und Nacht diesen Festgenüssen hingab, zu erfreuen meinte. Den Gott selbst setzte er auf einen mit Gold und den kostbarsten Edelsteinen geschmückten Wagen, und führte ihn von der Stadt in die Vorstadt hinab. Den Wagen zog ein Sechsgespann von sehr großen fehlerfreien Rossen, strotzend von Gold und buntem Geschirr; die Zügel hielt er (der Gott) selbst. Es durfte nämlich niemals ein Mensch den Wagen besteigen, darum wurden die Zügel dem Gotte selbst, als ob er der Wagenlenker sei, umgehängt. Antoninus aber lief vor dem Wagen her, rückwärts gehend und auf den Gott blickend und die Pferde am Zaume führend; und so machte er den ganzen Weg rückwärts laufend und den Blick auf die Vorderseite des Gottes geheftet. Damit er selbst aber dabei nicht stolpere oder einen Fehltritt thun möchte, weil er nicht sah, wohin er trat, war der Weg dick mit Goldsand bestreut und an beiden Seiten stand eine Reihe Trabanten. Das Volk lief nebenher mit Fackeln und warf dem Gott Kränze und Blumen zu. Dem Festzuge voran befanden sich die Bilder sämtlicher Götter, kostbare Weihgeschenke, kaiserliche Insignien und Schätze. Das gesamte Militär und alle Ritter bildeten das Ehrengeleit. So führte der Kaiser den Gott in den Tempel und nachdem er dort aufgestellt war, wurden die genannten Opfer und Festlichkeiten vollzogen."

Diese Prozession mit dem als Sonnengott angebeteten Stein war von allen römisch-heidnischen Prozessionen die prächtigste und in dieser Hinsicht kann sich keine Fronleichnamsprozession der römisch-christlichen Welt mit ihr messen. Das ist der Unterschied

zwischen beiden. Blicken wir aber auf den Kern der Sache, so findet ein Unterschied nicht statt, denn in beiden Prozessionen, der heidnischen und der „christlichen“, befindet sich ein sinnlich wahrnehmbarer Gegenstand, der eine Schutzgottheit in sich birgt (so glaubte und so glaubt man), als pignus regni angesehen und im Triumph zur Freude und Anbetung aller in Prozession gezeigt wird. Die Fronleichnamsprozession ist ihrem Wesen und Zweck nach nichts Neues, sondern ein Stück der römisch-heidnischen Religion in der römischen Kirche.

Fünftes Kapitel.

Der Wucher.

„Eure Hände sind mit Blut befleckt und eure Finger mit Untugend."

Jesaia.

Am 7. März 1890 überreichte der Kanonikus Origo dem heiligen Vater den in der Diöcese Neapel für dies Jahr vom Klerus eingesammelten Peterspfennig, welchen der Papst gerne annahm. In dem Bericht über die Audienz heißt es: „Der heilige Vater sagte ‚O, die Neapolitaner, sie sind meinem Herzen so teuer! Ich segne sie mit ganzer Liebe nebst ihrem eifrigem Bischof*).'"

Der heilige Vater sagte nicht, weshalb ihm die Neapolitaner so teuer sind. Wir vermuten als Grund den Peterspfennig, wodurch dieselben dem Pontifex maximus ihre Anhänglichkeit beweisen. Da nun die Gabe des Peterspfennigs in Süditalien eine geringe ist und notorisch durch Kollekten bei den Geistlichen und sehr wenigen Laien zusammengebracht wird, so ist es mit jener kindlichen Anhänglichkeit schwach bestellt**).

Vielleicht meint Leo XIII. den Eifer der Neapolitaner in dem von ihm rastlos geförderten Madonnenkultus, welcher seit alten Zeiten Neapel immer aufs neue das Lob verschaffte: „emi-

*) „Libertà cattolica" 1890, Nr. 57.

**) Verfasser verweist auf seine Schrift: „Leo XIII. und sein Jubiläum" (Leipzig Grunow).

nentemente cattolica“. Vor einigen Tagen erst las man einen Erlaß des Erzbischofs, worin erwähntes Lob ausgesprochen und gesagt wurde, daß die Madonna mit mütterlicher Liebe auf alle Kinder dieser Sirenenküste schaue, wo ihr liebliche Lieder erschallen und Blumenkränze von ihren Kindern geweiht werden. Weiß denn der heilige Vater nicht, daß dieser Garten der Madonna von einem Pestilenzgeruch erfüllt ist, welcher von einer in Süditalien ohne Scham frech und öffentlich geübten Todsünde aufsteigt? Eine Todsünde ist nach der Lehre der römischen Kirche der Wucher. Hätte der heilige Vater nicht besser gethan, auf diesen tiefen, eingewurzelten sittlichen Volksschaden hinzuweisen und zu sagen: „So lange bei euch der Wucher besteht, will ich von eurem Peterspfennig nichts wissen! Waschet, reiniget euch!“

Süditalien ist das Land der Schönheit und der Geier, deren heiseres Gekreisch in Stadt und Land vernommen wird. Diese Geier sind die Wucherer, nicht Juden, sondern Christen, nicht nur Männer, sondern vielleicht noch mehr Weiber. Die deutsche Sprache kennt nur das männliche Wort „Wucherer“, eine weibliche Form desselben ist nicht vorhanden, die Sprache Italiens ist reicher, sie kennt nicht nur den Usurajo, sondern auch die Usuraja.

Was Verfasser in diesem Kapitel berichtet, wird dem Leser ebenso unglaublich klingen, wie es mir unglaublich war, als ich vor zwölf Jahren anfing, jenen tiefen Volksschaden nach und nach kennen zu lernen. Derselbe gehört nicht etwa zu den „Geheimnissen“ Neapels. Der Wucher in Süditalien und Sicilien ist das bekannteste und gewöhnlichste Ding von der Welt, so bekannt, wie die mit Fangarmen versehenen, bisweilen riesengroßen Polypen im Mittelmeer. Man frage in den einzelnen Volksquartieren Neapels oder einer anderen Stadt Süditaliens irgendeinen auf der Straße arbeitenden Schuster, irgendein Weib, die Obst oder Trinkwasser feil hält: „Wo wohnt in dieser Straße die Usuraja?“ Der sichere Bescheid wird nicht ausbleiben. Ein Freund, der mich vor zehn Jahren mit dem Wucherwesen des Südens bekannt machte, gab mir den Rat, gelegentlich solche Frage

zu thun. Ich richtete jene Frage an eine alte Frau, die vor der Kirche S. Maria del Carmine mit kirchlicher Erlaubnis Amulette verkaufte und erhielt die Antwort: „Excellenz meinen wohl die Tagliata-faccia*), welche Geld verleiht, die wohnt hier in der Nebenstraße Nr. 7.“ Ich fragte in anderen Gegenden und erhielt stets prompten Bescheid. Jedesmal war es eine Usuraja. Letztere arbeitet mit kleinen, der Usurajo dagegen mit großen Summen.

Der in ganz Italien, am meisten im Süden bestehende Wucher bleibt uns so lange ein Rätsel, bis wir in der römischen Geschichte den Schlüssel des Verständnisses finden. Wir haben das Brigantentum schon zur Kaiserzeit gefunden, wir finden dort auch den Wucher, und zwar nicht als vereinzelte Erscheinung, sondern als einen weit um sich greifenden Krebsschaden. Wenn wir dem Leser einen der Hauptwucherer der ersten Kaiserzeit nennen. so handelt es sich um einen allbekannten Namen. Ein Hauptwucherer war Seneca, der bekannte Lehrer des Nero und zugleich einer der reichsten Männer seiner Zeit. Mit der Summe von vierzig Millionen Sesterzen betrieb er in Brittanien höchst einträgliche Wuchergeschäfte, wie uns Dio Cassius im 63. Buch seiner römischen Geschichte Kap. 2 und 3 bezeugt. Als Seneca seine an kleine Grundbesitzer geliehenen Gelder gewaltsam eintreiben ließ, enstand in genannter Provinz anno 60 n. Chr. ein Aufruhr. Wie Seneca machten es die Senatoren Roms, und eines Tages ward die Thatsache bekannt, daß sie alle Zinswucher betrieben **). Daß der Wucher ein Schaden jener Zeit war, erhellt daraus, daß Horaz, Zeitgenoß des Augustus, ihn in der zweiten Satire des ersten Buches geißelt. Er sagt:

*) Das Wort bedeutet: Eine, die im Gesicht eine Schnittwunde hat. In dieser Weise werden, wie schon früher erwähnt, viele Mädchen von ihren Liebhabern aus Eifersucht mit dem Rasiermesser gezeichnet. Jener Name ist ein Spitzname. Jede Person in den niederen Ständen hat einen solchen, den wirklichen Namen hört man selten. Es ist dies ein aus der Zeit der Griechen stammender Brauch. Demosthenes hatte den Spitznamen: Battalos, d. h. der Stammler.

**) Vgl. Friedländer, Sittengeschichte Roms I, 244.

„Jener Fufidius scheut des lockeren Wüstlings Leumund,
Reich an Äckern und reich an wuchernden Posten des Geldes.
Monatlich fünf von hundert entschneidet er gierig dem Hauptstuhl,
Und je verdorbener einer ihm kommt, je grausamer kneipt er.
Namenverschreibungen liebt er von Söhnen strengerer Väter,
Neulingen noch im Männergewand."

Also 5 Prozent monatlich, macht per Jahr 60 Prozent! Dies möge dem Leser als Einleitung für das Folgende dienen, wo wir freilich noch über 60 Prozent hinausgehen müssen. Sueton erzählt ähnliches. Den Pancrotes, einen Wucherer, der durch Nero in den Besitz wertvoller Grundstücke gekommen war, ließ der letztere mit königlicher Pracht bestatten*). Vespasian verfügte, daß die Geldwucherer in Rom kein Recht haben sollten solches Geld wieder einzufordern, welches sie Söhnen, die noch in der Gewalt des Vaters standen, geborgt hatten**). Durch die ganze römische Geschichte der Kaiserzeit zieht sich die Klage über den Wucher, welcher in den Jahrhunderten nach Konstantin, als die Kirche reich und der Staat arm wurde, zunahm. Wer die zwei auf Konstantin folgenden Jahrhunderte kurz charakterisieren will, muß sie bezeichnen als eine untergehende Welt. Die Notstände im römischen Reich waren im vierten und fünften Jahrhundert die denkbar traurigsten. Allgemeine Korruption, Verfall von Handel, Industrie, Kunst und Wissenschaft, ein unerträglicher Steuerdruck, dazu die Völkerwanderung. In dieser Zeit einer allgemeinen Verarmung gedieh das Unkraut: der Wucher***) und seine verderblichen Wirkungen ziehen sich durch das Mittelalter hindurch. Erst im fünfzehnten Jahrhundert treten uns ernstliche Maßregeln wider denselben in Italien entgegen, die aber nicht mehr leisteten, als die Getreidespenden der römischen Kaiser dem römischen Proletariat geleistet haben. Nach diesem einleitenden Blick in die Vergangenheit wird ein Blick in die Gegenwart uns nicht allzu sehr überraschende Dinge zeigen.

---

*) Sueton, Nero S. 30.

**) Sueton, Vespasian S. 11.

***) Über diese Zustände in den zwei Jahrhunderten nach Konstantin und den damaligen Wucher vgl. Uhlhorn, Geschichte der Liebesthätigkeit in der alten Kirche S. 105. 235. 375 ff.

Dort wohnt ein reicher Mann, Besitzer eines blühenden Geschäftes, Inhaber einer stattlichen Equipage; man sagt, er sei Millionär. Nicht nur hier, sondern auch in andern Städen hat er Agenten für sein Geschäft, Niederlagen für seine Waren, und von Tausenden wird er wegen seiner glänzenden Laufbahn beneidet. Vor etwa 25 Jahren hatte er nichts als ein Felleisen, ein paar schadhafte Stiefel, einen fadenscheinigen Rock, das war der Anfang, — er hat gewußt sein Glück zu machen und legte sich auf den Wucher. Das half, und nun ist er ein gemachter Mann.

Drüben in jenem dunklen, schmutzigen Stadtviertel voll labyrinthartig sich kreuzender, enger Straßen giebt es unzählbare enge, lichtlose Wohnungen, lauter armes Volk haust dort und betreibt alles Erdenkliche auf der Straße. Vor jener Thür sitzt auf baufälligem Stuhle ein Weib, auf ihrem Schoß eine Katze. Beide, das Weib und die Katze, genießen ihr Mittagbrot aus einer und derselben Schüssel, belegt mit einem Haufen dampfender Maccaroni. Neben dem Weibe steht ein Mann in der Tracht des Landvolkes und spricht leise; es handelt sich um ein Geldgeschäft, und jenes Weib, vom Volke mit dem Spitznamen: „Gräfin von Amalfi“ genannt, betreibt den Wucher. Es geht ihr nicht schlecht, die Leute sagen sogar, sie sei reich und habe Handlanger, Blutsauger, welche mit ihrem Gelde jenes Geschäft in andern Straßen betreiben und dafür ihre Prozente beziehen.

Wucherer giebt es in allen Örtern des Landes, sie gehören den verschiedensten Klassen an, sie dienen den verschiedensten Ständen, hohen und niedrigen; der Wucher überzieht wie ein Spinnennetz das gesamte Land, am meisten die südlichen Provinzen. Das Volk leidet darunter schwer, mehr als es selbst weiß, aber gründliche Abhilfe scheint noch weit entfernt, solange die Selbsthilfe mangelt.

Aus Sicilien kommen in dieser Hinsicht die traurigsten Schilderungen. So giebt es ganze Menschenklassen, welche ihr ganzes Leben hindurch nie aus den Händen der Wucherer befreit werden, niemals auf einen grünen Zweig gelangen. Sehr oft ist es mit dieser Art des Wuchergeschäftes so, daß der eigentliche Geschäftsinhaber, der Kapitalist, sich in die Verborgenheit zurückzieht. Er

hat aber eine Anzahl Agenten, meist den niedrigen Ständen angehörig, und denen leiht er Geld, dem einen etwa 50, dem andern 100 Lire, je nach dem Vertrauen. Er ist mit 10 bis 12 Prozent zufrieden, und jene Agenten verdienen andere 10 bis 12 Prozent. Kein Agent kennt den andern, aber der Kapitalist kennt seine Handlanger alle. — Die Klasse solcher dunkler Ehrenmänner ist im Süden zahlreich vertreten und unter ihnen giebt es auch Ausländer! Ein Jude befindet sich nur ausnahmsweise unter ihnen, sie alle sind „Christen". Diese in Süditalien und Sicilien nach vielen Tausenden zählende Gesellschaft der Halsabschneider erscheint mir wie ein Polyp, der seine unheimlichen Fangarme nach allen Seiten streckt, um Beute zu erhaschen. In allen Städten und Gebieten des Südens, vorzüglich in der größten Stadt daselbst, ist die Usura (Wucher) eine Art Organismus, fast möchte man sagen, die satanische Nachbildung einer Religion. „Priester und Priesterinnen" stehen im Dienst eines Götzen, eines reichen Kapitalisten nämlich, die Geldbedürftigen glauben, wenn sie durch jene Götzenpriester, — die Unterwucherer — eine Anleihe erlangen, im Himmel zu sein, aber die Freude ist kurz, die Hölle nimmt sie auf, — wenn die Angsttage der Rückzahlung kommen und der Wucherer nicht, wie Shylock, nur das Fleisch, sondern auch den letzten Blutstropfen verlangt. — Der Wucher wird von den verschiedensten Personen betrieben, auch von solchen, an die ein Fremder kaum denkt. Dort wuchert ein Thürhüter, hier eine Köchin, dort ein Packträger, hier ein Graf, dort eine Fettwarenhändlerin, hier die Haushälterin eines Priesters, hier ein Geistlicher, dort ein Weltlicher. Ein bekannter Wucherer war in Neapel einer, der beim Volk stets den Beinamen „Papa" hatte. Nun ist er tot. Früher wurden bekannte Wucherer nicht in geweihter Erde bestattet, aber heutzutage ist es anders. Glänzend wurde vor einigen Jahren ein allbekannter Wucherer bestattet, der Millionen hinterließ. In Tagesblättern werden sogar Wucherer mit Namen und Wohnung genannt. Verfasser besitzt eine Sammlung solcher Verzeichnisse, in denen man z. B. liest: „Die Vampyre sterben nicht aus, einer derselben, genannt N. N., wohnt N. N., leiht Geld aus für 5 Prozent monatlich." Der kleine Handelsmann, die niederen

Beamten, letztere kümmerlich honoriert, die kleinen Industriellen, die Pächter kleiner Grundstücke, Pensionierte ꝛc. fallen jenen Geiern zum Opfer. Das Schuldenelend, unter dem viele niedere Beamte seufzen, hat kürzlich ein Gesetz veranlaßt, nach welchem die Wucherer niemals das Gehalt der Beamten mit Beschlag belegen können. Eine bekannte Zeitschrift bestätigt das Vorstehende folgendermaßen: „Die Usura, jene furchtbare Todsünde, hat ihre Fangarme im Süden Italiens nach allen Seiten ausgestreckt und findet sich unter den nach sozialer Stellung und Lebensgewohnheit verschiedensten Volksklassen.“ Eine andere Zeitschrift sagt folgendes: „Wer unser Volk, seine Neigungen, seine Bedürfnisse, seine Leiden kennt, der macht die traurige Wahrnehmung, daß wir an einem moralischen Übel schwer zu leiden haben. Die schmachvolle Krankheit, an der wir leiden, heißt Usura. Dies Übel benagt alle Gesellschaftsklassen, es ist ein veraltetes, im Blute befindliches Übel.“ Im Auftrage der Regierung ward vor einigen Jahren eine Inchiesta agraria (Untersuchung über die Verhältnisse der Ackerbaubevölkerung) angestellt. Das Material ist in zahlreichen Bänden vorhanden, aus allen Distrikten, namentlich des Südens, liest man vom Wucher, so namentlich in Band XI.

In den südlichen Provinzen gilt es durchaus nicht als Schande, ein Wucherer zu sein und Geld zu verdienen für 6 Prozent im M o n a t! Doch, was sage ich, 6 Prozent monatlich? In den meisten Fällen handelt es sich um Anleihen kleiner Summen für kurze Zeit, und da wird keineswegs genau der Prozentsatz berechnet. Das niedrige, arme Volk rechnet überhaupt nicht mehr, als das tagtägliche Bedürfnis verlangt, wo es sich um Addieren und Subtrahieren kleiner Zahlen handelt. Was weiß der Arme von Prozenten? Er geht zum Geldverleiher, den er überall findet, läßt sich z. B. 10 Lire geben und muß nach einer Woche 12 Lire zurückzahlen. Es sind ja nur 2 Lire, die er mehr zu zahlen hat, nach einer Woche hat er dies nach seiner Meinung mit Leichtigkeit erworben, es handelt sich jetzt nur darum, einer augenblicklichen Verlegenheit entrissen zu werden. Solche Geldverleiher, die kaum wissen, was sie thun, und die durchaus keinen Grund absehen, warum sie nicht dasselbe thun sollten, was tausende thun, sind

häufiger, als die Geldwechsler, die man im Süden an allen Straßenecken sieht. — Ihr Geschäftslokal ist die Straße, ihre Geschäftseinrichtung nichts weiter, als eine Art Tisch, auf dem man unter Drahtgeflecht Haufen von Kupfermünzen erblickt, neuerdings auch Silber. Das Papier hat sein besonderes Fach, mit Gold befassen sie sich nicht, denn es handelt sich beim Wechseln stets um kleine Sümmchen, nur um den Verkehr des Kleinhandels. Man muß sich aber beim Wechseln vor den falschen Münzen in acht nehmen, die zahlreich vorhanden sind, falsches Papier, falsches Kupfer, falsches Silber. Viele dieser Kleinwechsler nehmen auch die falschen Münzen, weil sie wissen, daß sie imstande sind, sie abzusetzen und darauf zu verdienen. „Diese Lira ist falsch, mein Herr, ich will sie aber nehmen, wenn ich 50 Cent. abziehen darf.“ Daß sie in dieser Weise betrügen, kommt diesen Wechslern kaum in den Sinn. Warum lassen sich diejenigen, welche falsche Münzen von ihnen annehmen, überlisten? Jeder mag für sich selbst sorgen, so denkt der Wechsler, ebenso die Wechslerin, denn dies einträgliche Geschäft wird vielfach auch von Frauen betrieben. Andere Geldwechsler betreiben dies als Nebengeschäft. Dort sitzt ein kleiner Schuhflicker auf einem Stuhl an der Straße, neben ihm liegt ein Haufen schadhafter Stiefel und an seiner andern Seite steht ein Tisch mit Kupfermünzen, in Häufchen zu je einer Lira abgeteilt. Dort ist ein Zeitungsverkäufer, der ebenso Geldgeschäfte macht, dort hat ein Schneiderlein seiner Tochter dies Nebengeschäft anvertraut. Während er das Bügeleisen in Thätigkeit setzt, sitzt seine Tochter am Tisch mit den Münzen und ruft dir mit freundlicher Miene zu: „Herr, wollt Ihr nicht Kupfer?“

Manche dieser Wechsler sind zugleich auch Wucherer. Ich kenne einen solchen, der 100 Lire im Lotto gewann und diese in zehn Teilen auslieh, jede Lira täglich 1 Centesimo Zinsen.

Zunächst giebt es Wucherer für höhere Stände. Irgendein Fest naht heran, etwa die Zeit des Pferderennens, wo es gilt, sich mit dem erforderlichen Glanze zu zeigen. Dazu gehört prächtige Equipage, sowie ebensolche Toilette. In den höheren Ständen ist vielfach wohl ein glänzender Name, viele Ahnen, aber Müßiggang, Verschwendung, Genußsucht, Prachtliebe, und nicht immer findet

sich das bare Geld, um bei solchen Gelegenheiten auftreten zu können, wie es standesgemäß ist. Da verzichtet man nicht auf jenes Vergnügen, sondern geht zum Wucherer. Dieser sieht seine Kunden zu bestimmten Zeiten immer wieder, und das Geschäft ist zu 20 bis 30 Prozent sofort abgeschlossen. Die Sendungen aus Paris können also eintreffen, Toiletten für die Frau Herzogin, Baronin &c., eine neue Equipage kann angeschafft oder gemietet werden, und wenn der Pachtzins vom Gute des Herrn Barons &c. eintrifft, wird der besagte Wucherer sein Geld zurückerhalten. Oder es naht Pfingsten mit seiner berühmten Pilgerfahrt zum Kloster Monte Viergine, wo sich ein berühmtes Bild der Madonna befindet. Große Summen werden für diesen Zweck verausgabt, denn es kommt darauf an, im Fuhrwerk den höchsten Glanz zu entwickeln und bei der Rückkehr in dem endlosen Pilgerzuge in jeder Hinsicht sich hervorzuthun*). Drei bis vier Tage nimmt solche Pilgerfahrt in Anspruch, und sie dient nicht nur religiösen, sondern auch sehr weltlichen Zwecken: man will ein Gelübde lösen, aber sich auf der Fahrt auch nach Kräften belustigen. Woher die Mittel bei solchen und andern festlichen Gelegenheiten? Viele sparen zu dem Zweck, aber eine unerwartete Veranlassung hat die Ersparnisse fortgenommen. So bleiben nur zwei Wege übrig: Leihhaus oder Wucherer.

Vielfach befindet sich die Jugend in den Klauen der Wucherer. In den höchsten Ständen pflegt es, überhaupt im Süden, so gehalten zu werden, daß auch die erwachsenen Söhne unter der Botmäßigkeit des Vaters im väterlichen Hause verbleiben, natürlich in Müßiggang, und dabei auf Thorheiten verfallen. Der Vater hält sie knapp, giebt ihnen ein geringes Taschengeld, welches für die noblen Passionen der jungen Herren nicht ausreicht. So nehmen denn diese ihre Zuflucht zum Wucherer, der mit seinen Vorschüssen auf den Tod des Vaters spekuliert. Solche Wucherer findet man in Ständen, wo sie keiner erwarten sollte, es sind z. B. Advokaten, Kaufleute, Grundbesitzer, ja sogar bisweilen Priester. Überhaupt betreiben die letzteren nicht selten ein Nebengeschäft, besorgen aller-

*) Siehe unseren zweiten Teil, Kapitel: Die große Mutter.

dings die Messen, und haben daneben z. B. Handelsagenturen. Nur ein Bruchteil gelangt von den Priestern zu fester Anstellung. Diejenigen nun, die eine solche nicht erlangen, sind und bleiben Priester, aber sie betreiben irgendetwas, und wenn sich die Gelegenheit bietet, erwerben sie etwas durch Messelesen. Ist nun ein Sümmchen erspart, so leihen sie es dem einen oder dem andern, und letztere kennen es ja nicht anders, als daß sie Wucherzinsen zahlen müssen, der Priester aber denkt: So machen's alle!

In der traurigsten Lage befinden sich oft die kleinen Grundbesitzer, sowie die Pächter kleiner Grundstücke. Die Steuern sind sehr hoch, der Pachtzins ebenfalls; man lebt von der Hand in den Mund, auch in fruchtbarsten Gegenden. Nun kommt die Zeit der Not und Verlegenheit: Auslagen sind bei der Saatzeit zu machen, oder es tritt in der Familie durch Krankheit besondere Verlegenheit ein. Da fehlt es nun im Süden an Kreditanstalten, bei denen jener Stand sich billige Hilfe holen könnte. Der Arme fällt dem Wucherer in die Hände, welcher entweder bares Geld oder zur Saatzeit die Ware in natura giebt und späterhin bei der Ernte das Doppelte wiederverlangt. Ein befreundeter Kaufmann, von Jugend auf in Süditalien thätig, mit den sozialen Verhältnissen gründlich bekannt, sagte mir dieses: „Die Legion der Wucherer zerfällt in drei Teilen, die Ehrenmänner, die Halbehrenmänner, die Halunken. Ehrenmänner sind die, welche 30 Prozent nehmen, aber die Zahl dieser Braven ist klein. Die zweiten nehmen 60 Prozent im Jahr, man nennt dies la mezza (die Halbe) im Monat. Die armen Geldbedürftigen denken bei solcher Anleihe stets an den Monat, nicht an das Jahr. Die dritten, die Halunken, nehmen, was ihnen möglich, sie sind wie der Jude Shylock, sie schneiden ihren Mitmenschen das Fleisch aus dem Leibe. Zu der Klasse dieser Geier gehören in erster Linie die zahllosen Inhaber von privaten Pfandleihgeschäften. Sie nehmen von jeder Lira, die sie ausleihen, 20 Cent. per Monat, das macht einen Zins von 240 Prozent im Jahr. Dieser Zins wird gewöhnlich bei Darreichung der Pfandanleihe in Abzug gebracht. Da kommt ein Geldbedürftiger zu einem solchen pegnoratorio privato, bringt seinen guten Rock und erhält darauf drei Lire,

dabei heißt es: Nach drei Monaten löseſt du das Pfand mit 4 Lire ein, wo nicht, ſo verkaufe ich den Rock. Der Geldempfänger dankt für dieſe humanen Bedingungen." Es giebt Wucherer, welche wöchentlich den Zins einſammeln und zu dem Ende ihre Klienten beſuchen. Da heißt es oft: Du zahlſt mir für jede Lira täglich einen centesimo. Der Leihende denkt, das ſei ja kaum der Rede wert, aber er berechnet nicht, daß dies einen Zinsfuß von 365 Prozent für das Jahr ausmacht. Der Leſer wird bei dieſen unglaublich klingenden, aber leider buchſtäblich wahren und in Süditalien allbekannten Dingen nicht vergeſſen, daß die größere Zahl der in den Krallen der Wucherer befindlichen zur Klaſſe der Analphabeten gehört. Dieſen und anderen Klaſſen wird ein allbekanntes Wort unheilvoll, das Wort „credenza‘ (Kredit). Auf credenza kaufen bedeutet ſtets auf wöchentliche Abzahlung kaufen. Die wöchentliche Summe iſt klein, aber man vergißt, daß der Händler vielleicht 100 Prozent aufſchlägt. Auf credenza kaufen die Angehörigen niederer Stände faſt alles, Kleider, Hausgerät, oft ſogar Nahrungsmittel.

Wohl in keinem Lande wird vom Leihhaus ein ſo ergiebiger Gebrauch gemacht, als im ſüdlichen Italien. Man gehe kurz vor einem jener Hauptfeſte zum Hauptleihhauſe in Neapel, um zu ſehen, wie da Haufen von Volk ſich in den großen Hof hineindrängen, den letzteren anfüllen und Stunden hindurch warten, ehe ſie vorgelaſſen werden. Maſſen von Bündeln liegen da, die zum Verſatz kommen ſollen, vielfach aber ſind es Goldſachen, die man verpfändet, ohne zu wiſſen, ob man ſie einlöſen kann oder nicht. Daß man für ſolche Anleihe hohe Zinſen bezahlen muß, daran denkt man nicht. Im Angeſicht ſolcher Feſte begeben ſich aber viele auch zu den Wucherern, die alsdann ſich vor eitel Freude die Hände reiben, weil ihr Weizen blüht. Den edlen Nothelfer braucht man nicht lange zu ſuchen, denn bei ſolchen Gelegenheiten treibt es viele, auf leichte Weiſe Geld zu verdienen. In den niederen Ständen iſt es ſo, daß Tauſende, wenn ſie durch irgendein Glück ein Sümmchen erworben haben, dieſes dem Moloch des Wuchers zum Opfer darbringen. Sie tragen dasſelbe nicht etwa in eine Sparkaſſe, ſondern verleihen es in kleinen Beträgen und

benutzen die Verlegenheit ihrer Nachbarn und Freunde. Natürlich wird bei solchem Geschäft alles mündlich abgemacht, von Schriftstücken, Schuldscheinen, Wechseln u. s. w. ist keine Rede. Bisweilen kommen Streitigkeiten vor, und dann trägt es sich wohl zu, daß zuletzt das Dolchmesser ein Wort drein redet.

Am 4. Mai 1515 sprach sich ein im Lateran zu Rom gehaltenes Konzil dahin aus, daß die in Italien gegründeten „Monti di Pietà" lobenswerte Anstalten seien. Man verstand und versteht noch heute darunter öffentliche Pfandleihe-Anstalten, deren Gründung durch Anhäufung (Monte) von Kapitalien abseiten der Wohlthätigkeit geschah. Bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts wurden kleinere Summen auf zwei Jahre zinsfrei ausgeliehen, größere nur gegen einen Zins von 2½ Prozent. Dies ist seit fast einem Jahrhundert anders geworden.

Im Jahre 1462 hielt der Mönch Barnaba da Terni in Perugia mächtige Predigten gegen die Wucherer, damals lauter Juden, und es gelang ihm, so viel Kapital zu kollektieren, daß ein öffentliches Leihinstitut errichtet wurde, wo die Bedürftigen gegen Pfand zinsfreie Anleihen machen konnten. Dies war der erste Monte di pietà in Perugia und in vielen Städten Italiens fand dies Beispiel Nachahmung. Noch Größeres wirkte in dieser Hinsicht der Mönch Bernardino da Feltre, der ebenfalls gegen die Wucherer eiferte und es dahin brachte, daß alle größeren Städte Italiens mit den erwähnten Anstalten versehen wurden. Die letzte Stadt, welche einen Monte di pietà anlegte, war Rom, die Stadt des Papstes. Nach und nach aber fingen diese Anstalten an, Zinsen zu nehmen, welche schließlich Wucherzinsen wurden, so daß man sagte, jene müßten heißen: Monti di empietà (Gottlosigkeit).

Über die Pfandleih-Agenturen in Rom brachte der „Osservatore Romano" am 6. September 1889 einen Artikel, in welchem es heißt: „Diese Anstalten sollten Wucheragenturen heißen, und handelt es sich dabei um den schandbaren Wucher, welcher das Elend aussaugt. Ein Beispiel genügt: In einer jener Agenturen in der Straße delle Muratte in Rom verpfändete gestern eine Frau einen goldenen Ring. Der Agent gab ihr ein Darlehn von 50 Lire und zog sofort die Zinsen für einen Monat ab, nämlich 2 Lire

70 Cent., d. h. also, er berechnete einen Jahreszins von 64 Lire 80 Cent. per Jahr! — Ist dies ehrenhaft? Die Regierung giebt solchen Agenten einen Gewerbeschein, warum aber werden letztere nicht unter Kontrolle gestellt? Aber in Rom ist ja der Monte della Pietà! (öffentliches Pfandhaus). Wir bemerken, daß dies Haus nicht den ganzen Tag offen ist und das Geldbedürfnis jede Stunde eintreten kann. Nicht alle haben Stunden zu verlieren, um zu warten oder um auf den nächsten Tag vertröstet zu werden." — Wir bieten dem Leser die beredten Ziffern einer amtlichen Statistik *).

Zahl der Pfänder und der darauf gemachten Anleihen in allen Monti di pietà am 31. Dezember 1884.

Pegni al 31 dicembre 1884.

		(Pfänder)		(hierauf geliehen)
Veneto	pegni	927 806	per L.	10 819 378
Toscana	"	417 506	" "	6 656 040
Emilia	"	336 693	" "	2 658 682
Lombardia	"	292 810	" "	4 973 573
Marche	"	268 397	" "	572 361
Lazio	"	226 836	" "	4 900 820
Piemonte	"	203 577	" "	2 356 024
Liguria	"	134 897	" "	3 717 056
Umbria	"	44 634	" "	422 263
Campania	"	28 383	" "	722 313
Sicilia	"	22 822	" "	365 700
Puglie	"	9 513	" "	176 384
Calabria	"	6 940	" "	152 113
Abruzzi	"	2 908	" "	52 456
Sardegna	"	2 309	" "	123 270
Totale:		2 906 031	per L.	39 669 333

Also am genannten Tage befanden sich fast drei Millionen Pfänder in den öffentlichen Leihhäusern und das Ausleihekonto zeigte fast 40 Millionen Francs. — Diese Zahlen sind auch dann lehrreich, wenn wir vergleichende Resultate ziehen. Es erhellt, daß jedes

*) Vgl. „La civiltà" evangelische Wochenschrift anno 13 (1886), Nr. 10.

Pfand einen Durchschnittswert von nur 13,60 Francs hat, woraus folgt, daß nur kleine Summen von den einzelnen erhoben werden. In den verschiedenen Distrikten ist der Durchschnittswert eines Pfandes sehr verschieden, am kleinsten da, wo das größte Elend herrscht, z. B. in Calabrien nur 7,80 Francs.

Im Vorstehenden sind nur in Hinsicht der öffentlichen Pfand=leih=Anstalten Zahlen angegeben. Wie viele Pfänder aber be=finden sich in den privaten Anstalten dieser Art? Das weiß niemand, aber jedermann weiß, daß in jeder dieser Privatanstalten ein Shylock wohnt, und dennoch ziehen viele den letzteren vor. Es gilt, der Not schnell abzuhelfen, die Folgen werden nicht be=dacht. Verfasser hat mit eigenen Augen gesehen, wie es in einem öffentlichen Leihhaus hergeht. Die Treppe besetzt von Hunderten, je zehn wurden von Zeit zu Zeit oben durchs Gitter gelassen, viele sagten, sie müßten oft einen halben Tag auf Einlaß warten.

Sechstes Kapitel.

Karneval in der Kirche.

An jedem Dienstag und Donnerstag der Karnevalszeit findet in den Kirchen Neapels eine Funktion statt, welche mit unserer Überschrift gemeint ist. Am meisten Zuspruch hat diejenige, welche zur genannten Zeit in der marmorprächtigen Kirche dell' Annuntiata gehalten wird. Ströme neugierigen, heiteren Volkes sah ich zur erwähnten Kirche drängen, und an den Thürsteher, der ein Glöck- lein wacker mit der Hand bewegte, richtete ich die Frage, welches Fest man feiere? Die Antwort lautete: „Heute ist kein Fest; heute ist la dottrina." Um diese kennen zu lernen, schloß ich mich dem in die Kirche strömenden Publikum an. Im Schiff derselben herrschte heitere Stimmung, eifriges Geplauder, Geschrei von Säug- lingen, Klappern mit Stühlen, Zank mit Weibern, welche Stühle ohne Zahlung haben wollten, sowie Bellen kleiner Hunde, welche zum Ärger des Custoden sich eingefunden hatten. Im Schiff der Kirche sah man zwei einander gegenübergestellte Predigtstühle, und das Publikum, welches streitend und stoßend sich vordrängte, suchte in möglichster Nähe derselben Posto zu fassen. Derartige Scenen sind im Süden nicht ungewöhnlich, namentlich bei großen Festen. Wer die Vorbereitungen zu denselben betrachtet, sieht und hört wunderseltsame Dinge. Die Kirche verwandelt sich dann in eine Schaubude; die Madonnen werden frisiert, bekleidet *), die Heiligen

---

*) Siehe eine Scene dieser Art in unserem dritten Teil, Kapitel: Sorrento.

Pfand einen Durchschnittswert von nur 13,60 Francs hat, woraus folgt, daß nur kleine Summen von den einzelnen erhoben werden. In den verschiedenen Distrikten ist der Durchschnittswert eines Pfandes sehr verschieden, am kleinsten da, wo das größte Elend herrscht, z. B. in Calabrien nur 7,80 Francs.

Im Vorstehenden sind nur in Hinsicht der öffentlichen Pfandleih=Anstalten Zahlen angegeben. Wie viele Pfänder aber befinden sich in den privaten Anstalten dieser Art? Das weiß niemand, aber jedermann weiß, daß in jeder dieser Privatanstalten ein Shylock wohnt, und dennoch ziehen viele den letzteren vor. Es gilt, der Not schnell abzuhelfen, die Folgen werden nicht bedacht. Verfasser hat mit eigenen Augen gesehen, wie es in einem öffentlichen Leihhaus hergeht. Die Treppe besetzt von Hunderten, je zehn wurden von Zeit zu Zeit oben durchs Gitter gelassen, viele sagten, sie müßten oft einen halben Tag auf Einlaß warten.

Sechstes Kapitel.

Karneval in der Kirche.

An jedem Dienstag und Donnerstag der Karnevalszeit findet in den Kirchen Neapels eine Funktion statt, welche mit unserer Überschrift gemeint ist. Am meisten Zuspruch hat diejenige, welche zur genannten Zeit in der marmorprächtigen Kirche dell' Annuntiata gehalten wird. Ströme neugierigen, heiteren Volkes sah ich zur erwähnten Kirche drängen, und an den Thürsteher, der ein Glöcklein wacker mit der Hand bewegte, richtete ich die Frage, welches Fest man feiere? Die Antwort lautete: „Heute ist kein Fest; heute ist la dottrina." Um diese kennen zu lernen, schloß ich mich dem in die Kirche strömenden Publikum an. Im Schiff derselben herrschte heitere Stimmung, eifriges Geplauder, Geschrei von Säuglingen, Klappern mit Stühlen, Zank mit Weibern, welche Stühle ohne Zahlung haben wollten, sowie Bellen kleiner Hunde, welche zum Ärger des Custoden sich eingefunden hatten. Im Schiff der Kirche sah man zwei einander gegenübergestellte Predigtstühle, und das Publikum, welches streitend und stoßend sich vordrängte, suchte in möglichster Nähe derselben Posto zu fassen. Derartige Scenen sind im Süden nicht ungewöhnlich, namentlich bei großen Festen. Wer die Vorbereitungen zu denselben betrachtet, sieht und hört wunderseltsame Dinge. Die Kirche verwandelt sich dann in eine Schaubude; die Madonnen werden frisiert, bekleidet *), die Heiligen

*) Siehe eine Scene dieser Art in unserem dritten Teil, Kapitel: Sorrento.

erhalten neues Backenrot, und beim Fest drängt sich der Handel mit Kuchen, Früchten, Trauben, Amuletten in die Kirche hinein. Solche Scenen sind indes keineswegs neu. Im Straßburger Münster geschah nach dem Bericht von Augenzeugen im Mittelalter Folgendes: „Eben wird das Hochamt gehalten. Die Adeligen erscheinen in Prachtkleidern, tragen klappernde Schnabelschuhe, kommen mit Jagdhunden und Falken; die Kaufleute machen ihre weltlichen Geschäfte ab. Um den Weg abzukürzen, werden vom nahen Markt Spanferkel durch die Kirche getragen *). Neben der Münsterorgel war eine groteske Figur angebracht, die man den Rohraffen nannte, hinter welchem sich während der Pfingsttage ein mutwilliger Gesell versteckte, welcher die Menge durch Späße ergötzte" **). In den Tempeln der Griechen und Römer hat kein ähnlicher Unfug stattgefunden.

Jene zwei von uns erwähnten Predigtstühle dienen zwei Geistlichen als Rednerbühnen. Beide erscheinen, ein älterer und ein jüngerer, steigen auf jene Kanzeln, setzen sich einstweilen nieder und warten, bis der Lärm des Publikums sich gelegt hat. Sie erheben sich und nun beginnt zwischen beiden eine Unterredung. A. ist der ältere, B. der jüngere Geistliche. A.: Woher kommst denn du? B.: Ich komme von der Campagna. A.: Was hast du denn dort gethan? B.: Nun, wir haben heute dort gespeist. A.: Was habt ihr denn gegessen? B. zählt die Speisen auf, die wir hier nicht nennen, weil sie alle Dialektnamen haben. Die Zahl und Art der Speisen erregt bei A. Staunen. Bald schnalzt er mit der Zunge, bald schneidet er Grimassen. Das Publikum lacht. A.: Also das habt Ihr gegessen nnd dabei ist Euch der Magen nicht geplatzt? B.: Darf man denn im Karneval nicht fröhlich sein? A. fängt nun an, auf die Unmäßigkeit im Essen und Trinken zu schelten; er schildert die Mahlzeiten und Trinkgelage, welche man in der Karnevalszeit feiert, und oft wird bei dieser Schilderung das Gelächter des Publikums so stark, daß der Redner Pausen machen muß. — B. macht Einwürfe; er gesteht, daß ihn

*) Dasselbe sah ich in der Kirche Madonna dell' Arco am Vesuv.

**) Röhrich, Reformationsgeschichte des Elsasses I, 57.



die heitere Zeit des Karnevals zur Völlerei verleitet habe und verspricht Besserung. A. sagt, daß Besserung nicht genüge, man müsse auch sühnen; die schlechten Handlungen müßten durch gute aufgewogen werden. B. macht Einwürfe und thut dumme Fragen, wie sie ein verschmitzter Neapolitaner thun mag. Die Unterredung verliert sich in lauter Kasuistik. Das Publikum lacht. A.: Ja, ihr Neapolitaner, ihr habt gut lachen. Wenn ihr erst im Fegfeuer bratet, soll euch das Lachen vergehen! — Nun folgt eine Kapuzinerpredigt, nicht unähnlich der Schillerschen. B. macht ein verblüfftes Gesicht, neues Lachen des Publikums. A. fordert auf zur Beichte, damit man nicht durch Karnevalssünden zur Hölle fahre. — Diese Unterredung dauert eine Stunde.

Auch in der Kirche St. Ursula habe ich solcher „dottrina" beigewohnt. Die Kirche war erleuchtet, das Publikum füllte den Raum vollständig. Vor dem Beginn bewußter Unterredung ward das Sanctissimum aus seinem Bewahrungsort entfernt und in eine Seitenkapelle gebracht. Als ich mich im Publikum erkundigte, weshalb dies geschehe, erhielt ich unter Lächeln die Antwort: „Weil mancherlei Scherz geschieht." Ist die Funktion vorbei, so trägt man das Sanctissimum wieder an seinen Platz. — Es dürfte den Lesern bekannt sein, daß der russische Bauer, wenn er ein Saufgelage anstellt, während des letzteren die Heiligenbilder mit Tüchern bedeckt. — Die Unterredung in St. Ursula war ebenso belehrend und erheiternd wie in St. Annunziata, und wurde ebenfalls größtenteils im Dialekt gehalten. Der junge Geistliche ist jedesmal der Repräsentant des Volkes und muß solche Fragen thun und Einwürfe machen, wie man sie im Volke leise und laut hören kann; der ältere Geistliche weist zurecht und hält gelegentlich Ansprachen an das Publikum. Letzteres ergötzt sich bei diesen Kapuzinerreden ebenso wie im Theater bei der Rolle und den oft gemeinen Späßen der Pulcinella, der ebenfalls als Repräsentant des südlichen Volkes zu betrachten ist und dessen Maske aus dem antiken römischen Volkstheater stammt. In St. Ursula handelte es sich um Todsünden und läßliche Sünden. Hier hatte B. viel zu fragen, und das Publikum lachte herzlich über die verschmitzte Dummheit des Fragstellers, der sich beständig auf dem Feld lächerlicher

Kasuistik bewegte. Wiederholt habe ich in verschiedenen Jahren diesem Karneval in der Kirche beigewohnt und gefunden, daß derselbe dem römischen Mimus (Volkspoesie) insofern ähnlich ist, als die beiden Schauspieler vieles extemporieren und nur die Hauptsachen der Unterredung vorher miteinander verabreden. Derbe Sachen kommen vor, Redensarten und Ausdrücke von der Straße, die im südlichen Leben nicht als anstößig gelten, sich aber nicht ins Deutsche übersetzen lassen. Die Schlagfertigkeit jener zwei Priester ist groß, jeder von ihnen könnte ein Schauspieler sein. Die Gesten werden unterstützt durch das Mienenspiel.

Der erwähnte Karneval in der Kirche ist alt, wie das folgende Citat beweist: „Um diese Zeit pflegt man Ostermärlein und närrische Gedichte zu predigen, damit man die Leute, so in den Fasten durch ihre Buße betrübet, durch solche ungereimte und lose Geschwätze erfreuet und tröstet, wie ich solcher Ostermärlein in meiner Jugend etliche gehöret. Solches nannten die Gelehrten Risus paschales" *). So schreibt ein Zeitgenosse der Reformation (Ökolampadius' Brief an Capito). Unter Ostergelächter verstand man im Mittelalter allgemeiu übliche, zur Erheiterung der Zuhörer gehaltene Predigten. Man erzählte dann von heiligen Personen allerlei lustige Schwänke oder suchte das Publikum dadurch zum Lachen zu reizen, daß man Tierstimmen (Kuckuck, Gans, Esel) nachahmte. Unter den heiligen Personen mußte am meisten St. Petrus sich gefallen lassen, daß man von ihm Schwänke erzählte; oft aber hatten die Osterspäße einen solchen Charakter, daß das anständige Publikum die Kirche verließ. „Die Kirchen waren zur Volksbühne, die Priester zu Matrosen geworden" **). So stand es um die Zeit der Reformation, so steht es, wie gezeigt, nicht viel besser heutzutage in Süditalien. — Als man vor dreihundert Jahren das Publikum durch den Karneval in der Kirche ergötzte, war die Sittlichkeit des Klerus tief gesunken. Auf dem Stuhl Petri saß ein lasterhafter Borgia unter dem Namen Alexander VI.,

*) Guerike, Kirchengeschichte III, 8. Füßli, Beiträge zur Kirchen- und Reform. Geschichte V, 447.

**) Merle d'Aubigné, Geschichte der Reformation I, 31.

die höheren Geistlichen waren weltliche Herren und vielfach reisige Krieger, die niedere Geistlichkeit unwissend und korrumpiert. Konkubinate der Geistlichen waren so häufig, daß ein deutscher Bischof, der von seinen Priestern in obiger Hinsicht eine Abgabe forderte, nicht weniger als 11 000 Gesuche erhielt, wie er selber bei einem Gastmahl erzählte *)

Eine burleske Mummerei, eine Karikatur des Heiligen waren im Mittelalter die sogenannten Narrenfeste. Sie fielen in die Zeit der römischen Saturnalien und sind als ein Rest derselben zu betrachten. Man ließ die Schüler Kinderbischöfe und Kinderäbte wählen, welche, mit Priesterkleidern angethan, in den Kirchen die liturgischen Handlungen nachäfften, um dann durch Maskenzüge, Tanz und Lärm auf der Straße das Volk zu erheitern. Nachdem die Kirche lange vergebens gegen diese Art Karneval geeifert hatte, gab sie nach und erlaubte diesen Skandal unter einigen Beschränkungen. Überall, wo die Reformation eingeführt wurde, geschah die Abschaffung jenes Unfugs, aber im Bereich der römischen Kirche bestand er noch lange, am längsten wohl in Sicilien **). — In Frankreich ergötzte sich das Volk um die Weihnachtszeit am sogenannten Eselsfest. Das Volk begab sich in Prozession zur Kirche, angeführt von den Geistlichen. Dann ward in der Kirche ein Drama dargestellt, wobei zuerst Propheten und Sibyllen auftraten, dann aber Bileams Esel sich zeigte, welcher durch den Mund eines zwischen den Beinen desselben versteckten Priesters weissagte. Anderswo erinnerte das genannte Fest an die Flucht nach Ägypten. In Beauvais setzte man eine Jungfrau mit einem Kinde auf einen Esel und führte ihn vor den Altar der Stephanskirche, wo das Tier während der Messe stehen mußte. Dabei ward das Geschrei des Esels nachgeahmt. Die Kirche hat vergebens gegen dies Fest Verbote erlassen, erst die Staatsgewalt hat es beseitigt ***). — Im

*) Merle d'Aubigné, a. a. O. S. 33.

**) Gieseler, Kirchengeschichte 2. Tl., II, 479. Im achtzehnten Jahrhundert besaß der Dom von Monreale noch jene kleine Bischofsmütze, welche beim Narrenfest ein Knabe trug. Pitré, Feste p. 138. Erst 1736 geschah die Abschaffung.

***) Siehe Artikel „Eselsfest" in Herzogs Real-Encyklopädie.

heutigen Syrakus findet jeden Palmsonntag ein Eselsfest statt zum großen Gaudium des Publikums. Auf einem hölzernen Esel sieht man die bekleidete Figur Christi; beide werden durch die Straßen gefahren, begleitet von jubelnden Menschenmassen, und kehren dann in die Kirche zurück.

Die römische Kirche hat einige berühmte Redner aufzuweisen, welche ihre Kapuzinaden in den Kirchen laut werden ließen. Am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts finden wir in Süditalien Gabriel aus Barletta, einen Dominikaner; im siebzehnten Jahrhundert Abraham a Santa Clara in Wien, dessen Possen, Scherze, Wortspiele bekannt sind. Man hat ihn den Hofnarren der Kirche genannt. Die Wiener ergötzten und erbauten sich an seinen Predigten ebenso, wie die heutigen Neapolitaner an der erwähnten dottrina. Abraham bot den Wienern eine fröhliche Lebensansicht, und wenn er auch die Sünden geißelte, so that er es mit Humor, so daß die Wiener über ihre Sünden mehr lachten als weinten. Wir finden in dem burlesken Abraham den Vertreter eines volkstümlichen, rohen, abergläubischen Katholicismus; ans Fabelhafte grenzt seine Marienverehrung *).

Dem oben genannten Narrenfest entsprach im Mittelalter das Gregoriusfest. Die Schüler wählten aus ihrer Mitte einen Bischof, dem zwei andere als gemeine Kleriker beigegeben wurden. Diese drei wurden unter Glockengeläute zur Kirche geführt; der Knabenbischof ließ sich mit seinem Assistenten an den Stufen des Altars auf Sesseln nieder; ein wirklicher Geistlicher hielt eine Rede, man stimmte das Gregoriuslied an, worauf man den Rückzug antrat und die Kinder mit Bretzeln beschenkte. Dies Fest war vor der Reformation in ganz Deutschland verbreitet und Papst Gregor I. fungierte als Patron desselben, da man von ihm noch lange Zeit in Rom die Rute zeigte, welche er bei den Gesangstunden seines Kirchenchors benutzte **). Die berühmte Rute ist in Rom nicht mehr vorhanden, aber alle Jahr wird in einer Kirche Roms ein pomphaftes Fest gefeiert, welches dem Gregoriusfest entspricht. Es

*) Vgl. Auserlesene Werke desselben (Wien 1846).
**) Ruhkopf, Geschichte des Schulwesens I. 159.

handelt sich dabei um einen Wettstreit derjenigen Knaben, welche die sogenannte dottrina christiana besuchen, d. h. die kirchliche Katechismuslehre, bei der die Hauptsache darin besteht, daß die Knaben den Katechismus von Bellarmin auswendig hersagen. Um die Herbstzeit wird die Probe gemacht; man wählt die besten aus und diese müssen wieder Probe bestehen. Endlich hat man den besten gefunden und dieser erhält den Titel Imperator doctrinae christianae *). Auf einem Throne sitzt er in der Kirche, sein Gefolge (die nächstbesten) neben ihm; er empfängt die Glückwünsche von Prälaten, Eltern, Angehörigen und fährt in einem Kardinalswagen heim. Früher hatte dieser Imperator stets eine Audienz beim Papste und durfte sich eine Gnade ausbitten, worauf jener den „Kaiser" mit Konfekt beschenkte. — Bis auf den heutigen Tag liest man im „Osservatore Romano", der Hofzeitung des Papstes, den Namen jenes Imperators sowie die Beschreibung jenes Karnevals in der Kirche, d. h. der Thronbesteigung jenes Knaben.

Die geistlichen Schauspiele, welche vor Jahrhunderten in Sicilien überall teils in Kirchen, teils vor denselben, oder auch in Klöstern und auf Friedhöfen dargestellt wurden, arteten nach und nach dermaßen aus, daß sie das Gegenteil des Zweckes erreichten, der sich ursprünglich mit ihnen verband. Die Synodalbeschlüsse **) bezeugen einstimmig, daß jene Schauspiele den Karneval in die Kirchen brachten und oft Gelächter erregten. Dies wird sogar in Hinsicht der Passionsspiele gesagt, in denen oft unpassende, lächerliche Masken gebraucht wurden. Die Synoden traten daher scharf gegen solchen Unfug auf. Erst nach und nach hat sich letzterer verloren, aber keineswegs vollständig. Noch immer giebt es in Sicilien Prozessionen, welche zugleich scenischer Art sind. Sie stellen in der Osterzeit die Begegnung zwischen Maria und ihrem Sohne dar***).

---

*) Dasselbe geschah früher auch in Palermo und zwar infolge eines Breve des Papstes Benedikt XIV., siehe Pitré, Feste p. 139.

**) Vgl. „Synodales constitutiones". Unter ihnen vertreten alle größeren Städte Siciliens.

***) Verfasser bezieht sich auf seine Schrift: „Das geistliche Schauspiel in Süditalien", erschienen in der Sammlung von Vorträgen, herausgegeben von Virchow und Holtzendorff.

Maria sucht und findet denselben, worauf der Triumphzug erfolgt, an welchem sich auch der Tod und verschiedene Teufel beteiligen. Letztere sind Personen mit scheußlicher Maske, welche durch ihre Sprünge, Scherze und alle möglichen Teufeleien das Publikum ergötzen. Der Schluß dieses Schauspiels geschieht vor der Kirche.

Vor der Front einer Kirche Campaniens sieht man alljährlich im heißen Sommer das Schauspiel: Abrahams Opfer, bei welchem auch der Teufel eine erheiternde Rolle spielt. Um die Weihnachtszeit pflegt zu Neapel in einigen Volkstheatern die Geschichte der Geburt Christi dargestellt zu werden, bei welcher auch ein neapolitanischer, nach Bethlehem verirrter Landstreicher das schon sehr angeheiterte Publikum zum Gipfel der Heiterkeit führt.

Jahrhunderte hindurch hat sich in Sicilien der Karneval auch in die Priesterweihe hineingedrängt. Der junge Priester machte früher stets seinem Heimatsorte einen Besuch, ward in feierlicher Prozession eingeholt und pflegte vom Balkon seiner Wohnung Konfekt unter die jubelnde Volksmenge zu werfen. Aus Synodalbeschlüssen des Jahres 1567 geht hervor, daß das Publikum sich in der Kirche bei der ersten Messe des novello sacerdote arge Scherze erlaubte. Nach der Messe folgte stets eine opulente Mahlzeit, bei der sich auch Mädchen und Frauen beteiligten, und an das Mahl schloß sich ein Tanz, den man als Hochzeitsball bezeichnete, weil sich der neue Priester mit der Kirche vermählt hatte *). Synodalbeschlüsse beweisen, daß sich die Geistlichen bei diesem Ball nicht nur als eifrige, sondern auch als geschickte Tänzer zeigten.

Als Octavian, der nachherige Kaiser Augustus, zwölf Jahre alt war, hielt er seiner verstorbenen Mutter die Leichenrede **); Tiberius hielt im Alter von neun Jahren seinem verstorbenen Vater auf dem römischen Forum den Panegyrikus ***); denselben Dienst

*) In Tyrol ist es noch jetzt Sitte, daß bei einer solchen Mahlzeit sich auch ein junges Mädchen im Hochzeitskostüm befindet. Sie stellt die Kirche dar, die Braut des neuen Priesters.

**) Sueton, Octavian Kap. 8.

***) Sueton, Tiber Kap. 6.



leistete Caligula seiner Urgroßmutter Livia Augusta; als er noch das Knabenkleid trug *). Dies unnatürliche, öffentliche Auftreten von Kindern kann als ein Vorbild jener **Kinderpredigten** gelten, welche noch heutzutage in der Kirche Araceli zu Rom während der Weihnachtszeit gehalten werden **).

Gewisse mitternächtliche Funktionen, welche in der Weihnachtsnacht in vielen Kirchen Süditaliens gehalten werden, sind, wenn wir sie milde beurteilen, recht seltsam. Zunächst ist zu bemerken, daß es dann in den Kirchen sehr laut hergeht. Das Publikum kommt vom nächtlichen Mahl in die Kirche, bringt Früchte, Kuchen u. s. w. mit, setzt vermöge solcher Dinge das Mahl in der Kirche fort und offenbart in recht bemerkenswerter Weise die Folgen des Weingenusses. Näheres wolle der Leser mir erlassen. Jene Funktion besteht in einem Festzug mit dem Bambino. In der Kirche St. Lucia hörte Verfasser in der letzten Weihnachtsnacht eine Predigt, die wenig andächtige Hörer fand, obgleich die Kirche gefüllt war. Am Schluß der Predigt zeigte der Redner dem Publikum ein zierliches Püppchen von der Kanzel und rief voll Pathos: „Signori! Ecco il figlio di Dio!“

---

*) Sueton, Caligula Kap. 10.

**) Wir haben dieselben im zweiten Teil, Kapitel: Ein Vergessener, bereits erwähnt.

Siebentes Kapitel.

Heilige Jungfrauen.

Im Jahre 1805 kam der Bischof von Potenza, Monsignor De Cesare, in Begleitung des Priesters F. De Lucia nach Rom, um daselbst Reliquien für eine neue Kirche zu erwerben. Er wandte sich an Monsignor Ponzetti, den Verwalter des Reliquien-departements, und erhielt die Gebeine der heiligen Filomena, welche angeblich im Jahre 1802 in den Katakomben aufgefunden waren. Man hielt damals alle Gräber dieses ersten christlichen Friedhofes für Heiligengräber*) und der genannte Monsignore, in den Besitz der heiligen Filomena gelangt, glaubte einen Schatz in die Heimat zu bringen. Er hatte wohl nie die Warnung Augustins (gest. 430) vernommen, welcher trotz all' seiner Reliquiengläubigkeit doch schreibt: „Viele Leiber der Heiligen werden verehrt, deren Seelen in der Hölle brennen."

Mit den Reliquien der heiligen Filomena hat es folgende Bewandnis. Im Jahre 1802 fand man in den vor der Porta Salara Roms gelegenen Katakomben der St. Priscilla eine Grabnische mit der Inschrift: Lumena pax tecum (Lumena, Friede sei mit dir). Dicht hinter diesen Worten las man die Silbe fi. (wahrscheinlich filia, Tochter). Dort ruhte also eine im ersten Jahrhundert bestattete Christin, namens Lumena, deren Tochter das Grab nebst Inschrift besorgt hatte. Als nun die Gelehrten

---

*) Siehe unseren dritten Teil, Kapitel: In den Katakomben.

des Vatikan mit dem „fi“ nichts anzufangen wußten, kam ihnen plötzlich der geniale Gedanke, daß diese Silbe vor dem Wort Lumena stehen müsse und durch ein Versehen des an Vergeßlichkeit leidenden Schreibers anfangs ausgelassen, dann aber zur Berichtigung hinten angefügt worden sei. Man schuf also eine Filomena, eigentlich Filumena, aber o und u lassen sich ja leicht verwechseln: Der Monsignore reiste hocherfreut mit der neuen Heiligen nach Potenza. — Dieser beschränkte, reliquiendurstige Bischof war betrogen, wer war der Betrüger? Was hat diese Lumena gethan? Welche Verdienste hat sie sich erworben? War sie eine Märtyrerin? Hatte sie im Dienst ihrer Mitmenschen Opfer gebracht? Hatte sie in solcher Arbeit ihr Leben, ihr Eigentum geopfert? Todesschweigen im Vatikan, aber kein Erröten, vielleicht im schattigen Hintergrund ein Gelächter über die Thatsache, daß heilige Einfalt noch jetzt eine ergiebige Geldquelle ist. Cicero sagt, es sei Brauch, daß man die durch Wohlthaten verdienten Männer unter die Götter versetze, weshalb man auch dem Herkules den Olymp zum Wohnsitz angewiesen habe *). Den vergötterten Menschen der Heiden verdankte man nützliche Erfindungen, Befreiung des Vaterlandes, Gründung von Städten und Staaten — viele der berühmtesten Heiligen der römischen Kirche haben der Menschheit nur geschadet, denn mit ihren sogenannten „Tugenden“ als Büßer und Mönche haben sie die Moral verdorben und mit ihrem Flitter sogenannter guter Werke die Werkheiligkeitslehre der römischen Kirche gefördert. „Ihr Leben war zu verkehrt, als daß es sich für die menschliche Gesellschaft paßte, zu unlauter, als daß es sich für Heilige ziemte, zu unnachahmlich, als daß es die Bedingung jetziger und künftiger Beseligung sein könnte.“

Fast alle Heilige der römischen Kirche gelangten zum christlichen Olymp als Mönche, Nonnen, Eremiten, Einsiedlerinnen und Priester. Selten begegnen wir einem Heiligen aus dem Laienstande und meistens sind letztere Könige oder Königinnen. Die

---

*) Consuetudo communis, ut beneficio excellentes viros in coelum fama et voluntate tollerent. Cicero, De natura Deorum II, 223. Cicero, De officiis III, 299.

heilige Elisabeth, eine Fürstin, mußte 300 Jahre auf ihre Kanonisation warten, St. Leopold sogar 350 Jahre. Daß ein Kandidat der Kanonisation Wunder aufzuweisen hat, ist bekannt, das größte Wunder besteht bei manchen darin, daß man die Geldsumme zusammenbringt, die man für den langen Prozeß, welcher der Kanonisation vorangeht, zahlen muß. Zwar hat man inbetracht der schlechten Zeiten eine bedeutende Preisermäßigung eintreten lassen, aber 200 000 Lire sind immerhin eine hübsche Summe.

Der geringste griechische Heros oder Halbgott würde sich schämen, in der Gesellschaft solcher römisch-katholischen Halbgötter zu sein, welche, wie Joseph Labre, saure Orangenschale in der Tasche, Ungeziefer, Büßerwunden und Eremitenkleider am Leibe trugen*). Die griechisch-römischen halbgöttlichen Heroen sind besser, als die meisten „Heiligen" der römischen Kirche, welche in diesen Tagen damit beschäftigt ist, einen gewissen Fr. Michelangelo, der als Mönch in einem Kloster Neapels die groben Kleider seiner Genossen webte, nebenbei Hungerleiderei und andere Büßerwerke übte, zu einem Santo zu machen. Unterm 13. Juni 1890 hat Leo XIII. in einem Dekret erklärt, daß jener Hungerleider die erforderlichen heroischen Tugenden (virtú eroiche) besaß und man schreibt: che presto speriamo di contare un nuovo protettore in Cielo nel novello Beato**).

Die Geißel vernichtender Satire schwang Lucian im zweiten Jahrhundert über die Götterfabrikation seiner Zeit, welche aus aller Welt neue Götter und Halb- und Viertelsgötter importierte. Im zweiten Buch Lucians halten die Götter eine Versammlung und beschließen, daß die Legitimationspapiere der neuen Götter von einer Kommission geprüft werden sollen. „Bei dieser Handlung soll jeder einzelne vortreten und die Kommission wird sie nach genauer Prüfung entweder für Götter erklären oder sie zu ihren

*) St. Giovanni della Croce, ein großer Heiliger Süditaliens, verbot, die Wanzen in seinem Lager zu töten, sie dienten ihm als Mittel der Kasteiung. So sagt seine kirchlich approbierte Biographie, erschienen Rom 1839

**) „Wir hoffen, daß wir in dem neuzukreiernden Beato bald einen neuen Beschützer im Himmel haben werden." „Libertà cattolica" 1890, Nr. 139. Wir bemerken, daß der genannte Analphabet war.

Begräbnisplätzen zurückschicken. Wer von der Kommission ausgestoßen ist und nachher im Himmel sich betreten läßt, der soll in den Tartarus geworfen werden. Wenn jemand keine genügenden Ausweise und Legitimationspapiere bringt, in denen das Nötige zu lesen steht über seine Eltern, Geburtsort, wie er Gott geworden ist, seine Zunft und Genossenschaft, so wird die Kommission keine Rücksicht darauf nehmen, ob er einen großen Tempel auf Erden hat und ob die Menschen ihn für einen Gott halten."

Wenn auf dem Olymp der heutigen römischen Halbgötter eine ähnliche Versammlung der letzteren abgehalten würde, so wäre die heilige Filomena schlimm daran. Sie hat zwar auf Erden Altäre und Tempel, Weihrauch und Weihgeschenke, aber keinen Geburtsschein. Die Versammlung der Halbgötter würde sie also ausstoßen, d. h. wenn letztere bei der Wahrheit bleiben. Da aber unter denselben viele Jesuiten sind, so fürchten wir, daß man bei der Filomena ein Auge zudrückt. Auch ist anzunehmen, daß man sich vor der Autorität des Papstes auf dem Olymp unbedingt beugt. Müssen doch die Santi und Beati, sowie sie kanonisiert sind, dem Papst gehorsam, einen oft mühevollen und ärgerlichen Dienst der „Protettori" übernehmen. — Wenn also die heutigen Bewohner des Olymp die heilige Filomena dulden, so könnte darüber Streit entstehen, wo sie sitzen soll. Wir haben von Lucian eine Anzahl von Göttergesprächen, unter denen eines der besten das dreizehnte ist. Herkules ist unwillig über den neuen Ankömmling Äskulap und sagt: „Du also willst, o Zeus, daß dieser Quacksalber neben mir sitzen soll?" Äskulap macht seine Verdienste geltend und sagt, er sei besser als Herkules, und dieser droht, ihn aus dem Himmel zu werfen. — Ein ähnlicher Rangstreit könnte sich rücksichtlich der Filomena erheben. Wann ward sie kanonisiert? Niemals! Sie hat also kein Diplom, und sollte ihr ein Platz neben Jos. Labre angewiesen werden, so könnte dieser im Hinblick auf seine Kanonisationsbulle sich verletzt glauben.

Auf dem Halbgötterolymp der römischen Kirche befinden sich nicht wenige, welche der Filomena gleichstehen, d. h. weder Geburtsschein noch Diplom besitzen. Wir wollen hier nicht die

heilige Venus*) erwähnen, sondern nur auf solche Halbgötter hinweisen, welche der klerikalen Sprachgelehrsamkeit ihr Dasein verdanken.

Die römische Kirche verehrt einen heiligen Amphibolos (Überrock, Mantel) und sagt, er sei ein Schüler des Bischofs St. Albanus gewesen. Thatsache ist, daß er seinerzeit in England angerufen wurde, Thatsache aber auch, daß er nie gelebt hat, weil das Wort Amphibolos den Mantel bezeichnet, welchen Albanus bei seiner Hinrichtung trug. Dies hat ein katholischer Bischof bewiesen. Ein anderes Beispiel bietet die heilige Veronika. In der St. Peterskirche zu Rom hat Urban VIII. einen Altar nebst Bildsäule dieser Santa errichtet, auch eine Inschrift hinzugefügt, welche sagt, daß Veronika auf ihrem Schweißtuch, welches sie dem Heiland auf seinem Todeswege reichte, das Bild seines Angesichtes erhielt, eine Reliquie, die sich den „Wundern" Roms zuzählt**). Obgleich nun Veronika als Halbgöttin angerufen wird, obgleich der Papst unfehlbar und der Vatikan sehr gelehrt ist, so ist doch Veronika keine Person, sondern nur ein Name, der durch die Genialität vatikanischer Gelehrten entstand. Der Name entstand aus: Vera icon (wahrhaftiges Bild), und dies setzte man als Unterschrift unter ein Bild, welches ein Künstler (?) auf ein Tuch gemalt hatte. Die Legende von einer Benutzung dieses Tuches durch den Heiland ward später erfunden, das heilige Bildertuch aber wird im St. Peter verwahrt. Eine ähnliche Bewandnis hat es mit St. Oreste. Ein Heiliger dieses Namens gab dem Städtlein St. Oreste sowie dem Berg, worauf letzteres liegt, den Namen. Der Name dieses Berges war ursprünglich Soracte, bekannt durch den Kultus des Apollo, den Horaz als den Hüter des heiligen Soracteberges nennt***). Später, als man überall Heilige witterte und dem betreffenden Namen stets ein S. voranstellte, machte man aus jenem Worte: S. Oracte und hieraus

---

*) Siehe über dieselbe unseren zweiten Teil, Kapitel: Vennari, sowie den ersten Teil, Kapitel: Tempel und Kirchen.

**) Vgl. unseren dritten Teil, Kapitel: Vom Markt der Wunder.

***) Sancti Custos Soractis Apollo. Hor. carm. I, 1. 9.



ward St. Oreste *). — Wenig bekannt ist folgende Entstehungs-Vergehungsgeschichte eines Heiligen, welche von Mabillon in seiner Schrift „Iter Italicum“ erwähnt und durch Aktenstücke, welche sich im Palazzo Barberini zu Rom befinden, als wirklich geschehen beglaubigt wird. Papst Urban VIII. erhielt aus Spanien eine Bittschrift, des Inhaltes, er möge den Kultus eines soeben bekannt gewordenen Heiligen, welcher St. Viar heiße, dadurch fördern, daß er den Verehrern einen gewissen Ablaß bewillige. Obgleich man nicht verfehlte, diese Bitte durch klingende Münze zu unterstützen, so forderte der Papst doch nähere Auskunft über diesen ihm neuen Bewohner des Olymp. Vielleicht hatte er die oben von uns citierte Satire des Lucian gelesen und machte es, wie die Götter einst beschlossen und Zeus demgemäß dekretierte. Die Spanier übersandten demgemäß das schwere Bruchstück eines Steines, worauf man las: S. VIAR. Sie wußten nicht, daß jenes S. der Schlußbuchstabe und Viar die Anfangsbuchstaben eines Wortes waren. Als der Stein noch vollständig war, las man: Praefectus viarum, d. h. Wegeaufseher. Man hatte das abgebrochene Stück eines antik-römischen Denkmals übersandt **). Wir beschließen diese für die römische Kirche bedeutsame Geschichte mit dem uralten Sprichwort der Hindu: Die Wahrheit sagt nur den Text, sie schreibt keinen Kommentar.

Wie würde es bei einer Prüfung der Dokumente dem St. Apollinaris oder der St. **Martina** ergehen? Der erste ist ein **Name**, mit dem man den Apollo verdrängte, die letztere ein Name, um für Mars einen Ersatz zu liefern. Deshalb steht am Tempel der letzteren die Inschrift: Nachdem der Gott Mars aus diesem Tempel ausgetrieben ward, hat die Jungfrau Martina, die als Märtyrerin gekrönte, denselben inne:

„Martyrii gestans virgo Martina coronam
Ejecto hinc Martis numine templa tenet.“

*) Wie sehr sich Namen im Volksmunde verändern, zeigen folgende Beispiele. St. Efremo entstand aus St. Eusebius. St. Elmo aus St. Erasmus. Die Insel Capri heißt im Volksmunde stets Cräp.

) **Mabillon, Iter. Ital. I, 145.



Namen, nichts als Namen! Das gilt von den meisten derjenigen Bewohnerinnen des römisch-katholischen Olymp, welche diesen Wohnsitz vom dritten bis fünften Jahrhundert erlangten. Zum Teil haben sie nie existiert, sind Schöpfungen der absichtlich oder unabsichtlich dichtenden Sage, zum Teil ist das sie umhüllende Sagengespinst so verworren, daß auch hier dem Forscher nur ein Name bleibt. Jenem bußfertigen Weibe, von dem Lukas Kap. 7 erzählt, gab man den Namen Magdalena, ließ sie nach Frankreich wandern und dort in einer Höhle bei Arles als Büßerin leben. Die Franzosen erkoren sie als Schutzpatronin ihres Landes und mochten dazu Grund haben. Die Kunst malte ihr Bild, welches freilich nicht zur Vorstellung einer Büßerin paßt und auf das Gegenteil einer solchen schließen läßt. Als Seitenstück besitzt die römische Kirche die ägyptische Maria, gleichfalls nur ein Name, aber diese Büßerin hat z. B. in Neapel eine Kirche, von der eine Straße benannt wird. Die Gebeine der Magdalena wurden im achten Jahrhundert „entdeckt“, das mythische Grab der ägyptischen Maria war lange ein Wallfahrtsort. Die heilige Barbara, welche gegen den Blitz schützt, ist ein Name, ebenso die heilige Apollonia, welche deshalb gegen Zahnweh hilft, weil der römische Richter dieser angeblichen Märtyrerin durch einen Faustschlag einige Zähne ausschlug, ebenso die heilige Lucia, berühmte Beschützerin von Syrakus, welche wider Augenleiden angerufen wird, weil sie einem Jüngling, der ihre Augen schön fand, letztere auf einem Teller übersandte. In Süditalien und Sicilien hat sie viele Kirchen, gab dem Fischerquartier in Neapel seinen Namen und macht in ihrer Kirche eine bei jetzigen schlechten Zeiten berechtigte Reklame, indem man an der Thür ihrer Kirche zwei Augen und vor der Thüre ihre mit Voten behangene Statue erblickt. Auf Ischia ist S. Restituta die waltende Schutzgöttin, hat daselbst eine sofort nach dem Erdbeben restaurierte Kirche mit ihrer Statue und neben der Kirche sieht man den Mühlstein, auf dem ihr Wunderleichnam von Afrika übers Meer geschwommen kam. Alljährlich im Mai ist Ischia Freude und Jubel, wenn das Fest der großen Beschützerin erscheint, deren Kultus unter dem Erdbeben nicht zu leiden hatte. In Neapel hat diese

Heilige eine der ältesten Kirchen inne und in derselben sind ihre Reliquien, die man von Ischia aus vor vielen Jahrhunderten dorthin brachte, wo man sie vor einigen Jahren wieder „entdeckte“.

Am 5. September 1092 weihte Papst Urban II. die Kirche des Benediktinerklosters Trinità della Cava unter Beisein vieler Fürsten und Kardinäle, bereicherte dieselbe mit vielen Privilegien und schenkte ihr den Schädel der heiligen Felicitas. In demselben Jahre stellte sich das Kloster unter Spezialprotektion dieser mythischen Heiligen und verharrt bei diesem Schutz bis auf den heutigen Tag. Bis zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts gaben die Einwohner des Städtleins Cava dieser Santa jährlich fünfundzwanzig Dukaten *). Alljährlich am 10. Juli wird das Fest der Heiligen glänzend gefeiert und dann trägt man eine Silberbüste, in welcher das Haupt der Heiligen sich befindet, in feierlicher Prozession, an der sich Tausende aus der Umgegend beteiligen. — Das Fest des Jahres 1890 war großartig. Die sixtinische Kapelle war aus Rom gekommen und führte ein Konzert in der Kirche auf, der Abt des Klosters celebrierte die Messe, die Prozession ward von Glockengeläute und Kanonenschüssen begleitet und eine Schauspielertruppe aus Neapel führte ein von einem Mönch verfaßtes Drama auf, welches Leben und Martyrium der Felicitas darstellte. Im Freien spielte Regimentsmusik, in der Nacht prasselte Feuerwerk, eine Festpracht, welche die Erinnerung an die einstige Glanzzeit jenes Klosters zurückrief. Im Jahre 1802 war im Kloster Feuer ausgebrochen, welches augenblicklich verlosch, als der Abt das Haupt der St. Felicitas herbeibrachte **). Trotz dieser schönen Dinge ist Felicitas nur ein Name und die Erzählung von ihrer mit Raffinement ausgesonnenen Marter eine Erfindung.

Als man im Jahre 1730 im Kloster Trinità della Cava einen neuen Saal baute, fand man ein großes Gefäß, angefüllt mit heiligem Öl der St. Justina, dort 150 Jahre eingegraben, um

*) P. Guillaume, Essai historique sur l'Abbaye de Cava.

**) P. Guillaume, a. a. O. p. 414. In demselben Kloster ist ein Stück vom Schädel des Apostels Bartolomäus, von welcher Reliquie ein Chronist schreibt: Religiosa devotione colitur p. 156.



als Schutzmittel zu dienen *). Der damalige Abt ließ ein größeres Gefäß anfertigen und dasselbe, mit diesem Öl gefüllt, aufs neue vergraben. Trotz Felicitas und Justina sind doch die reichen Güter dieses Klosters eingezogen und der Abt, welcher einst Fürsten an Rang gleichstand, ist jetzt nichts mehr, als ein einfacher Mönch. Man rühmt die Benediktiner wegen ihrer Gelehrsamkeit, aber letztere ging doch nicht so weit, daß jene die Geschichte der Königstochter Justina, die von Prosdocismus, einem Schüler Petri, in Padua getauft sein soll, für eine Erfindung erklärten. St. Patrizia und St. Domenica haben eine rein lokale Bedeutung, erstere in Neapel, letztere in Tropea, einer am Meeresufer herrlich gelegenen Stadt Calabriens. S. Patrizia ist eine halbvergessene, S. Domenica aber eine noch immer hoch verehrte Heilige, zugleich die Schutzpatronin von Tropea, wo sie angeblich geboren ist, weshalb sie auch für diese Stadt eine besondere Vorliebe behielt, wie St. Agatha für Catania **). Beim Jahresfest der St. Domenica findet die Prüfung der Seminaristen im Beisein der Vornehmen des Ortes statt, dazu Pontifikalmesse, Prozession, Feuerwerk, alles auf Kosten der Stadtkasse. Patrizia war früher eine große Heilige, wie eine Chronik lehrt.

Die älteste Chronik Neapels ist die von Villano, der alte Quellen benutzt und seinen Bericht mit den Begebenheiten des Jahres 1382 schließt. Er erzählt eine Menge von Wundergeschichten in Hinsicht des Schutzes der Heiligen, von St. Patrizia, die zu Konstantins Zeiten einen heiligen Kreuzesnagel brachte, von St. Paolo, der gegen die Sarazenen half, nur von Wundern des St. Gennaro ist keine Rede. Jene Patrizia ist ebenfalls nur ein Name, obgleich ihre Lobredner bis auf den heutigen Tag genau wissen, daß sie die Enkelin des Konstantin war, das Gelübde der Jungfrauenschaft abgelegt hatte und auf einer Reise in Neapel landete, wo ihre Kirche, ihr Kloster und ihre Reliquien sich bis heute befinden. Ihre Reliquien und ihr Wundergrab ersetzten in Neapel das im Altertum berühmte Grab der Sirene Parthenope,

*) P. Guillaume, a. a. O. p. 382.

**) Vgl. unseren dritten Teil, Kapitel: Der wunderbare Schleier.



welche ihren Kultus und ein mit Fackellauf verbundenes Fest hatte.

Am 31. Mai 1890 ward in der Kapelle der St. Petronilla im St. Peter zu Rom eine Inschrift enthüllt, also lautend:

„Paulus I Pontifex Maximus — Pipini regis Francorum voto obsecutus — Corpus Petronillae Virg. — Quam antiquitas decoravit titulo — Filia Petri Apostoli — E vetere sepulchro elatum — In Vaticano condidit — Eidemque mausoleum dedicavit — VIII id. oct. a Christo 757 — Quod esset monumentum perenne — Fidei nationis nobilissimae — Erga Sedem apostolicam.

„Leo XIII Pont. Max. — Francos operarios ad Lim. Apost. — Venientes — Duce B. M. Langènieux pres. card. — Arch. Rhem. — Mense octobri 1889 — Paterno animo excipiens — Cultum avitum nobilissimae nationis — Instaurandum.decrevit sancivit — Ut ad sepulchrum Petronillae — Ex collata cultorum stipe — Lucerna semper vigilet — Patronae coelestis opem — Pro salute Galliae — Semper invocans.“

Genannte Inschrift ist eine Folge jener Pilgerfahrt, welche 1889 von französischen Arbeitern zum Vatikan gemacht wurde. Dasselbe gilt von der ewigen Lampe, welche seit 31. Mai d. J. vor dem Grabe dieser gänzlich obskuren Heiligen brennt. Die „Libertá catt.“ 1890, Nr. 137 sagt: Aurelia Petronilla war die geistliche Tochter St. Petri. Karl Martell ehrte sie hoch, Pipin II. ließ ihre Reliquien in die Peterskirche schaffen, Karlomann, Sohn Karls d. Gr., ward in ihrer Kapelle getauft. Kardinal Langénieux, Bischof von Rheims, hat im Namen Frankreichs ihr eine ewige Lampe gestiftet.

Auch das heutige Griechenland hat seine heiligen Jungfrauen, und als beneidenswert gelten solche Orte, welche Reliquien derselben als Unterpfand der Obhut solcher Halbgöttinnen besitzen. Auf der Insel Zakynthos ist St. Marina Heilerin des Irrsinns, der stets als Zustand der Besessenheit aufgefaßt wird, wie in Süditalien. Sie ist auch Beschützerin des weiblichen Lebens und wird von Mädchen und Ehefrauen angerufen. Sie berührt sich also mit der Artemis, der Aphrodite und der heutigen Madonna, welche die Griechen stets Panagia (Allheilige) nennen. Zakynthos besitzt

Reliquien der heiligen Sophia, deren Obhut die kleinen Kinder anvertraut sind *).

„Fragst du, warum jungfräulichen Dienst sich bedinge die Göttin,
Will ich auch dafür geben den triftigen Grund.“

Fasti VI, 282.

So schreibt Ovid in Hinsicht der Vesta und der jungfräulichen Vestalinnen. Wir erfahren darin, daß letztere deshalb im jungfräulichen Stande lebten, weil Vesta niemals vermählt war. Die Vestalischen Jungfrauen können wir in einiger Hinsicht als Vorläufer derer betrachten, welche in christlicher Zeit das Gelübde der Jungfräulichkeit ablegten. Bis in die späteste Kaiserzeit, noch lange nach Konstantin, verwalteten die Jungfrauen der Vesta ihren heiligen Dienst. Im zarten Kindesalter wurden sie in denselben eingeführt, vom Pontifex maximus aus den angesehensten Familien gewählt und mußten dreißig Jahre lang im Dienst bleiben. Das heilige Feuer der Vesta war ihrer Obhut anvertraut, ebenso geheimnisvolle Palladien des Reiches, und hohes Ansehen, bedeutende Privilegien hatten sie zu genießen. Ehrfurcht begegnete ihnen überall, ihre Gebete galten als sehr wirksam, ihr Begegnen rettete die zur Strafe geführten Verbrecher. Auch Wundererzählungen gaben ihnen einen Glorienschein. Die Göttin Vesta erhörte das Flehen der Vestalin Ämilia, durch deren Nachlässigkeit das heilige Feuer erloschen war, und zündete wunderbar das Feuer von neuem an; die Vestalin Tuccia bewies ihre Unschuld durch ein Gottesgericht, indem sie Wasser in einem Sieb nach dem Forum trug **). Konstantin der „Große“ ließ das Institut dieser Virgines Vestales bestehen, sein Sohn Konstantius zeigte zwar in jeder Weise seinen Haß gegen das Heidentum, als er aber im Jahre 357 Rom besuchte, wo ihm das römische Heidentum in seiner alten Pracht entgegentrat, bewilligte er den Vestalinnen die alten Privilegien. Erst

*) Vgl. Schmidt, Volksleben der Neugriechen S. 38. In unserem dritten Teil haben wir oft nachgewiesen, wie eng Süditalien mit Griechenland verwandt ist.

**) Preller, Römische Mythologie S. 541.



gegen Ende jenes Jahrhunderts wagte ein Kaiser, jene heiligen Jungfrauen anzutasten. Gratian, welcher sich weigerte, den Titel eines Pontifex maximus anzunehmen *), nahm den Vestalinnen die Einkünfte, welche sie seither genossen hatten. Während er auf diese Weise uralte, heilige Ordnungen zerstörte, suchte die Kirche Ersatz zu bieten, denn damals begann die lange Reihe heiliger Jungfrauen, durch welche aber der Gedanke, der uns in den Virgines Vestales begegnet, eine andere Wendung nahm, indem man im Zustand der Ehelosigkeit einen höheren Grad der Sittlichkeit erblickte. Pausanias in seiner Reisebeschreibung aus dem zweiten Jahrhundert nach Christo erwähnt an mehreren Stellen, daß Jungfrauen im Dienst der Götter verwendet wurden, z. B. im Kultus der jungfräulichen Athene **), aber nie lesen wir, daß diese Priesterinnen um ihrer Jungfräulichkeit willen vergöttlicht worden wären. Dies blieb der römischen Kirche vorbehalten, welche die Ehelosigkeit als eine Stufe auf dem Wege zum Olymp der Heiligen betrachtete. Edle Weibergestalten treten uns im Altertum in einer Penelope, einer Nausikaa, einer Antigone entgegen. Man vergleiche mit ihnen die widerwärtigen Gestalten halb verhungerter, blutig gegeißelter, dem Leben entfremdeter Jungfrauen, Zerrbilder durch Unnatur, aber von der römischen Kirche heilig gesprochen!

Wenn wir die Geschichte der römisch-katholischen Vergöttlichung von Weibern verfolgen, so finden wir im Altertum Ähnliches. Zuerst war diese Vergöttlichung eine vom Volk ausgehende, später erhielt sie einen amtlichen Charakter. Herselia, des Romulus Gemahlin, erhielt beim Volk halbgöttliches Ansehen, ebenso Acca Larentia, die sagenhafte Pflegemutter des Romulus und Remus. Das römische Volk besaß sogar, wie die heutige römische Kirche, eine heilige Anna, welche nach ihrem Tode Halbgötterehre beim Volke genoß. Jene Anna war das Weib, welches dem auf den heiligen Berg ausgewanderten Volk Nahrung brachte. Dieser seiner verdienstvollen Heiligen feierten die niederen Volksmassen jährlich

*) Siehe unseren ersten Teil, Kapitel: Tempel und Kirchen.

**) Bd. I, Kap. 27, S. 3.



bei Rom im März ein heiteres Fest, welches Ovid uns lebendig schildert:

„Siehe, da wallet die Menge heran und im Rasen gelagert
Zecht man, zerstreut ringsum, Pärchen an Pärchen gereiht.
Ein Teil weilet im Freien, nur wenige bauen sich Zelte,
Laubige Hütten erbauen andere von Zweigen sich dort.
Alles erglüht von der Sonn' und vom Wein, und so viel man der Becher
Leeret, der Jahre so viel wünscht man und trinkt nach der Zahl.
Manchen erschaust du dort, der Nestors Jahre sich zutrinkt."

Fasti III, 525 ff.

Wer die ländlichen Heiligenfeste Süditaliens kennt, möchte glauben, Ovid habe ein Fest der Gegenwart geschildert. Bis auf den heutigen Tag ist bei solchem Anlaß der gewöhnliche Gruß: Cento di questi giorni, oder auch: Cent' anni, hundert Jahre! — Das sind die Jahre des Nestor.

Zur Kaiserzeit wurde die Vergötterung von Frauen amtlich und bezog sich auf Kaiserfrauen. Die Kaiserin Sabina, Faustina Plotina u. a. wurden unter die Götter versetzt. Die Kirche setzte dies fort und vergöttlichte Helena, die Mutter Konstantins, sogar die Kaiserin Irene, welche zwar ihren Sohn ermordet hatte, aber trotzdem durch Förderung der Bilderanbetung zur himmlischen Glorie gelangte. Hatte doch Cäsar mit seinem Bilde auch dasjenige der Kleopatra in einen Tempel stellen lassen. — Die römische Kirche sieht auch in den Reliquien heiliger Weiber wichtige Palladien, sie hat z. B. die in Veroli verwahrten Gebeine der biblischen Salome, hat, wie wir sahen, die sogenannten Gebeine der Filomena, von denen am 3. Februar 1869 einige Stücke nach Auranches in Frankreich versandt wurden. Ebenso besaß das heidnische Rom Grab und Reste der sagenhaften Acca Larentia. Weil man seither den Zusammenhang der römisch-heidnischen und römisch-christlichen Welt fast gänzlich übersah, kommen wir hier auf denselben zurück *).

Das alte Athen besaß als Unterpfand himmlischen Schutzes die Gebeine des Ödipus und die Athener waren überzeugt, daß

*) Siehe unseren zweiten Teil, Kapitel: Nachfolger des Neptun.

dieselben eine „Wehr" gegen andringende Feinde seien. Dies wird uns durch verschiedene Stellen bezeugt, z. B. Pausan. 1, 28. Jene Gebeine genossen daher eine religiöse Verehrung In seiner Tragödie „Ödipus auf Kolonos" läßt Sophokles den sterbenden Ödipus an Theseus diese Worte richten:

„O Sohn des Ägeus, so vernimm, welch hohes Glück,
Das nie verwelkt vor Alter, deiner Stadt erblüht.
Ich werde selbst, vom Führer unberührt, alsbald
Zu jenem Ort dich leiten, wo ich sterben soll.
Doch meines Grabmals Stätte darfst du keinem je
Der Menschen sagen, noch die Gegend, wo es liegt,
Auf daß es dir vor deinen Nachbarn eine Wehr
Statt vieler Schild' und Söldner sei für ew'ge Zeit.
Was aber unaussprechlich meiner Zunge bleibt,
Erfährst du, wenn du jenen Ort erreicht, allein;
Das darf ich dieser Bürger keinem anvertrauen,
Noch meinen Töchtern, wenn sie gleich mir teuer sind."

Der oben genannte Pausanias schrieb sein Reisewerk im zweiten Jahrhundert nach Christo, fand also damals noch das heilige Grab des Ödipus. — Nach Alexanders des Großen Tod stritt man sich um dessen Reliquien, überzeugt, daß sie ein Unterpfand des Schutzes seien *).

Als die Athener die Reliquien des Theseus von der Insel Skyros geholt hatten, wo man sie durch einen Adler wunderbar fand, ward diesem Heros über seinem Grabe ein Heiligtum errichtet und dies wurde ein Zufluchtsort für die Frommen, welche den Theseus als Schutzpatron anriefen, indem dieser die demütigen Bitten gerne annahm. So sagt Plutarch im „Leben des Theseus" **) Kap. 36.

Zwei Jahrhunderte hindurch blieb die Kirche frei von solchem heidnischen Reliquienglauben und Reliquiendienst, dann aber zeigten sich die ersten Spuren. Zur Zeit der Verfolgung durch Diokletian gruben die Heiden in Nikomedien Reste von Märtyrern aus und

*) Vgl. **Aelian**, Var. Histor. 12, 64.

**) Siehe andere Beispiele heidnischen Reliquiendienstes in unserem zweiten Teil, Kap. XIV: Nachfolger des Neptun.

warfen sie ins Meer, „damit nicht einige diejenigen anbeten, welche in Gräbern liegen, und nicht dieselben als Götter ansehen“. So berichtet Eusebius, Zeitgenoß des Konstantin, in seiner Kirchengeschichte (VIII, 6). Im vierten Jahrhundert verfügte der Einsiedler Antonius, daß seine Gebeine verborgen bleiben sollten, damit sie niemand verehre. Die nun folgenden Kirchenlehrer gaben dem Strom der Volksfrömmigkeit, d. h. dem Heidentum nach und bald folgten zahlreiche „Entdeckungen“ von Reliquien, bei denen es in Hinsicht des Wunders, welches zur Auffindung führte, ebenso herging, wie bei den oben erwähnten Gebeinen des Theseus. Der Presbyter Lucian entdeckte durch Spezialoffenbarung die Reliquien des Stephanus, Ambrosius fand diejenigen des Protasius und Gervasius, Karl der Große ließ von den Geistlichen die sein Heer begleitenden Reliquien tragen und die Zahl vernünftiger Geistlicher war klein, welche die Heiligen baten, sie möchten keine Wunder thun*). Die Heiligen zeigten sich taub gegen solche Bitten, sie machten, wie man in Italien sagt, Kaufmannsohren (orechi di mercante) und die Päpste bestärkten sie darin. Als Pius II. (gest. 1464) in Siena war, schenkte er dieser Stadt eine der allerwichtigsten Reliquien, die rechte Hand Johannes des Täufers, die bis auf den heutigen Tag dort als ein Schatz betrachtet wird**). Als es dort noch eine Signoria gab, nahm dieselbe offiziell teil an einer großartigen Prozession mit dieser Hand, die allen Mitgliedern dieser hohen Obrigkeit zum Küssen dargeboten wurde. St. Lukas hatte diese Hand von Sebaste nach Antiochien gebracht, von da war sie nach Konstantinopel, endlich nach Rom gekommen. Jener Hand fehlte nur der Mittelfinger, die Akten geben über sein Verbleiben ungenügende Auskunft, vielleicht geschah demselben Ähnliches, wie einem Finger des heiligen Giovanni della Croce, dessen Leichnam ein solcher dadurch geraubt wurde, daß ein Verehrer ihn durch Abbeißen von der Hand trennte. Außerdem er-

*) Gieseler, Kirchengeschichte II, 1, 154 u. 310 ff.

**) Im Kloster S. Trinitá della Cava liest man an der heiligen Grotte, wo die Reliquien sind, diese Inschrift: „Rustica olim rupes, trino nunc numine clara coelitur emisso, pignora sacra tego.“ Die Reliquien sind also heilige Unterpfänder.

hielt Siena von Konstantinopel einen Halsknochen, sowie eine Rippe des St. Johannes, verschiedene Knochen von St. Andreas und St. Jakobus, die man in feierlicher Prozession am Thor der Stadt engegennahm. „O, du allerheiligste Hand, du erhabene, anbetungswürdige Rechte, auf welche die Engel ihre mysteriösen Küsse drückten, o wunderbare Hand des Propheten, Apostels und Märtyrers, wie kann eine sterbliche Zunge dich würdig loben? Heilvolle Tage hast du gesehen, glückliches Siena, ich erinnere an den Tag, als deine weltbekannte Katharina unter die Heiligen versetzt wurde, um als solche Gebete und Weihrauch zu empfangen, aber der ruhmvollste deiner Tage war derjenige, welcher die Hand des Täufers dir brachte“ *).

Derselbe Pius II. erhielt aus dem Morgenland als fürstliche Gabe den Schädel des Apostels Andreas und am 23. April 1462 langte diese Reliquie an. Der Papst mit seinem Hof und dem populus Romanus zog dem Schädel bis Ponte Molle entgegen, und da es Abend ward, zündete man Fackeln an, deren Zahl auf 30 000 angegeben wird. Unweit Ponte Molle bezeichnet eine Kirche die Stelle, wo das Andreashaupt dem Papst übergeben wurde — Dieselbe festliche Aufregung, welche einst der Triumphzug eines siegreichen Kaisers in Rom hevorbrachte, ward im Jahre 1368 durch die Auffindung der Häupter St. Petri und St. Pauli veranlaßt. Der glückliche Finder dieser seit langer Zeit vergessenen Reliquien war Urban V., der seine Residenz in Avignon verlassen und für kurze Zeit nach Rom gekommen war. Im Jahre 1308 war — ein böses Vorzeichen — die Laterankirche niedergebrannt, aber die Capella sancta sanctorum mit ihren Reliquien hatte keinen Schaden gelitten. Am 1. März 1368 „fand“ Urban V. die Häupter St. Petri und St. Pauli, zeigte sie allem Volk und ließ zwei mit kostbaren Steinen geschmückte Silberbüsten anfertigen, in welche man jene Schädel hineinlegte. Dann geschah eine Triumphalprozession vom Vatikan zum Lateran, sowie die Er-

*) Entlehnt aus A. Baroni, Le sovrumane bellezze della chiesa di Dio nei Santi p. 131 sqq. Panegyrikus auf die allerheiligste Hand Johannes des Täufers.

warfen sie ins Meer, „damit nicht einige diejenigen anbeten, welche in Gräbern liegen, und nicht dieselben als Götter ansehen". So berichtet Eusebius, Zeitgenoß des Konstantin, in seiner Kirchengeschichte (VIII, 6). Im vierten Jahrhundert verfügte der Einsiedler Antonius, daß seine Gebeine verborgen bleiben sollten, damit sie niemand verehre. Die nun folgenden Kirchenlehrer gaben dem Strom der Volksfrömmigkeit, d. h. dem Heidentum nach und bald folgten zahlreiche „Entdeckungen" von Reliquien, bei denen es in Hinsicht des Wunders, welches zur Auffindung führte, ebenso herging, wie bei den oben erwähnten Gebeinen des Theseus. Der Presbyter Lucian entdeckte durch Spezialoffenbarung die Reliquien des Stephanus, Ambrosius fand diejenigen des Protasius und Gervasius, Karl der Große ließ von den Geistlichen die sein Heer begleitenden Reliquien tragen und die Zahl vernünftiger Geistlicher war klein, welche die Heiligen baten, sie möchten keine Wunder thun*). Die Heiligen zeigten sich taub gegen solche Bitten, sie machten, wie man in Italien sagt, Kaufmannsohren (orechi di mercante) und die Päpste bestärkten sie darin. Als Pius II. (gest. 1464) in Siena war, schenkte er dieser Stadt eine der allerwichtigsten Reliquien, die rechte Hand Johannes des Täufers, die bis auf den heutigen Tag dort als ein Schatz betrachtet wird**). Als es dort noch eine Signoria gab, nahm dieselbe offiziell teil an einer großartigen Prozession mit dieser Hand, die allen Mitgliedern dieser hohen Obrigkeit zum Küssen dargeboten wurde. St. Lukas hatte diese Hand von Sebaste nach Antiochien gebracht, von da war sie nach Konstantinopel, endlich nach Rom gekommen. Jener Hand fehlte nur der Mittelfinger, die Akten geben über sein Verbleiben ungenügende Auskunft, vielleicht geschah demselben Ähnliches, wie einem Finger des heiligen Giovanni della Croce, dessen Leichnam ein solcher dadurch geraubt wurde, daß ein Verehrer ihn durch Abbeißen von der Hand trennte. Außerdem er-

*) Gieseler, Kirchengeschichte II, 1, 154 u. 310 ff.

**) Im Kloster S. Trinitá della Cava liest man an der heiligen Grotte, wo die Reliquien sind, diese Inschrift: „Rustica olim rupes, trino nunc numine clara coelitur emisso, pignora sacra tego." Die Reliquien sind also heilige Unterpfänder.

hielt Siena von Konstantinopel einen Halsknochen, sowie eine Rippe des St. Johannes, verschiedene Knochen von St. Andreas und St. Jakobus, die man in feierlicher Prozession am Thor der Stadt engegennahm. „O, du allerheiligste Hand, du erhabene, anbetungswürdige Rechte, auf welche die Engel ihre mysteriösen Küsse drückten, o wunderbare Hand des Propheten, Apostels und Märtyrers, wie kann eine sterbliche Zunge dich würdig loben? Heilvolle Tage hast du gesehen, glückliches Siena, ich erinnere an den Tag, als deine weltbekannte Katharina unter die Heiligen versetzt wurde, um als solche Gebete und Weihrauch zu empfangen, aber der ruhmvollste deiner Tage war derjenige, welcher die Hand des Täufers dir brachte" *).

Derselbe Pius II. erhielt aus dem Morgenland als fürstliche Gabe den Schädel des Apostels Andreas und am 23. April 1462 langte diese Reliquie an. Der Papst mit seinem Hof und dem populus Romanus zog dem Schädel bis Ponte Molle entgegen, und da es Abend ward, zündete man Fackeln an, deren Zahl auf 30 000 angegeben wird. Unweit Ponte Molle bezeichnet eine Kirche die Stelle, wo das Andreashaupt dem Papst übergeben wurde — Dieselbe festliche Aufregung, welche einst der Triumphzug eines siegreichen Kaisers in Rom hevorbrachte, ward im Jahre 1368 durch die Auffindung der Häupter St. Petri und St. Pauli veranlaßt. Der glückliche Finder dieser seit langer Zeit vergessenen Reliquien war Urban V., der seine Residenz in Avignon verlassen und für kurze Zeit nach Rom gekommen war. Im Jahre 1308 war — ein böses Vorzeichen — die Laterankirche niedergebrannt, aber die **Capella sancta sanctorum** mit ihren Reliquien hatte keinen Schaden gelitten. Am 1. März 1368 „fand" Urban V. die Häupter St. Petri und St. Pauli, zeigte sie allem Volk und ließ zwei mit kostbaren Steinen geschmückte Silberbüsten anfertigen, in welche man jene Schädel hineinlegte. Dann geschah eine Triumphalprozession vom Vatikan zum Lateran, sowie die Er=

*) Entlehnt aus A. Baroni, Le sovrumane bellezze della chiesa di Dio nei Santi p. 181 sqq. Panegyrikus auf die allerheiligste Hand Johannes des Täufers.

nennung von zwei Wächtern der heiligen Häupter und der Erlaß einer Ablaßbulle.

Das vom Geist und Wort der Apostel verlassene Rom besitzt nur ihre Schädel, ein Gebein, welches keinen größeren Wert hat, als die Namen vieler heiligen Jungfrauen, oder als die goldene Rose, welche der Papst katholischen Fürstinnen übersendet, um der Eitelkeit zu schmeicheln. Als diese Sitte im dreizehnten Jahrhundert aufkam, ward nur eine aus Gold gemachte Rose verschickt, allein mit den Jahren wurde es anders. Es ging hier wie bei den immer mehr wachsenden und sich verzweigenden Legenden, jenem Baum, der viele Blumen trägt, die keinen angenehmen Geruch verbreiten. Aus der genannten Rose ward ein Rosenstock mit vielen Zweigen und Blumen, welche der Papst jedesmal am Sonntag Lätare unter vielen Zeremonieen mit Moschus und Balsam duftig macht. Der letzte nach Spanien gesandte Rosenstock kostete dem Papst 12 000 Lire.

Immer wieder werden in Italien Biographieen heiliger Jungfrauen geschrieben. Mir liegt eine Sammlung von vierzig derselben vor, erschienen in Mailand 1873. Es giebt kaum eine Lektüre, welche in einer die Wahrheit liebenden Seele größeren Widerwillen erweckt, als diese. Man sieht, daß diese Erzählungen fabrikmäßig hergestellt sind, wobei man sich herkömmlicher Stoffe bedient, welche mit schülerhafter Phantasie variiert werden. Gelübde der Jungfräulichkeit, Märtyrertum, Askese, Unterredungen mit dem himmlischen „Sposo“, Engel, Glorie, Wunder, das sind die Ingredienzien, aus denen die Köche den Brei solcher „wahren“ Geschichten von einer Thekla, Kolomba, Dorothea, Mustiola, Eufemia, Reparata, Martha, Theodosia, Theodora, Febronia, Erina zusammenrühren. Die Mütter Italiens halten ihre Töchter in strenger Aufsicht *), tragen aber kein Bedenken, ihnen solche Biographieen heiliger Jungfrauen in die Hand zu geben und Geistliche empfehlen solche Lektüre nachdrücklich. Weshalb letztere als eine

*) Siehe unseren dritten Teil, Kapitel: Hochzeitsbräuche.



unsittliche zu bezeichnen ist, will ich hier nur mit der Thatsache begründen, daß jene Erzählungen den Wahrheitssinn abstumpfen, die sittlichen Begriffe verwirren, die Phantasie krankhaft erregen. Eine deutsche katholische Mutter würde nimmermehr ihrer Tochter solche Biographieen in die Hand geben, wie sie im Lande des Papstes verbreitet werden, Bücher, in denen man auf hunderten von Blättern das findet, was man als cynische Naivetät bezeichnen muß. Die Kirche, welche solche Bücher produziert und protegiert, arbeitet, ohne es zu wissen, an der Demoralisierung des Volkes.

Im Jahre 1886 gab Monzie-Lasserre eine französische Übersetzung der vier Evangelien heraus und ward dafür mit dem Beifall des Papstes, der Kardinäle und vieler hohen Geistlichen belohnt. Die genannte Übersetzung erschien mit Erlaubnis des Erzbischofs von Paris und der Papst erließ an den Verfasser ein Dankschreiben, worin er wünschte, daß der Zweck des Buches erreicht werde. Dieser Brief ist datiert vom 4. Dezember 1886. Alle hervorragenden klerikalen Blätter verbreiteten das Lob jener Übersetzung, die in kurzer Zeit fünfundzwanzig Auflagen erlebte. — Wenige Monate darauf geschah ein Unglaubliches. Am 7. September 1887 ward das genannte Buch von der Sacra Congregatione dell' Indice verboten, eine Verfügung, welche der Papst laut Erlaß vom 20. September billigte. Die vier Evangelien also hat Leo XIII., der „oberste Seelenhirt von zweihundert Millionen römisch-katholischer Christen", den letzten verboten, dagegen ist es ihnen erlaubt, z. B. die Offenbarungen der heiligen Brigitta (gest. 1344) zu lesen, obgleich diese Schrift nichts weiter ist, als ein Betrug derer, welche den Ruf der genannten mißbrauchten, um gewissen römischen Lehren Ansehen zu verschaffen. Jene Offenbarungen enthalten Reden Christi und der Maria. Die übertriebenste Marienverehrung findet sich darin ausgesprochen und Christus figuriert als Lobredner des Cölibats! Solcher Betrug wird bis auf den heutigen Tag von der römischen Kirche als heilsames Evangelium bezeichnet, ebenso werden die Legenden von heiligen Jungfrauen mit dem Wahrheitsstempel des Vatikan versehen. Vergegenwärtigen wir uns, was in dieser Hinsicht geschieht. Wir betreten das Reich der Sagen.

Nur ein Name ist St. Margaretha von Antiochien, wenn sie auch mit dem Teufel wacker kämpfte und die Engel ihren Leib zum Himmel trugen; nur ein Name die gleichfalls dem vierten Jahrhundert angehörende gelehrte Katharina, die in Griechenland als Aeikatarina, d. h. die immer Reine, verehrt wird und am Sinai ein Kloster hat. In Neapel stellen schöne Reliefs in der Kirche St. Chiara Scenen ihres Martyriums dar, aber trotzdem ist sie ein Gebilde der Phantasie und hat keinen größeren Wert, als z. B. Debra Libanos in Abessinien, von dessen Grab dortige Wallfahrer den wunderwirkenden Staub holen. Die römische Kirche rühmt sich der Reliquien einer gewissen Eugenia, einer Thekla, einer Genovefa, aber diese haben denselben Wert, wie die in Abessinien an den Wänden des Allerheiligsten der Kirchen befestigten Bruchstücke von Schädeln und Knochen dortiger Heiligen. St. Anastasia hat einer Stadt am Vesuv den Namen gegeben, wird auch mit einem Kultus verehrt und hat, wie in einer Lobrede gesagt wurde, der Maria in Bethlehem Beistand geleistet, trotzdem ist sie nur ein Name, wie z. B. die heilige Sophia, welche in Neapel und Mailand Kirchen hat. — Auf dem vereinsamten Mons Aventinus zu Rom, wo sich einst ein volkreiches Plebejerquartier mit vielen Heiligtümern befand, ragt jetzt, weit sichtbar, die Kirche St. Sabina, erbaut im fünften Jahrhundert, deren 24 korinthische Säulen dem einst dort vorhandenen Tempel der Diana entstammen. Dieselbe Heilige hat eine Basilika in Bari, ist aber trotzdem nur ein Name, der in Rom den Namen Diana verdrängen half. Bei St. Sabina, gleichfalls auf dem Aventin, fern vom Lärm der Stadt, steht die Kirche St. Prisca, welche mit der römischen Petrussage zusammenhängt. Wir lesen im Brief Pauli an die Römer 16, 3 „Grüßt die Priscilla und den Aquila." — Spätere Legende ließ St. Petrus in dem Hause dieser beiden wohnen, ließ beide durch Petrus getauft werden und machte aus Priscilla eine heilige Prisca. Vielfach wird angenommen, daß die Unterbauten dieser Kirche dem Tempel der Diana angehören *). — Wer die heilige Balbina war, deren

*) In der letzten Sitzung der bekannten Academia degli Arcadi in Rom

Kirche auf dem Aventin von Gregor I. geweiht wurde, dürfte wenigen Katholiken bekannt sein, ebenso ist die heilige Silvia vergessen, die Mutter Gregors I., deren Haus auf derselben Stelle gestanden haben soll, wo sich jetzt S. Sabba befindet. Mit der Petrussage hängt die gleichfalls im vierten Jahrhundert entstandene Kirche S. Pudentiana in Rom zusammen. Der Apostel soll im Hause des Senators Pudens gewohnt und seine beiden Töchter Pudentiana und Prassede (Praxedis) sollen eine Kirche gebaut haben *). Die Willkür, mit welcher ein Kardinal diese alte Kirche verschönert hat, mag uns ein Bild von dem Verfahren sein, mit dem die römische Kirche das ursprüngliche Christentum unter einem Wust von Legenden, Heiligen und Heidentum begraben hat. Das Beste, was die Kirche S. Pudentiana aufweist, ist die erhabene Gestalt des thronenden Christus, ein Mosaik des vierten Jahrhunderts. Daß aber Christus damals schon zu einem Schutzheiligen geworden, beweist die Inschrift in dem von ihm gehaltenen Buch: Dominus Conservator Ecclesiae Pudentianae.

In der vor Porta Pia in Rom gelegenen Kirche der heiligen Agnes sieht man Mosaikbilder aus dem siebenten Jahrhundert, welche die Glorifikation dieser legendenhaften Märtyrerin darstellen. Honorius, der Kaiser, soll jene Kirche erbaut haben, wenn wir anders eine schwülstige Inschrift recht verstehen. Eine zweite Kirche ward im sechzehnten Jahrhundert derselben Heiligen an der Piazza Navona erbaut, wo man die Stätte ihres Märtyrertums gefunden haben wollte. Nehmen wir der heiligen Agnes die ihre angebliche Person umhüllenden Legenden, so verbleibt nur ein Name, mit dem die Zeit, in welcher ihr Kultus begann, ein Ideal verknüpfte, welches die apostolische Christenheit nicht kannte, das Ideal der Jungfräulichkeit.

Bis auf den heutigen Tag wird behauptet, daß der Körper der heiligen Cäcilia in ihrer Kirche zu Rom wohlerhalten vorhanden

---

ward zu beweisen gesucht, daß St. Prisca vom Apostel Petrus erbaut sei. Notorisch entstand diese Kirche im vierten Jahrhundert.

*) Vgl. die Schrift des Verfassers: „War St. Petrus in Rom? (Barmen, H. Klein).

ist und zwar entsprechend dem bekannten Marmorgebilde, welches von Maderno angefertigt wurde. Die Ähnlichkeit des letzteren mit dem ersteren folgt nach Anschauung der römischen Kirche daraus, daß St. Cäcilia jenen Bildhauer aus Dankbarkeit für genanntes Werk von der Podagra befreite. — Eines solchen Wunders kann sich die heilige Candida in Neapel nicht rühmen; sie muß mit der Legende zufrieden sein, daß sie eine Schülerin St. Petri war, und sich gefallen lassen, daß sich in genannter Stadt niemand um ihr unter der Peterskirche Neapels befindliches Wohnzimmer kümmert *).

Die Märtyrerakten der heiligen Agnes entstammen wie die der heiligen Cäcilia erst dem fünften Jahrhundert, sind also um Jahrhunderte jünger als die Historien, welche sie berichten. Die letztgenannte hat in Rom eine prächtige Kirche. Papst Paschalis fand im neunten Jahrhundert durch einen Wundertraum ihr Gebein, welches nach der Sage schon im zweiten Jahrhundert bestattet war; später behauptete Klemens VIII., daß ihr Leib unverletzt vorhanden sei. Trotz alledem wissen wir von ihr, falls sie wirklich gelebt hat, mit Sicherheit nur den Namen **).

Schon zur Zeit der Christenverfolgung hatte man Verzeichnisse von Märtyrern, sogenannte Calendarien, in denen die Namen mit kurzen geschichtlichen Angaben verzeichnet standen. Da diese Calendaria verloren gegangen sind, wissen wir nicht, ob die oben von uns angegebenen Namen weiblicher Heiliger darin verzeichnet waren. Wenn dies der Fall war, so hatte man sie damals nur zur Bewahrung ihres Gedächtnisses aufgeschrieben, und erst nach und nach bezeichneten sie in der Anschauung der Christen Halbgötter, d. h. schützende, rettende Geister. In der nachkonstantinischen Zeit ward die Litteratur der Martyrologieen zu einer schnell anwachsenden Lawine, die unterwegs mitnahm, was ihr in den Weg kam. Ende des fünften Jahrhunderts schon befand sich diese Litteratur in einem

---

*) Vgl. unseren ersten Teil, Kapitel: St. Petrus. Über St. Cäcilia vgl. Silvagni, La corte etc. II, 294.

**) Zu vergleichen unseren ersten Teil, Kap. IX: Das Blutwunder, wo die Sage vom St. Gennaro näher beleuchtet wird.

solchen Zustande, daß „Papst“ Gelasius gewisse Heiligakten vom kirchlichen Gebrauche ausschloß (Anno 494 auf einer Synode in Rom). Vom neunten Jahrhundert an durchbrach der Strom dieser Litteratur seine immer mehr schadhaft gewordenen Dämme; von irgendwelcher Kritik, von historischer Treue hatte man keine Ahnung; man bearbeitete (namentlich in den Klöstern) das Leben der Heiligen zu erbaulichen Zwecken, oft als Stilübung, ließ die Phantasie ohne Zaum und Zügel walten und schuf zugleich einen Wetteifer zwischen den einzelnen Städten, Klöstern, Gesellschaften, deren jede ihren besonderen Heiligen durch Wunder auszuzeichnen bestrebt war. So entstand eine Litteratur, welche die Phantasie zur Mutter, Lug und Trug zum Vater hatte.

Bis zum neunten Jahrhundert hatte jede Kirche nur einen einzigen Altar; dann aber ward, weil die Zahl der Santi-Halbgötter sich stark vermehrt hatte, eine Änderung notwendig. Man schuf also die Seitenaltäre, und bei der oben erwähnten Kirche St. Sabina kann man deutlich sehen, daß die Seitenwände für erwähnten Zweck durchbrochen sind. Wie klein die Zahl der Santi noch im vierten Jahrhundert war, zeigt ein diesem Jahrhundert angehörendes, von dem Jesuiten Bucherius in Rom aufgefundenes Verzeichnis, welches die Gedächtnistage von fünfundzwanzig römischen Bischöfen und von fünfundzwanzig anderen Märtyrern aufweist. Papst Leo XIII. würde trotz seiner Unfehlbarkeit in Verlegenheit kommen, wenn er genötigt wäre, ein genaues Verzeichnis der jetzt in Rom vorhandenen Santi-Halbgötter anzufertigen. Verfasser hörte am Tage Aller Heiligen eine Lobrede, die zu ihrem Text das an Abraham gerichtete Wort hatte: „Zahlreich wie die Sterne am Himmel und wie der Sand am Meer.“ Infolge dieser Vermehrung der Heiligen sind die meisten jener von uns oben erwähnten olympischen Weiber vergessen. Denn andere Sterne haben ihren Glanz verdunkelt. Bemerkenswert ist die Thatsache, daß man vom sechsten bis zum zwölften Jahrhundert in Italien so wenige weibliche Gottheiten auf den Olymp der römischen Kirche beförderte. Vom zwölften Jahrhundert an wurde es anders, denn nun entstand der Wetteifer der Mönchsorden, unter denen die Franziskaner und Dominikaner auf das Volksleben einen so großen Ein-

fluß gewannen. Das Ideal der Jungfräulichkeit ward mit neuen Lorbeeren umgeben, im Klosterleben eröffnete sich dem Weibe eine zur angeblichen Vollkommenheit führende Laufbahn, und auf derselben erstrebten neue „Heroinen" den Gipfel des Olymp. Eine neue Reihe von Heiligen ward dem goldenen Buch der Kirche einverleibt; wir nennen als Beispiel nur St. Klara, die Schwester des St. Francesco; ferner Katharina von Siena, die Färberstochter, sowie andere desselben Namens: Katharina von Genua, Katharina von Bononien, Katharina di Ricci, sowie Magdalena dei Pazzi und die heilige Teresa*), deren Kultus von Spanien aus nach Süditalien kam. Bei aller Verschiedenheit sind die Lebensbilder dieser heiligen Jungfrauen einander doch ähnlich. Es sind Zerrbilder weiblichen Lebens und weiblicher Natur. Dasjenige, was von der römischen Kirche an diesen Frauen gepriesen und bis zum Himmel erhoben wird, ist die widerlichste Unnatur, ein heiliger Büßerwahnsinn, den die Verlogenheit der Berichterstatter in den Augen der Bewunderer zu erhöhen strebt. Was in dieser Hinsicht Franziskaner und Dominikaner im Wettstreit miteinander leisteten, zeigt z. B. Margaretha von Cortona**), in deren Herz die Nonnen die Symbole der heiligen Trinität und die Zeichen der Passion entdeckten. Kaum hatte dies Mirakel den Ruhm der Franziskaner erhöht, so fanden die Dominikaner im Herzen einer anderen Margaretha drei Steine, auf denen Bilder der Maria dargestellt waren. Einen noch größeren Triumph feierten die Dominikaner, als sie zum neuentdeckten Amerika übergingen und aus Lima eine Heilige zum Olymp sandten, mit welcher sie alles bisher Dagewesene zu übertreffen bestrebt waren. Wir meinen die heilige Rosa, geboren 1586 in Lima, gestorben daselbst als Dominikanerin 1619, im Jahre 1668 beatifiziert, im Jahre 1669 durch Klemens IX. kanonisiert, der ihr Fest für den katholischen Erdkreis auf den

*) In allen Biographieen heißt sie die engelgleiche Mutter, madre serafica, auch Madre del Carmelo und Eroina del Carmelo. In Neapel hat sie zwei große Kirchen.

**) Sie heißt stets: Opfer der göttlichen Liebe. In Nugnano, wo die heilige Filomena angebetet wird, ist eine Art Kloster, genannt: Opfer des heiligen Herzens Christi. Gemeint sind die im Kloster befindlichen Jungfrauen.

30. August festsetzte. „Der Ruhm ihres Namens durchtönt den Erdkreis, weil sie die Erdengröße verachtete und den Weg der christlichen Tugenden wandelte.“ Was die römische Kirche unter letzteren versteht, werden wir sehen.

„In jenem Teil der neuen Welt, welcher in der heißen Zone liegt, in jenem Lande, welches einen Reichtum an Gold in seinem Schoße birgt, entsproßte, zum höchsten Ruhme des dort eingeführten Christentums, eine zarte Blume, welche mit ihrem Wohlgeruch den Erdkreis erfüllte, so weit sich der vom Orden der Dominikaner gepflanzte Garten ausdehnt. Am Himmel erschien ein glänzender Stern, der mit seinen Strahlen die andere Hemisphäre der Erde erleuchtete. Ich rede von der Santa Rosa di Lima, deren Festtag wir heute begehen; von jener Rosa, die in einzigartiger Weise Segnungen von oben empfing und von ihrem himmlischen Bräutigam beglückt wurde mit den Süßigkeiten seiner Liebe, indem der Arm seiner triumphierenden Liebe sie umschlang. Ich rede von St. Rosa, welche zu einer solchen Höhe der Heiligkeit gelangte, daß der Stellvertreter Gottes sie der Apotheose für würdig hielt und in seiner Kanonisationsbulle sie als das Muster jeder evangelischen Vollkommenheit bezeichnete, totius evangelicae perfectionis exemplar.“ — So beginnt ein Panegyrikus, dessen Text das Schriftwort Hohel. 5, 1 bildet: „Ich komme, meine Braut, in meinen Garten“ *). — Um dies Wunder der „evangelischen“ Vollkommenheit kennen zu lernen, folgen wir dem, was beim Kanonisationsprozeß aktenmäßig festgestellt worden und in St. Rosas Lebensbeschreibung von Festa (Neapel 1872) abgedruckt ist **).

Als Rosa noch in der Wiege lag, zeigte sich ihre künftige Größe durch einen ihr Angesicht verklärenden Glanz. Solche Märlein bietet man dem Publikum, welches nicht weiß, daß ähnliche Legenden schon im Altertum erzählt wurden. Servius Tullius, das Kind des Glückes, sowie der Sohn des Äneas hatten beide dies Vorzeichen künftiger Größe aufzuweisen. Daß Rosa ein Wunder=

*) Orazioni sacre del P. Barnaba da Caprile (Napoli 1824) p. 89 sqq.

**) Dies Buch erschien mit Genehmigung der erzbischöflichen Kurie in Neapel und zeigt das: Nihil obstat.



kind war, läßt sich erwarten, da alle Santi der römischen Kirche an solcher Unnatur leiden. Rosa hat als Säugling nie geweint, auch nicht, als sie vier Tage hindurch die Muttermilch entbehrte. Sie war also schon als Kind die Vollkommenheit selbst. Das Lernen fand sie überflüssig, ja schädlich, weil sie dadurch in ihren Gebeten zur Madonna und dem Bambino Gesú gehindert wurde, aber erstere kam ihr zuhilfe und bewirkte, daß sie an einem Tage die Kunst des Lesens und Schreibens lernte. Da sie nun nichts mehr lernte als dieses, so ist sie kaum über die Höhe des Analfetismus hinausgekommen. Kaum den Kinderschuhen entwachsen, nahm sie die heilige Katharina von Siena als ihr Vorbild und gelobte, niemals in den Ehestand zu treten, sondern die „Braut Christi" zu werden. Sie nahm das Dominikanerkleid und feierte die mystische Verlobung (mistico sposalizio) mit Christus, indem sie einen Ring auf das Sakrament legte und dann denselben beständig trug. Wie es mit dieser Verlobung gemeint war, erhellt aus den Kanonisationsakten. In einer Nacht erschien ihr im Traum ein Jüngling von wunderbarer Schönheit, der sich ihr als Christus zu erkennen gab, und beide gaben einander das Gelübde unverbrüchlicher Liebe (S. 41). Darauf zeigte sich dieser ihr Verlobter oft sichtbar, gewöhnlich in Gestalt eines zehnjährigen Knaben, von dem ein paradiesischer Wohlgeruch ausging *) und dessen Schritte Lichtschimmer hinterließen. Einst lag sie auf den Knieen vor einer Madonna, die auf dem Arm das Knäbchen (Bambino) Jesus trug, und schaute zu diesem in brennender Liebe hinauf. Da sprach der Bambino zu ihr: O meine Herzens-Rosa, du wirst meine Braut sein (O Rosa del cuor mio, tu sarai la sposa mia) **). Vor überschwenglicher Liebe konnte Rosa nicht antworten, aber die Madonna sprach: Siehst du, welche Gunst mein göttlicher Sohn dir bewilligt? „Damals wurde ihr Herz von Flammen der Liebe ergriffen und erfüllt mit übernatürlichen Gnadengaben." — Oft erhielt sie Besuche ihres Verlobten (S. 48 ff.), der neben ihr saß.

---

*) Siehe unseren zweiten Teil, Kapitel: Olympischer Wohlgeruch.

**) Ähnliche Dinge erwähnt das Breviarium Romanum in Hinsicht der heiligen Agnes. Sie nennt in demselben Christum ihren Liebhaber (amator).

sie mit feurigen Blicken ansah und sich von ihr umarmen und küssen ließ. Niemand kann die Begeisterung der Liebe (gli slanci d'amore) beschreiben, welche Rosa empfand, wenn sie diese göttlichen Zärtlichkeiten des Bambino Gesú erfuhr. Der erwähnte Panegyriker B. Da Caprile sagt in seiner Lobrede wörtlich: „Engel des Himmels, ihr habt es gesehen, wie Rosa bei ihren Liebesgesprächen mit ihrem in mystischer Hochzeit verbundenen Bräutigam oft vor Liebe in Ohnmacht fiel (languire di amore). Wer kann sagen, welche Freuden und Seligkeiten das Herz unserer Rosa erfüllten, wenn sie einen Kranz von Rosen auf das Haupt ihres Verlobten (sposo) setzte und dieser sie seine geliebte Sposa nannte. Er war bei ihr, plauderte mit ihr, ging neben ihr, hinterließ Strahlen, wohin er trat. O welche Gnade eines liebenden Gottes, o das Glück einer so geliebten Jungfrau, o unaussprechliche Hochzeit, o Feuer der Liebe, o Wonne und Seligkeit! — Hier hält meine Rede an, denn ich bin zu schwach, um diesen Zustand der Wonne einer Himmelsliebe zu beschreiben; auch habe ich nicht den wunderbaren Ring, den Rosa am Finger trug und der sie zu unaussprechlichen Worten begeisterte.“ — Der erwähnte Redner will, wie er sagt, das Thema nicht weiter verfolgen, hält aber nicht Wort und führt seine Hörer in den mystischen Sinn des Hohenliedes ein *).

Unsere Aufgabe ist es nicht, die Ergüsse des Redners, der jene Worte auf der Kanzel gesprochen hat, mit einem Kommentar zu versehen. Immerhin mag man etwas in Abzug bringen und auf das Konto südlicher Übertreibung schreiben; es bleibt leider immer dasjenige, was als unkeusche Frömmigkeit zu bezeichnen ist. — Weil ich in deutscher Sprache schreibe, so würde ich meine Muttersprache beflecken, wollte ich Dinge mitteilen, welche in gewissen Predigten der römischen Kirche, die man vor bestimmten Klassen, als Jungfrauen, Ehefrauen u. s. w., halten läßt, gesagt werden, oder wollte ich Dinge mitteilen, welche die Konfession

---

*) Ähnliche Dinge enthalten Bücher, welche die Liebe zum heiligen Herzen (Sacro cuore) preisen. Eines derselben, in Neapel erschienen, hat den Titel: Die Flitterwochen, ein anderes: Der Monat der Liebenden.

(Beichte) angehen. Es sind das für uns Deutsche unverständliche Dinge, sie stehen mit der Frömmigkeit jener heiligen Rosa im Zusammenhang. — Heutzutage macht in Süditalien der Kultus des heiligen Herzens Jesu große Fortschritte. Er ist von einem sinnlichen Zuge erfüllt, wie die Lieder, die man singt, zeigen. Einige kleine Verse lauten in Übersetzung so: „O göttliches Feuer, o selige Flammen, welche ihr gen Himmel fliegt aus dem Herzen Jesu! Kommt in meine Brust, entzündet mir das Herz, damit ich Feuer und Flamme fühle. Wer dich nicht liebt, mein teurer Schatz, der hat kein Herz und verdient das Leben nicht. O wie fühle ich die süße Wunde, welche dein Herz meinem Herzen geschlagen hat. O heilige Liebe, entzünde mich, nichts anderes will ich, man soll von mir sagen: Liebe hat sie verzehrt. Welche glühende Wärme durchdringt mein Herz? Herz meines Gottes, du zündest es an, du entflammst die Glut. Vor flammender Liebe bin ich trunken von dir." Dies Beispiel genügt, und wer die süditalienischen Canzoni popolari oder Volkslieder kennt, wird keinen Augenblick zweifeln, daß letztere dem Sänger jener Strophen Gedanken und Wendungen geboten haben. Diejenigen Kirchen, in denen der Kultus des heiligen Herzens geübt wird, bieten den Freunden desselben Nachmittag- oder Abendstunden, und dann werden jene süßlich spielenden Liedchen von den Versammelten nach gefälligen Melodieen gesungen. Fast immer bestand, so oft ich gegenwärtig war, das Publikum aus jungen Mädchen und einigen Frauen.

Ein Kultus dieser Art wird von der römischen Kirche nicht nur gestattet, sondern eifrig gefördert. Schwerlich weiß sie, was sie thut. Der Bischof Callistus in Rom (218—223) erlaubte christlichen Jungfrauen und Witwen senatorischen Standes, welche ihren Rang nicht durch Vermählung mit einem Geringeren einbüßen wollten, Konkubinate, selbst mit Sklaven, indem er diesen durch Gesetz und Sitte gebrandmarkten Verhältnissen vor den Ehen mit Heiden den Vorzug gab*). — Auch er wußte wohl nicht, was er that.

Am 21. Juni 1686 begann im Kloster Paray le Monial der

*) Friedländer, Sittengeschichte Roms I, 494.

Kultus des heiligen Herzens Jesu. Urheberin desselben ist die Nonne **Margaretha Alacoque**, welche behauptete, in Hinsicht der Einrichtung dieses Kultus eine Offenbarung Christi gehabt zu haben. Von Frankreich hat sich dieser Kult auch in Süditalien verbreitet, wo namentlich junge Mädchen demselben obliegen. In St. Agnello (bei Sorrento) werden Schriften gedruckt und massenhaft verbreitet, welche ihn empfehlen und zu seiner Praxis anleiten. In der Einleitung sagt der Verfasser, er biete Aufsätze (Temi), Gebete, Grundsätze, Lieder und andere cose belle.

Im Juni 1889 hatte die Kirche des heiligen Herzens in Paris einen großen Zulauf. Es fanden sich ein 167 Pilgerzüge, an an denen 42000 Pilger teilnahmen, während 51860 Personen bei den heiligen Funktionen (sacre funzioni) zugegen waren. Es wurden 45603 Wünsche (intenzioni) in Gebeten und Fürbitten empfohlen und bekannt gemacht, daß 1279 Gnadenerweisungen gewährt seien (grazie accordate). Die Messe ward von 10 Bischöfen und 864 ausländischen Priestern celebriert. An Gaben gingen ein 252705 Frs.; die Kosten waren 222555 Frs.; in der Kasse sind 597747 Frs. (Bericht der „Libertá cattol." 1989, Nr. 178).

Das Vorbild der heiligen Rosa war Katharina von Siena, geb. 1417, welche von der römischen Kirche vorzugsweise als die „**Sposa di Gesú Christi**" bezeichnet wird. Schon in ihrem sechsten Jahre sah sie Christum mit den Papstgewändern bekleidet und im siebenten Lebensjahr gelobte sie lebenslängliche Jungfrauschaft. Um dies Gelübde leichter zu erfüllen, trat sie in den Dominikanerorden und übte eine Askese, welche einem Selbstmord gleichkommt. Oft kam Christus zu ihr und redete mit ihr. Die **Verlobung** geschah feierlich. Es erschienen ihr Jesus mit seiner Mutter, Johannes, Paulus und Domeniko, Jesu Mutter legte die Hand Katharinas in die ihres Sohnes, letzterer schenkte ihr einen Ring und David spielte bei diesem Akt die Harfe. Durch besondere Gnade erlangte ihr Körper die Fähigkeit einer beständigen Sättigung, so daß die Hostie ihr genügte. Ihr „Sposo" nahm ihr das Herz aus der Brust und setzte ein neues an dessen Stelle,

auch erhielt sie die fünf Wundenmale Christi*) als sichtbare Gnadenzeichen. Im Jahre 1461 ward Katharina kanonisiert.

Der ebenso berüchtigte als berühmte Künstler Bernini hat in Rom eine Scene aus dem Leben der heilige Teresa dargestellt, welche, wie St. Rosa, an dem „Übermaß himmlischer Liebe" zu leiden hatte, weshalb noch jetzt, 300 Jahre nach ihrem Tode, ihr Herz wallt und kocht. In der Kirche S. Maria della Viktoria in Rom sah ich jene Gruppe des Bernini, die an Raffiniertheit alles übertrifft, was jemals die Kunst geleistet hat. Man sieht die liebestrunkene S. Teresa, zu der sich ein Engel niederläßt, welcher ihr Herz durch einen Pfeil verwundet. Bernini zeigt durch dies Marmorgebilde, daß er jene S. Teresa und die sie zum Himmel erhebende Kirche verstanden hat, wir aber verstehen nicht, daß man dergleichen Kunstwerke, welche kein heidnischer Tempel zugelassen hätte, in einer als „christlich" bezeichneten Kirche duldet.

Wir überlassen das Urteil über die mystische Hochzeit der heiligen Rosa dem Leser und fügen nur hinzu, das dies unglückliche Mädchen, welches sich gänzlich in der Gewalt ihres Beichtvaters befand, häufige Besuche von der Madonna, von Katharina di Siena, aber auch vom Satan (demone) erhielt, der ihr Feuer entgegenschnaubte und sie mit Steinwürfen verletzte (S. 70). Um sich seiner zu erwehren, war ihr stets ihr Angelo custode**) zur Seite, der ihr Schokolade besorgte. Was den Satan anbetrifft, so scheint ihre Furcht vor diesem wutschnaubenden Ungetüm nicht groß gewesen zu sein, denn sie nannte ihn so oft er kam: Vilissimo scabbioso gattone.

Die gesamte antike Litteratur hat nichts aufzuweisen, was sich jener mystischen Liebesgeschichte eines von ihren Beichtvätern zum Wahnsinn gebrachten unwissenden Mädchens an die Seite stellen ließe, und die Religionsgeschichte des Altertums hat kein Beispiel jener niederträchtigen Selbstsucht eines ehrgeizigen Ordens,

*) Eine Erfindung der Dominikaner, welche damit den Franziskanern einen Streich spielten, welche von ihrem Stifter behaupteten, er habe die fünf Wundenmale Christi an seinem Leibe gehabt.

**) Siehe unseren zweiten Teil, Kapitel: Schutzengel und Genius.



welcher ein zur Schwärmerei geneigtes Mädchen *) zur Heiligen machte, um dadurch den Ordensglanz vor aller Welt zu erhöhen. Was aber den von den Dominikanern erfundenen vertraulichen Verkehr zwischen dem Bambino und der Rosa betrifft, so ermangelt diese Erfindung, wie so viele andere in der römischen Kirche, der Originalität. — Der König Servius Tullius besaß die Liebe der Göttin Fortuna, welche den sterblichen Mann oft heimlich besuchte **), wie der zehnjährige Bambino zur heiligen Rosa kam. Wir könnten hier auch an Scipio Africanus erinnern, der seine enthusiastische Verehrung für den Jupiter Capitolinus als junger Mann dadurch zeigte, daß er jeden Morgen vor dem Standbild des Gottes weilte, um sein tägliches Geschäft mit sich und dem Gott zu beraten ***). Jedoch möchten wir der heidnischen Frömmigkeit dieses großen Römers den Vorzug geben vor jener sogenannten christlichen Frömmigkeit einer halbwahnsinnigen Dominikanerin, die auf Anraten ihres Beichtvaters mit dem Bambino Liebesunterhaltungen pflegte. Was sollen wir aber von einem Papst, dem Stellvertreter Gottes, halten, der solche Lügen der Dominikaner in die Kanonisationsakten aufnahm? — Uralter Volksglaube schuf die Legende von dem vertraulichen Verkehr, in welchem der König Numa mit der Nymphe Egeria †) stand, die ihm Ratschläge in Hinsicht guter Gesetze erteilte. „Sie, die Numas Gemahl einst und Beraterin war" ††). Diese Sage ist das Produkt des absichtslos dichtenden Volksgeistes und daher anderer Art als die Lüge jener Dominikaner, welche dadurch den Ruhm ihres Ordens zu erhöhen trachteten.

Um aus jener unglücklichen Rosa eine Heilige zu machen, richteten die Dominikaner dieselbe moralisch und physisch zugrunde, ersteres geschah durch die mystische Hochzeit, letzteres durch Askese.

---

*) Bei den Arabern Nordafrikas, z. B. in Tunis gelten die Wahnsinnigen ohne weiteres als Heilige und man thut nichts, um die Geisteskranken zu heilen.

**) Ovid Fasti VI, 570 ff.

***) Livius XXVI, 19.

†) Preller, Römische Mythologie S. 279 u. 508.

††) Ovid Fasti III, 276.

Entsetzliche Dinge sind es, welche ihre erwähnte Biographie berichtet und zwar mit dem Hinzufügen, daß der Beichtvater sie gebilligt habe. Tagtäglich unterwarf sie sich den ausgesuchtesten Qualen, die wir hier nicht aufzählen wollen, und der Biograph fügt hinzu, diese Askese sei nicht erforderlich gewesen für ihr eigenen Sünden, denn von solchen war bei ihr keine Rede, sie habe sich dieser Bußqual ergeben zum Besten anderer und für die Bedürfnisse der Kirche*) (S. 237). Obgleich sie sich täglich mit 6666 Schlägen geißelte, fand sie doch Zeit und Kraft täglich 3000 Deo gratias und 300 gloria patri zu sprechen. — Bei den Abessiniern kann man gewisse Büßungen durch andere abmachen, dies thun gewöhnlich die Priester, natürlich gegen Entschädigung. Die römische Kirche, welche die stellvertretenden Pönitenzen der S. Rosa als Heldenwerk preist, zeigt, daß sie in ihrer Lehre nicht höher steht, als die Kirche Abessiniens. Stellvertretende Pönitenzen sind keine Originalerfindung der römischen Kirche, vielmehr dem Heidentum ebenso bekannt, wie der Schutzengel der S. Rosa. — Zum Kultus des Apollo, der auf dem Soracte sein Heiligtum hatte, gehörten solche Leistungen, die ebenfalls Grimm in seiner Deutschen Mythologie erwähnt. Beidemale handelt es sich um einen Gang durchs Feuer zum Besten und Segen anderer**). Andere stellvertretende Pönitenzen haben wir früher erwähnt***).

Jetzt wissen wir, worin die perfectio evangelica nach römisch-katholischer Anschauung besteht, ferner, weshalb die Kanonisationsakten der St. Rosa den Namen Eroina beilegen und sagen, daß sie alle Tugenden in grado eroico besaß. Wir wundern uns nicht, daß sie nach ihrem Tode ihren Einfluß durch eine Unzahl von Wundern dokumentierte. Vielen erschien sie in der Glorie, viele wurden durch sie geheilt, auch auf ihrem Grabe geschah eine Menge

---

*) Solche stellvertretende Pönitenz leisteten im Mittelalter die sogenannten Recluse, Eingeschlossenen, auch Murate, Eingemauerte genannt.

**) Preller, Römische Mythologie S. 240. Grimm, Deutsche Mythologie S. 579.

***) Siehe unseren zweiten Teil, Kapitel: Ablaß.

von Mirakeln, sogar ihre Kleider zeigten Heilkräfte (S. 97-129)*). Als man ihren Sarg öffnete, war ihr Leib unversehrt und verbreitete den üblichen olympischen Wohlgeruch. Als ihre Kanonisation geschah, empfand die Santa große Freude und bewies dies dadurch, daß ihre Bilder die Farbe wechselten. In Süditalien hat die heilige Rosa viele Verehrer, aber keinen festen lokalen Kultus. Sie hat es nicht vermocht, die heilige Katharina zu verdrängen. Kürzlich tauchte eine Nachahmerin der heiligen Rosa in Campanien auf, Filomena Genovese, welche an den Folgen selbstmörderischer Askese in Nocera 1834 im Geruch der Heiligkeit starb. Aus Volkes Munde habe ich ihr Lob vernommen und der Wunsch ist laut geworden, ihr die Ehre des Altars zu verschaffen. Man munkelt sogar schon von Wundern, welche die genannte vollbrachte, die von zahlreichen Frauen jenes Ortes ohne Erlaubnis des Papstes angerufen wird. Keine heilige Jungfrau hat es in der Volksehre so weit gebracht, als die heilige Rosalia in Palermo. Wie das Volk Siciliens in Garibaldi eine Art überirdischen Heroentums schaute**), so hat man ihn in der Zeit seiner Glorie den „Sohn der S. Rosalia" genannt. Ihr Kultus beschränkt sich auf Palermo.

Auf der Akropolis zu Athen stand die eherne Statue der Athene, weit ins Meer hinaus sichtbar und von den heimkehrenden Schiffern als Wahrzeichen der Heimat begrüßt. Auf der Höhe des Monte Pellegrino bei Palermo befindet sich die Riesenstatue der Rosalia, welche man die „Athene" dieser Stadt nennen möchte. Auch ihr Standbild zeigt manchem Seefahrer seines Weges Ziel, und dieselbe Verehrung, welche Attikas Hauptstadt der schützenden Athene erwies, beweist Palermo seiner Schutzheiligen S. Rosalia. Den kostbarsten Schatz, welchen der Dom und damit die Stadt besitzt, bilden die Gebeine der Heiligen; sie sind das Unterpfand ihrer

*) Alles verlief ähnlich, wie wir es von unserem ersten Teil her kennen, siehe Kapitel: Ein heiliger Zauberer, sowie im zweiten Teil, Kapitel: Olympischer Wohlgeruch.

**) Siehe unseren ersten Teil, Kapitel: Eine Apotheose.

hilfreichen Nähe. Kein Wunder, daß man ihr einen Sarg hat herrichten lassen, dem an Wert schwerlich ein anderer gleichkommt. Derselbe ist von ziseliertem Silber, wiegt 824 Pfund und kostete über 106 000 Francs. Ein Schüler Canovas hat die Kapelle der Heiligen im Dom mit Reliefs geziert, welche die wichtigsten Ereignisse ihres Lebens darstellen, und vor ihrer Kapelle zu beten gilt jedem Palermitaner als das notwendigste Erfordernis der Frömmigkeit. Zwar birgt der Dom noch andere Gräber, in denen Kaiser und Könige ruhen, z. B. die Hohenstaufen Friedrich II. und Heinrich VI., aber um diese kümmert sich höchstens der Fremde, welcher kurze Zeit in Palermo weilt.

Sind die Gebeine der heiligen Rosalia wirklich echt? Palermo sagt und glaubt dies, von den Panegyrikern wird es mit Donnerstimme verkündigt, in zahlreichen Schriften mit Scheingründen bewiesen. Trotz dieses Aufwandes steht es mit der genannten nicht besser, als z. B. mit dem heiligen Placidus, dessen Gebein anno 1600 in den Calixt-Katakomben bei Rom gefunden wurden *), worauf man ihn sofort für einen Heiligen erklärte. Diese Reliquien erlebten eine seltsame Irrfahrt, gingen durch Kauf und Schenkung von Hand zu Hand, bis sie 1812 nach Signa (Toskana) gelangt, wo St. Placidus endlich Ruhe, viele Verehrer, eifrige Panegyriker und ein heiteres Fest erlangte. Die Gebeine dieses Heiligen haben denselben Wert, wie die Reliquien des Orestes, welche das heidnische Rom Jahrhunderte hindurch besaß. Im alten Rom erlangte der Reliquienkultus nicht die Bedeutung, welche er, wie vorhin gezeigt, im alten Athen und anderen griechischen Städten hatte. Die Reliquien des Orestes kamen von Rhegium, der hellenischen Kolonie Süditaliens, nach Aricia bei Rom, auch ward erzählt, Orestes habe das Wunderbild der Diana (Artemis) nach Aricia gebracht, wo dasselbe hoch verehrt ward. Erst später kamen jene Reliqnien in den Besitz der Römer, die ihnen auf dem Forum einen Platz anwiesen **). Die Sache bleibt

---

*) Vgl. den Panegyrikus auf St. Placido in dem Werk von **Baroni**, Le Sovrumane bellezze della chiesa.

) **Preller, Römische Mythologie S. 268. 279. 280.



dieselbe, mag der Name nun Placido, oder Orestes, oder Rosalia sein.

Wieder sind die Tage der S. Rosalia (11.—15. Juli) festlich begangen worden und wir lesen in einer die Interessen des Katholicismus vertretenden Zeitung: „In diesem Jahr feiert Palermo mit größerem Eifer, als in den Jahren vorher, das Fest der heiligen Rosalia und gedenkt dabei an die wunderbare Auffindung ihrer Gebeine am 15. Juli 1624. Damals gefiel es dem Höchsten, jener Stadt das kostbare Geschenk des Körpers dieser Heiligen zu machen, mit welchem Palermo einen Schutz gegen Unglück und Plagen aller Art erlangte. Zwar die Sekte der Freimaurer steht feindselig jener Dankbarkeit und jenem Vertrauen gegenüber, mit welchem die katholischen Völker ihren himmlischen Beschützern begegnen; aber diese lassen sich nicht irre machen und Sicilien kennt sehr wohl die Gnadenerweisungen, welche Palermo durch Intercession seiner heiligen Mitbürgerin erlangte. Im Jahre 1624 hörte durch sie die Pest auf; 1645 wurden die Türken vertrieben, sobald man die heilige Rosalia angerufen hatte, 1647 schenkte sie Regen: 1649 und 1656 ward Palermo von der Pest befreit und der Senat war damals so fest von ihrer Hilfe überzeugt, daß er ihr eine Marmorstatue errichtete mit der Inschrift: **Divae Rosaliae, patriae servatrici, senatus populusque Palermitanus.** Im Jahre 1657 ward die Stadt durch sie von fürchterlicher Hitze befreit; 1662 und 1670 rettete St. Rosalia die Flotte Siciliens aus gefährlichem Sturm; 1666 half sie der Stadt bei einer Überschwemmung, und als 1670 der Senat im Dom vor ihrem Altar flehte, daß die Hungersnot aufhören möge, vernahm man im Hafen Kanonendonner, welcher die Ankunft von Kornschiffen meldete. 1676 hielt St. Rosalia die Flotte der Franzosen fern und 1681 hörte plötzlich ein Orkan auf, als man die Heilige anflehte. 1687 vertrieb sie die Heuschrecken; 1689 machte sie ein Unwetter unschädlich; 1691 blieb Palermo durch sie von einer nahenden Pest verschont."

Inmitten feierlich ernster Berglandschaft, oberhalb einer jähen Kluft, auf der Höhe des Monte Pellegrino, befinden sich Kirche und Kloster der Heiligen dicht an steiler Felswand. Die Kirche

birgt eine Felsgrotte, welche für Palermo ebenso heilig ist, wie die Bethlehemsgrotte für die Christenheit. Unter einem Altar befindet sich die Marmorstatue der Heiligen, von deren Anblick sich einst Goethe nur schwer zu trennen vermochte. In dieser Höhle wurden am 15. Juli 1624 die Gebeine der Heiligen zur Zeit einer Pest wunderbar entdeckt. Nach der Legende lebte St. Rosalia zuerst in einer Höhle bei Girgenti, dann auf dem Monte Pellegrino, wo sie 1160 starb, ohne daß jemand ihren Leichnam gefunden hätte. Als nun 1624 in Palermo, ihrer Geburtsstadt, eine Pest wütete, erschien sie auf dem Monte Pellegrino einem armen Manne, zeigte ihm die Höhle, wo ihre Gebeine ruhten, und sagte ihm, daß die Pest aufhören werde, falls man ihre Gebeine in die Stadt bringen werde. In Gegenwart des Erzbischofs und des Senats wurden die letzteren aufgefunden, und nachdem ihre Identität festgestellt war, in feierlicher Prozession in die Stadt getragen. Kaum waren sie in der Stadt, als die Pest sofort zu weichen begann. Infolge dieses Mirakels ward Rosalia vom Papst Urban VIII. heilig gesprochen und zur Würde der Schutzheiligen Palermos erhoben.

Wir sehen, wie sich hier die Legende vom heiligen Januarius zu Neapel wiederholt, dessen Gebeine man auch zur Zeit einer Pest plötzlich auf dem Monte Vergine entdeckte und dann nach Neapel brachte, wo sofort jene Krankheit aufhörte *). Eine andere Legende erzählt, daß man in Palermo anfangs an der Identität der in der Höhle gesehenen Gebeine zweifelte, und daß infolge dessen die Pest ärger zu wüten begann. Da habe die Heilige verlangt, daß man ihre Gebeine in feierlicher Prozession zur Stadt bringe, und letzteres als Bedingung ihrer Hilfe hingestellt. Die Heroen und Heiligen sind einander darin ähnlich, daß beide verlangen, geehrt zu werden, und man nur durch Erfüllung dieser Bedingung imstande ist, sich dieselben geneigt zu machen und zu erhalten. Wie kommt jene im Leben so demütige, aller Weltehre feindliche Rosalia dazu, nach ihrem Tode so ehrgeizig zu werden? In der genannten Höhlenkirche befindet sich ein Relief, welches die

*) Siehe unseren ersten Teil, Kapitel: Vom Blutwunder.

Krönung Rosalias durch Christus darstellt. Dadurch wird die Heilige der Madonna gleichgestellt; denn in allen sonstigen Bildern und Reliefs ist es einzig und allein das Haupt der letzteren, welches eine Krone empfängt.

Der Monte Pellegrino läßt sich in Hinsicht der Bedeutung seines Heiligtums mit dem Monte Vergine bei Neapel vergleichen. Wie nach letzterem alljährlich Wallfahrer ziehen, so geschieht dies auch bei ersterem. Solche Wallfahrten finden Anfang September statt. Dann kommen Pilgerscharen aus weiter Ferne, welche barfuß den Pfad zur heiligen Grotte emporsteigen. Unter ihnen pflegen viele Albanesen zu sein, die sich zur Zeit der Türkennot in zahlreichen Kolonieen auf Sicilien ansiedelten. Alle zwei Jahre halten die Palermitaner im Mai eine Pilgerfahrt; denn alsdann finden in der Höhlenkirche die sog. Quarantore (vierzigstündiges Gebet) statt, d. h. das Sakrament wird dann dort vierzig Stunden lang zur Anbetung ausgestellt.

Wenn sich die Quarantore in der Rosaliakirche ihrem Ende nähern, brechen Tausende und Abertausende aus Palermo so frühzeitig auf, daß sie vor Sonnenaufgang zu Roß, zu Esel oder zu Fuß den Platz vor der Kirche erreichen. Lebensmittel und Kochvorrichtungen werden mitgenommen, und nun beginnt da oben zu Ehren der Heiligen, welche ihr Leben lang fastete, ein fröhliches Treiben. Man ißt und trinkt, man singt und tanzt, und immer höher steigt die Festlust, bis dieselbe am Nachmittag plötzlich verstummt, wenn der Priester mit dem Sakrament die Kirche verläßt und ins Freie tritt. Dann sinkt die Menge der Festpilger auf die Kniee, und der Priester erteilt den Segen. Kaum aber ist das Sakrament vorübergetragen, so beginnt der Festjubel von neuem, um erst dann sein Ende zu finden, wenn diese Pilger der frommen Rosalia in der Maiennacht unter Musik und Gesang, unter Lachen und Scherzen heimwärts ziehen.

Das eigentliche Fest der St. Rosalia beginnt am 11. Juli und dauert bis zum 15. Juli, also fünf Tage, die als offizielle Festtage gelten und im Bewußtsein des Volkes weit höher stehen als die hohen Feste der Christenheit. Wenn auch manche Bestandteile dieses großartigen Kirchen- und Volksfestes nicht mehr vor-

handen sind, so bewahrt dasselbe doch seinen früheren Charakter bis zu dieser Stunde. Ich habe die Geschichte dieses Festes bis zu seinem ersten Auftreten verfolgt und gefunden, daß bis in das vorige Jahrhundert auch eine Reiterprozession üblich war, an der sich der Vizekönig, der Erzbischof, die Mitglieder des obersten Tribunals, der Senat und der gesamte Adel beteiligten. Wie dieser Brauch verschwunden ist, so auch die barbarische Sitte, daß man Findelkinder, die im Findelhause erzogen wurden, zwang, einen Wettlauf zu machen. Diese Barbarei ist freilich nicht ärger, als mancher Karnevalsbrauch des päpstlichen Rom früherer Jahrhunderte, wo mit päpstlicher Gutheißung z. B. die Juden gezwungen wurden, zur Erheiterung des Publikums einen Wettlauf zu machen *). Alle sonstigen Teile des Rosaliafestes haben sich bis heute erhalten, und wie sich in neuester Zeit überall im Süden Italiens eine in völliger Freiheit waltende Festlust und ein vermehrter Festglanz zeigt, so hat auch die heilige Rosalia einen erneuten Festeifer bei ihren Verehrern erlebt. Bis zum Jahre 1860 betrugen die von der Stadtkasse übernommenen Ausgaben für jenes Fest jährlich über 51 000 Lire. Ob die Kosten später herabgesetzt sind, wissen wir nicht; wir haben aber keinen Grund dies anzunehmen. Palermo ist nicht besser und nicht schlechter als andere Stadtgemeinden Süditaliens, die oft in leichtfertiger Weise Summen für Feste, für Denkmäler, Theater 2c. vergeuden, während schreienden Notständen keine Abhilfe zuteil wird, und die Volksschulen sich in einem elenden Zustande befinden.

Einen Hauptteil des Festes und zugleich die Eröffnung desselben bildet der Triumphzug der heiligen Rosalia am Spätnachmittag des ersten Tages. Bis zum vorigen Jahrhundert war es Brauch, geschmückte Karren mit allegorischen Figuren im festlichen Zuge durch die Stadt zu fahren; später zog man es vor, einen einzigen riesenhaften, prachtvoll ausstaffierten Karren anzufertigen und auf diesem die Statue der Rosalia durch die Hauptstraßen von Ochsen ziehen zu lassen. Im vorigen Jahrhundert war dieser

*) Siehe unseren dritten Teil, Kap. I: Entstehung und Geschichte des Karnevals.

Karren von solcher Größe und Schwere, daß man fünfzig Ochsen als Zugtiere benutzte; heutzutage ist derselbe etwas kleiner, aber immer noch von solchem Gewicht, daß man etwa dreißig Ochsen zu verwenden pflegt. Er trägt unzählige bunte Ornamente und Embleme, heidnischen und christlichen Gehaltes, alle überragt von der Riesengestalt der Heiligen, der man durch das über das menschliche hinausgehende Maß den Charakter des Überirdischen und Göttlichen beizulegen gesucht hat. Musikchöre ziehen dem Triumphkarren voran, ungezählte Menschenmassen folgen ihm oder sehen ihn vorbeiziehen; alle Straßen des Festzuges tragen prächtigen Schmuck, und aus den Fenstern wird die Heilige mit Blumen überschüttet. Das Volk nennt den Triumphkarren im Dialekt: **Muntagnedda d'oru**, d. h. Berglein von Gold. Der Festzug nimmt seinen Weg vom Süden der Stadt bis zum Norden; Anfang und Ende bilden zwei historische Plätze, die man mit Absicht gewählt zu haben scheint. Dort, wo der Zug seinen Ausgangspunkt nimmt, begann 1282 die sicilianische Vesper, und da wo er endet, erblickt man das uralte königliche Schloß, die großartige Schöpfung der Normannenfürsten.

Nach diesem geistlich-weltlichen Festanfang folgt Geistliches und Weltliches aufeinander. Lobreden geistlicher Festredner auf die große Schutzheilige fehlen nicht, ebenso wenig Feuerwerk und Illumination. Am zweiten Festabend kehrt der Triumphwagen mit Lichterglanz geschmückt wieder zurück; am dritten Tage ist Pferderennen, welches die Einwohner der Stadt leidenschaftlich lieben. Auch Wohlthätigkeit wird durch Verlosung geübt. Der Glanzpunkt des Festes aber fällt auf den letzten Abend.

Gegen Mittag des letzten Tages findet im Dom das Hochamt statt, vom Erzbischof in Gegenwart ungeheuerer Volksmassen und der gesamten Stadtverwaltung celebriert; schließlich am Abend die Prozession der Reliquien der heiligen Rosalia *). Letztere dürfte

*) Beim Fest des Jahres 1890 beteiligte sich, was seit vielen Jahren nicht geschah, der gesamte Stadtrat von Palermo, obgleich die meisten Mitglieder desselben dem Freimaurerorden angehören. Für den Kultus der S. Rosalia arbeitet in Palermo die „**Società cattolica per le feste di Santa Rosalia.**“



an Pracht und Ausdehnung schwerlich von irgendeiner Prozession übertroffen werden; dem Sicilianer gilt sie für das Großartigste, was er auf Erden zu schauen vermag, weshalb auch am letzten Festtage die Stadt jedesmal von Schaulustigen aus allen Teilen der Insel überfüllt ist. An der Prozession beteiligen sich alle Brüderschaften der Stadt und Umgegend, alle noch vorhandenen Mönche, der Erzbischof mit dem Domkapitel, sowie die Angehörigen der Stadtverwaltung. Vom Dom aus setzt sich zunächst ein Zug in Bewegung, der ähnliche Prachttürme trägt, wie wir sie früher bei der Prozession des St. Paulinus in Nola kennen lernten*); dann folgt eine lange Reihe von Statuen und Büsten der Heiligen, ganz ebenso wie bei der S. Gennaro-Prozession in Neapel. Endlich erscheint der bereits erwähnte Silbersarg der Heiligen, unter dessen Last etwa siebzig Menschen schwer gedrückt einhergehen. Dieses Heiligtum zu tragen sind nur die Maurer der Stadt berechtigt, weil der Sage nach die Heilige zuerst einem Maurer das Geheimnis ihrer Höhle und ihrer Gebeine offenbarte. Viele Stunden lang dauert diese Prozession, die von Zeit zu Zeit auf den Ton einer Glocke, die sich in der Hand des Maurermeisters befindet, stillsteht. Überall, wohin der Zug kommt, liegt das schauende Publikum auf den Knieen, sind die Fenster illuminiert, die Thüren und Mauern geschmückt. Die Nacht hindurch sieht man die Stadt von Menschen erfüllt, die das Feuerwerk an den Mauern, sowie die Illumination schauen und die Festfreuden bis auf den letzten Tropfen genießen.

Als ein Teil des römischen Senates sich durch Symmachus, den Präfekten Roms, an den Kaiser wandte und die Bitte aussprach, es möge im Palaste des Senates der Altar der Viktoria wieder hergestellt werden, dies uralte Zeichen des Heidentums, ward die Bittschrift von dem genannten Präfekten verfaßt und in derselben heißt es, die Götter hätten seither Rom zum Sieg verholfen, der Götterdienst sei der Genius dieser Stadt. Jeder Mensch, jede Korporation habe ihren Genius und denselben müsse

*) Siehe unseren dritten Teil, Kapitel: Evoë Bacche, sowie das Kapitel: Der wunderbare Schleier.



man ihr lassen. Wörtlich heißt es: „Der Gottesgeist (mens divina) hat den Städten verschiedene Wächter und Kulte zugeteilt. Wie den Geborenen die Seelen, so werden den Völkern schicksalslenkende Genien (fatales genii) zuteil *).“ Im heutigen Palermo hat dieser genius fatalis den Namen: St. Rosalia. Wie man solche schicksalslenkende Halbgötter auch in kleinen Städten ehrt, davon nur ein Beispiel.

In Diano, einer kleinen Stadt der Basilicata, hat man dem Lokalheiligen einen Obelisk auf der Piazza errichtet. Stadtbeschützer ist der heilige Cono, der anno 1859 diese Stadt vor Erdbeben bewahrte. Letzteres muß man nicht allzu genau nehmen, denn zahlreiche Gebäude stürzten zusammen und das Verdienst des St. Cono bestand nur darin, daß kein Einwohner dabei zerschmettert wurde. Seine Reliquien sind das Heiligtum genannter Stadt, wo er auch geboren ist. Er lebte im zehnten Jahrhundert als Mönch und fast dreihundert Jahre später fand man sein Gebein durch ein Mirakel. Eine Eisenbahnstation daselbst heißt Ponte San Cono.

Verfasser hörte im verflossenen Jahre am Fest der heiligen Filomena einen Panegyrikus, in welchem eine bezeichnende Stelle aus der Dogmatik des Johannes Damascenus citiert wurde. Die Stelle findet sich in seiner Schrift über den orthodoxen Glauben Buch IV, Kap. 15. Sie lautet: „Christus der Herr hat die Reliquien der Heiligen als heilsame Quellen dargeboten, aus denen zahlreiche Wohlthaten uns zuströmen und ein lieblicher Balsam fließt.“ Der Redner sagte, bei einigen Heiligen, wie z. B. bei St. Nicola in Bari, sei dies buchstäblich zu nehmen **), bei anderen, wie bei der heiligen Filomena geistig. Er schien es zu bedauern, daß diese Santa offenbar noch nicht den Gipfel der Wunder erreicht habe. Dann fuhr er fort: „Es ist wahr, was der große Joh. Damascenus sagt: durch die Reliquien werden

*) Ranke, Weltgeschichte IV, 196.

**) Siehe unseren zweiten Teil, Kap. XIV: Nachfolger des Neptun.

Dämonen ausgetrieben, Kranke geheilt, Versuchungen besiegt, jede gute Gabe steigt durch ihre Vermittelung von dem Vater des Lichtes zu denen nieder, welche nicht zweifeln. Welche Mühe übernimmt man, um einen Beschützer zu erlangen, der uns einem sterblichen König vorstellt und ihn in unserem Namen anredet. Müssen wir daher nicht diejenigen ehren, welche sich die Beschützer der ganzen Welt nennen und Gott unsere Angelegenheit mit Bitten zu Füßen legen?"

Der Mönch Joh. Damascenus, gest. 754, hat eine Glaubenslehre aus älteren Schriften der Kirchenlehrer zusammengestellt und für die griechische Kirche abgeschlossen. Letztere ist seitdem keinen Schritt weiter gekommen. Dasselbe gilt von der abendländischen römisch-katholischen Kirche, deren Lehre sich von den angeführten Sätzen des erwähnten Mönchs nicht unterscheidet.

Das Zentrum des Filomenakultus ist heutzutage das Städtchen Mugnano in Campanien, wohin ihre zu Anfang unseres Kapitels erwähnten Reliquien von Potenza aus gelangten. Diese Heilige hat aber fast in jeder Kirche des Südens einen Altar, auf dem man sie als Nachahmung der heiligen Cäcilia erblickt. In der Kirche der letzteren hat Maderno diese Märtyrerin so dargestellt, daß man eine Schlafende zu sehen meint. Ähnlich wird von den „Künstlern" die heilige Filomena gebildet. Sie liegt in einem gläsernen Sarg, eine große Wachspuppe mit Rosen im Haar, angethan mit prächtigen Gewändern, in der Rechten eine weiße Lilie. Ein kleiner Engel (halbnackter Genius) schwebt zu ihr nieder, wie Amor zur schlafenden Aphrodite, und scheint sie wecken zu wollen. Filomena aber schläft und die betenden Weiber flüstern leise neben ihrem Sarg, damit sie nicht erwacht. **Oh come bella!** So hörte ich in einer Kirche Campaniens neben dem gläsernen Sarg, worin Filomena-Dornröschen lag, flüstern: **O, come bella, oh mia cara Filomena! Sanctissima Filomena, ora pro nobis.** Die Frauen und Mädchen nennen sie oft: **La piccola Santa**, die Panegyriker legen ihr das Prädikat **Taumaturga**, Wunderthäterin, bei.

In den Bergen, welche die Ebene Campaniens begrenzen, liegt das Städtchen Mugnano. Am zweiten Sonntag des August hatte

es sein Festgewand angelegt. Von allen Seiten kamen Pilgerscharen, unter ihnen viele barfuß, Züge der Devoti von 20 bis 50 Personen. Schon vor der Kirche knieten sie, beteten bald laut, bald leise und bewegten sich knieend vorwärts. Im Raum der Kirche war ein lebensgefährliches Gedränge, viele Ohnmächtige wurden ins Freie getragen, aber im Freien brannte die Sonne. Knieend nahten sich die Pilger der Statue der Taumaturga, brausender Lärm erfüllte die Kirche, übertönt von schreienden Stimmen: Santa Filomena fatemi la grazia! Santa Filomena ora pro nobis!

Achtes Kapitel.

Nächtlicher Kultus.

„Auf dem Parnaß wurden nächtliche Orgien gefeiert."

Pausanias.

Wer an der sorrentiner Halbinsel dasjenige Kap verläßt, wo an die Stelle des Sirenenkultus die Verehrung der Madonna in der Kirche der S. Fortunata getreten ist, gelangt bald zu einem anderen, ins Meer geschobenen Felsenvorsprung, hinter dem sich, halb versteckt unter Ölbäumen und Weinreben, die Stadt Massa birgt. Weit bekannt ist die dortige Madonna, welche im Munde des Volkes den Beinamen „della Lobra" führt, und einige antike Säulen in ihrer Kirche stammen aus dem heidnischen Tempel, welcher an eben dieser Stelle durch die Madonnenkirche ersetzt wurde. Steile Pfade und Stufen führen von Massa aus, teilweise durch malerische Schluchten, auf eine nahe Höhe, wo seit uralten Zeiten sich die Kirche des St. Liberatore befindet. Wenn man vor derselben steht, bietet sich dem Auge der freie Blick aufs Meer. Eine solche Lage scheint für die Kirchen und Kapellen des Heiligen die allgemein übliche zu sein, wie wir aus der Thatsache schließen, daß in der Nähe von Salerno ein Heiligtum dieses Santo gleichfalls auf derjenigen Felshöhe liegt, welche nach ihm den Namen S. Liberatore trägt und einen weitumfassenden Blick über Meer und Land gestattet*). Wie dem Wanderer leicht und frei ums Herz

*) Siehe unseren ersten Teil, Kapitel: Am Grabe Gregors VII.

wird, wenn er nach ermüdender Wanderung durch dunkle Schluchten und auf steilen Pfaden endlich auf die ersehnte Höhe gelangt, so soll dieser Santo dem von schwerer Sorge gequälten Herzen Erleichterung verschaffen; das hoffende Herz soll zu neuer Freude erwachen, wenn es sich demselben naht und eine Gabe zu seinen Füßen niederlegt. So sagte uns ein Priester, den wir fragten, weshalb die Kirchen dieses Santo gerade jene Lage hätten. Auch mit der Bevölkerung haben wir uns vielfach über diesen Heiligen unterhalten und einstimmig das Urteil vernommen: Er ist ein „buon Santo“; er hat die Stadt Massa jedesmal vor der Cholera bewahrt. Aber auch Sorrento blieb vor diesem Übel bewahrt, und dort wird solcher Schutz dem S. Antonino zugeschrieben. Der offiziell erklärte Patron von Massa ist S. Cataldo, aber dieser hat an Ansehen verloren, seit man in S. Liberatore einen so „guten“ Heiligen erkannte. Mit dieser Bezeichnung will indes niemand unter den Bewohnern der Madonna della Lobra Abbruch thun, vielmehr ward auch sie als eine „gute“ Madonna bezeichnet, aber, wie uns eine Frau in Massa sagte, es ist besser, mehrere Santi zu haben; was der eine nicht thut, das thut der andere.

Die früher kleine Kapelle des St. Liberatore ist seit einigen Jahren erweitert, und wir fanden dieselbe am Tage vor dem Nachtfest im schönsten Schmuck. Auch die Pfade, welche zum Heiligtum führen, zeigten sich mit Triumphbogen, aus Myrten bereitet, hier und da überdacht. Schreiende Bettler, ekelhafte Gebrechen offenbarend, lagen hier und da am Wege, und der eine sang nach eintöniger Melodie das Lied vom Priatorio (Dialekt für Purgatorio). Unter einem prächtigen Baldachin sahen wir über dem Hochaltar den buntbekleideten Heiligen, an seinem Halse eine Schnur von goldenen Ringen und anderen Kleinodien, lauter Zeichen von Gelübden; die Seitenwand aber war mit Votivgegenständen aus Wachs oder Silber behangen. Der Küster behauptete, daß der wahre S. Liberatore sich in der Kirchenwand befinde, und führte uns zu einer Nische, in der ein roh gemaltes, arg verblichenes und beschädigtes männliches Gesicht sich zeigt. Dies Bild ward einer Überlieferung zufolge an eben der Stelle gefunden, wo heute die Kapelle steht, und als das authentische Bild des St. Liberatore

ausgegeben. „Als man vor einigen Jahren die Kapelle erweiterte und diesem auf Stein gemalten Bilde eine andere Stelle geben wollte, da weigerte sich der Santo, von seinem uralten Posten zu weichen, und der Stein zeigte sich so sehr befestigt, daß keine Macht imstande war, ihn fortzunehmen.“ So erfuhren wir vom Küster.

Der Festkultus des Heiligen beginnt gegen Mitternacht, und zwar mit Trinken und Schmausen. Von den umliegenden Orten aus macht man sich etwa um zehn Uhr in sternenheller Sommernacht auf den Weg, meist zu Fuß, und nimmt Vorräte an Wein und Speisen mit. So langen die einzelnen Festzüge nach und nach in der Nähe der Kirche an, und da beginnt denn das nächtliche Gelage. Hier und da sind hölzerne Bänke und Tische angebracht, die meisten aber lagern sich auf dem Erdboden. Während dort die verschiedenen Gruppen sich den Freuden des Mahles hingeben, vernimmt man aus der Tiefe den dumpfen Schall des Tamburin, und von demselben begleitet nahen andere Karawanen, von den bereits angelangten begrüßt. Feuer lodern hier und da und beleuchten phantastisch die bunten Gruppen, welche in antiker Weise, nämlich unter Äußerungen der Freude, das Fest des S. Liberatore begehen.

Nächtliche Feste waren dem heidnischen Altertum nicht unbekannt. Zur Feier der Eleusinischen Feste gehörte auch eine nächtliche Fackelprozession, und mehrere bacchische Frauenfeste bewegten sich im Dunkel der Nacht. So geschah es in regelmäßiger Wiederkehr am Parnaß. Pausanias (X, Kap. 4) erzählt von attischen Frauen, „welche ein Jahr um das andere den Parnaß besuchen und zugleich mit den Frauen der Delphier dem Dionysos Orgien feiern. Unterwegs pflegen sie Chorreigen aufzuführen.“ — Wie einst die Umwohner des Harzes auf den Blocksberg schauten, so die Umwohner des Parnasses auf diesen Berg, indem sie von dem nächtlichen Kultus jener Mänaden erzählten. Die Hirten des Parnaß nennen noch jetzt die Höhe desselben Tenne des Teufels *). Zahlreiche Götterfeste der Römer fielen zum Teil in die Nacht, erfor-

*) Preller, Griechische Mythologie I, 568.



derten also Beleuchtung, so namentlich das durch Ausgelassenheit berüchtigte Fest der Flora. — In den ersten Jahrhunderten nach Konstantin gingen auch solche Nachtkulte auf die Kirche über.

Im fünften Jahrhundert schrieb Vigilantius, ein Presbyter in Marseille, auch gegen skandalöse Mißbräuche, welche sich bei den nächtlichen Vigilien an den Gräbern der Heiligen zeigten. Schon das Konzil zu Elvira hatte in seinem fünfunddreißigsten Kanon bestimmt: Frauen dürfen an den Vigilien nicht teilnehmen, weil oft, unter dem Vorwande des Gebetes, im geheimen Verbrechen begangen werden. Der Kirchenlehrer Hieronymus († 420) schrieb in seinem Briefe an eine gewisse Laeta, daß bei einem solchen nächtlichen Kultus eine Jungfrau sich keine Hand breit von ihrer Mutter entfernen dürfe. Das war jene „tanta morum labes“ (Sittenverfall), worüber Augustin sich beklagt (epist. 64). In den Liedern des St. Paulinus von Nola *) werden die nächtlichen Gelage erwähnt, welche man im vierten Jahrhundert an den Gräbern der Heiligen feierte. Der Bischof Paulinus betrachtete dies Stück Heidentum mit mildem Auge und berichtete, die Verehrer seines heiligen Felix hielten es für religiosum (Sache der Religion), solche nächtliche Kultusfeste, die sicherlich Orgieen waren, zu feiern.

„Denn ich kenne gewiß kein angenehmeres Trachten,
Als wenn festliche Freude im ganzen Volk sich verbreitet,
Und Hochschmausende rings in den Wohnungen horchen dem Sänger,
Sitzend in langen Reihn, da voll vor ihnen die Tafeln,
Stehn mit Brot und Fleisch und lieblichen Wein aus dem Mischkrug
Schöpfet der Schenk und tragend umher eingießt in den Becher,
So was deucht mir im Geiste die seligste Wonne des Lebens.“

Homer, Od. IX, 5.

Das ist die Homerische Lebensansicht, welche bis auf den heutigen Tag das südliche Volk in Hinsicht seiner Feste hegt, mit denen es seine Götter ehren und sich selbst Genuß verschaffen will. Darum verlegt es einen Hauptteil der religiösen Feste in die Nacht; welche den Genuß der Illumination sowie des Feuerwerks gestattet

*) Siehe unseren ersten Teil, Kapitel: Fünfzehnhundert Jahre.



und zu dem allen das heitere Mahl hinzufügen läßt. Man besuche z. B. das Nachtfest der Madonna del Carmine, d. h. die Vigilie des Festes; man sehe den historischen Marktplatz Neapels, den Mercato, mit singenden, zechenden, schmausenden Festgenossen besetzt. Sie genießen, sie wollen genießen und legen sich in dieser Hinsicht keinen Zwang an. Der hohe Turm der Kirche S. Maria del Carmine strahlt dann von oben bis unten in herrlicher Beleuchtung; das Meer ist bedeckt mit lichtstrahlenden Barken, eine Nachtstunde nach der andern vergeht in bacchantischer Lust; man genießt, der eine den Wein, der andere die Rache, denn nirgend tritt die Eifersucht wilder und blutiger auf als bei nächtlichen Festen. Wer aber mit scharfem Auge solche Nachtscenen beobachtet, sieht noch anderes, wodurch ihm bewiesen wird, daß die Mänaden des Bacchus noch nicht verschwunden, die Orgieen des Parnaß noch nicht beseitigt sind *).

Ein nächtlicher Kultus besonderer Art erinnert an die Verehrung des Äskulap. Wir meinen die sogenannte Inkubation. Darunter verstand man den Brauch, daß man eine Nacht im Tempel jenes Heilgottes zubrachte, überzeugt, im Schlafe Offenbarungen dieses Gottes in Hinsicht der Heilung einer Krankheit zu erlangen.

Die Kunst des Äskulap ging weit. Als der unglückliche Hippolyt von den Rossen zu Tode geschleift war und die Göttin um diesen ihren Liebling trauerte, brachte Äskulap Hilfe. „Härme dich nicht“, sprach er, „wieder zum Leben erweck' ich den Mann, und die Spuren der Wunden tilg' ich; des Todes Geschick weichet vor unserer Kunst.“ Er nahm dann heilende Kräuter, berührte dreimal die Brust des Toten, sprach heilkräftige Worte und erweckte letzteren zum Leben **).

Auf der Tiberinsel, wo heute eine Kirche St. Bartolomeo steht, befand sich einst ein mit einer Heilanstalt verbundenes Heiligtum des Äskulap, eine Nachbildung des berühmten Heiligtums zu

---

*) Siehe unseren dritten Teil, Kapitel: Evoë Bacche!

**) Siehe unseren zweiten Teil, Kapitel: Schlangenverehrung. — Ovid Fasti VI, 748.

Epidauros, und hier ließ der Gott sich herab, im Traume Heilmittel zu offenbaren. Manche römische Besitzer brachten ihre mit schweren Krankheiten behafteten Sklaven nach jener Insel und überließen sie dort ihrem Schicksal, wodurch sie weiterer Sorge für jene Unglücklichen überhoben zu sein wähnten (Suet. Claud. Kap. 25). In Griechenland hatte Äskulap (Asklepios) zahlreiche Heiligtümer, wie aus der Reisebeschreibung des Pausanias erhellt; alle seine Tempel aber wurden überstrahlt von demjenigen, welcher Epidauros einen Weltruf verschaffte, wo sich kostbare Weihgeschenke und zahllose, zum Teil auf unsere Zeit gekommene Inschriften befanden. Im Tempelbezirk daselbst war Jahrhunderte hindurch die auch von Aristophanes erwähnte Inkubation üblich. — Äskulap gehört zu den Gottheiten, die sich trotz des offiziell eingeführten Christentums am längsten erhielten. Wie hoch man ihn ehrte, erhellt schon daraus, daß man ihn den Menschenfreund, den König, den Heiland nannte*). Auf seine Heilungswunder beriefen sich die Heiden im Kampfe mit dem Christentum, und die Kirche glaubte ihn nur dadurch besiegen zu können, daß sie die Wunder der Heiligen ihm entgegenstellte, ohne dabei die Wunder des heidnischen Gottes zu leugnen. — Der Rhetor Aristides, eine geistige Größe des zweiten Jahrhunderts nach Christo, hat in seinen „heiligen Reden“ dem Kultus des Äskulap ein Denkmal gesetzt und bewiesen, wie tief der Glaube an diese Gottheit auch bei den Gebildeten wurzelte. Er berichtet im genannten Werk von der erwähnten Sitte der nächtlichen Inkubation und behauptet, jener Gott habe ihm befohlen, die Träume aufzuschreiben.

Jene Sitte besteht an zahlreichen Stellen Süditaliens bis auf den heutigen Tag. Bei Nocera liegt das Wunderheiligtum der Madonna, welche unter dem Namen Mater Domini weit und breit bekannt ist. Schon mancher hat, in der Kirche schlafend, Offenbarungen von der Madonna erhalten. Daß man solche empfangen zu haben behauptet, wundert uns nicht; staunenswert ist dagegen, daß man dort in der Vigiliennacht (15. August) Schlaf findet.

---

*) Preller, Römische Mythologie S. 609. Siehe diesen Teil, Kap. II: Im Kloster Monte Cassino.

Der nächtliche Lärm der Festgenossen, welche dort bei Trunk und Schmaus sich ergötzen, ist betäubend. Aber die Madonna, welche Träume verleiht, giebt auch den Schlaf.

„Wann Gaben der Priester
Dartrug, und in der Stille der Nacht auf geopferter Schafe
Ausgebreitete Häute hinsank, und pflegte des Schlummers,
Siehet er schweben umher viel seltsame Wundererscheinung,
Und er vernimmt vielfaches Getön und hält mit den Göttern
Hehres Gespräch."

So beschreibt Virgil (Äneis VII, 90) eine Inkubation. Ähnlich findet sie an mehreren Stellen Calabriens statt, z. B. beim Fest der Madonna di Pettoruto am 8. September, sowie in Francavilla. Man hat vorher gelobt, sich der Inkubation zu unterziehen und erwartet von der Madonna Träume *).

Bis jetzt hat man sich nie veranlaßt gesehen, solche nächtliche Kulte zu verbieten, und in der That soll bei den meisten kein Grund zu einem solchen Verbot vorliegen. Wir sind indes überzeugt, daß man hier im Süden gewisse Dinge auf dem Gebiete des sittlichen Lebens ganz anders beurteilt, als z. B. in Deutschland.

Als wir uns in der Festnacht vom 28. zum 29. August der einsamen Kirche des S. Liberatore näherten, tönte uns schon von fern Sang und Klang entgegen; auf dem steinigen Pfade trafen wir morgens gegen vier Uhr mit Pilgern zusammen, die offenbar nicht die Absicht hegten, an jenem Festgelage teilzunehmen. Es waren mehrere gut gekleidete Weiber, welche barfuß und mit gelöstem Haar dem Heiligtum entgegenwallten. Um vier Uhr morgens ward die Thür desselben geöffnet, und unter denen, welche alsbald die Kirche füllten, befanden sich auch jene Weiber, welche diesen Gang infolge eines Gelübdes gemacht hatten, um eine besondere Gnadengabe von dem Santo zu erlangen. Geld und Geldeswert ging reichlich ein, und wir sahen am Eingang einen Geistlichen sitzen, der beides in Empfang nahm. Was wir in verschiedenen Madonnenkirchen früher wiederholt sahen und was

*) Vgl. Dorsa, La tradizione p. 71.



allgemein üblich ist, sahen wir auch hier wieder: eine Anzahl von Personen näherte sich in kleinen Gruppen kriechend dem Altar und leckte dabei den Fußboden mit der Zunge. Diese Leistung geschieht ebenfalls infolge eines Gelübdes und soll dazu dienen, den Heiligen für bestimmte schwierige Leistungen, z. B. die Herstellung eines Angehörigen, geneigt zu machen.

Nicht weit vom Eingang der Posilip-Grotte bei Neapel, etwas tiefer als diese, darum Piede di grotta (Fuß der Grotte) genannt, befindet sich eine an der Stelle eines Tempels des Priapus, bekanntlich Gott der Fruchtbarkeit, schon sehr früh erbaute, dann oft erneuerte Madonnenkirche, in welcher ein dunkles, im byzantinischen Stil gehaltenes, wunderthätiges Marienbild verehrt wird. Dieses Bild, oder diese Madonna, bezeichnet das Volk als Madonna di Piedigrotta, bis heute das Palladium für Hunderttausende in Stadt und Land, zur Zeit des süditalischen Königtums das Palladium des gesamten Reiches. Die Madonna selbst erschien, so erzählt das Volk, einem Priester, einer Nonne und einem Eremiten, denen sie Auftrag erteilte, ihr dort einen Tempel zu errichten. Als man zu dem Ende den Boden durchgrub, fand man das jetzt vorhandene Bild derselben, welches man allgemein als La gran Madre di Dio bezeichnen hört. Das Bild ist also eine Art Himmelsgabe, deshalb mit Himmelskraft versehen. Der Kultus dieser Madonna läßt sich in seiner allmählichen Steigerung durch mehrere Jahrhunderte verfolgen. Schon zur Zeit der spanischen Herrschaft war sie eine Art Nationalgottheit wie die Athene im Parthenon; schon damals ward sie von jedem vorüberfahrenden Schiff begrüßt; schon damals brachte der Hof als solcher ihr am 8. September, dem Tage Mariä Geburt, d. h. an der Vigilie dieses Tages, seine Verehrung dar. Eine Steigerung wurde dem Kultus unter Karl III., dem ersten Bourbonen, zuteil, welcher ihr einen Sieg zu verdanken wähnte. Von da an trat die Madonna di Piedigrotta als Schutzpatronin an die Spitze des Heeres, ward Schutzgottheit der Staatsmacht, ihr Geburtstag ward Staatsfest, und die feierlichste Staatsaktion bestand darin, daß sich der König alljährlich mit seiner Kriegsmacht jener Madonna gleichsam zur Heerschau stellte. So blieb es unter der

bourbonischen Regierung. Am Nachmittag des 7. September erfolgte jedesmal die Paradeaufstellung von etwa 40000 Mann Soldaten vom Schloß bis zu der genannten Kirche, dann die Auffahrt des Hofstaates, an dem alles, was im Reiche Glanz und Stellung hatte, teilnahm; die königliche Familie betrat mit Gefolge die Kirche, beugte das Knie vor dem wunderthätigen Bilde, brachte der Madonna ein Goldopfer und zog unter Kanonendonner wieder in die Königsburg zurück. Die Unterthanen, welche kein größeres Fest kannten als dieses, kamen dann in Scharen aus der Nähe und weitesten Ferne gepilgert, verweilten hier tagelang, das Hoftheater ward für einen Abend den niederen Ständen geöffnet, königliche Gärten desgleichen, Saturnalien wurden in und bei der Grotte gefeiert, schrankenlose Freiheit herrschte, und bis auf viele Meilen um die Hauptstadt blieb es bis 1860 Sitte, daß bei Eheschließungen vonseiten der Frau das Versprechen dem Ehemann abverlangt wurde, sie wenigstens einmal im Leben nach diesem Erdenfestparadies gelangen zu lassen. Der königliche Glanz ist verschwunden, der volkstümliche Festkultus dieser Madonna geblieben.

Mannigfache Vorbereitungen nehmen lange Zeit in Anspruch, vor allem die Ausschmückung der Kirche, sowie der in der Nähe befindlichen Straßen und Plätze. Am 7. September ist dieselbe von dichten Menschenmassen, welche kommen und gehen, erfüllt. Das Hochamt wird unter sehr weltlichen Musikaufführungen gehalten; Gaben werden dargebracht; die Beichtstühle stehen nie leer. Sehr gewöhnlich ist es, daß man das Hauptschiff der Kirche durchkriecht und bis zum Hochaltar den Boden mit der Zunge leckt. Als im Jahre 1857 die Cholera in Neapel herrschte, brachte die damalige Stadtverwaltung in feierlichem Aufzug der Madonna di Piedigrotta das Gelübde dar, ihr alljährlich am Festtage für alle Zukunft zwölf Dukaten opfern zu wollen. Seit 1860 hörte dies indes auf. Bei dem Fest von 1882 geschah folgendes: Ein alter Mann, Angehöriger einer der ältesten Adelsfamilien der Stadt, ließ sich in die Kirche tragen und erfüllte jene unterlassene Pflichtübung, indem er zwölf alte Goldmünzen der Madonna darbrachte, ein Beispiel, welches unter seiner zahlreichen Begleitung

Nachahmung erweckte. Diese Thatsache erregte das höchste Aufsehen; ein klerikales Blatt berichtete dieselbe bis in die kleinsten Einzelheiten und sagte: „Sie legten das Geld zu Füßen des wunderthätigen Bildes“ (Taumaturga imagine). Am Nachmittag und gegen Abend des 7. September füllen sich die Umgebung der Kirche, die benachbarten langgestreckten Straßen und breiten Plätze mit unabsehbaren, lärmenden Volksmassen und das bunteste Markttreiben beginnt. Die Teilnehmer an diesem heiteren Volkstreiben gehören den niederen Ständen an; die besseren Stände beteiligen sich an demselben nicht. Scharen ziehen mit Musik auf den Festplatz, dessen Hauptstraße mit einer langen Reihe von Triumphbogen geschmückt ist, von denen mit anbrechender Dunkelheit Tausende von bunten Lämpchen ein Meer von Licht verbreiten. Um diese Zeit stürmt die wilde Bande der Straßenjungen herbei, deren Neapel viele hunderte zählt, fast alle mehr oder minder herrenlos, in Lumpen gekleidet, und vielfach Rekruten des Verbrechens. Nicht wenige unter ihnen gehören der bestens organisierten, in Rang und Stufen geordneten Verbrechergemeinschaft der Camorra an. Wie eine Schar wilder Tiere stürmen diese Banden am Abend des Festtages herbei, jeder dieser Knaben mit einem Instrument von infernalischer Natur versehen, und kaum sind sie angelangt, so stimmen nicht nur die übrigen Kinder, sondern auch die meisten Erwachsenen mit ähnlichen Instrumenten in diese Höllenmusik zu Ehren der magna mater ein. Wir haben uns bei Festgenossen nach diesem Brauch erkundigt und nie eine andere Antwort erhalten als: Quest' è uso antichissimo, dies ist uralter Brauch.

Etwa um 10 Uhr nachts beginnen die Züge der Festgenossen, welche sich der Posilip-Grotte zuwenden und diese nach und nach mit tosenden Menschenmassen anfüllen. Der Tunnel, welcher schon zur Zeit des Augustus existierte, und den das Mittelalter für ein Werk des „Zauberers“ Virgil erklärte, zeigt in seiner Mitte eine Seitenhöhle, welche zur Kaiserzeit dem Kultus des persischen Mithras diente und heutzutage eine vielbesuchte Madonnenkapelle abgiebt. In dieser Kapelle standen wir in der Festnacht und sahen die Verehrer der magna mater vorbeiziehen. In das wilde Geschrei, in die schrillen Töne infernalischer Instrumente klingt der dämonisch

dumpf rauschende Ton der mit Schellen behangenen Handpauke, des Instruments für den Kybelekultus und Bacchusdienst. Die einzelnen Züge füllen die Breite der Grotte aus; hüpfend, tanzend nach dem Tone der von Weibern hoch geschwungenen Handpauken stürmen sie daher. Jene Weiber mit fliegendem Haar rufen die Mänaden des Bacchus, die wir auf pompejanischen Bildern oder auf uralten Marmorreliefs griechischer Kunst erblicken, ins Gedächtnis. Fackeln werden geschwungen, Jünglinge führen hier und da Reigentänze in wildem Wirbel auf, einzelne Lieder ertönen, deren Sinn wir leider verstehen, weil uns der Volksdialekt nicht unbekannt ist. Verschweigen wir den Sinn. So wogen diese Massen in der Grotte hin und her. Um Mitternacht erscheinen Maskenzüge, teils zu Fuß, teils zu Pferde; jedes der zwölf Stadtquartiere Neapels liefert hierzu sein Kontingent. Satyren, Faune, andere Mißgestalten glaubt man zu sehen; zügelloser, wilder wird das Gebahren; wir erleben eine der wildesten Scenen aus den Dionysien Athens. Bald nach Mitternacht erleidet die Festnacht der magna mater eine Unterbrechung; es wird in der Grotte das neue Piedigrottalied von einem Chor kunstgeübter, ambulanter Sänger und Musikanten zur Aufführung gebracht. Es ist dies eine Art musikalischen Wettkampfes; denn mehrere Komponisten bringen an dieser Stelle und in dieser Stunde ihre neuen Kompositionen vor den Volksmassen zu Gehör und ringen um den Beifall. Der Text ist meist fade; an Pindar und seine Hymnen haben wir nicht zu denken, an Volkslieder, wie sie der Deutsche kennt und liebt, ebenso wenig.

Der griechisch-römische Kultus kannte kein Fest ohne Festschmaus. Wie nun das süditalische Volk bis jetzt nur religiös-kirchliche Feste besitzt, so ist ihm ebenfalls ein Fest ohne den durch die Religion selbst geheiligten Festschmaus undenkbar. Die Festhekatomben finden die Festteilnehmer in der Stadt Fuorigrotta, am anderen Ausgang des Tunnels. Wir haben mit eigenen Augen gesehen, wie sich diese Stadt in jener Nacht sozusagen in einen einzigen Fest-Hekatombenplatz verwandelt, ja, wie die Tische und Bänke fast die ganze Straße einnehmen, welche von da dem Meere zuführt. Die Zahl der an solchem „Opferschmaus“ Teilnehmenden soll in jener

Nacht wenigstens 50 000 betragen; selbst der Ärmste opfert diesem Genuß das letzte Kupferstück seines Besitzes. Das nächtliche Festgelage dauert bis gegen 3 Uhr morgens. Dann beginnt eine dämonische Raserei. Der Festrausch hat sich der Volksmassen bemächtigt, Bacchus die Sinne umnachtet. Wilde Angesichter sah ich, funkelnde Augen, hörte schallendes Gelächter, Geschrei, Gebrüll. Die Massen wogen durch die Grotte zurück, der Lärm tost wie das Geheul eines den Wald durchrasenden Orkans. Die Grotte füllt sich, man rennt vorwärts, dann wieder zurück, die Haufen mischen sich, Knäuel bilden und lösen sich, man schwingt die Hüte, Fackeln, Messer, man grunzt, pfeift, schreit, die Töne hören auf, menschlich zu sein. Diese vom Taumel gezerrten, in wilder Orgie tosenden Haufen brechen gegen 4 Uhr nachts aus der Grotte hervor, Männer, Jünglinge, Weiber, Mädchen, Haufen stürzen sich auf Haufen, sie tanzen, springen, wälzen sich auf dem Boden, bis endlich vor der Tageshelle dieser Hexensabbat verschwindet.

Neuntes Kapitel.

Der Schulmeister.

Unsere deutsche mit dem Schulzwang verbundene Volksschule hat man im römischen Altertum nicht gekannt. In der Kaiserzeit kümmerte sich der Staat wohl um das höhere Schulwesen, um das niedere aber nicht, und vielfach war das Schulwesen Kommunal- und Privatsache. Von fest angestellten Elementarlehrern, solchen, die feste Besoldung genossen, war nicht die Rede, Anstalten für Ausbildung von Volksschullehrern waren nicht vorhanden, die soziale Stellung derselben eine niedere, ihre Einnahme kümmerlich. Zahllose Grabdenkmäler und Inschriften sind uns aus dem Altertum bewahrt, unter ihnen ein einziges Denkmal für einen Schulmeister, ein Grabstein mit Relief *), welches einen auf hohem Stuhl sitzenden älteren Mann darstellt, ihm zur rechten steht ein Knabe, zur linken ein Mädchen.

Als Schutzpatronin der Schulmeister in Rom galt Minerva, welche Juvenal **) aus guten Gründen „die bescheidene" nennt, denn sehr bescheiden und kärglich war der Sold jener Elementarlehrer. Ihr Lohn hieß das Minervale und wurde am Jahresfest der genannten Göttin, Mitte März, entrichtet. Leider erhielten die Schulmeister nicht immer den wohlverdienten Lohn. Ovid Fasti III, 829 sagt:

---

*) Friedländer, Sittengeschichte Roms I, 443.
**) Sat. X, 116.

„Ihr auch, öfters geprellt um den Lohn, Schulmeister, entziehet
Nicht ihr die Gabe, sie führt Schüler von neuem euch zu."

An diese armen Schulmeister mußte ich denken, so oft mir Kunde ward von solchen Volksschullehrern Italiens, die lange Zeit auf die Auszahlung ihres unbegreiflich kümmerlichen Gehaltes warten müssen und dasselbe bisweilen gar nicht erhalten. Die letzte Nachricht dieser Art kommt aus Mongrassano, einem Städtchen bei Cosenza. Die Zeitung „Sinistra" schreibt, daß genannte kleine Kommune sich in schlechter Finanzlage befindet, ohne Hoffnung auf Besserung. „Die Lehrer verschmachten in Not, sie haben tausendmal gefleht, aber nichts erhalten. Der Lehrer Pizzigati mußte zu den Feldkräutern seine Zuflucht nehmen, um sich zu sättigen. Er wäre verhungert, wenn man ihn nicht durch Almosen unterstützt hätte. Die Lehrerin hat längere Zeit nur schwarzes Brot gehabt, um den Hunger zu stillen, und diese Nahrung hatte sie sich geliehen. Alle Einnahmen der Kommune sind mit Beschlag belegt." — So unerhört dies klingt, so wahr ist es doch und erregt bei denen, die mit dem südlichen Leben vertraut sind, kein Erstaunen. Der öffentliche Unterricht gilt den Kommunalbehörden noch immer nicht als Hauptsache, sondern als Nebensache. Wenn man den Aufwand für Feste, Feuerwerk, Kultuspracht dem Schulwesen zuwendete, so wäre mit einem Schlage geholfen. Erst seit 1860 ist von einem staatlich geordneten Volksschulwesen überhaupt die Rede. Bis 1860 herrschte im Süden die Kirche, und diese hat sich um das Volksschulwesen nicht gekümmert. Bis 1870 war es ebenso im Kirchenstaat, von Volksschulen keine Rede! Eine Illustration des Elends, in welchem sich viele Volksschullehrer Italiens befinden, bildet eine Nachricht aus Spanien.

Der „Imparcial" schreibt: „In dem Distrikt von Velez-Malaga ist abermals ein Schulmeister verhungert, dem die Gemeinde 30 000 Realen (6000 Mark) schuldete. Im Juli 1889 sandte der jetzt Verstorbene dem Gouverneur von Malaga ein Schreiben, in welchem er mitteilte, er werde die Schule schließen und sich irgendwo Arbeit suchen, die ihm wenigstens zu essen erlaube. Als der Lehrer dann seine Drohung wirklich ausführte und die Schule schloß, erschien ein Unterrichtsinspektor, welcher den Lehrer im

tiefsten Elend und infolge der Entbehrungen bereits arbeitsunfähig und bettlägerig vorfand. Auf den Bericht dieses Beamten hin forderte der Gouverneur von Malaga den Ayuntamiento (Gemeinderat) auf, dem Schulmeister einen Teil seines großen Guthabens auszuzahlen. Vergeblich; der Mann hat keinen Real erhalten. Acht Monate hat er noch mit dem Elend gekämpft. Jetzt hat der Tod seinen Qualen ein Ende gemacht. Während so in Spanien die Volksschule nach kurzem Aufschwung wieder zum hungernden, mißhandelten und mißachteten Stiefkind wird, nehmen die Klöster von neuem in einer Weise zu, die selbst dort manches bedenkliche Kopfschütteln hervorruft. So hat Barcelona zur Zeit nicht weniger als fünfundfünfzig Mönchs- und Nonnenklöster aufzuweisen, während acht im Bau sind; kaum die Hälfte dieser geistlichen Genossenschaften widmet ihre Thätigkeit Lehrzwecken oder der Krankenpflege" *).

Die Zeitung „Controversia" in Madrid macht folgende Angaben: In Spanien sind 4220 Mönche, welche 25 Orden und 221 Klöstern angehören. Dazu 25 000 Nonnen in 154 Orden und 1009 Klöstern. In 30 Jahren war eine bedeutende Zunahme, die Orden der Mönche haben einen Zuwachs von 17, die Klöster von 170, die Mönche von 5000 erhalten; die Orden der Nonnen hatten einen Zuwachs von 146, die Nonnen von 15 000! — Würde man in Spanien die Einkünfte der Klöster auf die Volksschulen verwenden, so wäre letzteres besser gestellt. —

Wenn die Volksschule imstande wäre, den Glanz der Kirche zu erhöhen, so würde letztere sich um sie kümmern. Sie hat fünfzehnhundert Jahre hindurch den Volksunterricht gänzlich vernachlässigt, denn er diente nicht, um ihren Glanz zu mehren.

Am 3. Juli 1890 ward in der Kirche St. Nicola zu Neapel

---

*) In Italien werden zahlreiche Geistliche im Dienst der Volksschule verwendet, denn es fehlt an Lehrkräften. Auch in höheren Schulen sind zahlreiche Priester angestellt, weil auch da andere Lehrkräfte nicht zu haben sind. Beides ist ein Notbehelf zum Schaden des Schulwesens. Es ist bezeichnend, daß Mädchen und Knaben auch im frühesten Alter getrennt unterrichtet werden, erstere stets von Lehrerinnen. Diese Trennung findet bekanntlich im deutschen Volksschulwesen, wenigstens auf dem Lande, nicht statt.

ein sechzehnjähriger Neger, den ein Kapitän aus Afrika mitgebracht hatte, getauft. Zu dem Ende ward die denkbar größte Zeremonienpracht zur Anwendung gebracht. Ein Bischof, unter Assistenz vieler Kanoniker und acht chinesischer Kleriker, nahm den Negerjüngling am Thor der Kirche in Empfang; ein Sängerchor vom Theater in Verbindung mit großem Orchester führte ein Konzert auf. Es war, wie ein Bericht sagt, eine erhabene dolcezza nel misticismo del rituale. Dreimal küßte der Täufling den Fußboden des Altars, worauf der Exorcismus erfolgte, indem der Bischof Tagliatela (auf deutsch Leinwandschneider) den Dämon (il genio del male) austrieb. — Wir sehen, wie man die Gelegenheit zum Glänzen benutzt. Was thut man für den Unterricht des Volkes??

Millionen und wieder Millionen hat man geschenkt für Kirchen und Klöster, für die Gründung von Volksschulen nichts.

Der Beweggrund, welcher Tansende von Schenkungen an Kirchen und Klöster veranlaßle, wird in Dokumenten und Inschriften klar ausgesprochen. Zahlreiche Schenkungsurkunden sah ich in Klöstern, z. B. in Trinità della Cava, und las, die Schenkung sei pro saluta animae et pro remedio peccatorum, also als Seelenheil und als Sühnmittel. Als Robert Guiscard dem heiligen Matthäus den jetzigen Dom in Salerno baute, sprach er seine Gedanken in einer Inschrift klar aus:

„A duce Roberto donaris, apostole, templo,
Pro meritis regno donetur ipse superno *).

Die Kirche hat nie Schenkungen zum Besten des Volsschulwesens empfohlen.

Nirgends in Süditalien findet man öffentliche, für den Zweck der Volksschule errichtete Gebäude, nirgends Dienstwohnungen für die Lehrer. Es ist so geblieben, wie es zur römischen Kaiserzeit war. Die Räume für den Unterricht der Kinder des Volkes sind gemietete Lokale, oft erbärmlicher Art; die Lehrer wohnen ebenfalls

*) Du wirst, Apostel, vom Herzog Robert mit einem Tempel beschenkt. Möge er für seine Verdienste mit dem Himmelreich beschenkt werden.

in Mietwohnungen. — In den Städten, namentlich den größeren, sowie auch in Landdistrikten sind natürlich jetzt öffentliche Volksschulen, aber die antike Vorliebe für Privatunterricht ist immer noch vorhanden. Dabei handelt es sich natürlich um Kinder besserer Stände. Im kaiserlichen Rom, wo die Zahl der Lehrer aller Grade groß und das Bedürfnis nach Elementarunterricht allseitig vorhanden war, blieb doch eine Masse des Proletariats, dessen Kinder keinen Unterricht erhielten. Im christlichen Neapel war es Jahrhunderte hindurch ebenso. Man denke an die Lazzaroni und ihre Geschichte.

Der Name Lazzaro entstand zur Zeit der spanischen Vizekönige, als der Wohlstand des Landes sich fast auf Null reduzierte. Viele lebten damals in Neapel wie die Wilden, herbergten in Höhlen und übten alle möglichen Verbrechen. Der Scherzname Lazzari ward dieser Klasse bald als offiziell angenommener Name zuteil.

Die Zahl solcher Lazzari stieg in Neapel auf 30 000, lauter Arme, Bettler, Diebe, Tumultuanten, schlimmer als die Indianer. Die Vizekönige Neapels betrachteten diese Lazzaroni als einen Stand und duldeten, daß sie jedes Jahr einen Häuptling wählten, mit dem der König amtlich verhandelte. Ein solcher Capo-Lazzaro war z. B. Masaniello *).

„Um die Mittagszeit liegen im Portikus einer glänzenden Kirche, S. Francesco di Paola, im Angesicht des königlichen Schlosses hundert und hundert Lazzaroni schlafend ausgestreckt, in unschönen Gruppen, mit zerrissenen Wämsern. Ich dachte an die Lazzaroni des alten Rom, die wohl auch so in den Säulenhallen des Pompejus und des Augustus Siesta hielten, nur hatten sie Getreidemarken in der Tasche und diese haben keine.“ So schrieb vor ca. dreißig Jahren Gregorovius. Jetzt hat sich manches gebessert, aber nicht durch Verdienst der Kirche. Nicht der letzteren hat man zu danken, daß der Name Lazzarone jetzt zu einem Schimpfnamen (Lump) geworden ist. Bis heute hat eine Stadt wie Neapel Tausende solcher Kinder, die mit keiner Schulbank in Berührung kom-

*) Colletta, Storia I, 169.

men. Was die Kirche fünfzehnhundert Jahre versäumt hat, holt sich nur schwer wieder ein *).

Reichere Familien Italiens zur römischen Kaiserzeit ließen sich Lehrkräfte für den häuslichen Unterricht aus Griechenland kommen, heutzutage kommen namentlich weibliche Lehrkräfte aus Deutschland und der Schweiz; letztere haben keine bessere Stellung als die ersteren, deren Lage uns Lucian im zweiten Jahrhundert in seinen Satiren geschildert hat. Unzählige Klagen hörte Verfasser aus dem Munde deutscher Lehrerinnen. Ein Hauslehrer, Dr. phil. aus Deutschland, klagte mir, daß sein Schüler, Sohn eines Banquiers, ihn mit einem Stock geschlagen habe. Diese und zahllose andere Berichte, die mir von Lehrerinnen zugegangen sind, waren mir ein Echo der Satire des Lucian, betitelt: „Über das traurige Los der Gelehrten für Lohn in vornehmen Häusern." Die Satire beginnt: „Was werde ich zuerst und was zuletzt dir, lieber Freund, erzählen, wenn ich schildern soll, wie viel die Armen zu leiden und zu thun gezwungen sind, die sich für Lohn an diese Reichen vermieten. Der Stoff ist mannigfaltig und ich kenne das Leben, welches diese Unglücklichen führen, ziemlich genau, freilich nicht aus eigener Erfahrung. Glücklicherweise war ich nie in der Lage, eine solche Erfahrung zu machen und die Götter mögen verhüten, daß es so weit mit mir komme **)."

---

*) Die obligatorische Elementarschule Italiens umfaßt einen Kursus von nur zwei Jahren. Wer nach so kurzer Lernzeit die Schule verläßt, vergißt natürlich bald alles, was er gelernt hat. Italien hat 3440000 Kinder im Alter von 6—12 Jahren, von denen aber nur 2075941 die Schulen besuchen, der Rest kommt mit der Schulbank in keine Berührung. Von je 100 schulpflichtigen Kindern besuchen also nur 60 Kinder die Schule. Je weiter nach Süden, desto schlimmer. In Calabrien kommen auf je 100 schulpflichtige Kinder nur 33 Schulbesucher, in Sicilien nur 31. Auf je 1000 Rekruten entfallen in der Schweiz 5 Analphabeten, in Schweden 4, in Deutschland 12, in Holland 18, in Frankreich 128, in England 127, in Belgien 154, in Österreich 388, in Italien 480, in Spanien 700, in Rußland 783. Diese amtliche Statistik entnehmen wir dem „Piccolo" 1890, Nr. 235.

**) Juvenal, Satiren VII, 240 sagt: „Nicht leicht ist's, Hände so vieler Knaben und ihre zuletzt erzitternden Augen bewachen." — Damals war es

So reich die antike Litteratur auch war, es fehlten doch die Jugendschriften. In den höheren Schulen wurden daher den Kindern Schriften in die Hände gegeben, die uns für solchen Zweck keineswegs geeignet erscheinen. Dieselbe Armut in Hinsicht von Werken für die Jugend zeigt sich noch heutzutage in der Litteratur Italiens und erst in neuester Zeit beginnt man, Versuche zu machen. Wie es mit den Schriften für die religiöse Unterweisung der Jugend steht, haben wir früher gezeigt *), der Klerus thut in dieser Hinsicht nichts, er lernt nichts, will und darf nichts lernen. Der einzige unter den Bischöfen Italiens, welcher die Feder rührt, ist der Kardinal Alimonda, Erzbischof in Turin. Er hat kürzlich einen Beitrag zur Jugendlitteratur geliefert, betitelt: Blumen und Sterne, Fiori e Stelle. Es sind erzählende Abhandlungen, durch welche der Kardinal beweist, daß er keine Spur eines Verständnisses der Kindesnatur besitzt. Zum Überfluß läßt er in seinem Opus auch eine komische Person auftreten, welche gegen die weisen Lehren Einsprache erhebt und natürlich gründlich und glorreich widerlegt wird. Wie sehr es am Verständnis für die Kindesnatur und deshalb an pädagogischem Takt in den Schulen fehlt, möge ein Beispiel beweisen. Die Schülerinnen der Oberabteilung einer höheren Mädchenschule in Vigevano erhielten zum Examen 1888 das nachstehende Aufsatzthema: „Ein Maler hat den Auftrag, den Zorn eines Ehemannes zu malen, mit dem sich derselbe auf seine untreue Ehefrau stürzt. Dieser Maler bittet um Ratschläge über die Einzelheiten eines solchen Bildes. Zu den Personen, die man auf dem Bilde sieht, gehören auch zwei Kinder und im Vordergrunde sieht man den fliehenden Liebhaber jenes untreuen Weibes. Gebt in euerem Aufsatz dem Maler die gewünschten Ratschläge **).“

---

leichter als jetzt. Körperliche Strafen sind in den Volksschulen Italiens strenge verboten, zur Römerzeit spielten Stock und Rute in Schulen eine wichtige Rolle.

*) Siehe unseren zweiten Teil, Kapitel: Ablaß.

**) „Libertà cattolica“, 17. Juli 1888.



Vor einigen Jahren ward zu Pagani in Campanien der hundertjährige Todestag des St. Alfonso di Liguori, des Stifters des Ordens der Redemptoristen, gefeiert, welche sich auch die Aufgabe stellten, sich des verwahrlosten Volkes und speziell der Jugend anzunehmen.

Wenn dieser Orden im Süden Italiens wenig geleistet und nur einseitig gewirkt hat, so bestätigt sich hier das Wort, daß niemand zwei Herren dienen kann. Das mönchisch-asketische Element in der Ordensregel hinderte die Redemptoristen, der Aufgabe einer inneren Mission gerecht zu werden. Alfonsos Werk erscheint uns wie eine evangelische Pflanze in dürrem katholischem Boden, wo sich dieselbe ungefähr ebenso seltsam ausnimmt, wie z. B. eine philanthropische Stiftung des Kaisers Trajan, deren Spuren wir in einem Relief auf dem römischen Kapitol sehen können. Jene bescheidene Pflanze hatte unter den übrigen üppig glänzenden Wucherpflanzen kein Gedeihen. Von dem Werke des Alfonso sind kaum noch dürftige Reste vorhanden, und der Klerus ist weit entfernt, sich bei der Sorge um Kultuspracht und Festlust auch um die Seelen des in geistlicher Hinsicht verkommenen Volkes zu kümmern. In Neapel, um nur ein Beispiel zu nennen, wachsen 10 000 Kinder ohne Unterricht auf, viele derselben ungefähr ebenso verwahrlost, wie die Hunde auf den Straßen von Konstantinopel. Da hätten die heutigen Redemptoristen ein Feld der Arbeit; aber dies liegt brach, und weder dem genannten Orden, noch dem Kardinal-Erzbischof ist es in den Sinn gekommen, diesem Jammer und dieser Schmach, die tagtäglich vor Augen tritt, abzuhelfen. In einer Kirche fanden wir kürzlich unter Glas und Rahmen das Bild eines Heiligen, der in der Unterschrift als Beschützer der verwahrlosten Kinder bezeichnet und wobei aufgefordert wurde, dies Werk zu betreiben. Dabei läßt man es bewenden. Unter dem Schutz des Santo schläft die innere Mission ebenso wie z. B. der neapolitanische Tierschutzverein, der bisweilen die Druckerei in Bewegung setzt, sich aber vor jedem energischen öffentlichen Handeln vorsichtig hütet *). Als der Advokat Bartolo Longo, wie man in

*) Siehe unseren zweiten Teil, Kapitel: Menschen und Tiere.

seiner Monatsschrift „La nuova Pompeji“ liest, die Verwahrlosung des Landvolkes in Valle di Pompeji wahrnahm, schuf er die prachtvolle Madonnenkirche bei Pompeji, in welcher der Rosenkranz jetzt seine Mission erfüllen und ein für vier Lire auf der Straße gekauftes Marienbild, welches jetzt einen für 150000 Lire angefertigten „Thron“ besitzt, der geistlichen Armut des verkommenen Volkes wehren soll. So treibt man in Süditalien und anderswo „innere Mission“.

Im Vatikan verhandelte man im Jahre 1839 die Frage, ob Alfonso Tugenden heroischen Grades besessen, und bejahte dies, wobei ebenfalls zwei Mirakel desselben konstatiert wurden. Man vergaß die Behandlung der Frage, was die Kirche thun müsse, um seine Pflanze der inneren Mission zu hegen und zu pflegen. Die Stadt Neapel erklärte S. Alfonso im Jahre 1840 durch feierlichen Senatsbeschluß für den vierzigsten ihrer Lokal-Schutzpatrone und ließ eine silberne Büste desselben anfertigen, welche alljährlich zweimal im Gefolge des S. Gennaro mit allen übrigen Schutzheiligen umhergetragen wird *). Die Stadt vergaß dabei, den Namen des Alfonso durch ein Werk zum Besten armer, elender, verwilderter Kinder zu ehren. S. Alfonso hat seine Büste und seinen Kultus, die herrenlosen Kinder haben ihre Lumpen, Nachtherberge in irgendeinem Winkel und am Tage gegenseitige Unterweisung in Lastern und Verbrechen. Als Pius IX., von Rom entflohen, im Neapolitanischen weilte, besuchte er das Kloster S. Michele in Pagani, küßte dort die Hand des toten Alfonso und steckte an dieselbe einen prächtigen Ring. Pius IX., dessen Frömmigkeit man in Pagani bewunderte, hat nie daran gedacht, die Straßen Roms von der Schmach und dem Jammer verwahrloster Kinder zu befreien. Leo XIII. hat ebenso wenig für ein Rettungshaus gesorgt, statt dessen aber dem Fest des S. Alfonso eine höhere Würde dadurch verliehen, daß er dasselbe zum rito doppio zweiter Klasse erhob, während es früher nur den rito maggiore hatte.

Dem Willen des Papstes nachgebend übernahm Alfonso das

*) Siehe unseren ersten Teil, Kapitel: Blutwunder.



Bischofsamt in S. Agatha dei Gothi, einer Stadt Campaniens, und fuhr als solcher fort, Schriften für den praktischen und wissenschaftlichen Bedarf zu verfassen. Die Zahl dieser Schriften ist groß, und manche derselben haben in dem Gesamtgebiet der römisch-katholischen Kirche durch Übersetzungen eine weite Verbreitung gefunden. Seine Schriften waren es, die ihm den seltenen Ehrentitel eines Kirchenlehrers, Doctor ecclesiae, verschafften, wodurch ihn der Papst auf eine und dieselbe Linie mit Ambrosius, Hieronymus, Augustin und anderen stellte. Nach dreizehnjähriger Verwaltung des Bischofsamtes zog sich Alfonso in sein Kloster zu Pagani zurück, wo er im 90. Lebensjahre die Augen schloß.

Zahlreiche Kirchen des Südens sind mit Bildern und Statuen desselben versehen und handelt es sich dabei um Porträtähnlichkeit. In Secondigliano sahen wir den Genannten in Lebensgröße, die Gestalt mit den Bischofsgewändern bekleidet, einen Genius daneben, der auf den Bischofsstab und -Hut hinweist. Wenn das Bild des Alfonso abstoßend wirkt, so noch vielmehr die lebensgroße Statue, bei deren Bildung der Künstler sich in der Lage sah, von jedem idealen Typus abzusehen und sich gänzlich auf Porträtähnlichkeit zu beschränken. Der Hals ist kurz, der Kopf vornüber und seitwärts geneigt, wobei die Augen sich bemühen vorwärts zu blicken, die Nase ist lang und scharf, die Wangen hager, um den Mund spielt ein süßliches Lächeln.

Die Zentenarfeier in Pagani währte acht Tage und war mit geistlichen und weltlichen Genüssen, sowie mit Vorteilen dieser doppelten Art verbunden. Auge und Ohr konnte sich weiden an der Pracht des Kirchenschmuckes, an dem Pomp der Prozession, an dem aus Neapel verschriebenen Orchester; Vorteile weltlicher Art bot der Markt, Vorteile geistlicher Art ein von Leo XIII. allen Festbesuchern bewilligter vollständiger Ablaß: indulgenza plenaria, da potersi applicare pure per modo di suffragio alle anime del purgatorio. Somit hatten also nicht nur die Lebenden, sondern auch die Toten ihre Festfreude und ihren Festvorteil. Die Reliquien des S. Alfonso waren für die publica venerazione ausgestellt, unter ihnen auch ein Blutfläschchen. Eine wahrhaft afrikanische Hitze lagerte über dem Thal um Pagani, als dort viele

Tausende, unter ihnen sogar Kardinäle, zur Festfeier am Todestage des Santo sich einfanden. Uns war es der Menschenmassen wegen nicht möglich, in das Sterbezimmer des letzteren zu gelangen, und von der Prunkrede ward uns nur der Genuß eines Teiles, weil uns die entsetzliche Hitze aus der Kirche vertrieb. Alfonso di Liguori starb mittags 12 Uhr, und demgemäß war in das Festprogramm ein besonderer Akt für die Mittagszeit eingeschaltet. Es war nämlich vorgeschlagen, den Heiligen durch eine Anrufung Schlag 12 Uhr zu ehren, und dabei in Aussicht gestellt, daß alle Verehrer dieser Art eine grazia speziale von demselben erlangen würden.

Zehntes Kapitel.

Straßengötter und Feldbeschützer.

„Und klein stellt man im Bilde euch auf."
Ovid.

Lieder, Legenden, Märchen besitzt das Volk Italiens namentlich im Süden reichlich; viele wurden gesammelt; die meisten sind noch immer wie die Blumen des Feldes, um deren Blühen sich niemand kümmert. Wer sich mit jenem Schatz volkstümlicher Lieder und Sagen beschäftigt, macht die auffallende Entdeckung, daß dem Volke jede Erinnerung an die große Vergangenheit der Römerzeit entschwunden ist. Zwar giebt es Stellen, wo man solche Erinnerungen findet, allein diese kann man nicht geltend machen. Sie finden sich beim Volke da, wo seit etwa fünfzig Jahren der Fremdenverkehr ein starker ist und durch diesen die Namen aus alten Zeiten bekannt worden sind. Wenn heute die Einwohner Capris etwas von Tiberius wissen, so ist damit nicht gesagt, daß die Tradition von ihm sich durch alle Jahrhunderte erhalten hat, vielmehr liegt die Vermutung nah, daß die Fremden den Namen jenes Kaisers dort bekannt gemacht haben. Ähnliches läßt sich z. B. von Baja und Pozzuoli sagen, wo man allerlei aus der Römerzeit weiß, aber was man weiß, sind nur Namen *). In Calabrien, wohin Fremde so gut wie nie kommen, weiß das Volk von der griechischen und römischen Vergangenheit nichts. — Legenden, dort ru-

*) Siehe unseren zweiten Teil, Kapitel: Ein Vergessener.

manze genannt, beginnen wohl: „Es war einmal“, aber sie handeln nur von phantastischen Dingen wie die Märchen von „Tausend und eine Nacht“, oder von den Zeiten der Turchi cani (Türkenhunde), welche jene Küstenfluren daselbst in Wüsten verwandelt haben. Von Zauberern und Zwergen, von Schätzen und Drachen, von kühnen Briganten und ihren Thaten gehen rumanze von Mund zu Mund, von der Römerzeit aber und ihren großen Männern gilt: „Des Königs Namen meldet kein Lied, kein Heldenbuch.“ Das Volk weiß dabei nicht, wie sehr es, obgleich die Vergangenheit vergessen ist, von der letzteren und ihrem Geist beherrscht wird; es weiß nicht, daß seine Sitten und Bräuche, Anschauungen und Gedanken aus dem von ihm vergessenen hellenisch-römischen Altertum stammen.

Im ersten Buch seines in Neapel gedichteten Liedes vom Landbau beschreibt Virgil das Gerät, dessen der „duldsame“ Landmann bedarf. Er nennt den bedachtsam rollenden Wagen, den man mit seinen zwei Rädern und seinem einfachen Gestell noch heute überall im Süden sieht, wo er, wie vor Jahrtausenden, von weißen Stieren gezogen wird. Ferner nennt er die Dreschwalze, welche noch jetzt auf der stets unter freiem Himmel befindlichen Tenne gebraucht wird. Endlich beschreibt er die Einrichtung des Pfluges, der heutzutage ebenso einfach eingerichtet ist wie damals. In demselben Gesang erfahren wir, daß es für den Landmann Tage giebt, an denen er dies und jenes Werk nicht beginnen darf, dagegen andere, die seinem Werk Glück bringen. Heutzutage wird dieser Unterschied ebenso ernstlich genommen wie vor Jahrtausenden. Zu Virgils Zeiten hatte auch die Frau des duldsamen Landmannes ihre heilvollen und unheilvollen Tage hinsichtlich ihrer an den Webstuhl zu befestigenden Garne (I, V. 284). Die Frauen Calabriens halten den Donnerstag für die Zucht der Seidenraupe, mit der sie sich viel beschäftigen, für unheilvoll *).

Im dritten Buch des erwähnten Liedes beschreibt der Dichter die Kuh und nennt die äußeren Kennzeichen. „Die Kuh ist am

*) Dorsa, La tradizione greca Romana p. 133. Über den Freitag siehe unseren dritten Teil, Kapitel: Vennari.

besten: finsteren Blickes, unzierlichen Kopfes, gewaltigen Nackens, die zu den Beinen vom Kinn herab trägt hängende Wampen. Alles an ihr sei groß, von unendlicher Länge die Seite. Groß auch der Fuß und zottig das Ohr, bei gekrümmten Hörnern.“ Kühe, welche dieser Beschreibung genau entsprechen, sieht man in Süditalien in Stadt und Land. Ihre Glocken melden in Neapel, daß sie in den Straßen der Stadt, vor den Thüren, täglich zweimal (wie auch die Ziegen) gemolken werden.

Offenbar hat der Dichter seinen Stoff aus eigener Anschauung geschöpft. Er hat den Weinbauern zugesehen, wie sie die Weinranken mit der Ulme „vermählten“ *); er hat sich von der Zucht der Ziegen, Schafe, Kühe, Rosse, Bienen u. s. w. genaue Kenntnis verschafft; er wußte genau auch mit Kleinigkeiten Bescheid. Nur eins erwähnt er nicht: die Bereitung der Butter. Wohl war dieselbe den Alten nicht unbekannt, diente aber nur als Medizin und galt nicht als wesentliches Produkt der Landwirtschaft. So ist es geblieben bis auf den heutigen Tag. Die Eingeborenen des Südens genießen niemals Butter; letztere wird nur für die zahlreichen Fremden bereitet, und wer sie gut haben will, muß sie aus Mailand beziehen.

Das Gebiet des heutigen Sila-Waldgebirges in Calabrien, reich an großartiger und lieblicher Schönheit, hat sich seit Virgils Zeiten in vieler Hinsicht nicht verändert. Der Dichter schildert im erwähnten Liede die dortigen Herden und beschreibt die Kämpfe der halbwilden Stiere. „Jene mit mächtiger Kraft sich tummeln in Kämpfen; sie tauschen häufig verwundenden Stoß; von dunklem Blute beströmt, ringen sie, sich entgegen gestemmt, mit den Hörnern bei dumpfem Brüllen, daß dröhnend der Wald und der Berg es zurückhallt. Weit weg zieht der Besiegte, verbannt sich in fremde Gefilde, heftig beseufzend die Schmach und die Stöße des stolzen Besiegers“ (III, 220). — So waren die Kämpfe vor Jahrtausenden, so sind sie noch jetzt. Virgil fährt fort und sagt von dem besiegten Stier:

---

*) Die Platane nennt er caelebs, ehelos, weil nie ein Weinstock mit ihr vermählt wurde. So ist es noch bis auf den heutigen Tag.

„Und rückblickend zur Hürde, verläßt er die erbliche Herrschaft.
Darum übt er die Kräfte mit Sorgfalt, ruhet die Nacht durch
Zwischen dem harten Gestein, entbehrend der Streue des Moosbetts:
Sucht sich Nahrung von rauhem Gezweig und stachlichtem Riedgras.
Jetzo versucht er sich, und lernt mit den Hörnern zu wüten,
Stemmt sich gegen den Baum, und neckend mit Stößen die Winde
Streut er zerwühleten Sand zu des Kampfs Vorspiel in die Lüfte.
Hat er sodann sich erholt, und wiederum Kräfte gesammelt,
Bricht er auf, stürzt gegen den Feind, der seiner vergessen.
Wie wenn mitten im Meere die Flut zu ergrauen beginnet,
Und aus dem Grund sich bilden die fernherkreisenden Wellen,
Dann an den Strand sich wälzen, und furchtbar rauschen am Felsen:
Berghoch stürzen sie nieder: es schäumt von der untersten Tiefe
Wirbelnd die Flut, gen Himmel den dunkelen Sand aufschleudernd."

Diese Beschreibung entspricht der Gegenwart. Im vierten Buch seines genannten Liedes beschreibt Virgil die Bienenzucht und verwebt hier den von ihm und seinen Zeitgenossen geteilten Aberglauben, daß sich Bienen im Kadaver eines Rindes von selbst erzeugen (IV, 330).

„Aber indessen erhitzt in den zarten Gebeinen des Rindes
Gähret der Saft: sichtbar dann wimmeln von seltsamem Anblick
Tierchen, der Füße zuerst entbehrend, doch bald mit den Schwingen
Rauschend, und mehr und mehr aufstrebend zum flüssigen Luftraum.
Endlich hervor, wie der Guß entströmend den Wolken des Sommers,
Brechen sie, oder den Pfeilen, geschnellt von der Sehne, vergleichbar,
Wenn zum Beginne des Kampfs anstürmt der bewegliche Parther."

Diesen Aberglauben hat das Landvolk bis auf den heutigen Tag bewahrt, nicht in Hinsicht der Bienen, deren Zucht in Süditalien nur wenig betrieben wird, wohl aber in Hinsicht des Ungeziefers, namentlich der Wanzen. Das Tier gehört bei großen Klassen der Bevölkerung zu den — — Haustieren, wie Hühner und Schweine. Allgemein wird angenommen, daß diese Tiere sich von selbst erzeugen, und wenn man noch so ausdrücklich geltend macht, daß die Unreinlichkeit die eigentliche Ursache ihrer Verbreitung ist, so glaubt dies im Volke niemand, nimmt vielmehr an, daß es gegen diese Art Haustiere kein Mittel der Vernichtung giebt, weil sie sich von selbst erzeugen. Mit orientalischer Ruhe

erträgt man die Gesellschaft dieser Tiere; die meisten thun nichts zu ihrer Vertilgung, höchstens werden morgens von den Balkonen aus die Bettdecken geschüttelt, wobei man die etwa dort vorhandenen Tierlein auf die Straße befördert, oder auch dieselben, wie ich oft gesehen, absammelt. An zahlreichen Stellen Süditaliens und in Sicilien wird dies Ungeziefer beschworen, nämlich am Sabbato santo (Sonnabend vor Ostern), indem man die Betten schüttelt und dabei sagt: Sabbitu Santu vinni, Pulici e cimici, vativinni *). Auch pflegt man, wenn am heiligen Sonnabend um Mittag die Osterglocken läuten, mit einem Stock das Bett zu schlagen und zu rufen: Cimiceddi, puliceddi, muscaggiunedda, vattivinni, diccá cá risuscitáu Nostru Signuri **). Noch immer gelten die Strophen Virgils von den Pflugstieren: „Wohlan denn, rüstige Stiere mögen sogleich, beim Beginn aufsteigender Monde des Jahres, fettes Gefilde durchpflügen“ (I, 63); noch immer wird der bedächtige Esel von seinem Treiber beladen (I, 273); noch immer geschieht die Kultur des Weinstocks und des Ölbaums, wie es Virgil im zweiten Buch beschreibt. Viele „hinrollende“ Menschengeschlechter sind seit Virgil dahingegangen, aber bis zur Stunde kennt der duldsame Bauer des Südens keine größere Freude als seine Feste, von denen das erste Buch, V. 1, ein Beispiel bietet:

„Dreimal geh' um das junge Gewächs heilbringend das Opfer,
Welches der sämtliche Chor und die jubelnden Freunde begleiten,
Und laut rufend ins Haus einladen die Ceres, zuvor auch
Soll meist Einer an reifendes Korn anlegen die Sichel,
Bis er der Ceres, die Schläfe umkränzt von gewundenem Eichlaub,
Kunstlos schwebende Tänze geweiht und Lieder gesungen.“

---

*) Sicilianischer Dialekt. Der heilige Sabbat ist da, Flöhe und Wanzen, fort mit euch!

**) Ihr kleinen Wanzen, ihr kleinen Flöhe, ihr kleinen Mücken, fort mit euch, denn unser Herr Christus ist auferstanden. — Pitré, Biblioteca XVI, 318. Ein ähnlicher Brauch ist in Calabrien an demselben Tage und in derselben Stunde. Man besprengt das Haus mit neugeschöpftem Wasser und ruft: esciti fora surici uorvi (allerlei Ungeziefer) esciti fora tentaziuni, esca u malu ed entri u bene. Cf. Dorsa, La tradizione p. 48.

Diese Strophen erinnern an die heutigen ländlichen Madonnenfeste, während andere Verse (II, 386) uns mit einem antiken Karneval bekannt machen*). Virgil erwähnt nämlich ein Fest des Bacchus und sagt, daß die Landleute diesen Gott mit Liedern verherrlichten (wie heute die Heiligen) und ihr Angesicht mit Masken verhüllten (wie heute beim Karneval). — Die Gabe des Bacchus, den Wein, pflegte man vor Jahrtausenden in unterirdischen Zelten zu verwahren, ein Brauch, der noch heute, wie ich mich überzeugt habe, besteht, namentlich in höhlenartigen Distrikten. Auf Ischia giebt es an allen Seiten des Epomeo solche Weinhöhlen, die im September mit frischgefüllten Weinfässern versehen werden. Den frischen Wein genießt man am Tage des heiligen Martin, um dieselbe Zeit, wann dies von den Griechen geschah. A San Martinu ogni mostu e vino, sagt ein sicilianisches Sprichwort. Dies ländliche, überaus heitere Martinsfest ist an die Stelle jenes Festes getreten, welches bei den Griechen die kleinen oder die ländlichen Dionysien hieß, von deren Lust und Lärm uns Aristophanes in seiner Komödie „Die Acharner" eine lebendige Schilderung hinterlassen hat. Weingenuß und Schmaus bildeten die Hauptsache, ebenso beim Weinfest der sogenannten Anthesterien, bei welchen Wettkämpfe im Trinken des neuen Weines angestellt wurden. Ähnliche ländliche Feste kannte das römische Leben, welches seinen Wein- und Ackergott Liber (Befreier von Sorgen) später mit dem griechischen Dionysos identifizierte. Im großen süditalischen Weingebiet herrschte also Jahrtausende hindurch bei den Weinfesten eitel Lust und Freude, woran sich Hoch und Niedrig beteiligte. Das galt vor allen Dingen von Campanien, dem Lande, wo Ceres und Bacchus miteinander in ihren Segnungen seit Jahrtausenden wetteifern. Selbst im ernsten Rom brachte der neue Wein heitere Lust und Ferien für die Staatsbeamten. Die Stadtbewohner eilten dann aufs Land. Solche Feste haben sich von allen am längsten erhalten. „Noch in den letzten Zeiten des Heidentums, ja, als schon das Christentum zur alleinigen Herrschaft gelangt

*) Siehe unseren dritten Teil, Kapitel: Entstehung und Geschichte des Karnevals.

war, ließ es sich der Landmann so wenig in Italien als in Griechenland nehmen, an diesen fröhlichen Tagen der alten Götter zu gedenken und die alten volkstümlichen Lustbarkeiten so gut es ging zu wiederholen *)."

Diese herbstliche Weinlust hat San Martino unter seinen weiten Mantel genommen. Das Volk erzählt, daß er einen Betrunkenen, der in der Kälte am Wege lag, mit seinem Mantel zudeckte, und daß er deshalb vom „christlichen" Volk zum Beschützer der Trinker ernannt wurde, obgleich er selbst, weil dem Mönchsleben hold, keinen Wein trank. So erlaubt sich das Volk freien Scherz mit seinen Heiligen. Aber die Sache wird noch ärger. Wie bei den Weinfesten der Alten jeder Scherz erlaubt war, so verstattet man sich mit dem genannten Heiligen dasselbe. Bei jedem Martinsfest sieht man illustrierte Blätter, auf denen man Lieder liest, welche St. Martino als den Schutzheiligen solcher Ehemänner preisen, deren Ehefrauen treulos sind. Solche Lieder sind oft derb, die Illustrationen nicht minder. In der Stadt Caltagirone auf Sicilien ist St. Martino der lokale Schutzpatron, und weil man an seinem Fest die Statue durch alle engen Straßen (carruggi) führt, so hat das Volk dort seinem Heiligen den Scherznamen: Carrugiaru gegeben, ohne dadurch seiner Würde zu nahe zu treten. San Martino! So hört man den Ruf bei der Weinernte durch ganz Süditalien, er bedeutet so viel, als: Überfluß, Segen. Man trinkt, man schmaust und auf dem Lande, namentlich in Calabrien, muß das geschlachtete Schwein denselben Genuß bieten, den in Deutschland seit uralter Zeit die Martinsgans gewährt. Auf diese Weise ehrt man den Santo und ergötzt sich selbst. An einigen Stellen Calabriens ist das Fest der Weinprobe am 8. Dezember, dem Tage der unbefleckten Empfängnis Maria, woher es kommt, daß man diese Madonna bei den Bauern daselbst als Madonna delli prova-vutte (Faßprobe) nennen hört. Nach dem heiteren Schmaus ergiebt sich das Landvolk gerne dem Spiel, auch dem

---

*) Preller, Römische Mythologie S. 445. Von den Bräuchen bei der Weinernte im heutigen Ätnagebiet sagt Pitré (XVI, 197), daß sie den antiken Bräuchen entsprechen. Dasselbe gilt namentlich auch von Ischia.

mit Würfeln. Unter den Bildern Pompejis ist eines, welches eine Würfelscene in einer ländlichen Wirtschaft darstellt, wobei die streitenden Spieler vom Wirt vor die Thür gesetzt werden, — eine Scene, die sich bei jedem Martinsfest auf dem Lande wiederholt. Ebenso erklingen dann in der Campagna jene meist extemporierten Wechselgesänge, welche die Römer **Fescennien** *) nannten. Nicht alle derselben sind für die Übersetzung geeignet. Von der tobenden Festlust hatte Dionysos den Beinamen Bromios. Namen sind verschwunden, die Sache ist geblieben.

Reste des erwähnten Kultus finden sich auch in Griechenland, wo indes der heilige Martinus unbekannt ist. Auf der Insel Rhodos verehrt man den Erzengel Michael als Vorsteher der Kelter und auf Paros führt der heilige Georg, der ebenso kriegerisch war, wie St. Martin, den scherzhaften Beinamen: **Methystēs**, d. h. Trunkenbold **), denn am Fest dieses Heiligen, Anfang November, probiert man den neuen Wein, bei welcher Gelegenheit man sich ebenso berauscht, wie beim Martinsfest. Vom heiligen Dionysios erzählt man in Griechenland, daß er auf Naxos (Hauptsitz des einstigen Dionysos=Bacchoskultus) die erste Rebe pflanzte und den Saft den Menschen zu trinken gab. Beim Genuß dieses Getränkes sangen sie zuerst wie die Vögel, wenn sie aber mehr davon tranken, wurden sie stark, wie die Löwen, tranken sie aber noch mehr, so wurden sie wie die Esel. — Wir sehen, wie der alte Weingott Dionysos in dem namensverwandten St. Dionysios (französisch St. Denys) weiterlebt. Letzterer ist derselbe, welcher nach Apostelgeschichte Kap. 17 Beisitzer des höchsten Gerichtshofs zu Athen und dann, durch Paulus bekehrt, angeblich der erste Bischof Athens war. — Die Stadt Crotone in Calabrien (das durch Pythagoras berühmte Kroton) besitzt in jenem Dionysios ihren Schutzheiligen und behauptet, er sei von Athen aus dahin gekommen und der erste Bischof gewesen. Das **Breviarium Romanum** enthält die zur Zeit der Karolinger erfundene Fabel, daß jener Dionysios von Athen nach Rom gereist sei, um sich dort

*) Der Name soll von einem Ort in Etrurien stammen.

**) B. Schmidt, Volksleben der Neugriechen S. 40 u. 43.



vom „Papst“ Klemens nach Paris senden zu lassen *). Von dieser Reise hat Crotone profitiert und gedacht: Warum sollte St. Dionysios auf dieser Reise nicht in Crotone gelandet und dort ein Jährchen hindurch Bischof gewesen sein? Diese Stadt wollte ihre Kirche gar zu gerne von der Heroenzeit der Apostel herleiten. Die römische Kirche, der jeder Wahrheitssinn zu fehlen scheint, hat jenen Wunsch gebilligt und jener Sage den Stempel historischer Wahrheit aufgedrückt.

„Was die erscheinende Zeit des Jahrs mir an Früchten erzogen,
Leg' ich dem Gotte der Flur dankend auf seinen Altar.
Goldene Ceres, ein Kranz von Ähren des eigenen Feldes,
Schmückend des Tempels Thür, sei dir zur Gabe geweiht.“

Tibull. I, 1.

Die angeführten Strophen des römischen Dichters sind ein Ausdruck inniger Frömmigkeit des antiken Lebens, welches Äcker und Feld unter den Schutz einer höheren und niederen Götterwelt stellte. Dasselbe gilt von den Verkehrswegen, welche die gesegneten Äcker durchschnitten, auch diese standen unter dem Schutz besonderer Gottesmächte. Man lese die für Kenntnis des Altertums so wichtige Reisebeschreibung des Pausanias, um sich zu überzeugen, daß alle Verkehrswege mit den Zeichen frommer Götterverehrung erfüllt waren. Überall, wo Verkehr herrschte, hatte man auch die Nähe schützender Götter. Dies gilt sowohl von den Wegen in den Städten, als auf dem Lande. Grabmäler, Altäre, Haine und Tempel der Heroen sah man in Griechenland an allen Wegen und Straßen, regelmäßig wiederkehrende Opfer an denselben, Blumen, Kränze und Gebete der Vorübergehenden fehlten nicht. Unter den zahllosen, von Pausanias erwähnten Heiligtümern der Straßen befand sich auch ein Altar des Heroen Tereus, an welchem jährlich Opfer dargebracht wurden. Pausanias sagt ausdrücklich, Tereus sei ein Selbstmörder gewesen, eine Thatsache,

*) Cf. Lenormant, La Grande-Grèce II, 150. Mit Recht sagt derselbe, daß im Breviarium Rom sich zeige: l'ultramontanisme inintelligent et exagéré.

welche seine Verehrung und Vergöttlichung nicht hinderte. An einer breiten Straße bei Palermo steht jenes in ganz Sicilien bekannte Heiligtum, in welchem man, wie wir früher gesehen, die hingerichteten Verbrecher als Schutzgottheiten anruft *). In ganz Griechenland standen die Straßen unter dem Schutz der Hecate, welche deshalb als Enodia bezeichnet wurde. Diese große Gottheit, deren Kultus in der späteren Kaiserzeit sich im ganzen römischen Reich verbreitete, hatte namentlich an den Kreuzwegen kleine Kapellen und Bilder, an denen man ihr Opfer brachte. Der wichtigste, allgegenwärtige Schutzgott der Wege war Hermes. Im sechzehnten Buch der Odyssee V. 471 lesen wir:

„Diesseits über der Stadt, wo der Hermes-Hügel sich hebt.“

Zur homerischen Zeit gab es also schon an den Wegen jene höchst einfachen Heiligtümer des Hermes, welche später immer wieder erwähnt werden, auch Pausanias erwähnt dieselben. Es waren aufgeschüttete Steinhaufen, an denen sich gewöhnlich ein Pfeiler aus Stein befand. Letztere wurden später künstlerisch gebildet und mit Köpfen und Gliedern versehen. Solche Hermen standen an allen Stätten des Verkehrs, namentlich auch an den Kreuzwegen. Theophrast (geboren 384 vor Christo) schildert im sechzehnten Kapitel seiner „Charaktere“ den Abergläubischen und erwähnt dabei auch jene Hermen. Er sagt: „Nachdem er die Hände rein gewaschen und mit Weihwasser besprengt hat, nimmt er ein Lorbeerblatt in den Mund und spaziert so den ganzen Tag umher. Hat ihm eine Maus den Mehlsack durchnagt, so fragt er einen Zeichendeuter, was zu thun sei. Geht er an geweihten Steinen an den Kreuzwegen vorbei, so gießt er Öl aus seinem Fläschchen auf dieselben, fällt auf die Knie, spricht ein Gebet und geht dann weiter.“ — Theophrast meint die Hermen, zu denen sich die oft roh gearbeiteten Bildnisse der Feldgötter (Pan, Bacchos, Priapos) gesellten, welche man durch Kränze, Binden, sowie durch Wein- und Öllibation ehrte. Neuere Reisende haben solche Steinhaufen noch jetzt an manchen Wegen Griechenlands ge-

*) Siehe unseren dritten Teil, Kapitel: Kultus der Gehängten.

funden *), ein Beweis von jenem wundersamen Festhalten uralter Bräuche, welches wir bereits an zahlreichen Beispielen nachgewiesen haben **). Weit mehr, als jene noch vorhandenen, aber doch vereinzelten Steinhaufen, zeugen die kleinen Heiligtümer und Bilder an den Kreuzwegen Süditaliens von der Thatsache, daß Sinn und Geist des Volkes sich seit Jahrtausenden nicht verändert hat. Wenn Theophrast heutzutage wiederkehrte und sähe, wie man jetzt jene Bilder an den Kreuzwegen mit Lampen, Blumen und Gebeten ehrt, so würde er gestehen, daß alles beim Alten geblieben.

Die ältesten Wegesheiligtümer der Römer waren mosige Steine, die von frommen Wanderern bekränzt wurden, meist an Kreuzwegen aufgestellt, oder ein Stamm im freien Felde, vor dem der Vorübergehende das Knie beugte ***). Später wurden jene rohen Gebilde ersetzt durch kleine Figuren der Laren, wie man sie im häuslichen Kultus benutzte. Laren waren auch Beschützer des Ackers, welche Ernten und köstlichen Wein verliehen, wofür der ärmere Besitzer ein Lamm, der reichere dagegen ein Rind opferte.

Die Laren an den Kreuzwegen in Stadt und Land wurden bekränzt und Augustus als Pontifex maximus verfügte, daß dies jedesmal im Frühling und im Sommer geschehen solle †). An den Kreuzwegen in Stadt und Land hatten jene guten Schutzgeister ihre Kapellen und als solche heißen sie bei Ovid ††) Schirmer der Kreuzwege, anderswo auch Lares viales †††). Gewöhnlich sah man bei dem Larenbild auch den Hund als Zeichen der Wachsamkeit.

„Gern an dem Kreuzweg auch weilen der Gott und der Hund."
Ovid V, 140.

---

*) Vgl. Roß, Peloponnes S. 1. 18. 174. Preller, Griechische Mythologie I, 324.

**) Siehe unseren zweiten Teil, Kapitel: Pompeji keine Totenstadt.

***) Tibullus, Elegie I, 1.

†) Sueton, Octavian Kap. 31.

††) Fasti II, 616.

†††) In den Durchgangsgewölben der Stadtstraßen sah man das Bild des Janus, heute z. B. in Neapel sieht man eben da oft St. Antonio, oder die Madonna.

Die Straßen Roms waren zur Kaiserzeit von kleinen Larenkapellen an den Häusern angefüllt:

„Jetzt zählt tausend Laren die Stadt."

Ovid V, 145.

„Und selbst schirmen sie stets und bewahren die Mauern der Stadt uns
Immer gewärtig zum Schutz, immer zu helfen bereit."

Ovid V, 135.

Bei dem Jahresfest der Laren, welche die Wege und den Verkehr beschützten, fand stets allerlei Volksbelustigung statt. Faustkämpfer, Schauspieler, Gladiatoren ergötzten dann das Publikum *). So verhielt man es auf dem Lande, wo natürlich diese „Künstler" nicht immer ersten Ranges waren. Um sich beim Volke beliebt zu machen, ließen reiche Leute oft bei den Larenfesten solche volkstümlichen Kloppfechter, Seiltänzer und Schauspieler kommen. Augustus, welcher dem Kultus der Lares viales und ihren Festen einen neuen Aufschwung gab, sorgte dafür, daß jene Festergötzlichkeiten nicht fehlten. Sueton (Kap. 45) erzählt von ihm: „Am meisten Interesse nahm er an den Faustkämpfern, nicht nur an den gewöhnlichen von Profession, sondern auch an Personen aus dem gemeinen Volk der Hauptstadt, die in den engen Straßen, wie es kam, mit einander kämpften. Er widmete überhaupt der ganzen Klasse derer, die ihre Fertigkeit bei öffentlichen Gelegenheiten zur Schau stellten, seine besondere Aufmerksamkeit." Wer heutzutage sehen will, wie diese väterliche Sorge des Weltherrschers nachwirkt, muß in den ländlichen Gegenden Süditaliens die Feste der Schutzheiligen besuchen, bei denen ebenso, wie bei den antiken Larenfesten die „Künstler" erwähnter Art zusammenströmen, die Feuerfresser, Akrobaten, Schauspieler, an deren Leistungen das heutige Volk sich zu Ehren der Schutzheiligen ebenso erfreut, wie vor Jahrtausenden an den Kunstleistungen der Faustkämpfer u. dgl. So sieht man es auf dem Festland und auf den Inseln, jedesmal handelt es sich um einen Jahrmarkt, mit seinen Leiden und Freuden. Jahrmärkte sind auch, wie im antiken Leben, mit den Festen der Schutzheiligen im heutigen Griechenland ver-

*) Preller, Römische Mythologie S. 495.

bunden, es besteht aber doch ein Unterschied mit Italien. Es fehlen bei den hellenischen Festen die erwähnten „Künstler“, statt deren hat man dort den Reigentanz, sowie blinde Sänger, welche die alten Rhapsoden vertreten und stets ernste Lieder vortragen, wobei sie ihren Vortrag mit der Lyra begleiten. Die griechischen Tänze bei solchem Anlaß bleiben stets würdevoll und werden im Freien vor der Kirche aufgeführt. Dies schöne Maß der Lustbarkeit fehlt fast immer den religiösen Festen Italiens. Ich habe eine endlose Reihe von Festen in den verschiedensten Gegenden Süditaliens gesehen und jedesmal beobachtet, daß die Festfeier in wilden Freudenäußerungen orgienartig endigte. Daß die griechischen Feste mit den antiken zusammenhängen, zeigt schon der Name Panegyri (Panegyris). An manchen Orten des heutigen Griechenlands findet sich neben der Festkirche eine lange gemauerte Festtafel, an welcher man das Festmahl feiert, eine Einrichtung, welche dem antiken hellenischen Götterkult entstammt *).

Am 10. November 392 erließ der Kaiser Theodosius eine Verordnung, in welcher der Kultus der Laren und Penaten, das Anzünden von Lichtern, das Aufhängen von Kränzen, das Streuen von Weihrauch verboten wurde. „Niemand darf an irgendeinem Orte oder in irgendeiner Stadt den sinnlosen Götterbildern ein Opfertier schlachten, oder durch ein geheimes Vergehen etwa einen Lar durch Feuer, seinen Genius durch Wein, seine Penaten durch Wohlgerüche verehren, oder Lichter anzünden, Weihrauch streuen und Kränze aufhängen **). Daß dies Gebot nicht nur die Hauslaren ***), sondern auch die Wegeslaren betraf, ist selbstverständlich; ebenso selbstverständlich ist es, daß damit wenig ausgerichtet wurde. Der Kaiser verbot die Äußerungen des Glaubens; der letztere blieb. Sinn und Geist der äußerlich christianisierten Massen wurde nicht geändert. Der bekannte Kirchenlehrer Hieronymus (gest. 420)

---

*) B. Schmidt, Volksleben der Neugriechen S. 86.

**) Schultze, Untergang des griechisch-römischen Heidentums I, 277.

***) Siehe unseren zweiten Teil, Kapitel: „Hausgötter“.

schreibt: „Es war kein Ort, den man nicht mit dem Schmutz des Götzendienstes befleckte; stellte man doch in der Nähe der Thüren Götterbilder auf, welche Laren heißen“ *). So sah es aus zu Anfang des fünften Jahrhunderts, als die Kirche triumphierend behauptete: Das Heidentum ist besiegt! — Sie hat das erwähnte Stück Heidentum der Lares viales nie besiegt, denn als sie an Stelle der letzteren die Heiligenbilder als Wegesbeschützer dem Volke gab, war dieser Sieg eine völlige Niederlage.

Im Thal des Liris an einem Kreuzwege sah ich ein liebliches lebendes Bild. An der Mauer saßen etwa zwölf kleine Mädchen und banden Blumen, die sie aus einem Korb entnahmen, zu niedlichen Sträußchen. Was sollen die Blumen? so fragte ich die plaudernden Schwarzköpfe. Die Antwort lautete: Alla Madonna. Damit wiesen sie auf eine mit Glas versehene Nische in der Mauer, in welcher ich das aus Mosaik bestehende Madonnenbild erblickte. Mit Hilfe eines Stuhles gelangte das größte der Mädchen zur Nische und häufte vor derselben die Blumen zierlich auf und hob dann die kleinste der Genossinnen in die Höhe, um ihr die Herrlichkeit der Nische zu zeigen. Vor dem Bilde sah ich die ewige Lampe. — An allen Straßen, namentlich an den Kreuzungen, sieht man heutzutage in Nischen, sowie in größeren mit Altären versehenen Heiligtümern das Bild der Madonna, welche in dieser Hinsicht also die antike Hecate vertritt. Der Blumen- und Öltribut fehlt nie, und wie man einst auf der Straße zur Hecate flehte, so habe ich oft die Betenden vor dem Madonnenbilde erblickt. Im antiken Leben war Hecate der Diana gleichgestellt und ihr die Herrschaft über Himmel und Erde, Meer und Unterwelt, Lebendige und Tote beigelegt, eine Stellung, welche jetzt die Madonna einnimmt **). „Himmel regiert sie und Erde.“ Die Bilder dieser Hecate-Madonna sind nicht überall dieselben, vielmehr

*) Hieronymus in Esaiam XVI, Kap. 57.

**) Siehe unseren zweiten Teil, Kapitel: Die Himmelskönigin; sowie unseren dritten Teil, Kapitel: Mutter und Kind, sowie Am Vesuv.

bewirken die lokalen Madonnen eine Verschiedenheit. Östlich vom Vesuv finden wir die Madonna dell' Arco, deren Größe in einem kirchlich approbierten Buch beschrieben wird. Hohen Ruhm erwarb sich die Genannte durch den Wunderschutz bei verschiedenen Eruptionen des Vesuv. Sie war der Arco di Salvezza, der Bogen des Heiles; sie zeigte sich als Regina Mater misericordiae und dies war ihre hochzuschätzende Spezialität. Seite 28 wird die furchtbare Eruption vom Jahre 1631 geschildert, Seite 32 diejenige von 1660, Seite 35 die vom Jahre 1872. Wir müssen hier zur Erläuterung und Ergänzung bemerken, daß der Ort Madonna dell' Arco nebst Anastasia u. a. durch den Mantel der Somma gegen Lava geschützt ist. Läge jenes Heiligtum da, wo die Städtlein Massa und St. Sebastiano liegen, so hätte die Madonna 1872 trotz all ihres Patrociniums nichts gegen den Feuerstrom ausgerichtet, wie ein jeder sich überzeugen wird, der die zwei genannten Städte besucht. — Eine zweite Spezialität dieser Madonna ist das in ihrem Bilde vorhandene dämonische Leben. Im Jahre 1630 erbleichte die Madonna plötzlich, Blutstropfen sah man auf ihrer Wange, und beides wurde vom Bischof von Nola bezeugt. Dies waren Vorzeichen von dem 1631 eingetretenen Ausbruch des Vesuv. Mit Vorliebe hat sich die Gottesmutter diesen Tempel erwählt, angenehm ist ihr der Titel „dell' Arco“, denn in mystischer Deutung weist er hin auf den Bogen des Friedens (Seite 13), und schnell hat sich dieser Spezialkultus verbreitet, dem am meisten die unzählbaren und staunenswerten Wunder zuhilfe kamen. Zahlreiche ellenlange Marmorinschriften melden in der Kirche, daß die legendenhaften Dinge sich wirklich zugetragen haben, wie die Tradition meldet. Erwähntes Buch meldet von Seite 119 bis 142 die Inschriften, die nach dem Muster derjenigen verfaßt sind, welche sich in römisch-heidnischen Tempeln befanden. — In der Gegend nördlich vom Vesuv findet man an den Wegen gewöhnlich Bilder der Madonna di Liveri, deren Heiligtum gleichfalls in einer approbierten Schrift beschrieben wird. Der Verfasser berichtet von einer der Kapellen obgenannten Heiligtums und sagt: „Dieselbe wurde hergestellt durch Wohlthäter der Kirche, welche sich zu Gaben angetrieben fühlten, indem sie das heilige

Bild anbeteten" (adorando la santa Immagine). Seite 11 lesen wir, daß die neapolitanische Königsfamilie zu den Füßen des Bildes wahre Devotion gezeigt habe. Seite 13 wird gesagt: Devozione alla miracolosa Immagine di St. Maria. Seite 13 ff. erfahren wir von der schnellen und weiten Verbreitung des Kultus dieser Madonna. Die Straßenbilder der Madonna = Hecate, welche stets Kopieen kirchlicher Wunderbilder sind, gelten natürlich nicht so viel wie die Originalien; oft aber geschieht es, daß ein wenig beachtetes Straßenbild durch Wunder zu hohem Ansehen gelangt und in eine Kirche versetzt wird. Diese Laufbahn hatte die Madonna dell' Arco. Ursprünglich ein Straßenbild in einem Durchgangsgewölbe, ward dasselbe zum Kirchenbild, als ein Frevler dasselbe mit einem Stein getroffen hatte und die Wange der Madonna blutete. Seitdem waren dreihundert Jahre hindurch die Wunder unaufhörlich.

Wie solche wunderthätige Bilder entstehen, davon erzählt Celano in seiner Chronik Neapels ein bemerkenswertes Beispiel. Vor reichlich dreihundert Jahren befestigten, wie noch heute üblich (siehe Kap. 6 in unserem zweiten Teile), einige Knaben ein Madonnenbild an einer Hauswand neben der Straße und erbaten von den Passanten das übliche Almosen, um vor dem Bilde eine Lampe zu brennen. Da ging der reiche Silvestro Tizzano vorbei, und als er den Eifer der Knaben bemerkte, sagte er, sie sollten auf seine Kosten ein Madonnenbild malen lassen. Dies geschah. Der berühmte Maler Antonio d' Amato malte das Bild und dies ward im Hause des Tizzano aufgehängt, worauf viele kamen, um dasselbe zu verehren. Celano fährt fort: „Die Madonna, gerührt von der Frömmigkeit jener Knaben, erlangte viele Gnadengaben von ihrem Sohne Jesus für die Neapolitaner, die Gaben für die Madonna mehrten sich und bald konnte man auf diese Weise eine Kapelle für das Bild herstellen; schließlich konnte man sogar eine Kirche bauen, in welche 1599 jenes wunderbare Bild gebracht wurde." — An der Straße von Mailand nach Saronna stand vor dreihundert Jahren eine kleine Kapelle mit einer Statue der Madonna (Hecate), die lange Zeit hindurch sich keiner weiteren Ehre zu erfreuen hatte, als eines flüchtigen Blickes, eines Neigens

des Hauptes oder eines leise gemurmelten Ave Maria. Dies wurde anders, als diese Madonna in einer Nacht einem Kranken erschien und ihn heilte, wofür sie auf höhere Ehre Anspruch machte. Der Ruf: „Miracolo!“ erscholl, die Kranken strömten herzu, Heilungen geschahen und den Bemühungen des Bischofs Carlo Borromeo in Mailand gelang es, dieser Madonna eine Kirche und einen glänzenden Kultus zu verschaffen. Sie erlangte sogar den Namen: Nostra Signora dei Miracoli *). — An einer Straße bei Brá in Norditalien stand ein den antiken Hermessäulen wohl ziemlich ähnlicher Steinpfahl, bemalt mit dem Bilde der Madonna. Eine Bäuerin, von Räubern verfolgt, flüchtete sich zu jenem Stein und rief zur Madonna, worauf letztere erschien und die Räuber verjagte. Nachhause zurückgekehrt, erzählte sie das Wunder, man eilte zu jenem Stein und sah — Wunder erzähl' ich! — am 29. Dezember rings um denselben einen vollen Blumengarten. Menschenmassen eilten herbei, sahen die Blumen, beteten die Madonna an und nannten sie Madonna dei fiori (Blumen). Über jenem Wunderbilde wölbte sich natürlich bald eine Kirche. — Am Corso Vittorio Emanuele, einer der schönsten Straßen Neapels, steht als Wegesgottheit die Statue der Madonna, von den meisten der Vorbeigehenden gegrüßt, von Anbetern stets besucht, mit Kerzen und Blumen stets versehen. Im heißen Sommer wird die Glasthür ihres zierlichen Heiligtums am Tage geöffnet, denn sonst würde ihr, wie mir ein Mütterchen auf Befragen sagte, die Luft in dem engen Raum zu heiß. Am Abend schließt man das Fenster, denn die Nachtluft ist oft schädlich. Vor zwei Jahren vergaß man, ihre Kerzen neu anzuzünden, und als man das Versäumte nachholen wollte, sah man, daß die Madonna das Anzünden selbst besorgt hatte, ein Mirakel, welches der Madonna bedeutenden Respekt verschaffte. — An der Mauer eines Kreuzwegs bei Camogli in der Nähe von Genua befand sich das Bild der Madonna (Hecate), vor welchem täglich eine zwölfjährige Hirtin ihre Andacht verrichtete. Im Jahre 1518 erschien diesem Kinde die Himmelskönigin und befahl, man solle ihr an dieser Stelle eine Kirche bauen. Als

*) Riccardi, Storia dei Santuari II, 31.

Beweis ihrer Gegenwart grub die Madonna ein M in das Gestein. Der Kirchenbau geschah, und am 12. August 1817 ließ Pius VII. jenes Bild krönen *). „Alt ist im Christentum der Brauch, an Außenwänden der Häuser, an den Kreuzwegen, den Säulen neben Landstraßen, in der Nische kleiner Kapellen das Bild Christi oder eines Heiligen, besonders aber der Madonna anzubringen. Der Zweck ist, nicht nur Ehre unseren Beschützern (avvocati) zu verschaffen. St. Carlo Borromeo sagt, sie sollen besonders an gefährlichen Stellen angebracht werden, damit die Wanderer erinnert werden, den göttlichen Beistand anzurufen. Oft hat sich Gott jener frommen (divoti) Bilder bedient, um in Gefahr zu retten oder Wunder zu wirken.“ So schreibt Riccardi in seinem von der Kirche approbierten, von uns wiederholt citierten Werk **). Wir sehen aus dieser Stelle, daß die Auffassung der Kirche in Hinsicht des Wegesschutzes von der antiken Auffassung, wie sie im griechisch-römischen Leben gehegt wurde, nicht abweicht.

Nicht selten sieht man in solchen kleinen Straßenkapellen Christusbilder mannigfaltiger Art, welche bisweilen unter freiem Himmel stehen. An einem der lautesten Verkehrspunkte Neapels, in der Pescheria (Fischhalle), steht dicht am Wege ein großes Kruzifix, welches seinen Festkultus hat wie ein römischer Lar. Unter und neben demselben herrscht schauderhafter Lärm, Fluchen und Schelten, Lügen und Trügen. Nächst der Madonna (Hecate) haben am meisten die Heiligen an den Wegen ihre Bilder, Nischen und Kapellen, zuweilen auch kleine Sprüche und Verse. Sprüche der Weisheit las der Wanderer bisweilen auch an den Hermessäulen. Jeder Distrikt hat natürlich seinen lokalen Heiligen als Wegesschützer, manche indes findet man überall in Süditalien wieder, z. B. S. Francesco di Paola, St. Lucia; in Sicilien zeigt sich St. Rosalia und St. Agatha, in Apulien St. Nicola. An der mittleren Adriatischen Küste beherrscht namentlich St. Nicola di Tolentino (nicht mit St. Nicola di Bari zu verwechseln) die Land-

*) Riccardi, a. a. O. II, 159.
**) Riccardi, a. a. O. II, 88.



straßen. Er ist einer der größten Heiligen Italiens, wie seine kirchlich approbierte Biographie beweist. Sein Name ward schon vor seiner Kanonisation ins Register der Heiligen eingeschrieben, ebenso ihm vorher schon Kirchen und Altäre errichtet. Im Jahre 1445 erfolgte die pomphafte Kanonisation und wurde dabei die Geschichte von dreihundert Wundern des Heiligen in der Peterskirche vorgelesen (Seite 108). — Glänzende Prozessionen, ungeheure Volksmengen verherrlichten den Santo, dessen Kanonisation, wie es wörtlich heißt, der „apostolische Senat“ freudig begrüßte. Von wunderbaren schwitzenden Bildern des Heiligen, von einer Statue desselben, die vor einem Kruzifix das Haupt neigte, handeln Seite 116—117. Fabelhafte Wunder hat allzeit das genannte Brot des heiligen Nicola gewirkt. Einst hatten zufällig Hühner davon gefressen und siehe da, an den darauf gelegten Eiern zeigte sich das Bild des Heiligen mit der Lilie und dem Kruzifix. Dies heilige Brot hilft gegen alle Krankheiten, alle Leiden, löscht Feuer, sänftigt Wind und Wellen (Seite 117—119). Hierüber berichten auch die Acta sanctorum im dritten Band Seite 734 ausführlich.

— —— —

Als Gnadengeschenk der Ceres betrachtete das Altertum den Ackerbau und seine heilsamen Folgen für Kultur und Gesittung:

„Anfangs ernteten nichts als grünende Kräuter die Menschen,
Welche die Erde verlieh ohne der Hände Bemüh'n.
Damals rupfte man wohl sich das Gras von dem wuchernden Rasen,
Oft auch dienten als Mahl Spitzen vom treibenden Laub.
Eicheln erwuchsen in späterer Zeit, man entdeckt sie und besser
Lebt man, der kernige Baum bot einen herrlichen Schutz;
Da rief Ceres zuerst zu der besseren Nahrung die Menschen.
Sie erst lehrte den Stier, sich geduldig fügen dem Joche
Da erst lugt in des Lands Furchen der goldene Strahl.
— — — — — — — — — —
Ehret die Göttin mit knisterndem Salz und mit Dinkel, und bringet
Körner des Weihrauchs ihr hin auf den alten Altar.
Doch, wenn Weihrauch fehlt, laßt leuchten die fettige Fackel,
Ceres, der guten, genügt wenig aus reinem Gemüt.“

Ovid Fasti IV, 395.

Das hohe Ansehen, die reiche und glänzende Entwickelung des Cereskultus in Rom geben uns einen Beweis von dem hohen Ansehen des Ackerbaues in der römischen Welt. Die Götter des Ackerbaues waren die ältesten in der römischen Welt und schon längst, ehe der Cereskultus von Griechenland über Sicilien nach Italien kam, hatte man männliche und weibliche Götter der Flur und der Saat, des Weines und des Getreides, des Wachsens und der Ernte, darunter den Geber des Ackersegens Saturn und die hilfreiche Ops, beide sicherlich das älteste Paar unter den italischen Göttern. Auch solche Ackergottheiten wurden verehrt, die als Menschen zur Gotteswürde gelangten. Faunus war nach uralter römischer Sage ein weiser, verdienstvoller König, der nach seinem Tode zum Schutzgott Latiums wurde, wo er einen mit Opfern und Liedern verbundenen Kultus hatte. Acca Larentia, die liebreiche Pflegerin des von der Wölfin gesäugten Brüderpaars Romulus und Remus, ward, wie man heute sagen müßte, zu einer Santa, nämlich zur schirmenden Flurgöttin, deren Grab man sogar zeigte. Eine der angesehensten Kultusgesellschaften in Rom waren die Fratres Arvales, deren Verehrung sich auf die uralte Dea Dia, eine Göttin des Erdensegens, bezog, der von jenen Prozessionen und Opfer, Lieder und heitere Feste geweiht wurden *).

Eine Erinnerung an das hohe Ansehen der Wundergabe des Ackerbaues ist die heutzutage in Süditalien, namentlich in Sicilien verbreitete Anschauung, daß gwissen Gerätschaften des Ackerbaues höhere Kräfte innewohnen. Man meint z. B. durch Auflegen eines Stückes von einem Rinderjoch einem Sterbenden den Todeskampf erleichtern zu können. Ebenso ist bemerkenswert, daß man vielfach manche Gerätschaften, wie Hacke, Schaufel u. s. w. mit heiligen Zeichen versieht, z. B. mit Sonne, Mond, Kruzifix, sowie mit Strichen, denen man einen eigentümlichen Sinn beilegt. Man sollte meinen, z. B. drei Striche zu finden zur Erinnerung an die dem Volk so geläufige heilige Dreieinigkeit, statt dessen zeigen

*) Preller, Römische Mythologie S. 425. Ihr Kultus hielt sich bis zur späteren Kaiserzeit, wie die in Stein gegrabenen, bei Rom gefundenen Festprotokolle jener Kultusgesellschaft beweisen.

sich vier Striche*), von welchen der Bauer Siciliens im Dialekt sagt: Sunnu (Sono es sind) lu Patri, lu Figghiu (Figlio) lu Spiritu santu e Maria santissima. Hiernach ist also nicht mehr von einer heiligen Dreieinigkeit, sondern von einer heiligen Viereinigkeit die Rede, eine Dogmatik der Bauern, welche durchaus der römisch-katholischen Praxis entspricht. — Es ist ferner eine bemerkenswerte Thatsache, daß in Calabrien der Wolf eine Art Heiligenschein besitzt, wie denn seiner Haut bei gewissen Krankheiten Zauberkraft beigelegt wird. Auch kommt es in Calabrien vor, daß man bei der Namengebung eines Täuflings das Wort lupo (Wolf) dem Vornamen des Kindes beifügt. Der Wolf war in uralter Zeit das heilige Tier des Mars, des volkstümlichsten unter den italischen Göttern**).

Saat und Acker durch eine feierliche Handlung unter den Schutz der Götter zu stellen, Gebet und Flehen, verbunden mit Opfer und Segensspruch darzubringen, war im antiken Leben unerläßlicher Brauch. Die Namen der alten Götter, an die man sich wandte, sind verschwunden, die Götter selber nicht und diese teilen sich, wie einst, in solche, welche eine lokale und solche, welche eine umfassende Bedeutung haben. Zu den letzteren gehört die Madonna, eine gütige Ceres***), eine hilfreiche Ops, ebenso können wir für Sicilien St. Antonio nennen, indem wir ihn mit Saturn, dem Geber des Erntesegens, vergleichen:

„Hoch ragt Ätna und deckt des Typhöns gräßlichen Rachen."
Ovid.

Er schaut auf jene gesegnete Ebene von Catania, erfüllt vom Segen des Getreides, dem St. Antonio die Kraft der Ähren verleiht. In der heiligen Nacht vor dem Fest der Himmelfahrt läßt St. Antonio, so sagt dort der Bauer, die Kraft der Ähren vom Himmel niedersteigen. — Im übrigen haben die lokalen

*) Pitré, Biblioteca III, 96.
**) Vgl. Preller, Römische Mythologie S. 101. Dorsa, La tradizione p. 42. Zu Vgl. unseren zweiten Teil, Kapitel: Schlangenverehrung.
***) Vgl. unseren dritten Teil, Kapitel: Ceres, Madonna, Opfer.



Schutzheiligen, männliche und weibliche, den Ackersegen zu überwalten. Zu dem Ende ehrt man sie und erwartet ihre Gegenleistung. Am ersten Sonntag des Oktober bringt der Bauer Siciliens ein Häuflein Saatgetreide in die Kirche, dasselbe erhält den Zaubersegen des Priesters und wird unter das übrige Saatkorn gemengt. Die Benediktion der Ackerfluren erfolgt an den verschiedenen Stellen nicht immer zu derselben Zeit, aber doch auf dieselbe Weise und zu demselben Zweck. Stets ist mit derselben eine Prozession des Klerus und vieler Laien verbunden. Dieser Weihezug entspricht den alten römischen Umgängen, welche Ambarvalia hießen, und deren Zweck die Flurweihe war. Das Tieropfer, welches man einst bei solchem Anlaß darbrachte, wird heutzutage durch das Meßopfer ersetzt *). Zu jener Zauberweihe der Kirche fügt der Ackersmann manchen anderen Zauber hinzu. Bilder der Heiligen benutzt er, um sie an die Fruchtbäume des Gartens zu binden, sie schützen und fördern die Fruchtbarkeit. Gewisse Arbeiten in den Gärten und Weinpflanzungen hofft man an gewissen heiligen Tagen, z. B. am Karfreitag, mit reichem Erfolg zu vollenden, Staub aus den Kirchen, an gewissen heiligen Tagen ausgefegt, streut man als zauberkräftiges Mittel auf den Acker, oder steckt die am Palmsonntag gesegneten Olivenzweige (Palma genannt) in die Ackererde. — Dazu besitzt der Bauer eine Menge von Sprüchlein, von Gebetsformeln, denen magische Wirkung beigelegt wird. Die Namen der Madonna und der Heiligen kommen in denselben vor, oft auch das heilige Sakrament, welches in den Augen des Volkes eine besondere Gottheit ist **). Wenn die Landarbeiter früh morgens unter Aufsicht ihres „Caporale" die Ackerarbeit beginnen, fordert dieser sie zu einem Ave Maria, oder gloria Patri auf, oder läßt sie, wie auf Sicilien üblich, die Worte murmeln: Sia laudatu e ringraziatu lu santissimu sacramentu.

---

*) Vgl. unseren dritten Teil, Kapitel: Ceres, Madonna, Opfer. Über die Ambarvalia siehe Preller, Römische Mythologie S. 370.

**) Siehe Kap. IV: Fronleichnamsfest.



Der Ackerbau hat seine Feinde, und um diese zu bekämpfen, benutzt der Bauer die Waffen der Kirche, welche nicht nur zu segnen, sondern auch wirksam zu fluchen vermag. Die Heuschreckenplage war früher auf Sicilien häufig und stellt sich noch jetzt bisweilen ein; klagt man doch über ihre Scharen in diesen unseren Tagen im Gebiet der Campagna di Roma. Es wird uns eine Beschwörung der Heuschrecken im siebzehnten Jahrhundert beschrieben, welche bei Palermo durch den Erzbischof stattfand, wobei die Statue der heiligen Oliva in Prozession getragen wurde. Eine andere Beschreibung entstammt dem achtzehnten Jahrhundert, Als jene Beschwörung nichts nützte, bestreute man das Gebiet mit heiliger Erde vom Grabe der St. Agrippina. Solche Verfluchung der Heuschrecke kommt noch jetzt in Sicilien vor*). Einst hatte Apollo das Amt, jene schädlichen Tiere zu vertreiben, welches man ihm vielleicht deshalb verlieh, weil er die schädliche Pythonschlange erlegt hatte. Auch Herkules, der so manche schädliche Tiere beseitigte, ward in Zeiten der Heuschreckennot angerufen. — Auch wider Sturm und Gewitter bietet die Kirche ihren zauberhaften Schutz. Gegen den Blitz ruft man zur heiligen Barbara und hat zahlreiche Gebetsverse; auch fleht man zu St. Giovanni. Allgemein in ländlichen Distrikten (wie auch in Tyrol) ist es Sitte, bei nahendem Gewitter die Kirchenglocken zu läuten oder Beschwörungen zu murmeln; auch ist es gut, ein kleines geweihtes Glöcklein der St. Barbara oder ein geweihtes Brot des heiligen Nicola di Tolentino im Hause zu haben. Kaiser Tiberius pflegte sich, wie Sueton erzählt, durch Lorbeerzweige gegen den Blitz zu schützen; demgemäß ist noch heute der Glaube an den Zauberschutz der Lorbeerblätter weit verbreitet**). Geweihte Olivenzweige thun ähnliche Dienste, und reich ist vor allen Dingen das Heiligtum der Madonna di Loreto an solchen Amuletten. Verheerende Stürme giebt es am meisten an der Adriatischen Meeresküste; die Bewohner des Abruzzengebietes sehen oft den Himmel von dunklen Wolken umdüstert, die

*) Cf. Pitré, Biblioteca III, 148. Biblioteca stor e letter. VII, 79. VIII, 92. Zu vergleichen unseren dritten Teil, Kapitel: Segen und Fluch.

**) Pitré XVI, 254.

hohen Berggipfel mit schwarzem Gewölk bedeckt. In den Stürmen treiben nach dem dortigen Volksglauben Geister ihr Spiel, und vielleicht giebt es kein Gebiet auf Erden, wo so viele Beschwörungsformeln und Zaubermittel existierten, zu denen man in Angst und Sorge seine Zuflucht nimmt, als in den Abruzzen. Man lernt solche Formeln nur zu gewissen Zeiten, zum Beispiel in der Weihnacht; Reliquien, Heilige und Bilder werden als abwehrender Zauber benutzt. Die Kirche fördert in jeder Weise das Vertrauen auf solche überirdische Zaubermächte. Wie weit in Italien der Aberglaube des Volkslebens geht, zeigt sich klar aus der Thatsache, daß sich dort noch jetzt Reste des antiken **Mondkultus** finden. Auf dem Aventinischen Hügel zu Rom war ein Tempel der Luna*). Als Mondgöttin ward Diana gedacht, welcher man in dieser Hinsicht großen Einfluß auf das Naturleben, speziell auf das weibliche Leben, wie noch heute, zuschrieb. Solcher Glaube ist noch jetzt in Sicilien allgemein. Aber nicht nur dies, man wendet sich auch mit Gebeten an den Mond; namentlich geschieht dies abseits der Frauen, und Pitré hat eine Anzahl solcher Gebete, bei denen es sich um Mehrung des Geldes handelt, gesammelt**). — Damit die Heiligen willig bleiben, das Werk und die Früchte des Ackerbaues zu schützen, giebt man ihnen außer dem Tribut der Feste auch andere Gaben.

„Festschmuck zeige das Dorf. Entsühnet das Dorf, ihr Bewohner,
Weihet auf ländlichem Herd Gaben des Danks für das Jahr."

Ovid I, 670.

Wie man die ersten Garben mehrfach mit den Bildern von Heiligen schmückt, so legt man vielfach vor den Statuen derselben als Dankes- und Gelübdegabe große Ährensträuße nieder, welche ebenso feierlich überreicht werden***) wie dies einst am Fest der Ceres geschah, und bei der Ernte fehlt es nicht an Lobgesängen auf die betreffenden himmlischen Beschützer. Pitré führt unter vielen auch dies Loblied im sicilianischen Volksdialekt an:

*) Ovid Fasti III. 883.
**) Pitré III, 27 ff.
***) Pitré III, 158.



„Sia laudatu e ringraziatu
Lu santissimu Sacramentu
Tutti gridanu cu'na voci granni
Viva Diu e St. Giovanni.
Canta e sciala!
Lu nomu di Maria;
Viva Maria e San Paulu!“

Beim Fest des St. Antonio in Neapel werden dem Heiligen namentlich von Gemüse- und Fruchtgärtnern Gaben gebracht. Man stellt hohe, zierliche Pyramiden her, ziert sie mit Myrtenzweigen, behängt sie mit Orangen, Zitronen, Radies, Liebesäpfeln u. s. w. und trägt sie feierlich zur hochgelegenen Kirche des Heiligen, bisweilen gar mit Trommeln und Pfeifen *). Dieser Zug bewegt sich durch dichte Volksmassen und muß sich allerlei Kritik und Scherzworte gefallen lassen. Schlagfertige Reden und Antworten wechseln dann miteinander. Beim letzten Fest dieses so populären Gartenbeschützers sah ich eine hohe Pyramide dieser Art, die man auch mit Bäumen und Blumen, sowie oben mit der Statue des Heiligen geziert hatte. Vorauf ging ein Trommler, „paukend das dröhnende Fell“, und viel Geschrei sowie „unziemliche Schnurren und Schwänke“ begrüßten dies Geschenk. Einer rief: „Heda, die Zitronen, die ihr bringt, sind sauer; was für ein schönes Gesicht wird St. Antonio machen, wenn er hineinbeißt.“ Die Antwort lautete: „Immer noch hübscher als deins, du — —!“ Schallendes Gelächter von allen Seiten.

Durch Kultus und Gaben hält man die himmlischen Mächte geneigt, auch Orakel in Hinsicht der zu hoffenden guten Jahreszeit und günstigen Ernte zu spenden. Heilige Zeiten dienen dem Landmann in dieser Hinsicht, namentlich die zwölf Tage vor Weihnacht. Jeder Tag dieser Tagesreihe giebt Andeutung in Hinsicht eines Monats des kommenden Jahres. Auch benutzt man gewisse Zeichen in der Kirche beim Meßopfer, um daraus Orakel für die Ernte zu erlangen, wie man ebenfalls die drei Hauptfarben des Regenbogens auf eine günstige Ernte, sei es an Getreide, sei es

*) Über die noch jetzt üblichen Opfer siehe unseren dritten Teil, Kapitel: Ceres, Madonna, Opfer.

an Wein, sei es an Oliven, deutet. In vielen Gegenden Süditaliens ist um Ostern eine Prozession üblich, welche man Giunta nennt, bei welcher die Madonna dem auferstandenen Sohne begegnet und das Volk in laute Freudenrufe ausbricht *). Oft hat Verfasser solche Prozessionen gesehen und jedesmal bemerkt, wie man auf gewisse Zeichen achtete, z. B. ob die beiden Prozessionen ohne Hindernis vonstatten gingen, ob die Madonna ihren Mantel bei der Begegnung rasch fallen ließ, alles Dinge, die als Orakel für die Ernte dienen. Ländliche Orakel waren stets mit dem Kultus der Flurgöttin verbunden. Faunus, der „schicksalredende Vater", hatte ein solches, „wo der Italer Stämm' und rings die önotrischen Lande, wankend in Not, Antworten erspähn **)."

Trotz all solcher Verehrung himmlischer Mächte, trotz Gaben an die Götter und deren Orakel, trotz aller Schutz- und Hilfsmächte ist der heutige Bauer Italiens nicht dahin gekommen, wohin die uralte Legende ihn einst durch Saturnus gelangen läßt. Von der Urbevölkerung Italiens sagt Virgil:

> „Sie waren
> Zuchtlos und ungezähmt, nicht wußten sie, Stiere zu jochen,
> Nicht zu sammeln der Not, noch erworbener Habe zu sparen."
>
> Äneas VIII, 315.

Da kam Saturn und besserte alles; er bildete die durch Berghöhe streifenden Horden, verlieh Sitte und Gesetz.

> „Unter dem Könige blühte die Zeit des goldenen Segens."

Von goldenem Segen ist beim heutigen Bauernstand Italiens keine Rede, und noch jetzt gilt von den niederen Volksklassen, was Virgil von der Zeit vor Saturn sagt: Sie wissen nicht zu sammeln der Not, noch erworbener Habe zu sparen. Dieser Umstand sowie andere Gründe, die wir an dieser Stelle nicht erörtern

*) Verfasser verweist in Hinsicht der Giunta auf seine Schrift: Das geistliche Schauspiel in Süditalien (Sammlung von Vorträgen, herausgegeben von Virchow und von Holtzendorf). — Über „Orakel" handelt erster Teil vorstehender Schrift, Kap. VIII.

**) Virgil Äneas VII, 85.



können, veranlassen ein unglaubliches Elend, in welchem sich z. B. in Calabrien, in der Basilicata, in Apulien, in Sicilien die Ackerbau treibende Bevölkerung befindet. Es fehlt gänzlich der in Deutschland vorhandene wohlhabende freie Bauernstand. Das deutsche Wort Bauer läßt sich nach seinem Begriff durch kein Wort der italienischen Sprache wiedergeben. Die Bezeichnungen Colono und Contadino bezeichnen niemals unseren deutschen Bauer, sondern ein armes, in Aberglauben und Elend lebendes Menschenwesen, welches nie auf einen grünen Zweig kommt, weil dieser Colono nur ausnahmsweise es zu einem kleinen Eigentum bringt. Die Speise dieses sogenannten Bauern besteht in Maisbrot, an einigen Gegenden Kornbrot, Kastanien, Zwiebeln, Polentabrei, gesalzenen Oliven, Früchten und namentlich aus Bohnen. Was die Wohnung betrifft, so gelten die Strophen des Juvenal:

„— — und Herd und häuslichen Schutzgott,
Vieh und Gebieter zugleich umschloß in dem nämlichen Schatten."
Juvenal, Sat. VI, 5.

Auch Italien hat sein Irland, nämlich Calabrien, wo der Boden so fruchtbar ist, die Latifundien ungeheuere Strecken umfassen, die Verkehrswege vielfach mangeln und unter der Ackerbaubevölkerung ein Elend herrscht, welches noch ärger wäre, wenn man es so empfände, wie es dem Fremdling erscheint. Auswanderung ist dort die Losung und weite Strecken werden fast entvölkert.

Italien hat 8258 Kommunen, unter ihnen 1178, in denen Getreide geringerer Art für die Brotbereitung benutzt wird und 1700, wo das Brot gewöhnlich nicht aus Getreide gemacht wird, sondern aus Mais und man nur bei festlichen Gelegenheiten und Krankheiten Getreidebrot genießt. In 2802 Kommunen bilden Gemüse die Hauptnahrung, in 4974 ist Fleischspeise selten und 3638 haben kein Schlachthaus. In der Provinz Rom kommen auf den Kopf der Einwohner jährlich 29 Kilogramm Fleisch, in Sicilien nur 7 Kilogramm. In 1530 Kommunen kommen Milch und Milchspeisen als Nahrung kaum vor. In 4641 Kommunen ist der Weingenuß ein Luxus, in 363 trinkt man keinen Wein.

Im Bauernstande ist der Fleischkonsum fast Null und Wein sehr selten *). Schon in den ältesten Zeiten war bei dem Landmann Fleischnahrung äußerst selten und im großen Ganzen läßt sich behaupten, daß in dieser Hinsicht in Italien seit Jahrtausenden die Volksnahrung (Makaroni abgerechnet) sich nur wenig verändert hat. Fleisch war dem Volke stets ein Luxus. Zu den Zeiten des Nero scheint das niedere Volk üppig geworden zu sein und um dieser Neigung zu steuern, erließ Nero in landesväterlicher Fürsorge das Gebot, daß man in den Speisehäusern nur gekochten Kohl und Hülsenfrüchte verkaufen dürfe, „während dort früher alle möglichen Gerichte feilgehalten wurden". So berichtet Sueton in der Biographie des Nero, Kap. XVI und fügt dann sofort die Nachricht hinzu, Nero habe die Christen verfolgt, eine Sekte neuen Aberglaubens.

Im heutigen Calabrien liegen Millionen von Hektaren fruchtbaren Bodens unbenutzt. Es lohnt sich nicht, den Acker zu bebauen, die Latifundien sind zu groß.

Italien ist reich an Mineralien aller Art, Schwefel, Eisen, Kupfer, Marmor, Blei, Alabaster, Salz. Aber wie viele Minen sind in Thätigkeit? Eine lächerlich geringe Zahl! Nur drei Stellen dieser Art sind vorhanden: Die Schwefelminen auf Sicilien mit all' ihrem dort herrschenden Elend der Arbeiter, die Eisenminen auf Elba und die Marmorbrüche in Carrara. Kapitalisten sind vorhanden, aber wo Vertrauen, um Kapitalien zu vereinigen? Je weiter nach Süden, je strenger katholisch, desto mehr mangelt dasselbe. Man traut im Süden wohl den Fremden, von denen die meisten Protestanten sind, aber den eigenen Landsleuten traut man nicht, mögen sie der Madonna oder irgendeinem Heiligen noch so sehr Devotion zeigen. — Man nennt Calabrien das Irland Italiens. Mit Recht.

Die Einwohner Irlands sind zu drei Fünftel Katholiken, zwei Fünftel Protestanten, die ersten leben durchweg im Elend, sind unwissend, abergläubisch, träge, die letzteren dagegen arbeitsam, sparsam und wohlhabend. Nur wenige der Protestanten wandern

*) „La Riforma", 26. Februar 1887.



aus, dagegen ist die Auswanderung in den katholischen Distrikten allgemein. Im Jahre 1841 hatte Irland acht Millionen Einwohner, dagegen 30 Jahre später nur fünf Millionen *).

Wie tief die Bauernbevölkerung Süditaliens steht, welche im übrigen sich durch Genügsamkeit und Arbeitsamkeit auszeichnet, wird der Leser aus dem Mittel schließen, welches man anwendet, um bei langer Dürre die Himmelsgabe des Regens zu erlangen.

Der Sommer ist im südlichen Italien fast regenlos, es sind dies die sicheren Monate der Griechen, welche, wenn sie nicht länger als gewöhnlich dauern, dem Ackerbau und der Vegetation keinen Schaden bringen. Sie befördern die frühe Ernte und unter einem Sonnenbrand von Monaten zeigt sich die volle Üppigkeit des Weinstocks, sowie anderer Pflanzen, welche dann erst sich voll des Lebens zu freuen scheinen, wie der Mensch des Südens, der im heißen Sommer zur unbeschränkten Lebensentfaltung gelangt. Schlimm aber steht es um den Ackerbau, wenn die regenlose Zeit bisweilen allzu früh eintritt, oder bis in die Saatzeit dauert. In solchen Zeiten bietet die Kirche ihre Hilfe, welche darin besteht, daß sie öffentliche Ausstellungen des Sakraments, sowie Bußgänge mit den Heiligenstatuen veranstaltet, welche letzteren von zahlreichem Volk barfuß, oder auch mit Dorngebüsch im Haar begleitet werden. Oft flucht in solchen Zeiten der Ackersmann seinem Heiligen, den er nach seiner Meinung vergebens geehrt hat. Wenn die Kirche trotz ihrer Zaubermacht in der Dürre nichts ausrichtet, so greift das Volk auf dem Lande in Zorn und Verzweiflung zu dem eigentümlichen Mittel des Bindens der Heiligenstatuen. In Calabrien ist dies das allergewöhnlichste Ding. Man nimmt einen Strick, umwickelt mit demselben die Füße der betreffenden Statue und trägt sie unter Schreien und Heulen in eine Kirche außerhalb des Dorfes oder Städtchens, in der Meinung, daß der gebundene Heilige baldigst Regen bewirken wird, um dadurch wieder von den Banden frei und in die schöne Kirche zurückgebracht zu werden **). Auch trägt man den Heiligen an einen Ort der

---

*) „L'Amico di casa" Jahr 1886.

**) Dorsa, a. a. O. p. 71.



Berge, wo ihn die Sonne gehörig brennt, überzeugt, ihn auf diese Weise zum Regenmachen zu zwingen, denn, sowie es regnet, wird der Santo aus seiner unerfreulichen Stellung befreit. Als vor Jahren eine verheerende Dürre Apulien heimsuchte, geschahen solche Prozessionen mit gebundenen Heiligen in fast allen Kommunen dieser Landschaft. Klerikale Blätter erwähnten dies mit salbungsvollen Ergüssen über die katholische Frömmigkeit des Landvolks, andere Blätter schrieben von dem Aberglauben desselben und dann blieb alles beim alten. Ein Binden der Götterstatuen finden wir schon im römischen Altertum. Noch heute sieht man auf dem römischen Forum einige Säulen des Tempels, in welchem die Statue des Saturn sich beständig mit wollenen Binden an den Füßen umwickelt zeigte, wie uns ausdrücklich von Schriftstellern der ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung bezeugt wird *). Man wollte durch solche Banden den Gott gleichsam festhalten und sich seiner hilfreichen Nähe versichern, wobei man, wie klar ersichtlich, den Gott mit der Statue in Verbindung brachte und den ersten mit der letzten, wie heute, identifizierte. In Sicilien herrschen ähnliche Bräuche, wie die obigen. Man trägt z. B. alle Statuen der verschiedenen Kirchen zusammen in eine Kirche und läßt sie nicht eher frei, als bis sich Regen einstellt, oder man trägt ein Kruzifix, genannt Padruzzu d'a misericordia (großer Vater des Erbarmens) in Prozession. Dort wendet man aber noch strengere Mittel an. Ein Augenzeuge berichtet: „Bei großer Dürre vernahmen wir ein seltsames Getöse, Trommelwirbel und Geschrei: Es leben hoch die heiligen fünf Wunden! Man trug ein Kruzifix durch die Straßen und stellte dasselbe in die öffentliche Tränke, wo man es im Wasser stehen ließ." Dies geschah in einem Städtchen der Provinz Syracus In Licata (Sicilien) ist der heilige Michael Schutzpatron, den man bei großer Dürre mit den Worten bedroht: Ciovi o codda (o piovi o corda d. h. entweder laß regnen, oder es kommt der Strick). Man will sagen: Lässest du nicht regnen, so binden wir dich und werfen dich ins Wasser **).

*) Preller, Römische Mythologie S. 412.
**) Pitré XVI, 143.

Als sich in Rom die Nachricht verbreitete, daß Germanicus, der edle Enkel des Augustus, gestorben sei, schleuderte man Steine gegen die Tempel, stürzte Altäre um und manche warfen ihre Hausgötter auf die Straße *).

*) So berichtet Sueton in seinen Kaiserbiographieen, Caligula Kap. V.

Elftes Kapitel.

Im Findelhaus.

Im hellenischen Altertum ward Demeter als hilfreiche, segnende Göttin mit dem Beinamen Kourotrofos, d. h. Pflegerin der Kinder, verehrt *). In Eleusis, wo ihr von Wallfahrern vielbesuchtes Heiligtum stand, von dem noch heute kümmerliche Reste erzählen, war jene Göttin, so sagte die Legende, angelangt, als sie ihre von Pluto geraubte Tochter suchte, hatte sich dort als Amme in den Dienst der Königsfamilie begeben und den kleinen Triptolemos gepflegt, welcher später die Segnungen des von seiner Pflegerin erlernten Ackerbaues verbreitete. Als Kinderbeschützerinnen galten im Altertum ebenso Artemis, sowie in Rom die Göttin Ops **). An die Stelle solcher Gottheiten ist die Madonna getreten, der man als Spezialgeschäft den Schutz der Findelkinder übertragen hat, welche in Süditalien allgemein als Kinder der Madonna bezeichnet werden. Das größte und älteste Findelhaus des Südens befindet sich in Neapel. Stirbt in einer Familie ein Kind, so adoptieren selbst arme Familien ein „Kind der Madonna“, überzeugt, daß dasselbe Glück bringt. Ein solches darf nicht gezüchtigt werden. Wir bemerken indes, daß solche Adoption sich fast nur auf die kleinen Knaben erstreckt, welche dem Hauswesen nützlicher sind, als Mädchen. Begeben wir uns zum erwähnten Findelhaus.

---

*) Ovid Fasti IV, 550 ff.

**) Preller, Griechische Mythologie I, 243; Römische Mythologie S. 418.

Der Weg zur Madonna führt in den ältesten Teil der Stadt dorthin, wo noch heute ein Teil der aus schweren Blöcken zusammengefügten alten Mauern mit einer Anzahl von zinnengekrönten Rundtürmen zum Vorschein kommt. Die altersgraue Porta Nolana möchte, wenn sie nur könnte, sich herzlich gern erweitern, so sehr strömen dort die Menschenwellen aus und ein, um sich in den folgenden Gassen fortzuwälzen, aber sie vermag es nicht, überall haben Bauten späterer Zeit die beiden Türme eingeengt, und zum Überfluß muß der eine Turm (Cara Fe genannt) wie weiland Vater Atlas ein schweres Haus auf seinen Schultern tragen, während der andere (Speranza genannt) die schwebenden Gärten der Semiramis nachzuahmen strebt und geduldig eine Pappel und üppiges Gestrüpp auf seinem Haupte wachsen läßt. Dort ist der Weg zum benachbarten Nola. Durch dies Thor zog einst ein lebensmüder Mann, den die Welt mit dem Prädikate „Augustus" ehrte. Obgleich krank und schwach, hatte er zu Neapel großen Festlichkeiten präsidiert, und unter dem Jauchzen der Menge Kummer und Sorge vergessen; nun zog er von dannen, um kurz darauf beim Rasten in Nola zu sterben. Das ist lange her, und doch, wenn man an solchen historischen Stätten wandert, will es oft scheinen, als wäre das Geschehene gestern gewesen. Nahe beim genannten Thor ist das Findelhaus.

Die römisch-heidnische Welt hat Findelhäuser nicht gekannt, das Verfahren derjenigen Eltern, welche sich ihrer Kinder durch Aussetzung derselben entledigten, war legalisiert. Im heidnischen Rom war eine Säule (colonna lactaria, Milchsäule genannt), an der man oft ausgesetzte Kinder fand, Säuglinge, die von mitleidigen Seelen bisweilen Milch erhielten. Die christliche Kirche nahm sich der ausgesetzten Kinder an, Grabinschriften reden nicht selten von solchen Findlingen und Tertullian bezeugt ausdrücklich im neunten Kapitel seines Apologeticus diesen Zweig christlicher Liebesthätigkeit. Die Kirche hat früh durch das Wort jenem Kindermord zu wehren gesucht und die Heiden belehrt, daß die Aussetzung von Kindern ein Menschenmord sei. Als mit Konstantin die Reihe sogenannter christlicher Kaiser begann und das Christentum auf den Herrscherthron stieg, wurde indes jener Kinder-

mord keineswegs beseitigt. Wir haben hier dieselbe Erscheinung, welche uns im sechzehnten Kapitel des dritten Teils in Hinsicht der Gladiatorenspiele entgegentrat. Noch im sechsten Jahrhundert beschäftigte sich die Gesetzgebung der christlichen Kaiser mit der Kinderaussetzung *), und wenn später ein Schweigen in dieser Hinsicht eintritt, so folgt daraus keineswegs, daß durch das Gesetz jener Menschenmord wirklich beseitigt ward. Heidnische Sinnesweise war, wie wir oft gezeigt haben, durch die oberflächliche Christianisierung der Massen in die Kirche eingedrungen, der Kindermord dauerte noch lange fort.

Als die Kirche in nachkonstantinischer Zeit reich ward an Geld und Gut, nahm die Liebe ab, welche einst Zierde und Kennzeichen der Christenheit gewesen war. Die Gunst der Fürsten führte der Kirche Schätze zu, welche die Laien mit neidischen Augen betrachteten. In den Schriften des Chrysostomos, Bischofs von Konstantinopel, finden sich bezeichnende Stellen, welche tiefere Einblicke in die Zustände seiner Zeit gewähren **). Er verteidigte auf der Kanzel den Reichtum der Kirche und sagte: „Weil eure Almosen für die Armen so kärglich fließen, muß die Kirche Reichtum haben, um die Armen zu unterstützen." Dies ist ein trauriges Geständnis aus dem Munde eines Bischofs, der die Hauptkanzel in der neuen Hauptstadt des römischen Reiches inne hatte. Ferner klagt er darüber, daß die Geistlichen genötigt seien, weil die Almosen fehlen, die äußeren Geschäfte der Verwaltung reicher Kirchengüter auf sich zu nehmen, „Und die geistlichen Güter werden nicht besser verwaltet, als die Staatsgüter."

Die christliche Liebesthätigkeit konzentrierte sich vom vierten Jahrhundert in Anstalten der mannigfachsten Art, bei denen es sich fragt, ob die Wurzeln derselben aus lauterer christlicher Liebe den Lebenssaft nahmen, oder ob überwiegend heidnische Werkgerechtigkeit jenen Anstalten und ihren Gütern zum Dasein

---

*) Uhlhorn, Christliche Liebesthätigkeit in der alten Kirche S. 379.

**) Siehe die 14. Homilie zum Brief an die Römer, die 21. Homilie zum ersten Brief an die Korinther, die 35. und 37. Homilie zum Evangelium des Matthäus.



und Bestehen verhalf. Die Findelhäuser sind unter allen Anstalten jener Art am letzten entstanden und beweisen, daß Kinderaussetzung noch viele Jahrhunderte fortbestand. Capaccio in seiner Chronik Neapels (Seite 910) bezeugt dies. Er schreibt wörtlich: „Die Welt mit ihrer Niederträchtigkeit hat die Menschen so verdorben, daß sie alle möglichen Greuel ausüben, indem sie weder Gott, noch ihre Mitmenschen ehren. Sie sind wie die wilden Tiere in ihrer Gottlosigkeit, sie werfen heimlich geborene Kinder in die Kloaken oder wo sie dies sonst können. Um dieser teuflischen Bosheit entgegenzutreten, ließen die Leiter der Casa dell' Annunziata ein Zimmer einrichten, wohin bei Tag und bei Nacht vermöge eines Rades solche Kinder gelangen. So beseitigte man die Gottlosigkeit, daß früher diese unglückseligen Kinder von den Hunden gefressen wurden."

Capaccio schrieb seine Chronik in Neapel vor circa 200 Jahren, er nennt die Quellen nicht, aus denen er die Nachricht über die noch im vierzehnten Jahrhundert geübte Kinderaussetzung schöpft. Wenn wir aber bedenken, daß noch heute, wie wir im zweiten Teil nachgewiesen haben, der Kinderhandel in Italien floriert, wenn wir erwägen, daß die Brigantengreuel, wie im ersten Kapitel bewiesen, sich durch alle christlichen Jahrhunderte hindurchziehen, wenn wir schließlich zurückweisen auf das Kapitel unseres zweiten Teils: Alte und neue Gladiatoren, — so kann uns dasjenige, was Capaccio über die Aussetzung von Kindern schreibt, nicht überraschen. In seiner im Oktober 1890 an die Bischöfe und den Klerus Italiens gerichteten Encyklika nennt sich Leo XIII. den Verteidiger der **cattolica fede**, welche er seinem Vaterlande erhalten will. Weshalb? Etwa wegen der Früchte, welche sie dem Volke getragen? Wenn man auf die Früchte sieht, welche die römische Kirche während einer vierzehnhundertjährigen Herrschaft in Italien gezeitigt hat, so begreift man nicht, wie Leo XIII. als Verteidiger derselben aufzutreten wagt. Sind vielleicht nach seiner Meinung die Findelhäuser edle Früchte am Baum der römischen Kirche? Im Jahre 1883 gab es in Italien 26043 Findelkinder! Die meisten derselben sind mit dem Makel der unehelichen Geburt behaftet und höchst wahrscheinlich übersieht

Leo XIII. die vergleichende Statistik. „Amico di casa" veröffentlicht folgenden auf amtlicher Statistik beruhenden Vergleich einzelner Städte inbezug auf uneheliche Geburten: Im protestantischen London kommt ein uneheliches Kind auf je 25 eheliche; im Stadtkreis Berlin kamen 1886 auf sieben eheliche Kinder ein uneheliches (so weit steht bereits das kirchenarme, viel kleinere protestantische, von der Sozialdemokratie durchsetzte Berlin, mit im Durchschnitt 32 Bewohnern auf ein Haus, hinter dem viel größeren protestantischen, vom Weltverkehr viel mehr durchfluteten, aber kirchenreichen und sonntagstrengen London, mit durchschnittlich nur acht Bewohnern auf ein Haus, in sittlicher Hinsicht zurück); im katholischen Paris ein uneheliches auf zwei eheliche; in Brüssel ebenso; im katholischen Wien giebt es schon mehr uneheliche als eheliche Kinder. In Rom, dem Sitz des Papstes, kommen 2⅓ uneheliche auf ein eheliches. Ebenso ist das Verhältnis der Morde. Im protestantischen Preußen kommt ein Mörder auf 100 000 Personen, im katholischen Spanien auf 4113 Personen, in der Stadt Rom auf 750 Personen. „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen *)."

In Frankreich sind nach den offiziellen Angaben im Jahr 1888 geboren: 882 639 Kinder, die Zahl der Sterbefälle war 837 867. Folglich ist die Bevölkerung im genannten Jahre nur um 44 000 Seelen gewachsen. — In Berlin ist die Zunahme größer. Seit 1884 hat die Zahl der Geburten in Frankreich sich um 50 000 vermindert. Noch fünf Jahre weiter, dann ist die Zahl der Gestorbenen größer, als die der Geborenen. Unter jenen 882 639 geborenen waren 60 000 uneheliche (schreibe sechzigtausend). Es sieht in Frankreich heutzutage ebenso aus, wie im heidnischen Rom, als die Kaiser sich genötigt sahen, denjenigen Familien Belohnungen zu verheißen, welche drei Söhne aufzuweisen hatten. — Im Jahre 1888 sind in Frankreich 7000 Ehen weniger geschlossen als 1886, und 1884 wurden 17 000 Ehen geschieden.

Frankreich ist ein katholisches Land, noch mehr Italien, und in diesem Lande ist nach päpstlicher und erzbischöflicher Aussage

*) Entlehnt aus der Zeitschrift: „Der wahre Protestant" 1890, Heft 9.

Neapel im eminenten Sinn des Wortes: „cattolica". Will man diesen angeblichen Ruhm vielleicht durch das Findelhaus daselbst begründen? Die großartigen Baulichkeiten des heiligen Hauses der Annunziata in Neapel bilden zusammen mit der dazu gehörenden Kirche und ein paar anderen Gebäuden ein stattliches Quartier von Dreiecksform, überall von Straßen umgeben, deren zwei die Länge der Casa santa bezeichnen, nämlich 230 Schritte. Die Marmorfaçade der Kirche zeigt unten die jonische, oben die korinthische Säulenordnung, über der Thür strahlt mit vergoldeten Lettern der Engelsgruß an die Maria: Ave gratia plena (sei gegrüßt, Holdselige), — neben der Kirche steht der hohe Glockenturm, auf schwerem Unterbau erheben sich vier Stockwerke, nach oben zu an Größe abnehmend, das Geläute ist „so voll, so hell, so rein", wie es sich sonst nirgend in der Stadt findet. So oft ich die Glocken von S. Annunziata hörte, mußte ich an das Geläute von S. Sebaldus in Nürnberg denken. Dicht an die Kirche stößt das „heilige Haus der Annunziata", der breite Eingang zu demselben ist unten im genannten Glockenturm. Die Thüren an der von Volk wimmelnden Straße sind geöffnet, die hochgewölbten, in den weiten Hof der Casa santa führenden Thore geschlossen. Letztere sind von Marmor eingefaßt, dessen Farbe auf ein hohes Alter weist, nämlich auf das fünfzehnte Jahrhundert, oder wie man in Italien sagt: cinque cento. Letzterem, also dem Beginn der Renaissance, entstammen die Arabesken, welche eines nicht genannten Künstlers Hand reliefartig an dem Marmor anbrachte, sowie die gleichfalls in Relief gearbeitete Gruppe über der Thür, in der Mitte die edlen Angesichts und in feierlicher Ruhe niederschauende Madonna Annunziata, welche nach beiden Seiten ihren weiten Mantel ausbreitet und die zu ihren Füßen schlummernden kleinen Kinder schützend bedeckt. Zur Rechten und Linken der Madonna sieht man je einen Engel, der eine auf der Harfe, der andere auf der Geige musizierend. Der Meister, dessen Hände diese einfach gehaltene und doch so ausdrucksvolle Gruppe schufen, hat etwas von der Innigkeit jenes Grußes verstanden: Sei gegrüßt, Holdselige. Als ich zum erstenmal vor diesem Thore stand, gewahrte ich neben mir ein blasses, kümmer=

lich gekleidetes Weib, in einer durchlöcherten Schürze trug sie etwas in Lumpen eingewickeltes, sie stand neben mir und schaute ebenfalls zu der Madonna da oben über der Thür. Da wußte ich, was sie trug und was sie dachte. Sie war gekommen, ihr Kind der Madonna (d. h. ins Findelhaus) zu bringen, aus der Stadt war sie nicht, denn sie trug bäuerische Kleidung, wie man sie bei den Bewohnern der fernen Berge sieht. Sie dachte, das Kind, dessen leises, krankhaftes Wimmern sich hören ließ, sei bei der Madonna besser aufgehoben, und die Madonna sei ja so reich und so gut, darum wollte sie die kleine hilflose Kreatur in die Santa Casa tragen. Dann dachte sie auch, sie werde nach einiger Zeit ihr Kind sich wiederholen, wenn die Zeit der Arbeitslosigkeit und des Hungers vorüber. Wie diese Mutter, denken in Stadt und Provinz viele, denn jährlich werden über 2000 kleine Kinder, meist einen oder ein paar Tage alt, zur Madonna gebracht, oder, wie wir im prosaischen Deutsch sagen, dem Findelhaus übergeben.

Der Portier bringt indes die eingeholte Erlaubnis zur Besichtigung. Durch das sich öffnende Thor betritt man den langgestreckten, rechteckig geformten, oben offenen Hof des gewaltigen Gebäudes, welches den letzteren von allen Seiten einfaßt. Die Langseiten des Hofes sind mit je einer Reihe von Akazien bepflanzt, in deren Mitte sich ein von schneeweißem Marmor eingefaßtes, mit schönen Blattpflanzen geziertes Wasserbassin befindet, welches von einem in heiterem Sonnenlicht glitzernden Springbrunnen belebt wird. Tritt man in diesen freundlichen Hof, so zeigt sich an dem Gebäude an der gegenüberliegenden Seite eine stattliche Freitreppe, die zu einem mit hohen Thüren versehenen Eingang führt, über welchem ein lateinisches Distichon meldet, daß dies Gebäude unter dem letzten Ferdinand eine Erweiterung und Verschönerung erfuhr, um denjenigen als geräumige Herberge (amplum hospitium) zu dienen, deren Herkunft unbekannt ist, oder denen die elterliche Fürsorge mangelt. Durch eine stattliche Halle links, dann eine breite Marmortreppe hinauf gelangt man in das behaglich ausgestattete Zimmer der Oberin, unter deren Aufsicht eine Anzahl von Schwestern den mannigfaltigen Abteilungen der Santa Casa vorsteht. Die Schwestern tragen graues Gewand, an der

Seite hängt der Rosenkranz, ein weißes Tuch umhüllt Stirn und Haupt, welches in weiterer Bedeckung von einem schwarzen nach hinten niederfallenden Tuch versehen ist. Vom Zimmer der Oberin aus betritt man zuerst diejenigen Räume, in welchen die Trovatelli (Findlinge) genährt werden. Wer die Unsauberkeit neapolitanischer Familien aus Erfahrung kennt, wer mit eigenen Augen Dinge gesehen, die jeder deutschen Hausfrau Entsetzen einflößen, Dinge, welche nicht etwa nur vereinzelt vorkommen, sondern ebenso gewöhnlich bei den niederen, als bei den höheren Ständen sind, der gehe in die Santa Casa dell' Annunziata, um dasjenige zu finden, was man in Neapel fast nur in der unglaublich großen Zahl der oft großartigen Wohlthätigkeitsanstalten antrifft: Sauberkeit und Reinlichkeit. Man durchwandert eine Reihe von Hallen, deren manche einem Kirchenraum nicht unähnlich sehen, so weit, so hoch ist es überall, so geräumig jede der Hallen, daß eine solche Hunderte von Menschen fassen könnte. Jede dieser Hallen ist nichts mehr und nichts weniger, als eine Kinderstube. Blickt man solche Halle entlang, so gewahrt man in nicht endenwollender Reihe — wie soll ich es nennen? — schneeweiße Zelte, Zelte aber sind es nicht, sondern Wiegen, oder richtiger gesagt, die Bettchen der Kinder. Jedes ist ein quadratförmiges Eisengestelle, darauf das schneeweiße Bettchen, und das Ganze mit einem halbdurchsichtigen Vorhang umhängt. Die begleitende Schwester schlägt den Vorhang zurück, und wir sehen, was kein Menschenauge ohne Rührung schauen kann, zwei schlummernde Kindlein, jedes derselben nur wenige Tage alt. Schneeweiße Windeln, ein eben solches Hemdchen mit hübscher Halskrause hüllt die zarten Glieder ein. Die Schwester nimmt eines der Püppchen aus dem Bett, zeigt den kleinen Schwarzkopf, und sagt mit Stolz: „Seht, Herr, das sind die Kinder der Madonna." In jedem dieser geräumigen Betten, deren sich kein Prinz zu schämen braucht, liegen zwei Kinder, oben über dem Vorhang ist die Bettnummer, jedes Kind trägt am Halse ein Bleimedaillon mit Nummer und den Anfangsbuchstaben des Engelsgrußes, je zwei Kinder sind einer Amme zur Ernährung und Pflege übergeben. Zwischen der Wand und der Kinderbettenreihe sind die sauberen Betten der Ammen, außerdem

lich gekleidetes Weib, in einer durchlöcherten Schürze trug sie etwas in Lumpen eingewickeltes, sie stand neben mir und schaute ebenfalls zu der Madonna da oben über der Thür. Da wußte ich, was sie trug und was sie dachte. Sie war gekommen, ihr Kind der Madonna (d. h. ins Findelhaus) zu bringen, aus der Stadt war sie nicht, denn sie trug bäuerische Kleidung, wie man sie bei den Bewohnern der fernen Berge sieht. Sie dachte, das Kind, dessen leises, krankhaftes Wimmern sich hören ließ, sei bei der Madonna besser aufgehoben, und die Madonna sei ja so reich und so gut, darum wollte sie die kleine hilflose Kreatur in die Santa Casa tragen. Dann dachte sie auch, sie werde nach einiger Zeit ihr Kind sich wiederholen, wenn die Zeit der Arbeitslosigkeit und des Hungers vorüber. Wie diese Mutter, denken in Stadt und Provinz viele, denn jährlich werden über 2000 kleine Kinder, meist einen oder ein paar Tage alt, zur Madonna gebracht, oder, wie wir im prosaischen Deutsch sagen, dem Findelhaus übergeben.

Der Portier bringt indes die eingeholte Erlaubnis zur Besichtigung. Durch das sich öffnende Thor betritt man den langgestreckten, rechteckig geformten, oben offenen Hof des gewaltigen Gebäudes, welches den letzteren von allen Seiten einfaßt. Die Langseiten des Hofes sind mit je einer Reihe von Akazien bepflanzt, in deren Mitte sich ein von schneeweißem Marmor eingefaßtes, mit schönen Blattpflanzen geziertes Wasserbassin befindet, welches von einem in heiterem Sonnenlicht glitzernden Springbrunnen belebt wird. Tritt man in diesen freundlichen Hof, so zeigt sich an dem Gebäude an der gegenüberliegenden Seite eine stattliche Freitreppe, die zu einem mit hohen Thüren versehenen Eingang führt, über welchem ein lateinisches Distichon meldet, daß dies Gebäude unter dem letzten Ferdinand eine Erweiterung und Verschönerung erfuhr, um denjenigen als geräumige Herberge (amplum hospitium) zu dienen, deren Herkunft unbekannt ist, oder denen die elterliche Fürsorge mangelt. Durch eine stattliche Halle links, dann eine breite Marmortreppe hinauf gelangt man in das behaglich ausgestattete Zimmer der Oberin, unter deren Aufsicht eine Anzahl von Schwestern den mannigfaltigen Abteilungen der Santa Casa vorsteht. Die Schwestern tragen graues Gewand, an der

Seite hängt der Rosenkranz, ein weißes Tuch umhüllt Stirn und Haupt, welches in weiterer Bedeckung von einem schwarzen nach hinten niederfallenden Tuch versehen ist. Vom Zimmer der Oberin aus betritt man zuerst diejenigen Räume, in welchen die Trovatelli (Findlinge) genährt werden. Wer die Unsauberkeit neapolitanischer Familien aus Erfahrung kennt, wer mit eigenen Augen Dinge gesehen, die jeder deutschen Hausfrau Entsetzen einflößen, Dinge, welche nicht etwa nur vereinzelt vorkommen, sondern ebenso gewöhnlich bei den niederen, als bei den höheren Ständen sind, der gehe in die Santa Casa dell' Annunziata, um dasjenige zu finden, was man in Neapel fast nur in der unglaublich großen Zahl der oft großartigen Wohlthätigkeitsanstalten antrifft: Sauberkeit und Reinlichkeit. Man durchwandert eine Reihe von Hallen, deren manche einem Kirchenraum nicht unähnlich sehen, so weit, so hoch ist es überall, so geräumig jede der Hallen, daß eine solche Hunderte von Menschen fassen könnte. Jede dieser Hallen ist nichts mehr und nichts weniger, als eine Kinderstube. Blickt man solche Halle entlang, so gewahrt man in nicht endenwollender Reihe — wie soll ich es nennen? — schneeweiße Zelte, Zelte aber sind es nicht, sondern Wiegen, oder richtiger gesagt, die Bettchen der Kinder. Jedes ist ein quadratförmiges Eisengestelle, darauf das schneeweiße Bettchen, und das Ganze mit einem halbdurchsichtigen Vorhang umhängt. Die begleitende Schwester schlägt den Vorhang zurück, und wir sehen, was kein Menschenauge ohne Rührung schauen kann, zwei schlummernde Kindlein, jedes derselben nur wenige Tage alt. Schneeweiße Windeln, ein eben solches Hemdchen mit hübscher Halskrause hüllt die zarten Glieder ein. Die Schwester nimmt eines der Püppchen aus dem Bett, zeigt den kleinen Schwarzkopf, und sagt mit Stolz: „Seht, Herr, das sind die Kinder der Madonna." In jedem dieser geräumigen Betten, deren sich kein Prinz zu schämen braucht, liegen zwei Kinder, oben über dem Vorhang ist die Bettnummer, jedes Kind trägt am Halse ein Bleimedaillon mit Nummer und den Anfangsbuchstaben des Engelsgrußes, je zwei Kinder sind einer Amme zur Ernährung und Pflege übergeben. Zwischen der Wand und der Kinderbettenreihe sind die sauberen Betten der Ammen, außerdem

befindet sich in jeder Halle eine Vorrichtung zum Baden der Kleinen. Volles Licht dringt durch die zum Fußboden reichenden Fensterthüren, gute Luft wird in den weiten Räumen geatmet. Über dreihundert Säuglinge werden durchschnittlich in diesen Hallen ernährt, eine noch größere Anzahl befindet sich bei auswärtigen Ammen. Die Zahl der schwächlichen und kranken Kinder ist aus nahe liegenden Gründen (man sehe das Elend und die finsteren Höhlen, in welchen diese Findlinge geboren sind) eine große. In viele der Bettchen blickte ich hinein und sah in einem ein trauriges Todesbild, das Angesicht eines armen Findlings wie eine Totenmaske, Stirn und Wangen voll Falten, das Angesicht so alt, als läge dort ein Greis. Getauft werden die Kleinen sofort bei ihrem Eintritt, vor Jahrhunderten gab es in einer Mauer ein Loch, welches in weite, unterirdische Räume führte, wo hinein man die Leichen ungetauft gestorbener Kinder warf. Bis zum Jahre 1875 gelangten die Findelkinder von der Straße aus durch ein in der Mauer befindliches enges Loch in das Innere des Hauses, jenes aber gewährte nur einem neugeborenen Kinde den Durchgang. War ein Kind schon etwas älter, so pflegte man dasselbe mit Öl zu bestreichen und unbekleidet hindurch zu zwängen. Jene Öffnung ist jetzt vermauert. Dies geschah aber erst 1875, als der Staat die Verwaltung der Casa santa übernahm. Die Kirche hat vierhundert Jahre jene Barbarei des engen Durchgangs geduldet und noch manche andere Barbarei mehr. Dazu rechnen wir den Brauch, nach welchen die im Findelhaus herangewachsenen Mädchen verheiratet wurden. Am Fest der Madonna Annunziata nämlich ward das Findelhaus dem Publikum alljährlich zugänglich und man sah dann die heiratsfähigen Mädchen aufgestellt. Heiratslustige Jünglinge erschienen und jeder derselben warf derjenigen, die ihm gefiel, ein Schnupftuch zu. Dadurch erlangte er nicht nur eine Ehefrau, sondern auch eine Mitgift, welche die Santa casa jedem dieser Mädchen verabfolgte. Die meisten dieser Ehen waren unglücklich. Der Staat hat solche Barbarei 1875 abgeschafft, die Kirche hat dieselbe circa fünfhundert Jahre hindurch geduldet. In Rom war bis 1870 ein ähnlicher Brauch, nicht minder barbarisch.

Jährlich am Fest der Madonna del Rosario (am ersten Sonntage des Oktober) sah man in Rom die Prozession der Ammantate (d. h. mit Schleiermantel versehen). Mit derselben hatte es folgende Bewandtnis. Die Erzbrüderschaft der Madonna Annunziata verteilte jedes Jahr an etwa 150 arme Mädchen dreißig Dukaten für jede als Mitgift für die Heirat, oder für den Eintritt ins Kloster und diese Mädchen gingen zur Schaustellung und Auswahl in Prozession durch die Stadt, angethan mit weißen Kleidern, langen Schleiern, die so eingerichtet waren, daß sie in orientalischer Weise die untere Hälfte des Gesichtes verhüllten. Diejenigen in dieser Prozession, welche ins Kloster treten wollten, trugen Kränze, wie Madonnen *).

Der Konsul Plinius hielt im Jahre 100 nach Christi vor dem Kaiser Trajan eine uns erhaltene Lobrede, aus welcher hervorgeht, daß dieser Herrscher wohlthätige Stiftungen machte, aus deren Renten Knaben und Mädchen erzogen wurden. Auf dem heutigen Forum Romanum sieht man ein Relief, welches jene Liberalität des genannten Kaisers darstellt. Niemals ist berichtet worden, daß der heidnische Kaiser Trajan einen solchen Heiratsmarkt, oder solche Heiratsprozession ins Werk setzte, wie wir sie als Institut der Kirche in Neapel und Rom gefunden haben. Wie die römische Kirche nach heidnisch-römischer Weise aus dem Kultus ein Schauspiel macht, so überträgt sie dies Heidentum auch auf ihre Wohlthätigkeitsübung. Hiervon einige Beispiele.

Am 29. Juni 1890, dem Tage St. Pietro e St. Paolo, ward zu Neapel in der Kirche Gesu e Maria ein seltsames Schauspiel vor einigen Tausenden von Zuschauern aufgeführt, nämlich die jährliche wiederkehrende Verleihung von Gaben an einen der ärmsten unter den Fischern von St. Lucia. Eine stattliche Kutsche kommt gefahren, der arme Fischer darin. Er steigt aus, wird in der Kirchthür vom Klerus empfangen, zu seinem Sitz geleitet, eine Messa cantata wird aufgeführt, eine Predigt über die katholische Wohlthätigkeit gehalten und dann dem Fischer ein neuer Anzug verabreicht. Unter dem Evvivarufen von Tausenden der Zuschauer

*) Cf. Silvagni, La Corte e la società Romana II, 339.

fährt er heim. Am Tage des St. Joseph bietet die Kirche dieses Santo in Neapel und anderen Städten ein seltsames Schauspiel. Die Wände derselben sind behangen mit Kleidungsstücken aller Art, Messa cantata findet statt, ebenso ein Panegyrikus auf die carità cattolica, und bei diesem Anlaß empfangen die Armen jene Gaben. Ähnliche Übung der beneficenza cattolica erlebt man in anderen Kirchen, oft sieht man sogar diese beneficenza gemalt vor den Kirchthüren und neben dem betreffenden Bilde stehen Männer, geziert mit blauen Schärpen, welche von den Vorbeigehenden Gaben für die Armen erbitten. Hunderte und Aberhunderte von Kirchen des Südens kann man besuchen, ohne in denselben eine Vorrichtung für die Kollekte zum Besten der Armen zu sehen. Kollektenbüchsen für die Madonna, St. Petrus, für Christus, für einen Beato und Santo sieht man, — aber die Armenbüchse fehlt.

Am Corso V. E. in Neapel befindet sich eine Zufluchtstätte für arme alte Männer, welche dort von den sogen. Piccole Suore (kleinen Schwestern) verpflegt werden. Am letzten St. Josephfest d. J. erschien dort der Erzbischof und bediente die alten Männer bei Tisch, zugleich waren dort viele Mitglieder der Aristokratie anwesend, gleichfalls mit dem Dienst der Armen beschäftigt. Dergleichen nimmt sich von außen recht hübsch aus, es ist ein Bild zum Malen, wie die meisten Handlungen des Kultus, bleibt aber doch im großen Ganzen ein Schauspiel, und dasselbe gilt von der jährlichen öffentlichen Fußwaschung am Gründonnerstag. Wer solche zu den gewöhnlichsten Dingen gehörenden Schaustellungen sieht, vermißt die Beobachtung der goldenen Regel: Die Linke soll nicht wissen, was die Rechte thut.

Eine staatliche Armenpflege, wie sie als Kind der Reformation in Deutschland längst besteht, reguliert durch das Gesetz, hat Italien, das Land des Papstes, bis zum Jahre 1890 nicht gekannt. Erst soeben ist in Italien eine solche ins Leben gerufen durch das Gesetz, welches die Opere pie (Wohlthätigkeitsstiftungen) verstaatlicht. Die Wohlthätigkeitsanstalten Italiens repräsentieren ein Kapital von einer Milliarde und 732 Millionen. Davon entfallen 725 Millionen auf Grundstücke und Gebäude als Wert derselben. Von 1881—1887 erhielten diese Anstalten durch Ver-

mächtnisse über 100 Millionen. Uns kommt es nicht zu, zu bestimmen, wie viel oder wie wenig wahre christliche Liebe jene Anstalten geschaffen, oder die Frage aufzuwerfen, wie viel selbstsüchtige heidnische Werkgerechtigkeit als Grundlage zu betrachten ist, wir haben nur zu konstatieren, daß die seit mehr als zehn Jahren staatlich angestellten Untersuchungen über die Opere pie Italiens Zustände derselben ans Licht gebracht haben, welche nur demjenigen unglaublich klingen, welcher das Heidentum in der römischen Kirche nicht kennt. Auf Einzelheiten uns einzulassen ist deshalb unmöglich, weil wir in diesem Fall ein Buch schreiben müßten. Die Resultate jener Untersuchungen sind zur Kunde des Landes gebracht und liegen in den Verhandlungen der Kammer vor. Um jene Wohlthätigkeitsanstalten durch Reformierung der Verwaltung dem Lande wahrhaft nutzbar zu machen, hat der Staat die Opere pie unter sein Gesetz gestellt, und trotz päpstlichen Protestes dieselben der Priesterherrschaft entzogen.

Das wohlerhaltene, gut geordnete Archiv der Casa santa in Neapel gewährt den klarsten Einblick in die Geschichte der Anstalt. Infolge eines Gelübdes erbauten die Brüder Giacomo und Nicola Scondito, dem Ritterstande Neapels angehörig, vor reichlich fünfhundert Jahren (1339) der S. Annunziata eine Kirche, zugleich daneben ein mit Hospitium für Findlinge verbundenes Krankenhaus. Die Verwaltung des letzteren übernahm die in hohem Ansehen stehende Brüderschaft der Geißler und Büßer, welche allwöchentlich einmal zur Nachtzeit mit lauten Gebeten und blutigen Schlägen die Stadt durchzogen. Malo passo, der schlimme Weg, hieß die Stelle, wo die frommen Stiftungen sich erhoben, weil manche blutige That dort geschehen. Die Neapolitaner nämlich benutzten vor fünfhundert Jahren das Messer ebenso wie in der Jetztzeit, und ließen sich in jenem grauen Jahrhundert nicht durch das Bild der Annunziata, welches am Malo passo zu sehen war, von Messerstichen abhalten, weshalb auch in jenem Hospital eine Abteilung ausschließlich für Verwundete bestimmt war. Die Königin Sancia, Gemahlin Roberts des Weisen, wandte ihre Teilnahme und reichen Mittel der Casa santa zu, ebenso ein Jahrhundert später die berüchtigte Königin Johanna II., welche der Annunziata große Be=

sitzungen schenkte. Dieser schuldbeladenen Königin, dem letzten Sproß der Anjous, bewahrt die Casa santa deswegen ein dankbares Andenken, vor dem Altar der Prachtkirche liegt sie begraben und ihr Grabstein nennt die lange Reihe ihrer Titel. In den folgenden Jahrhunderten strömten ohne Unterlaß goldene Tropfen auf die Casa santa nieder, in Gestalt von Schenkungen an Geld und Grundbesitz, von Erbschaften und Privilegien, über welche die unübersehbare Masse von königlichen Erlassen, päpstlichen Bullen, besiegelten Testamenten, Schenkungsurkunden Auskunft giebt. Zu den Privilegien gehörte z. B. die der Casa santa zufallende Abgabe von frischer, in die Stadt gebrachter Milch, der Zoll von den zu Wasser eingeführten Früchten, Blumen, Kräutern, Korn, Süßwasserfischen. Als fast vierhundert Jahre ihres Bestehens vorüber waren, konnte sich die Stiftung als den reichsten Grundbesitzer des Königreiches bezeichnen, konnte unter ihren Donatoren alle reichen und angesehenen Familien desselben aufzählen, konnte mit Stolz behaupten, daß das jährliche Einkommen der Casa santa bereits Ende des siebzehnten Jahrhunderts die Höhe von — nach heutigem Gelde — 1200000 Lire erreichte, konnte endlich behaupten, daß die Zahl der Testamente sich auf dreißigtausend belaufe, eine Zahl, die nichts Unwahrscheinliches in sich trägt, wenn man die vierhundert Jahre, sowie den Umstand inbetracht zieht, daß von jeder der bekannten Adelsfamilien, z. B. den Caraffa, Colonna &c. viele Testamente für die Casa vorhanden sind. Seltsam ist ein Dokument vom Jahre 1579. In demselben erklärt ein Rinaldi Cioffi, er habe der Madonna gelobt, niemals wieder Würfel oder Karten anzurühren, und jedesmal, wenn er seinem Gelübde zuwiderhandle, der Casa santa tausend Dukaten zu geben. Reich, berühmt, angesehen war das „heilige Haus“, da plötzlich erlosch dies Glanzgestirn! Im Jahre 1580 am 27. Juni gründete die Verwaltung eine mit der Casa santa verbundene Bank, trieb also Geldgeschäfte. Dergleichen Institute fehlten in jenen Jahren, kein Wunder, daß die hochangesehene Anstalt große Schätze zur Verwaltung und Verwahrung erhielt. Hatte man doch zu ihr dasselbe Vertrauen, wie einst die Griechen zu ihren Orakel- und Tempelstätten.

Jeder Gewinn sollte natürlich der frommen Anstalt und ihrer Kirche zugute kommen. In der That, die Leistungen mußten die Bewunderung aller steigern, der Glanz der Kirche suchte seinesgleichen, das Schatzhaus derselben barg Kleinodien, deren Wert Millionen umfaßte. Zur Besorgung des Kultus waren über hundert Priester vorhanden, von den kostbaren Reliquien sprach die ganze Christenheit, alle nennenswerten Künstler wurden zur Ausschmückung der Kirche herangezogen. Da geschah im Jahre 1702 ein Unerhörtes — der Krach — die Casa santa machte Bankrott, und dabei handelte es sich um neunzehn Millionen Lire*). Jahre lang zogen sich Prozeß und Verhandlungen hin, bis endlich die in der Erinnerung der Neapolitaner fortlebende „Magna Concordia" erfolgte; die Gläubiger erhielten Prozente, die Casa santa verlor den größeren Teil ihres Eigentums, aber keineswegs die Liebe und das Zutrauen der Neapolitaner. Letztere schenkten aufs neue Geld und Gut, und als etwa fünfzig Jahre nach jenem berüchtigten Bankrott die Kirche der Annunziata durch Feuer zerstört ward, konnte sie sofort durch freie Gaben in blendender Marmorpracht, im Geschmack damaliger Zeit wieder erbaut werden. Freilich die von der früheren Zeit her gerettete Schatzkapelle ist ihrer Schätze beraubt, die aus Silber und Gold gefertigten Heiligenbüsten sind längst in die Hände der Goldschmiede gewandert.

Einen ähnlichen Eindruck, wie jener Krach von 1702, machte in Neapel vor ca. 50 Jahren das bekannte Buch von Antonio Ranieri, betitelt: Ginevra, L'Orfana della Nunziata (Ginevra, Die Waise des Findelhauses). Dies Buch, eine kühne That des dafür von der Geistlichkeit verfolgten Verfassers, enthüllte die Zustände des damals von kirchlichen Organen geleiteten und beaufsichtigten Findelhauses in Neapel. Als bezeichnendes Motto wählte sich der Verfasser das Wort: Prediger Salamonis 4, 1—3: „Und

*) Eine berühmte Wohlthätigkeitsanstalt, der Monte Pio (öffentliches Leihhaus) in Pistoja, ward im Juni 1890 einer Untersuchung unterstellt, wobei sich ergab, daß durch die seit Jahren fortgesetzten Betrügereien der Beamten, die acht Jahre dauerten, 70000 Lire verloren gegangen sind. („Libertà cattolica" 1890, Nr. 121.)



ich wandte mich und sahe alle Bedrückungen, die geschehen unter der Sonne, und siehe, da waren Thränen derer, die Unrecht litten und hatten keinen Tröster, und von der Hand ihrer Unterdrücker litten sie Gewalt und hatten keinen Tröster. Da lobte ich die Toten, die schon gestorben waren, mehr denn die Lebendigen, die noch Leben hatten; und wer noch nicht ist, ist besser daran, als beide, der das Böse nicht inne worden, das unter der Sonne gethan wird." — Die Sittengemälde des genannten Buches werden alle Zeit eine Anklage wider die römische Kirche bleiben. Mag Ranieri hier und da starke Farben aufgetragen haben, seine Schilderungen sind und bleiben wahr. Sie gehören jener Zeit an, als jährlich dreitausend Säuglinge dem Findelhause übergeben wurden, von denen stets so viele starben, daß die Gesamtzahl der im Findelhause lebenden Kinder nie mehr, als jährlich siebenhundert betrug *). Der Verfasser führt das Findelkind Ginevra redend ein und läßt sie die religiöse Erziehung der Findlinge charakterisieren. Den Jammer derselben lesen wir in folgender Stelle: „Ich glaubte, das Christentum bestehe darin, daß man mit der Rechten die Stirn, den Leib und die Schultern berühre und dabei drei Namen murmele, deren Geheimnis mir niemand verraten hatte. Ich glaubte, Christentum bestehe im Hersagen einiger Wörter fremder Sprache, sowie darin, daß man sich in einer sogenannten Kirche einfinde, um mit den Augen den Bewegungen des Priesters zu folgen, seine unverständlichen Worte zu hören und auf die Kniee zu fallen, auch meine Brust zu klopfen, wenn andere es ebenso machten. Ich glaubte, Christentum bestehe darin, daß man sich einer unendlichen Zahl von männlichen und weiblichen Namen empföhle, die alle miteinander himmlische Wesen bezeichneten. Dabei bemerkte ich, daß sich der eine diesem, der andere jenem Heiligen empfahl, wobei jene Götter miteinander in Streit geraten mußten, um die Wünsche ihrer Klienten auf Erden zu erfüllen. Was ich empfand war Furcht und diese wich auch nicht bei dem Namen der Maria, von der man mir sagte, sie sei die Mutter Gottes."

---

*) Ginevra, S. 54.

Als die Altäre der Venus auf Lemnos „kalt“ standen, erzürnte dies die Göttin so sehr, daß sie schweres Verderben über die Insel brachte. Die hold lächelnde Madonna, welche auf ihre Ehre ebenso eifersüchtig ist, wie die Venus, kann sich über „kalte“ Altäre nicht beklagen. Auch die Madonna Annunziata, eine der zahllosen Madonnen, ist sicherlich mit ihren Verehrern zufrieden. Sie hat einen von Weihrauch duftenden und von Gaben „fetten“ Altar*), auch im Frühling ihr großartiges Volksfest, das nur ihr speziell gebührt.

Wer zu irgendeiner Madonna wallfahrtet, um zu beten, zu büßen und Gelübde zu erfüllen, verhandelt dort nicht mit der Madonna überhaupt, sondern mit der bestimmten Madonna, welche an jenem Orte ihr Bild hat, und das letztere fließt mit der Madonna in eine Einheit zusammen. Das Volk hat ebenso viele Madonnen, als es wunderbare Bilder von ihr giebt, und niemand geht in der Abstraktion so weit, daß er reflektierend sagt: Ich verehre die einheitliche Madonna, welche dort in einem speziellen Bilde dargestellt wird. Madonna und Bild sind eins. Die Kirchensprache sagt zwar: die Madonna thut Wunder per mezzo della portentosa immagine, aber das Volk reflektiert in dieser Weise nicht; es reflektiert überhaupt nicht. In dem Bilde steht die mächtige Himmelskönigin vor dem Beter, und für das Volk steckt die Wunderkraft in dem Bilde. Dieser Anschauung gemäß ändert sich auch die Kirchensprache und spricht dasjenige offen und klar aus, was Volksanschauung (aber nicht Kirchenlehre) ist. Demnach liest man in Monographieen über Heiligtümer und Wallfahrtsorte, daß daselbst sich ein Bild befinde, „berühmt durch unzählbare, durch dasselbe gewirkte Wunder“, ferner daß Tausende kommen, um dieses zu „verehren“. Daß gewissen Bildern, Statuen 2c. nach der Volksansicht Wunderkraft innewohnt, zeigte sich kürzlich recht deutlich bei dem letzten Ausbruch des Ätna in dem am meisten bedrohten Städtchen Nicolosi, auf welches sich ein ungeheuerer Feuerstrom zuwälzte. Außerhalb des Stadtbezirks befinden sich kleine, roh aufgeführte altarähnliche Erhöhungen mit den Bildern

*) So nennt Virgil die mit Gaben belegten Altäre.

der Schutzheiligen; dorthin trug man die Statuen der letzteren, als die furchtbare Gefahr sich näherte. Bei dieser Prozession befand sich auch der Bischof Dusmet von Catania, welcher den Schleier der heiligen Agatha *), das Palladium Catanias, nach Nicolosi gebracht hatte und diese Reliquie dort, begleitet von allen Einwohnern, der Lava entgegentrug. Es ist bekannt, daß der Ausbruch aufhörte und die Lava zum Stehen kam. Jetzt heißt es allgemein: „Die Lava stand still, dicht vor der Stelle, wo die Prozession mit dem heiligen Schleier umgekehrt war", und in dieser Thatsache erblickt man ein durch den Schleier bewirktes Wunder.

Verschiedene Madonnen haben seltsame Attribute, die alle miteinander als Zeugnis einer gewissen Vertraulichkeit gelten können, welche im Verkehr mit denselben stattfindet. Die allerseltsamste Beziehung entdeckte ich kürzlich in Pozzuoli, dem antiken Puteoli. Dort sieht man ein Gewölbe, den Rest eines der früheren Thore aus der Zeit spanischer Vizekönige, und in diesem Bogen befindet sich ein Bild, welches aus einer früheren Kirche St. Maria ad portam stammt. Die Kirche selbst ist verschwunden, und nur einige Kellergewölbe sind übriggeblieben, die einst sie trugen, jetzt aber von den Fleischern der Stadt zur Aufbewahrung des Fleisches benutzt werden. Auf dem Madonnenbilde sieht man Maria mit dem Gekreuzigten, sowie S. Janni (St. Johannes) und St. Celsus. Auch Sonne und Mond sind auf dem rohen Bilde angebracht, das beim Volke: La Madonna delle Pézzeche heißt. Wir haben es hier mit einem Dialektworte, mit einem jener komischen Attribute zu thun, welche das Volk so leicht auch den Dingen und Personen beilegt, die ihm heilig sind. Pizzeco bezeichnet die Thätigkeit des Kneifens, wenn man dabei Daumen und Zeigefinger benutzt. Woher dieses Attribut? Der Ort, wo sich jenes Bild befindet, ist eng; bei dem Feste dieser Madonna drängt sich dort eine Menge Volks, und bei dieser Gelegenheit tritt eine bei den Einwohnern Pozzuolis bekannte Roheit zu Tage, welche sich im Gedränge durch Stoßen und Kneifen äußert. Man

*) Siehe unseren dritten Teil, Kapitel: Der wunderbare Schleier.

nennt also jene Madonna nach den rohen Vorkommnissen, welche sich bei jedem ihrer Feste wiederholen.

Am Pfingstmontag ist das Fest dieser Madonna. Um dasselbe würdig zu feiern, vereinigen sich einige Bewohner jener engen Straße zu einem „Komitee“, dessen Hauptaufgabe ist, in der ganzen Stadt zu betteln. Dergleichen wird nicht verhindert. Auf dem Papier freilich ist das Betteln verboten, aber was steht nicht alles auf dem Papier? Solch' frommer Bettelunfug hat in den letzten Jahren nicht etwa ab-, sondern zugenommen. Man bettelt für fromme Zwecke an allen Ecken und Enden. Für Feste zu betteln, ward von jeher als ein sehr frommes Werk betrachtet. Für die Waisen zu betteln, ist eher verzeihlich; nur macht es einen seltsamen Eindruck, wenn eine „Schwester“ ein Waisenmädchen als Begleitung mitnimmt, welches darauf einstudiert ist, eine klägliche Miene zu machen und mit umflortem Blick und leise flüsternd die Mildthätigkeit anzuregen. Sehr verdienstlich ist es, für die im Fegfeuer befindlichen Seelen, d. h. für Messen zu deren Nutzen, zu betteln. Unser Komitee in Pozzuoli bettelt für den festlichen Schmuck an jenem Tage. Hat man die nötige Summe beisammen, so schadet es nicht, wenn noch ein Erkleckliches übrigbleibt, wofür dann das ehrenwerte Komitee sich einen fröhlichen Tag bereitet. In dieser Hinsicht genießen bereits Kinder einen fruchtbaren Unterricht. Bei großen Heiligenfesten sieht man z. B. in Neapel überall an den Hauswänden zahlreicher Straßen kleine von Kindern aus Holz und buntem Papier erbaute Altäre mit einem Heiligenbilde, z. B. der hochgefeierten St. Anna *). Ebenso ist es am Allerseelentage. Da laufen Kinder, oft in Scharen, mit kleinen Büchsen aus Pappe, auf denen ein Totenkopf angebracht ist, umher mit dem Rufe: „Für die Toten! Mein Herr, für die Toten!“ Aber nicht den Toten kommt die erbettelte Münze zugute, sondern den Lebenden, welche am Tage der Toten sich des Lebens freuen, indem sie Makkaroni essen.

Jenes ehrenwerte Komitee also kauft Kerzen, Öllämpchen, borgt sich bunte Tuchfetzen und Teppiche, verschafft sich Blumen, und so

*) Siehe unseren zweiten Teil, Kapitel: Die neue Juno.

wird der obengenannte Bogen geschmückt; auch ein Teil der engen Straße erhält seinen Teil, und ist alles in Regel und Ordnung gebracht, so kann, ehe man am Abend zur Illumination schreitet, der Hauptteil des Festes beginnen, welcher in „Spielen“ zur Ehre der Madonna besteht. Bei großen Madonnenfesten in Campanien geht es nie ohne Wettrennen, Wettfahren, Feuerwerk und allerlei Kurzweil ab. Gewöhnlich feiert man solche Feste auch mit Schauspiel auf öffentlichem Marktplatz. Auch in Pozzuoli werden Spiele veranstaltet, die aber, weil jene Madonna kein großes Gebiet, sondern nur eine enge Straße beherrscht, nicht von großer Ausdehnung sind. Indes halb Pozzuoli versammelt sich, um diese Spiele zu schauen, bei welchen nur die untersten Volksklassen sich beteiligen. Zunächst findet Wettrennen statt, aber nicht zu Roß, sondern so, daß ein stämmiger Bursche einen zweiten auf seinen Schultern trägt, der sorgfältig auf eine Vorrichtung zueilt, die ihn unter Umständen gänzlich mit Wasser übergießt. Hierauf folgt das herkömmliche Wettessen, an dem sich arme Kinder beteiligen, denen man die Hände auf dem Rücken zusammenbindet, worauf sie mit Hilfe der Lippen und der Zunge eine Quantität Makkaroni verschlingen müssen, und dem ein Preis wird, der sich durch Schnelligkeit auszeichnet. Der Klerus kümmert sich um das Fest nicht; es ist Volkssache, und das religiöse Fest endigt mit gemeinen, pöbelhaften Scherzen.

Rennspiele im Cirkus waren beim Fest der Megalesien, die zu Ehren der großen Mutter in Rom gefeiert wurden, ein Hauptvergnügen des Volkes,

> „des Anzahl nicht zu ermessen
> Fasset der Cirkus heut' ganz Rom und ohrenerschütternd
> Braust es — — — —.“
>
> Juvenal Satiren XI, 196.

„Ohrenerschütternd braust es.“ Das gilt auch von dem Frühlingsfest der großen Mutter, welche heute andere Namen trägt, z. B. Madonna Annunziata (d. h. diejenige, welche den Engelsgruß empfing, und der gemeldet wurde, daß sie des Messias Mutter sein werde). Ihr Fest fällt in den Frühling, nämlich in den März, in eine Jahreszeit, welche im Süden bereits die volle

Blütenpracht produziert. Dann braust es ohrenerschütternd neben dem erwähnten Findelhaus, dann herrscht dort ein toller Marktlärm und in der Kirche setzt man die Statue der Madonna auf erhabenen Thron, vor dem sich im Laufe der Festtage Tausende verneigen. Diese Madonna unterscheidet sich aber von anderen Madonnen. Das zeigte sich kürzlich wieder bei einem Krönungsfest *).

Das Krönungsfest der „Madonna der göttlichen Vorsehung“ in Neapel setzte eine Heerschar von Künstlern in Bewegung. Ein Professor am Institut der schönen Künste stellte die Dekoration der Kirche her und nach seinem Entwurf bildete man den sogenannten Thron, oder richtiger den Triumphbogen, welcher das Bild nach der Krönung aufnahm. An achtzehn aufeinander folgenden Tagen bot ein volles Opernorchester in der Kirche Konzerte, Maler stellten Bilder her, von denen das eine über dem Portal die gekrönte Himmelskönigin darstellte. Am wenigsten Befriedigendes leistete die Kunst der — — Exegese! Wir meinen die aus der Bibel gewählten, auf die Maria bezogenen Inschriften. Eine dieser letzteren lautete: Kann auch ein Weib ihres Kindes vergessen u. s. w. (Jesaia 66, 13); eine andere: Die gekrönte triumphiert für immer (Weisheit Salomonis 4, 2); eine dritte: Ich werde dafür sorgen, daß es dir wohlgehe (Ruth 3, 1). Am Abend vor der Krönung waren alle Häuser des betreffenden Stadtquartiers mit großen Zetteln beklebt, auf denen zu lesen stand: Viva Maria Santiss. Madre della divina providenza! — Als in der Kirche die Stunde des Triumphes und der Glorie für die Madonna gekommen war, als das Haupt der Regina, von Gold und Rubinen umgeben, strahlte, da brach die versammelte Menschenmenge in lauten Jubel aus und die Hallen der Kirche dröhnten von dem Ruf: Evviva Maria! In den acht auf den Krönungstag folgenden Tagen fanden sich tagtäglich lange Pilgerzüge ein, unter ihnen die „Töchter der Maria“, ein weit verzweigter Verein, dann die Terziarier des St. Francesco und St. Domenico, sowie andere Societäten. Am achtzehnten Festtage erschien der Erzbischof, von

*) Siehe unseren zweiten Teil, Kapitel: Die Himmelskönigin.

Raketen nebst bengalischem Feuer begrüßt, und machte durch die Benedictio pontificale dem Fest ein Ende.

Auch jenseits des Ozeans hat man besondere Madonnen. — Das berühmteste Madonnenheiligtum Amerikas befindet sich in Guadeloup (Mexiko) auf dem Hügel Tepejac, wo einst der Tempel einer Göttin stand, welche für die Mexikaner eine ähnliche Bedeutung hatte, wie Ceres für die Römer, oder Demeter für die Griechen. „Von den äußersten Grenzen der Rocky Mountains und Canada, wo der Missionar den bekehrten Indianern den Rosenkranz reicht, bis zum Feuerland, wo die Salesianer das Evangelium brachten (!) ist der Name Maria für die amerikanischen Völker das Pfand der Sicherheit und der Ehre, des Friedens und der Hoffnung *).“

Zwei Frühlingsfeste stehen in Rom obenan, zuerst das Fest der Annunziatella. Dies wird im Frühling vom römischen Volk neben einer Kapelle der Madonna vor Porto S. Sebastiano gefeiert und erinnert in vieler Hinsicht an das antik-römische Fest der Anna Perenna, welches im Frühling von den niederen Ständen Roms in der heitersten Weise gefeiert wurde. Ovid **) schildert uns dasselbe: „Man lagerte sich dann vor dem Thor auf Rasen, baute sich Zelte aus leichtem Material, schmauste und zechte, sang und tanzte. Alles erglüht von der Sonn' und von Wein und so viel man der Becher leert, der Jahre so viel wünscht man und trinkt nach der Zahl. Manchen erschaust du dort, der Nestors Jahre sich zutrinkt, mancher auch bechert sich dort schier zur Sibylle hinauf. Aber sie singen dir auch, was nur vom Theater noch fest sitzt, frisch zu der Worte Geleit, hebt sich die flüchtige Hand. Kunstlos ringen den Reigen sie auch um den Krug in der Mitte, Schmuck mit entfesseltem Haar, tanzet das Mädchen im Putz. Dann geht's heim, man schwanket dahin und dem Pöbel zu gaffen giebt man, und Selige nennt jeder Begegnende sie.“

Implet superstitione animos et exhaurit domus. So sagt Cicero (de leg. II, 16, 40) von der großen Mutter. (Sie er-

*) „Libertà cattolica“ 1890, Nr. 133.

**) Fasti III, 525.



füllt die Herzen mit Aberglauben und macht die Häuser leer.) Mit der zweiten Hälfte dieses Satzes meint Cicero die Kollekten zum Besten der Feste jener großen Mutter. Jener Satz des Cicero gehört zu den vielen, die auch in unseren Tagen geschrieben sein könnten, denn er sagt in schlagender Kürze, was heutzutage geschieht. Die Kollekten zum Besten der Heiligen und Madonnen nehmen Tausenden armer Leute den letzten Heller. Dies ist freilich im Norden Italiens nicht besser als im Süden.

Im Mai d. J. ward bei Genua das neue Heiligtum der Madonna della Guardia eingeweiht. Man trug die Statue in Prozession, welche zwei Stunden dauerte. Nach einer längeren Rede des Erzbischofs schrie alles Volk: **Viva la Madonna della Guardia.** — Kollekten dabei fehlten nicht. Freilich verdient auch die Madonna solche Leistung, wie folgendes Beispiel zeigt.

Der Jesuit Padre Charoppin, Astronom in St. Louis, reiste im Verein mit vier protestantischen Astronomen, den Professoren Pritchett, Nipher, Engler und Valler, am 21. November 1888 nach St. Franzisko, um dort eine Sonnenfinsternis zu beobachten. Am Tage der letzteren war der Himmel voll Wolken, aber als sich der Jesuit an die Madonna wandte, konnten sie zwei Minuten hindurch die Sonnenfinsternis beobachten, weil die Himmelskönigin die Wolken zerstreute. „Wir haben im Himmel eine Königin, welche ihr Protestanten nicht kennt, sie ist allmächtig bei Gott und liebt zärtlich diejenigen, welche sie ehren *).“ So sprach der Jesuit zu seinen Kollegen. Der bekannte Römer Sulla hielt sich für einen Günstling der Aphrodite (Venus) und legte sich deshalb den Beinamen Epaphroditos bei. Der genannte Jesuit hält sich zweifellos für einen Günstling der Maria, welche über Himmelserscheinungen ebenso gebietet, wie einst Aphrodite. — **Venus victrix**, die siegreiche, ward einst von römischen Feldherrn hochgeehrt und angerufen. Ihre Nachfolgerin, die siegreiche Maria, ist das Panier, unter welchem die Jesuiten heutzutage streiten, sie ist auch für den Papst Leo XIII. das Banner, unter dem er, nach seinen eigenen Worten, Siege hofft. Auch der genannte scheint sich für einen Liebling der

---

*) „**Libertà cattolica**“ 1890, Nr. 147.

Madonna zu halten. Dabei hat auch er sich eine spezielle erwählt, die **Madonna del Rosario** (Rosenkranz) in Pompeji.

Am 9. Juli 1890 empfing der Papst eine aus Geistlichen und Laien gemischte Gesandtschaft aus Nola und erwähnte in seiner Ansprache, daß in dieser Diöcese sich das Heiligtum der Madonna di Pompeji befinde. Er sagte: „Dies Heiligtum ist die Quelle der Gnaden und des Segens und von der Jungfrau des Rosenkranzes erwarten Papst und Kirche die Bekehrung der Sünder, den Frieden und den Triumph. Ich habe mich bemüht, dies Heiligtum, welches mir so sehr am Herzen liegt, berühmter zu machen *)."

Diese Vorliebe des Papstes für eine bestimmte Madonna hat letzterer viele Verehrer verschafft, trotzdem tauchen immer wieder neue Madonnen auf.

Am 24. Mai 1889 ward die **Madonna dell' Ajuto** in Neapel mit üblicher **pompa religiosa** gekrönt. Achtzehn Tage hindurch Feste in und bei der Kirche! Der Bericht der „**Libertà cattolica**" spricht von der **Incoronazione della Madonna dell' Ajuto**, nicht von der Krönung des Bildes. Das hochgepriesene Bild war zu Anfang nur ein Straßenbild, erlangte aber schon vor zweihundert Jahren bedeutenden Ruf. „Die allerheiligste Jungfrau spendete durch das Mittel des Bildes viele **grazie** zu gunsten der **devoti**", die Zahl der letzteren wuchs, natürlich auch die Zahl der Gaben. Zur Zeit der Revolution des Masaniello ward das Bild immer wunderbarer und zuletzt hatte man so viel Geld, daß eine Kirche erbaut werden konnte. Kaum hatte man den Bau begonnen, da kam 1656 die Pest, und wieder zeigte sich das Bild als wunderkräftig. Endlich war die Kirche fertig und eine Prozession, in der sich 150 Ritter befanden, brachte das Wunderbild in die Kirche. Man wollte es mit einem Schleier bedecken, aber die Madonna duldete denselben nicht, der Schleier fiel immer „**prodigiosamente**" nieder.

In demselben Jahre war Krönungsfeier in Capaccio Vallo bei Salerno. Dort erhebt sich der Felsenberg Novi Velia, auf

*) „**Libertà cattolica**" 1890, Nr. 163.

dessen Gipfel die Madonna del Monte wie eine Königin in ihrer Burg ihren Thron aufgeschlagen hat. Das Heiligtum da oben ist eines der ältesten in der Christenheit und aus Calabrien und der Basilicata kommen fortwährend Scharen, um der Himmelskönigin ihre Voten und Gebete zu Füßen zu legen. Klerus und Volk hatten die Krönung erbeten. Im folgenden Jahre geschah die Krönung der Madonna delle grazie in Strongoli in Calabrien, sowie dieselbe Feier in Foggia in Apulien. In der dem St. Johannes geweihten Kathedrale dieser Stadt ist der Glanz dieses Heiligen längst erloschen vor dem Sonnenschein einer Wunderstatue der Madonna. Im Jahre 1837 den 14. Juli geschah ein großes Wunder, das Angesicht dieser Madonna erbleichte, sie drehte die Augen gen Himmel, weinte und schwitzte! — Das geschah, als in Süditalien sich zum erstenmale die Cholera zeigte, und in jeder Choleraperiode, z. B. 1854, 1884, wiederholte sich dies Mirakel, ja einmal gingen Strahlen von dieser Himmelskönigin aus! Stets hat diese Madonna ihre liebe Stadt Foggia vor der Cholera bewahrt. Deshalb die Krönung unter großartigem Festapparat *).

Am 13. Juli 1887 ward in Palomonte bei Salerno ein neues Bild der Madonna del Carmine für den Kultus der letzteren geweiht. „Die ganze Stadt eilte herbei, um die erhabene Frau (Augusta Signora) zu begrüßen und sie im Triumph zur Kathedrale zu tragen, wie eine Königin der Herzen **). — Eine Schar von Mädchen, mit Rosen bekränzt, war das nächste Geleit der Himmelskönigin. Sie sangen das Lob der Maria."

Wir erwähnten oben die Madonna della divina providenza. Der Kultus dieser letzteren verbreitete sich seit ihrer Krönung in Campanien und weiter. In der Kathedrale zu Nocera ward dieser Madonna ein Altar geweiht und nach pompöser Prozession die Kopie des Bildes darauf gestellt. Sofort begann man diese Madonna anzubeten und ward mir auf Befragen die Versicherung, daß die Mutter der Vorsehung viele grazie an die devoti spende. Jeder erste Tag des Monats ward ihr in Nocera geweiht.

---

*) Siehe unseren zweiten Teil, Kapitel: Die Himmelskönigin.

**) Bericht der „Libertà cattolica" vom 18. Juli 1887.

Berühmt in ganz Süditalien ist auch die **Madonna del Buon Consiglio** (des guten Rates). Hier haben wir einen Namen, den die römische Kirche direkt aus dem Heidentum geborgt hat, denn Artemis hatte das Prädikat **Aristobulē**, d. h. die, welche den besten Rat und Entschluß verleiht *). Der Kultus dieser gleichfalls gekrönten Madonna stammt aus Genezzano bei Rom, wo ihr Originalwunderbild vorhanden ist **). Für den Kultus dieser Spezialmadonna arbeitet eine „**Pia Unione**", die für ihren Eifer kürzlich von Leo XIII. gelobt wurde.

In Francavilla-Fontana, Apulien, hat die Himmelskönigin ihr Wunderbild, welches schon 1540 einem Blinden das Augenlicht wiedergab. Bei einer Reise durch Apulien sah Verfasser den Festenthusiasmus des Volkes für das genannte Bild, genannt **Madonna della Croce**. Der heilige Redner bewies seinem Auditorium, daß in philosophischer und moralischer Hinsicht alles Licht von der Madonna ausgehe. Dem Volk imponierten die Wörter, wie Geologie u. s. w.

Im Juni 1890 fand in Manchester eine großartige Madonnenprozession statt. Die „**Libertà cattolica**" behauptet, daß 15000 Personen sich an derselben beteiligten. Die dortige italienische Kolonie scheint sie ins Werk gesetzt zu haben, weshalb auch die Statue der Madonna von zwanzig Italienern getragen wurde. Wir sehen, wie der Kultus der aus dem römisch-griechischen Heidentum geerbten Himmelskönigin sich verbreitet. — Wann wird in London, Berlin u. s. w. eine solche Prozession stattfinden?

Unter allen nach Weise des antiken Polytheismus gebildeten Madonnen behauptet die Madonna Annunziata ihre Stellung, wie einst die Aphrodite von Paphos. „Ohrenerschütternd braust es" an ihrem Fest neben dem Findelhause Neapels, und alsdann ist es den Festgenossen gestattet, ins Innere dieses Hauses zu strömen, um dort die „Kinder der Madonna" zu sehen.

---

*) Siehe Preller, Griechische Mythologie.

) Siehe hierüber **R. Buonanno, Memorie Storiche dell' Immagine di Maria S.S. del Buon Consiglio che si venera (welches man verehrt) **in Genezzano.**

Zwölftes Kapitel.

Calabresischer Brauch.

„Glückselig jener, der entfernt vom Weltgeschäft,
Wie bied'res Volk des Altertums,
Sein Vaterfeld mit eig'nen Stieren wohl durchpflügt,
Von allem Wucher frank und frei."

So beginnt die zweite Epode des Horaz, in welcher dieser das Landleben preist. Er schildert in diesem Lied die friedliche Arbeit, das zufriedene Leben des jeder „übertünchten" Kultur ferne stehenden Landmanns und sagt, es sei eine Freude zu schauen:

„Das Wollenvieh, das satt zur Stallung eilt,
Zu schaun, wie müd' der Stier den umgekehrten Pflug
Heimwärts am matten Halse schleift,
Und wie das Arbeitsvolk, des reichen Hauses junger Schwarm,
Um blankgebohnte Laren sitzt."

Die blanken Laren*) hatten ihren Platz am häuslichen Herd, dieser war ein Heiligtum, ein Altar, seine Stelle war in der Mitte der Wohnung und um denselben saß das Arbeitsvolk, d. h. die ganze Familie. „Die Tische um den Herd", so beschreibt Silius Italicus (VII, 175) die Bauernwohnung seiner Zeit (erstes Jahrhundert nach Christo). In Calabrien finden wir heutzutage dasselbe in jenen Gegenden desselben, wo die Bewohner bis jetzt das Pfeifen einer Lokomotive nicht vernehmen, vielfach sogar das Rollen

---

*) Siehe unseren zweiten Teil, Kapitel: Hausgötter.

eines Wagens nicht hören, wo der Pflug sich heute nicht von dem unterscheidet, welchen Horaz vor ca. 1900 Jahren in obiger Epode erwähnt, und der Bauer ebenso verfährt, wie Horaz im angeführten Liede sagt:

> „Bald leitet er das aufgewachs'ne Rebenkind
> Als Braut zum hohen Pappelbaum."

Der Herd bildet die Mitte der Wohnung, das Feuer erlischt auf demselben nur dann, wenn ein Toter im Hause ist. Das Herdfeuer ist nach antiker Anschauung heilig. Benutzt man doch in Calabrien das Feuer auch beim Schwur, indem man mit Daumen und Zeigefinger ein: Kerze auslöscht. Am häuslichen Herd sitzt die Familie des Bauern bei der Mahlzeit, dort vernimmt man tagtäglich die Rosenkranz-Gebete, dort sitzt die Mutter und wiegt ihr Kind. Wir sehen eine junge Frau in blühender Gesundheit, eine jener Calabresinnen, welche der Dialekt als Sirena di lu mare, auch als Diana bezeichnet. Sie singt eintönig ein uraltes Wiegenlied, und immer kehrt der Refrain wieder: Lallá, Lallá. Denselben Refrain benutzten schon die römischen und griechischen Ammen und Mütter. Will die heutige Mutter ihr Kind besänftigen, so dient ihr ein Gespenst, welches sie Mommu nennt, ein Wort, welches vom griechischen Momar stammt, oder sie ruft: „Pappu", indem sie, ohne es zu wissen, an eine Maske der griechischen und römischen Posse erinnert, wir meinen den Pappus, der stets mit häßlicher Maske auftrat. Außer Gebeten und Wiegenliedern kann man am häuslichen Herd auch Flüche hören, die gleichfalls an das nur scheinbar verschwundene Heidentum erinnern. „Santo Diano" — so lautet der gewöhnlichste Fluch. Die Kirche verwandelte die Göttin Diana in einen bösen Dämon, das Volk verwandelte jene in ein Maskulinum und so ward aus der holden Diana ein Unhold, genannt Diano. Für seine oft entsetzlichen Flüche*) braucht der Calabrese ferner das Wort Maneja, welchem der Name Gottes oder eines Heiligen beigefügt wird, also z. B. Maneja St. Francesco! Man sagte mir, das Wort Maneja sei

*) Siehe unseren dritten Teil, Kapitel: Fluch und Segen.

so viel wie Nemesis, und von diesem griechischen Worte herzuleiten. Vielleicht lebt in jenem Wort der Name jener Mania weiter, die als Oberin unterirdischer Geister gedacht wurde. — Eines der gewöhnlichsten Nahrungsmittel des calabresischen Landvolkes sind die Zwiebeln, ebenso war es im alten Griechenland. Griechische Kolonieen blühten einst in Calabrien an Stellen, wo jetzt auf verödeten Strecken vielfach die Malaria brütet. Griechischer Brauch hat sich im genannten Lande erhalten. — An manchen Orten findet man noch jetzt Spuren des hellenischen Symposion in vornehmer Gesellschaft. Nach dem Mahle nämlich beginnt ein Trinkgelage, welches man auch Ventun-ora (21 Uhr) nennt, weil es etwa drei Stunden vor Sonnenuntergang (24 Uhr) seinen Anfang nimmt. Bei diesem Symposion (d. h. Zusammentrinken) fehlt, um völlig hellenisch zu sein, nur der homerische Mischkrug für den Wein, Trinkgesetze, Scherzreden, Wetten, sowie ein „König" dieses Gelages fehlen nicht. An hellenischen Brauch erinnern manche Spiele, an denen sich Knaben, Jünglinge und Männer beteiligen. Wir wissen, wie eifrig die Griechen den gymnastischen Übungen oblagen. Wettkämpfe im Speerwurf sieht man in Calabrien oft und die Geschicklichkeit in dieser Hinsicht ist staunenswert, ebenso die Fertigkeit, mit welcher Männer bei ihren Wettkämpfen mit Beilwürfen das Ziel treffen. Der Diskuswurf, in welchem die Griechen so Großes leisteten, daß ein Bildhauer sogar eine (jetzt im Vatikan befindliche) Statue eines Diskuswerfers herstellte, ist in Calabrien unvergessen, die hölzerne Scheibe heißt noch jetzt Disco. An solchen und ähnlichen Übungen ergötzen sich auch die Hirten des Silawaldes, die man während der kalten Jahreszeit mit Fellen bekleidet sieht. Meistens zwar geben sie sich träumerischer Beschäftigung hin, indem sie der Doppelflöte Töne entlocken, einem Instrument, welches die Römer tibiae geminae nannten.

Zur Römerzeit nannte man den ersten Tag des Jahres Dies auspicalis, Tag der Glückwünsche, die alsdann reichlich gewechselt wurden. Ein uralter Brauch verlangte, auch Zeichen solcher Glückwünsche zu bringen, nämlich Zweige des Lorbeers oder des Ölbaums. Dazu kamen Gaben aller Art. Selbst die römischen

Kaiser verteilten dann Gaben und nahmen solche in Empfang*). Dieser Brauch ist in Calabrien allgemein, weit mehr als im übrigen Süditalien. In der Neujahrsnacht pflegt man mit lärmvollen Instrumenten durch die Straßen zu ziehen:

> „So viel Becken zugleich und klingende Glöcklein zu hören Glaubtest du." — — — —
>
> Juvenal 6, 442.

Griechen und Römer hatten Musikinstrumente, welche böse Einflüsse, z. B. der Hexen oder einer Mondfinsternis abwehren sollten. Hieran mögen wir denken, um jene calabresische nächtliche, mißtönige Musik zu erklären. Seltsam ist der in einigen Gegenden herrschende Brauch, daß man in der erwähnten Nacht mit einem großen Stein an die Thüren derer stößt, denen man Glückwünsche darbringt. Ist dieser Stein ein Symbol des der Vesta geweihten häuslichen Herdes? Vielleicht liegt es näher, an jenen heiligen Stein zu erinnern, der einst als Symbol des Jupiter angesehen und deshalb Jupiter lapis genannt wurde, ein Heiligtum, welches man bei wichtigen Verträgen benutzte, indem man dasselbe in die Hand nahm und eine Schwurformel aussprach. Calabresische Knaben, welche Freundschaft schließen wollen, nehmen einen Stein vom Erdboden, spucken auf denselben und werfen ihn fort. Durch solche feierliche Handlung wird ein Bund der Treue geschlossen und die beiden nennen sich von da an Cummari di pietra, während Mädchen zu demselben Zweck ein Haar zerteilen und fortblasen, worauf sie einander Cummari di capello nennen.

Die Neujahrsgabe hieß bei den Römern Strena, heutzutage in Süditalien Strenna, woraus der Dialekt Calabriens Strina gemacht hat. Die römische Religion kannte eine Göttin Strenua (die Starke, Ausdauernde), welche am Tage der Glückwünsche, also am ersten des neuen Jahres, als Schutzgöttin fungierte und deren Name offenbar mit Strena zusammenhängt:

> „Glaubt nicht, daß sie verschwunden sind,
> Die Götter dieser Fluren!"

---

*) Tiberius verfügte, daß der Gabenaustausch nur am 1. Januar stattfinden dürfe. Suetonius, Leben des Tiberius.



Jene Strenua lebt noch. In Calabrien, noch mehr in Sicilien, kennt man ein dämonisch-wohlthätiges Wesen, welches La vecchia Strina, oft kurz la Vecchia, genannt wird. Eine Puppe, Darstellung eines häßlichen Weibes, wird an manchen Stellen Siciliens in der letzten Nacht des alten Jahres unter zahlreichem Geleit und schauderhaftem Lärm umhergetragen. Unter Heulen und Pfeifen hört man den Ruf: La vecchia Strina! Sie gilt den Kindern als Wohlthäterin, von der es heißt, daß sie denselben Gaben spendet. Zahlreiche Legenden werden den Kindern von dieser „Alten" erzählt und: „Die Kinder, sie hören es gerne", ebenso gern, als wenn die deutsche Mutter ihren Kindern vom Christkind erzählt. In Mittelitalien, speziell in Rom, kennt man ein ähnliches Wesen, Befana genannt, gleichfalls ein häßliches Weib, trotzdem Spenderin von Gaben, welche die Kinder am Feste der Epiphania (davon Befana) erhalten. Befana und Strina sind dieselben Wesen. Die Kirche machte die heidnische Strenua zum Unhold, das christianisierte Volk war gehorsam und verwandelte jene Neujahrsgottheit in ein häßliches Weib. Während so die Hausthür dem Heidentum verschlossen wurde, öffnete man ihm eine Hinterthür und behielt in jener Alten die Segenspenderin, welche man in der Göttin Strenua verehrt hatte.

Die uralte römische Anschauung, welche den Monat März als unheilvoll bezeichnete, finden wir in Calabrien wieder. In manchen Orten herrscht dort der seltsame Brauch der Cacciata delle Streghe, d. h. Hexenvertreibung. Unter Streghe sind hier böse Geister verstanden. Im März gehen letztere um, und das Mittel, sie zu verjagen, ist das bereits erwähnte; mißtönige Musik und Glockengeklingel, welches man an solchen Orten in jeder Freitagnacht des März vernimmt.

Die Kirche versah diesen Monat mit ihrer Weihe und widmete ihn dem Fasten. Die Quaresima (Fastenzeit von vierzig Tagen) wird in Calabrien strenge beobachtet. Die Kirche ist mit diesem Beweis des Gehorsams zufrieden und hat nichts dagegen, wenn man seine Unzufriedenheit über solchen Gesetzesdruck äußert oder gar sich über die Quaresima lustig macht.

In ganz Calabrien ist es Brauch, letztere in Gestalt einer

Puppe, die ein häßliches Weib darstellt, vor das Fenster zu hängen. An den Füßen dieser Vecchia sieht man sieben Federn, welche auf die sieben Wochen vor Ostern hinweisen. Jede Woche nimmt man eine Feder fort. An manchen Stellen Süditaliens fand ich ähnlichen Brauch, der sogar in Neapel nicht ganz verschwunden ist. In manchen düsteren Straßen der Altstadt sieht man die „Alte“ an einem Strick vor den Häusern baumeln, als Ersatz für dieselbe zuweilen eine Orange, in welcher sieben Federn befestigt sind. — Wenn in Calabrien die Hälfte der Quaresima-Zeit vorbei ist, so macht man sich einen lustigen Tag, soweit dies auf Basis der Fastenspeisen möglich ist. Man ladet ein, macht Spazierwege und bietet den Gästen Leckereien, welche mit dem Fastengebot in Einklang stehen. Für diesen Tag hat man eine seltsame Bezeichnung, man sagt: Serrano la vecchia, d. h. sie zersägen die Alte. Dieser Ausdruck wird verständlich, wenn wir wissen, daß es früher in allen Orten des Südens Brauch war, um die Mitte der Fastenzeit eine lebensgroße Puppe auf ein Schaffot zu schleppen und ihr dort im Beisein von Tausenden den Kopf abzuschneiden, was natürlich unter Äußerungen der Heiterkeit und sonstiger Gefühle geschah. Mochte dies auch eine Verhöhnung des kirchlichen Fastengebotes, ein Protest gegen die harte Quaresima sein, die Kirche duldete diesen Brauch Jahrhunderte hindurch. Sie lachte über jenen Volkshumor und dachte: Mir ist's gleich, wenn sie nur fasten.

Das bekannte Wort eines römischen Kaisers findet auch hier Anwendung: Oderint, dum metuant (Sie mögen mich hassen, wenn sie mich nur fürchten). In ganz Süditalien findet sich die Redensart: é'na Quaresima. Man meint damit eine langweilige, nicht enden wollende Angelegenheit. In Calabrien stehen noch immer die während der Fastenzeit üblichen Esercizi spirituali (geistliche Übungen) in hohem Ansehen. Zu verschiedenen Zeiten weilen dann Männer, Weiber, Kinder, Jünglinge, Jungfrauen jedesmal eine Woche in einem für jenen Zweck bestimmten Raum, geben sich Meditationen und Gebetsübungen hin und erhalten von Geistlichen die nötige Anleitung. Auch anderswo sind diese Übungen noch immer in Brauch, aber ohne Einschließung. Eine Hauptsache

dabei ist, die Höllenstrafen zu schildern, die Qualen, das Zittern, das Geschrei der im Fegefeuer befindlichen Seelen anschaulich zu machen. Dabei wiederholen sich häufig entsetzliche Scenen. Ein Geistlicher in Palermo wollte ein'st die Sache möglichst gut machen und ließ bei solchen Übungen Geister erscheinen, welche mit Ketten beladen, von bengalischen Flammen umgeben sich den Anwesenden heulend näherten. Der Leser kann sich denken, was geschah. Vielleicht ist es nicht unrichtig, wenn wir in solchen Esercizi spirituali eine Ähnlichkeit mit gewissen Übungen und religiösen Bräuchen finden, welche in den eleusinischen Mysterien gebräuchlich waren und sich ebenfalls in anderen Mysterien, z. B. des Mithras, fanden. Diejenigen, welche sich einweihen ließen, mußten sich gefallen lassen, auch Schreckliches zu hören und zu sehen, wobei es sich stets um das jenseitige Leben handelte*). — Während in Calabrien jener oben erwähnte Brauch der Hinrichtung jener vecchia Quaresima längst verschwunden ist, dauerte derselbe in Palermo bis zum Jahre 1737. Auf einem von Ochsen gezogenen Wagen brachte man um die Mitte der Fastenzeit jene lebensgroße Puppe auf ein Schafott und dort wurde die Hinrichtung unter Gelächter, Geschrei, Pfeifen und Gebrüll der Zuschauer vollzogen. Zwei Scharfrichter sägten ihr den Kopf ab, wobei Ströme Bluts niederflossen, und dabei standen Männer in Mönchsgewande, welche Fastenspeise, nämlich getrockneten Stockfisch, auf dem Haupte trugen. Diese Scene nannte man La Sirrata di la vecchia.

Die Griechen brachten, wie Plutarch im Leben des Theseus (Kap. 22) erzählt, dem Apollo jährlich bei einem Frühjahrsfest Olivenzweige, die mit Früchten behangen waren. Man nannte einen solchen Zweig Eiresione und befestigte ihn am Ausgang des Wohnhauses, wo er böse Einflüsse abwehren sollte. Ähnliche Zweige sieht man im heutigen Calabrien am Palmsonntag, — der Priester segnet sie in der Kirche und an denselben fehlen nie getrocknete Früchte, Orangen, Blumen und Bänder. Diese christianisierte Eiresione wird in der Nähe des Bettes an der Wand befestigt, wo sie Schaden aller Art abwehrt.

---

*) Siehe hierüber den betr. Abschnitt in Preller, Griechische Mythologie

Am Sonnabend vor Ostern geschieht in Calabrien allgemein eine für jedes Haus als wichtig angesehene Handlung, das Schöpfen des neuen Wassers. Diesem Zwecke dient ein neuer, mit Bändern geschmückter Krug. Man thut ein wenig Salz hinein, läßt ihn vom Priester segnen und holt das „neue Wasser“ aus der Quelle, worauf die Familienglieder nacheinander ein wenig von diesem Wasser trinken. Wenn dann um Mittag des genannten Tages die Osterglocken läuten, so geht der Hausvater mit jenem Krug durch die Räume des Hauses und bespritzt dieselben unter Beschwörungen mit jenem heiligen Naß *). Er handelt dabei als Priester des Hauses nach einem uralten, heidnischen Brauch. Dieselbe Stellung nimmt der calabresische Bauer ein, wenn er in der Weihnachtsnacht einen großen Holzblock auf den Herd legt, wo er die Nacht über brennt, bis er von selbst verlöscht. Man nennt jenen Block Ceppo di Natale. Hier haben wir einen Brauch, welcher bekanntlich viel älter ist, als die Stadt Rom und die römisch-heidnische Religion. Vor Ostern kommt der Priester ins Haus, um dasselbe mit Weihwasser zu besprengen, ein Brauch, der in ganz Italien beobachtet wird. Auch sogenannte Freidenker pflegen den Priester nicht abzuweisen. Was Brauch ist, ist Brauch, auch kann man nicht wissen — —? Den Brauch der Ostereier kennt ganz Italien, dagegen hat sich der Kultus des St. Johannes mit seinen uralten heidnischen Bräuchen mehr auf den Süden des

---

*) Nach Ovid (Fasti VI, 129—160) glaubte man in Rom, daß im Wasser bannende Kraft sei. Ebenso meinte man, daß die Zweige des Weißdorns im stande seien, die Hexen (Strigen) von einem Hause abzuwehren. — Der genannte Dichter schreibt: „— und des Weißdorns Zweig, kraft dessen sie finsteres Unheil bannt von den Thüren hinweg, reicht ihr der Göttliche hin.“ — Ferner heißt es: „Gleich mit des Weißdorns Zweigen berührt sie dreimal die Pfosten sorglich — und dreimal d'rauf zeichnet die Schwelle der Dorn. Sprengt, weil bannende Kraft auch im Wasser, — mit Wasser die Thüren.“ Ferner: „D'rauf in das Fensterchen hin, das Helle dem Zimmer verleihet, legt sie des Weißdorns Zweig, welchen ihr Janus geschenkt. Seitdem naheten nie scheuselige Vögel der Wiege mehr, und es kehrte des Kind's frühere Farbe zurück.“ — Diese Stelle aus Ovid wirft ein helles Licht auf das römisch-katholische Weihwasser und auf die Olivenzweige des Palmsonntags.

Landes, sowie auf Sicilien zurückgezogen. Das Fest dieses einst allgemein hochgeehrten Heiligen ward von der Kirche auf den 24. Juni verlegt, um die heidnischen Feste des Sommersolstitiums zu verdrängen*). Letzteres gelang in Italien nicht. In Rom hatte die Fors Fortuna, Göttin des glücklichen Zufalls, einen viel besuchten Tempel und ein am 24. Juni gefeiertes, sehr populäres Fest**).

„Ein Teil wallet zu Fuß dahin, doch ein anderer in schnellen
Nachen, und schämet euch nicht, kehrt ihr betrunken zurück.
Traget die zechende Jugend zum Ziel, ihr bekränzeten Kähne,
Lasset des Weines genug fließen inmitten der Fahrt."

Fasti VI, 776.

So schildert Ovid den „heiligen" Festtag genannter Gottheit. In Calabrien ist der 24. Juni ein Tag der Glückwünsche und Orakel. Durch letztere sucht man zu erforschen, ob das Glück einem lächeln wird oder nicht. Blumen dienen diesem Zweck, und man beobachtet, ob sie sich, wenn gepflückt, eine Zeit lang frisch erhalten oder nicht.

Jener Festfahrt zum Tempel der Fors Fortuna können wir eine andere an die Seite stellen, welche in Palermo Jahrhunderte hindurch am 24. Juni stattfand und eine vor den Thoren gelegene Kirche des St. Giovanni als Ziel hatte. Die Rückkehr geschah mit Musik in der Nacht. „Schämet euch nicht, kehrt ihr betrunken zurück." — Die Griechen brachten im Juni die ersten reifen Bohnen dar, ein Brauch, an welchen noch jetzt in Sicilien die Thatsache erinnert, daß man dort zu Ehren des St. Johannes an seinem Festtage neue Bohnen genießt, denn dieser Santo hat sie wachsen lassen und gute Ernte verliehen. In Calabrien und Sicilien legen heiratslustige Mädchen großen Wert auf die Protektion des genannten und gießen an seinem Festtage Blei in Wasser, um auf diese Weise Gestalt und Geschäft des zukünftigen Sposo zu erraten. Von Calabrien sei schließlich noch erwähnt, daß die dortige Übung der Gastfreundschaft an die Griechenzeit

*) In ähnlicher Absicht legte die Kirche das Fest der Geburt Christi auf das Wintersolstitium.

**) Preller, Römische Mythologie S. 376

erinnert. Wer den Homer gelesen, weiß, in welcher Weise man den Gastfreund behandelte, dem man stets ein Gastgeschenk mit auf den Weg gab. — Es kann einem Gast in Calabrien begegnen, daß er den weiblichen Teil der Hausbewohner, z. B. die Hausfrau, nicht zu Gesicht bekommt, auch nicht bei der Mahlzeit. In dieser Hinsicht weht durch die von allem Weltverkehr oft so fernen, vielfach nur mühsam zugänglichen calabresischen Städte orientalische Luft.

Dreizehntes Kapitel.

Singen und Sagen.

Von volkstümlichen, poetisch=musikalischen Wettkämpfen erzählt uns die Geschichte des griechisch=römischen Altertums. Zum „Kampf der Wagen und Gesänge“, die in regelmäßiger Wiederkehr zu Ehren des Poseidon bei Korinth stattfanden, zog Ibicus, der Götter=freund, dem Apollo den „süßen Mund der Lieder“ geschenkt hatte, ebenso kannte Athen beim Fest der großen Dionysien musische Wettkämpfe, die auch beim Nationalfest zu Olympia nicht fehlten. In Rom war es zuerst Nero, der dieses Stück hellenischen Lebens einführte, Domitian aber übertraf ihn, als er den sogenannten kapitolinischen Wettkampf schuf und zu dem Ende auf dem Mars=felde zu Rom das Odeum erbauen ließ, wo alle vier Jahre etwa 10000 Zuhörer das „Singen und Sagen“, Lieder und Musik der berühmtesten Künstler vernahmen, die oft aus fernen Ländern sich dort zusammenfanden, um im Wettstreit den höchsten Ehren=lohn zu erringen, einen Kranz von Eichenlaub und Olivenzweigen, wodurch ihnen der Weltruf gesichert war. Das Odeum in Rom ist längst verschwunden, was aber den kapitolinischen Musenwett=streit selbst betrifft, so besteht ein solcher seit Jahrhunderten bis auf den heutigen Tag, wenn auch nicht in Rom. Es handelt sich, soweit dem Verfasser bekannt, um ein Unikum, welches um so höheres Interesse einflößt, da dasselbe mit anderen Dingen der Vergangenheit und Gegenwart im Zusammenhang steht.

Das Unikum, was wir meinen, nennt sich: La Canzone di Piedigrotta. Diese Bezeichnung gehört zu denen, welche eine Übersetzung nicht zulassen. Eine Canzone ist nicht das Volkslied im deutschen Sinn des Wortes, was aber „Piedigrotta“ betrifft, so ist das nichts mehr und nicht weniger, als eben Piedigrotta, ein etwas, was sich nur an der Küste der Sirenen findet.

Wenn der 8. September herannaht, der Geburtstag der Madonna, sieht man in Neapel mit Spannung dem jährlichen Wettkampf entgegen. Wer wird zum Kampf der Gesänge sich stellen? Nun, vor allen Dingen N. N., der Triumphator vom vorigen Jahr. Was wird er bringen? Man weiß es noch nicht genau, aber sein Lied ist schon fertig, kürzlich ward es bei der Duchessa N. N. gesungen, aber keiner will es verraten. Was hältst du vom Komponisten B.? Man hört viel Gutes von ihm! Wenn er sich nur nicht allzu viel zutraut. — Das ist ein Pröbchen der Gespräche, die man Ende August zu Neapel in allen Schichten der Gesellschaft hören kann und welche hoch und niedrig desto angelegentlicher beschäftigen, je mehr der große Festtag sich nähert. Wir sagten Festtag, — es sollte heißen Festnacht, nämlich die Nacht vom 7. bis 8. September. Etwa eine Woche vorher weiß die Stadt alles, ohne Komitee, ohne erwählte Preisrichter ist alles wohl bestellt. Alle Lokalblätter beschäftigen sich mit dieser Angelegenheit, die für alle Stände von hohem Interesse ist, große Plakate an den Straßenecken geben Nachricht von den Dingen, welche in bewußter Festnacht vor sich gehen sollen und wenn auch in der Sirenenstadt von je 100 Einwohnern 65 weder lesen noch schreiben können, so wissen diese 5000mal 65 Analphabeten doch genau Bescheid und lassen sich alles Nötige vorlesen.

Das sommerliche Nachtleben Neapels, an sich schon höchst eigentümlich, nimmt in erwähnter Festnacht etwas Ungeheuerliches, Gigantisches an. Wir meinen die Menschenmassen, welche dann gewisse Plätze mit einem Getöse erfüllen, als handle es sich um einen Aufruhr. An drei Stellen hat dies tosende Gewühl für den Fremdling etwas Beängstigendes, was aber bald schwindet, wenn man sieht, daß es sich um die allerfriedlichste Angelegenheit, nämlich um einen Wettkampf der Gesänge, handelt, wobei

dem gesamten Volk, welches sich versammelt hat, die Rolle des Preisrichters zufällt. Drei Stellen sind es gewöhnlich, wo die „**Maestri**“ ihre neuen, für diesen Wettstreit komponierten Canzonen vor allem Volk zu Gehör bringen lassen: Die dicht am Meer gelegene Villa Nationale, der öffentliche Garten der Stadt, ferner die Piazza Plebiscito, vom königlichen Palast, sowie von den Arkaden der Kirche S. Francesco di Paola begrenzt, endlich die Halle im neuen Bazar, dem Museum gegenüber.

Ambulante Sänger und Sängergesellschaften, versehen mit Guitarren und Mandolinen, sind für das Sommerleben der Sirenenstadt ein Lebensbedürfnis und ohne die genannten ist erhöhter Lebensgenuß nicht denkbar. Kunstgeübte, wohlgeschulte Sänger und Musikanten sind es, die man überall, am meisten in den Sommernächten, da antrifft, wo Menschenkinder sich in irgendeiner Weise ihres Lebens freuen, also namentlich am Posilip, wo man meist unter freiem Himmel im Angesicht des Meeres einen Teil der Nacht beim fröhlichen Mahle zubringt. Das Volk denkt in Hinsicht solchen Lebensgenusses durchaus homerisch. Nach homerischer Anschauung (Odyssee IX.) giebt es auf der Welt nichts Angenehmeres, als „beim Hochschmaus den Sänger zu hören“. „So was deucht mir im Geiste die höchste Wonne des Lebens.“ Ein **Maestro** (Komponist), der im Wettkampf der Piedigrottanacht auftreten will, läßt seine neue Canzone auf einem der genannten Plätze durch solche Sänger vortragen, wobei wir bemerken, daß jede Canzone deshalb einer Sängergesellschaft bedarf, weil nicht nur Sologesang, sondern auch Chorrefrain darin vorkommt. Es genügen also nicht zwei Sänger, wie sie in Uhlands bekannten Liede auftreten: „Der Alte mit der Harfe, der saß auf schmuckem Roß, es schritt ihm frisch zur Seite der blühende Genoß.“ Um 10 Uhr in der oben erwähnten Nacht oder auch später, pflegen die Sängerbanden an den verschiedenen Stellen ihr Werk zu beginnen. — Als im vorigen Jahr jener edle Wettstreit nachts um 10 Uhr begann, sah Verfasser auf der Piazza Plebiscito, die im elektrischen Lichte strahlte, etwa 20000 Hörer versammelt, welche alle mit Spannung auf das neue Lied eines berühmten **Maestro** warteten. Todesschweigen rings umher. „Alles schweige, jeder

neige ernsten Tönen nur sein Ohr." „Da schlug der Greis die Saiten, er schlug sie wundervoll, daß reicher, immer reicher, ihr Klang zum Ohre schwoll." An diese Strophe Uhlands mußte ich denken, als Guitarre und Harfe präludierten und dann die prächtige Stimme eines Sängers das neue Lied anhub: La Luna nova (Neumond), jeder Vers mit einem vierstimmigen Chor schließend. Jubelnder Beifall lohnte Sänger und Meister, und der letzte hatte sich in jener Nacht eines glänzenden Triumphes zu erfreuen, denn sein Lied erntete unter allen damals vorgetragenen den meisten, völlig einstimmigen Beifall. Die Menge pflegt sich in jener Nacht zu den verschiedenen Sangesplätzen zu drängen, um auch die übrigen neuen Canzonen zu hören, und die Sängerbanden lassen an verschiedenen Stellen ihre Lieder ertönen. Ein durchschlagender Erfolg, einstimmiger Beifall ist der vom Maestro erstrebte Lohn, hat er diesen, so bleibt auch der goldene Lohn nicht aus. Ein solches Lied, welches in der Festnacht einen durchschlagenden Erfolg hatte, bricht sich mit wunderbarer Schnelligkeit Bahn, jeder will es besitzen, in jedem musikfreundlichen Hause wird es gesungen, jede ambulante Sängerbande, wie wir sie im ganzen Südlande antreffen, muß dies prämierte Lied einstudieren und in kurzer Frist hört man es nicht nur auf dem Festlande, sondern auch auf den Inseln, ja, manche neapolitanische Sängerbande bringt auf ihren Kunstreisen dasselbe nach Frankreich, England und Amerika. Es giebt Lieder dieser Art, zum erstenmal in der Piedigrottanacht in Neapel gesungen, die in aller Welt bekannt sind, sich aber vor allen Dingen im Gebiet Neapels erhalten, z. B. das Lied von St. Lucia, sowie: Adio mia bella Napoli und andere. Diese Canzoni sind von dem Maestro, was wohl zu beachten, für den **Kunstgesang** bestimmt, sie haben in ihrer Melodie nicht die Schlichtheit deutscher Volkslieder. Das **deutsche Volkslied** wird vom dentschen Volke selbst, nicht von Kunstsängern gesungen, die südliche Canzone gehört in erster Linie in das Gebiet der **Kunstleistung**. Dabei giebt es einzelne dieser Canzoni, welche man ganz oder teilweise auf der Straße, in der Küche, auf dem Felde u. s. w. vernimmt, man summt, pfeift, singt oder brüllt solche Melodie, aber im großen Ganzen ist der homerische Zustand

geblieben, d. h. kunstgeübte Sänger singen und das Volk läßt sich von ihnen vorsingen. Fast alle Canzoni sind in dem für einen Fremdling schwer verständlichen Volksdialekt gedichtet und was einen scharfen Unterschied von unseren deutschen Volksliedern konstituiert, ist die Einseitigkeit des Inhalts. Unter jenen Canzoni ist keine, welche Liebe zum Vaterland, keine, welche Freude an Feld und Wald ausspräche, keine, welche den Ton anstimmt: Wie bist du doch so schön, o du weite, weite Welt, — kein Wanderlied, endlich kein Kriegerlied. Ein Volkslied im deutschen Sinn des Wortes hat auch das antike griechisch-römische Leben nicht gekannt. In dieser Hinsicht blieb im heutigen südlichen Volksleben alles beim alten. Die homerischen Lieder waren so volkstümlich, wie nur möglich, aber sie wurden von kunstgeübten „Kitaröden" vorgetragen. Das Volk hörte zu.

Was hat nun jener Wettkampf mit der Bezeichnung „Piedigrotta" (d. h. Fuß der Grotte) zu schaffen? Diese Frage führt uns auf die Entstehung unseres Sängerkrieges.

Etwas unterhalb des Eingangs zur allbekannten, schon zu Augustus Zeiten vorhandenen, den Posilip durchbrechenden Grotta di Pozzuoli liegt eine uralte, durch ihr Madonnenbild hochangesehene Kirche, deren Umgebung seit unvordenklichen Zeiten der Schauplatz eines in der Nacht vom 7. bis 8. September gefeierten Volksfestes ist. Der Hauptakt dieses nächtlichen Madonnenfestes ging einst in jener Grotte vor sich und bestand in einem Wettstreit zwischen volkstümlichen, ungelehrten Improvisatoren, deren Leistungen von den in der Grotte versammelten Volksmassen beurteilt wurden. Ursprünglich handelte es sich dabei um das Lob der Madonna di Piedigrotta, nach und nach aber auch um andere Gegenstände. — Fünfzig Jahre zurück! — In seinen vielgelesenen „Erinnerungen" schreibt Settembrini: „Das Jahr 1839 brachte Neapel drei merkwürdige Dinge: die erste Eisenbahn, die Gasbeleuchtung und Te voglio bene assaje" (assai), d. h. Ich bin dir so gut. Mit diesen letzten Worten beginnt ein in der Piedigrottanacht 1839 in der genannten Grotte improvisiertes, mit einstimmigem Volksbeifall aufgenommenes Lied, dessen Verfasser niemand kennt, das aber bis auf den heutigen Tag zu den volks-

tümlichsten Canzonen gehört. Vor fünfzig Jahren brachte jede Piedigrottanacht höchstens ein einziges neues Lied, und dies Ereignis wird also von dem genannten namhaften Schriftsteller auf eine Linie gestellt mit den Ereignissen, daß die erste Eisenbahn (Neapel-Castellamare) eröffnet und die erste Gaslaterne angezündet wurde! Man sieht, wie hoch vor fünfzig Jahren das Volk seine Piedigrottacanzone stellte. Derselbe Settembrini berichtet ebendaselbst: „Alle Jahre am 7. bis 8. September begiebt sich das Volk Neapels in die Grotta di Pozzuoli, und da fordert einer den anderen heraus, aus dem Stegreif (improvviso) zu singen. Diejenige Canzone, welche vom Volk als die beste anerkannt wird, ist die Canzone des Jahres und wird von allen wiederholt.“ Daß in jener Festnacht wirklich nicht nur im „Sagen“ sondern auch im Singen improvisiert wurde, ist wahr, wie denn dies dem Verfasser aus dem Munde alter Leute bestätigt wurde. Jene Improvisatoren gehörten stets zur Klasse der Analphabeten und als Vorbereitung auf ihre erwähnte Leistung geschah nichts weiter, als daß sich einige Gesellschaften in einsamen Weinschenken versammelten und da die Gegenstände besprachen, die von den aus jeder Gesellschaft erwählten im „Singen und Sagen“ vorgetragen werden sollten. Was bisweilen in jener Grotte geleistet wurde, erhellt daraus, daß Bellini sowohl in der Oper Semiramis als in der Sonnambula Melodieen verwertet hat, die sein Ohr in solcher Festnacht aus dem Munde solcher Improvisatoren vernahm. Eine Sammlung von solchen Piedigrottacanzonen erschien zuerst 1831. Verfasser hat sie gesehen und bemerkt, daß in der Überschrift zu lesen stand: „Zum erstenmale aus Volksmund zusammengelesen.“ Früher also wurden jene improvisierten Canzonen weder geschrieben noch gedruckt, pflanzten sich vielmehr nur mündlich fort. Seit etwa fünfzig Jahren haben sich die Maestri des Piedigrottaliedes bemächtigt, die Improvisation hat aufgehört, das volkstümliche Singen und Sagen ward in eine kunstmäßige Leistung verwandelt.

Vierzehntes Kapitel.

Religiöse Tänze.

Es ist vielfach die Meinung verbreitet, daß Kultustänze vom christlichen Kultus von vornherein ausgeschlossen worden und heutzutage in christlichen Ländern vollständig verschwunden seien. Diese Meinung ist falsch. Heidnische Kultustänze haben sich bis zur Stunde inmitten der römisch-katholischen Christenheit erhalten, trotz aller Verbote, welche Päpste, Konzilien und Synoden gegen jenen Rest des Heidentums erlassen haben. Der Senat von Pisa verbot im fünfzehnten Jahrhundert die Tänze in den Kirchen und auf Friedhöfen, nämlich das ballare und tamburare. Letzteres Wort weist auf die Schellentrommel, welche bei den bacchischen Tänzen der Alten benutzt wurde. Ein ähnliches Verbot hatten schon die Arelatischen Synoden erlassen. Daß solche Tänze an heiliger Stätte auch in Deutschland nicht selten waren, beweist eine dem elften Jahrhundert angehörende Legende, welche erzählt, daß achtzehn Tänzer, welche in der Christnacht auf dem Friedhofe wilde Freudentänze aufgeführt, zur Strafe ein ganzes Jahr hindurch hätten tanzen müssen. Im vierzehnten Jahrhundert begannen an der Mosel und Maas jene wildwahnsinnigen Tänze, welche an die Reigen der heidnischen Mänaden und Korybanten erinnern und unter dem Namen: Tänze des St. Johannes bekannt sind, welchen letzteren man durch solches Treiben ehren wollte. Unheimlich war der Anblick dieser Reigentänze, die auf den Straßen

und in Kirchen aufgeführt und bis zum Eintritt der Erschöpfung und entsetzlicher Brustkrämpfe fortgesetzt wurden. Utrecht, Lüttich, Metz, Aachen, Köln wurden von diesen Rasenden heimgesucht, die vom Tanz nicht selten zu wilden Orgien übergingen, und wir finden es höchst erklärlich, daß man jene Raserei als Folge dämonischer Einwirkung ansah und den Exorcismus anwendete.

Wir haben früher mehrere campanische Madonnen- und Heiligenfeste geschildert und erinnern zunächst an das Piedigrottafest in Neapel. Der wilde, bacchantische Reigen, welcher in der Nacht vom 7. auf den 8. September die bekannte Posilipgrotte bei Neapel durchtost, begleitet vom Rauschen des Tympanon (Tamburin), geschieht zu Ehren der Madonna und unterscheidet sich in nichts von den wilden Tänzen zu Ehren der Kybele, deren Stein die Römer einst aus Kleinasien holten. Wir erinnern ferner an die Reigentänze beim Fest des St. Paulinus in Nola, welche einen entschieden bacchischen Charakter tragen, sowie an den Tanz der Türme, der sogenannten Lilien, mit denen man den Heiligen ehrt. Bei der Pilgerfahrt nach Monte Vergine finden unterwegs an mehreren Haltestellen Reigentänze statt, und die ländlichen Feste des St. Martin, der in der Anschauung der heutigen Campanier, sowie der Süditaliener überhaupt, an die Stelle des Dionysos-Bacchos getreten ist, sind nicht nur mit Schmäusen, sondern oft auch mit Reigentänzen verbunden, bei denen das Tympanon niemals fehlt *).

Im August sieht man alljährlich ähnliche Tänze in der Nähe von Salerno. Wilder, dämonischer Ton der bacchischen Trommel ertönt von fern und Staubwolken verbergen die Tanzenden, welche auf der Heerstraße sich nähern. Eine Schar von Männern, Weibern und Kindern kommt springend daher, bald einzeln, bald im Reigen, fast niemand trägt trotz der Gluthitze des Tages eine Kopfbedeckung; das Haar der Weiber fliegt wild, die Angesichter sind gerötet, der Schweiß fließt in Strömen, die Kleider sind mit

*) Siehe unseren zweiten Teil, Kapitel: Die große Mutter; und im dritten Teil, Kapitel: Evoë Bacche!

Staub bedeckt, die Brust feucht. So geht der Zug dieser frommen Tänzer vorüber, die alljährlich in derselben Weise ein großes Fest beschließen, das Fest der vierzig Märtyrer, denen zu Ehren jene Leistung geschieht.

In Sardinien stehen gewisse Tänze mit dem Kultus in Zusammenhang. In jenen Städten und Dörfern, die weit ab von der Heerstraße liegen, versammeln sich die Jungfrauen und Jünglinge des Ortes am Sonntag auf dem Platz vor der Kirche und stellen sich einander gegenüber auf. Dann treten einige Jungfrauen in die Mitte des Platzes, erfassen einander und beginnen den Tanz mit sanften Bewegungen des Körpers, wobei keine von der Stelle weicht. Nach und nach treten dann die Jünglinge in den Kreis, der letztere erweitert sich, bis alle einen Kreis bilden, worauf einige in die Mitte treten und mit monotonem Gesang den Takt angeben. Sowie die Glocken ertönen, eilen alle in die Kirche, ist aber die Messe vollendet, so beginnt der Tanz von neuem um einige Stunden zu dauern *).

Eine bedeutsame Stellung nimmt der Kultustanz in Calabrien und der Basilikata ein. Jede Prozession bietet dort den eigentümlichen Anblick, daß der Standartenträger eine Art Tanz aufführt. Nicht jeder kann diesen Ehrenposten bekleiden; denn derselbe erfordert Geschicklichkeit und Kraft, und um zu jener Ehre zu gelangen, wird jene Leistung in der Kirche zu öffentlichem Aufgebot gebracht, wobei derjenige den Zuschlag erhält, welcher das meiste bietet. Der Glückliche, welcher diese Ehre erlangt, hat die Aufgabe, mit der schweren Standarte der Prozession im Tanzschritt voranzuschreiten und bei dieser Gelegenheit volle Gewandtheit, Kraft und Elasticität zu zeigen. Er balanciert die Stange auf der Hand, auf den Zähnen, auf der Brust, während er in leichter Tanzbewegung dahinschreitet, und ist stolz auf den Beifall, welcher ihm für seine Leistung zuteil wird. Trommeln und Pfeifen pflegen solche Prozession zu begleiten, eine Musik, deren Wert durch einen großmöglichen Lärm in den Augen der Teilnehmer erhöht wird.

*) J. Bencivenni in der Illustr. 1890, Nr. 7.



Nach griechischer Anschauung diente es zur Ehre der Götter, bei religiösen Festen die volle Kraft und Gewandtheit des Körpers zu zeigen. An vielen Orten Calabriens begleiten eine solche Prozession, in der das Bild oder die Statue des zu feiernden Heiligen niemals fehlt, stets Tänze. Dies finden wir z. B. am Fest Johannes des Täufers. Kaum ist der Festtag angebrochen, so beginnt der Tanz, indem Scharen der Festgenossen, zum Klange des Tympanon tanzend, die Umgegend durcheilen und rufen: Es lebe St. Johannes! Zuletzt kehren sie zur Kirche zurück und eilen tanzend in diese hinein, wo sie jenen Freuden- und Festruf wiederholen. Unseres Wissens sind diese Tänze niemals verboten worden, und die Macht der Gewohnheit war stark genug, uralten Kultusbrauch auch dann zu bewahren, als die Götter ihren Namen und ihr Gewand veränderten.

Bei den Heiligenfesten (Panegyri) im heutigen Griechenland erscheinen nicht nur, wie in alten Zeiten, blinde Sänger, welche als Rhapsoden auftreten und allerlei, stets ernste Volkslieder vortragen, auch Reigentänze, wie einst zur Festehre der Götter, werden aufgeführt. Hat man den religiösen Teil der Feier vollendet und an der Festtafel bei der Kirche das gemeinsame Mahl genossen, so beginnen Reigentänze, zu welchen Lieder auf den betreffenden Heiligen gesungen werden. „Diese Tänze bleiben stets ernst, gemessen, würdevoll und nimmt man hinzu, daß dieselben stets im Angesicht der Kirche aufgeführt werden, oft sogar im Peribolos derselben, welcher deshalb Chorostasi (Tanzplatz) heißt, so möchte man glauben, daß den Tanzenden das Bewußtsein von der gottesdienstlichen Handlung noch nicht völlig abhanden gekommen sei *).“

Hochgeehrt, namentlich von den Hirten Calabriens, ist die heilige Lucia, deren Fest am 13. Dezember gefeiert wird. Am Abend vor dem Feste ziehen die Hirten des betreffenden Ortes, mit Beilen bewaffnet aus, schlagen Zweige von den Bäumen, sammeln Stoppeln aller Art und kehren mit dieser Last zur Kirche

*) B. Schmidt, Volksleben der Neugriechen S. 88. Hettner, Griechische Reisen S. 73.



der Heiligen zurück. Dies geschieht unter Begleitung der Hirten=schalmei, Zampogna genannt. Vor dem Heiligtum werden Scheiter=haufen aus jenem Material gebildet und angezündet. Kaum brennen die Haufen, so beginnt ein seltsames Schauspiel. Unter Lobliedern, welche die St. Lucia preisen, umtanzen die Hirten den brennenden Scheiterhaufen, und ist das Feuer etwas niedergebrannt, so springen sie über dasselbe hinweg. Hier haben wir einen uralten Hirten=tanz und =brauch, der zur Römerzeit am Fest der Palilien bestand, indem die Hirten in der genannten Weise zu Ehren der Pales verfuhren. Ein höchst eigentümlicher religiöser Tanz, der an ver=schiedenen Küstenstädten Calabriens Sitte ist, heißt seltsamerweise: „Das Schiff“ (La nave). Sechs kräftige Burschen ergreifen einander bei der Hand, auf ihre Schultern steigen vier andere, jeder einen langen Stab zur Stütze in der Hand. Endlich wird die Pyramide vollendet, indem zwei, ebenso gestützt, auf die Schultern der vier steigen. Diese Pyramide nun setzt sich, vom tanzenden Volke be=gleitet, zur Madonnenkirche am Fest derselben in Bewegung, und es kommt alles darauf an, daß sich jene bis dahin aufrecht hält. Diese seltsame Gewohnheit herrscht an mehreren Orten, und während jenes sonderbaren Aufzuges richtet man Gebete an die Madonna, daß sie eine gute Ernte beschere. Das Volk selbst weiß von dem Ursprung dieses Tanzes nur, daß er antico ist.

In Calabrien giebt es eine Anzahl dem vierzehnten und fünf=zehnten Jahrhundert entstammender albanesischer Kolonieen, welche den Kultus der griechischen Kirche bis heute bewahrt haben. In mehreren dieser Orte sind noch jetzt Ostertänze Sitte. Kriegerisch gekleidete Jünglinge thun sich in Scharen, deren jede ihren Chor=führer hat, zusammen und führen zum Takt des Gesanges Reigen auf, welche sich durch die Straßen hindurch bewegen. Ihnen folgen andere Scharen, welche in Verkleidung allerlei ausgelassene Tänze aufführen und dabei Kurzweil treiben, als handele es sich um einen Karneval. Dieser Reigentanz heißt auf Albanesisch: **Rusalet** und bei demselben wechseln die Chöre mit Liedern. Auch bei den Dionysosfesten des alten Griechenlands waren Chortänze, ernste und heitere, und an letztere erinnern jene satyrartig ver=

kleideten Jünglinge, welche beim Tanzen auf der Straße die Vorbeigehenden necken. Der Rusalet beginnt in der Nacht vor Ostern, wenn um Mitternacht die Glocken, nach griechischem Brauch, zu läuten anfangen und man von allen Seiten die griechischen Worte hört: Christos aneste, Christ ist erstanden.

Fünfzehntes Kapitel.

Alte und neue Kanonisation.

„Weihrauch bringt anbetend die Schar."
Ovid.

Als der Kaiser Severus nach achtzehnjähriger, ruhmvoller Regierung gestorben war, beschlossen seine Söhne, die übliche Apotheose anzustellen, wie dieselbe z. B. dem Augustus und seiner Gemahlin Livia zuteil worden war. Nachdem der Senat jene Vergöttlichung genehmigt und dem Severus den Titel Divus (vergöttlicht) zuerkannt hatte, ging jener Kultusakt vor sich. Herodian, ein Geschichtschreiber der späteren Kaiserzeit, der sein Werk für die Orientalen verfaßte, hat uns im zweiten Kapitel des vierten Buches eine Beschreibung jener Zeremonie hinterlassen.

„Den Leichnam des Verstorbenen bestatten sie, wie andere Menschen, nur mit reichem Gepränge; dagegen bilden sie aus Wachs ein dem Verstorbenen ähnliches Abbild und stellen dasselbe auf einem großen elfenbeinernen, hocherhöhten Bette, dem sie golddurchwirkte Teppiche unterbreiten, in der Eingangshalle der Hofburg aus. So liegt denn das Bild vor aller Augen, den Kranken darstellend, mit bleichem Angesichte da. Zu beiden Seiten des Bettes sitzen den größten Teil des Tages linker Hand der ganze Senat mit schwarzen Oberkleidern angethan, rechts alle diejenigen Frauen, welche zu den ausgezeichnetsten im Range gehören. Keine von ihnen sieht man Goldschmuck tragen oder mit Halsgeschmeide geziert, sondern in schlichte weiße Gewänder gehüllt gewähren sie den Anblick von Leidtragenden. Dies dauert sieben Tage lang.

Zugleich treten von Zeit zu Zeit Ärzte heran, die sich dem Bette nähern, und nachdem sie den Kranken betrachtet haben, jedesmal kund thun, daß es schlimmer mit ihm stehe. Sobald sie erklärt haben, daß der Kranke gestorben sei, nehmen auserlesene junge Männer des Ritter- und Jünglinge des Senatorstandes das Bett auf, und tragen es den heiligen Weg entlang, und setzen es auf dem alten Forum nieder, wo die obersten Beamten der Römer bei Niederlegung ihres Amts den Eid leisten. Zu beiden Seiten erhebt sich hier ein treppenförmiges Gerüst, und auf dem einen steht ein Chor der vornehmsten Knaben, auf dem ihm gegenüber befindlichen ein Chor von den angesehensten Frauen, und beide singen Hymnen auf den Verstorbenen, nach einer ernsten, klagenden Tonweise. Dann nehmen die Träger das Bett wieder auf, und tragen es außerhalb der Stadt auf das Marsfeld, woselbst auf der größten Breite des Platzes ein viereckiger Bau aufgerichtet ist, der allein aus großen zusammengefügten Balken besteht, und einem Hause gleichsieht. Dieser Bau ist im Innern mit Reisig angefüllt, außen aber mit golddurchwirkten Teppichen, elfenbeinernen Bildnissen und farbigen Gemälden ausgeschmückt. Auf diesem viereckigen Bau steht ein zweiter, ebenso gestalteter und geschmückter, aber kleinerer, der offene Pforten und Fensterräume hat, dann wieder ein dritter und vierter, jedesmal kleiner als der vorhergehende, und zuletzt ein ganz kleiner, mit dem das Ganze abschließt. Man könnte die Gestalt des ganzen Aufbaues den Warttürmen vergleichen, welche an den Seehäfen stehen, um nachts durch Feuerzeichen die Schiffe zu sicheren Landungsplätzen zu leiten, und die man im gewöhnlichen Leben Pharen nennt. Auf das zweite Stockwerk bringt man das Bett, und setzt es daselbst nieder, und zugleich werden alle möglichen Arome und Spezereien, auch wohl Früchte oder Kräuter und Flüssigkeiten des Wohlgeruchs wegen zusammengehäuft, hinauf gebracht und massenweis hingeschüttet. Denn da giebt es keine Provinz und keine Stadt, desgleichen keinen in Würde und Ansehen stehenden Mann, der nicht dergleichen als letzte Ehrengeschenke für den Kaiser sich darzubringen beeiferte. Wenn nun eine möglichst große Masse solcher Arome beisammen und der ganze Raum damit erfüllt ist, so hält man den Umritt

um das beschriebene Gerüst, und die gesamte Ritterschaft umreitet dasselbe im Kreise in wohlgegliederter Ordnung der sich hin und zurück bewegenden Evolutionen, in der Gangart und dem Takte des Pyrrhischen Reigens. Auch Wagen umfahren dasselbe in ähnlicher Ordnung, auf denen Lenker in Purpurgewändern stehen, welche vor den Angesichtern die Porträtmasken aller berühmten römischen Feldherrn und Kaiser tragen. Ist dies vorbei, so nähert sich der Nachfolger des Kaisers mit einer Fackel und zündet das Gebäude an. Wegen der Masse des aufgehäuften Reisigs und des Räucherwerks verbreitet sich das Feuer sofort. Von der Zinne des Scheiterhaufens läßt man in demselben Moment einen Adler fliegen, der sich mit den Flammen zum Himmel erhebt und, wie die Römer glauben, die Seele des Kaisers zum Himmel trägt. Von dieser Zeit an wird der tote Kaiser unter der Zahl der übrigen Götter verehrt."

Diese sogenannte Konsekration eines Kaisers nach seinem Tode war oft nur die Spitze einer schon bei seinen Lebzeiten ihm zuteil gewordenen Ehre. Ein Beispiel in dieser Hinsicht ist Augustus. Horaz wäre nicht imstande gewesen, ihn in seinen Liedern als Gott zu begrüßen, wenn er nicht damit dem Volkswunsch seiner Zeit einen Ausdruck verliehen hätte. Horaz dichtete ein von zwei Chören öffentlich gesungenes Lied für die Säkularfeier Roms und ruft in demselben *alle* Schutzgottheiten der sieben Hügel an. Zu jenen rechnet er in anderen zahlreichen Oden den damals lebenden Augustus. „O, nahe, *Schutzgottheit*, dem alten Italerland und der Herrin Roma." So sagt er von jenem Weltgebieter: „Bei den Laren steht deine Gottheit, wie einst Griechenland Castors Macht dankbar pries, und des Herkules." Wir lesen ferner: „Als naher *Gott* wird hinfort gefeiert Augustus, dessen Macht die Brittanner fügte zum Reich und die grausen Perser *)." — Nach seinem Tode ward der genannte nebst Cäsar als Soter, Retter in der Not, als Befreier und hilfreicher Gott verehrt und in Ägypten als Schutzheiliger der Seefahrer angerufen **).

*) Horaz Oden I, 2. 12; III, 3; IV, 5. 15.

**) *Preller*, Römische Mythologie (3. Aufl.) II, 449.

Kaiser Markus Aurelius, dieser allgeliebte Herrscher, genoß schon bei Lebzeiten und mehr noch nach seinem Tode göttliche Verehrung. Man stellte seine Statue zwischen die Hausgötter und viele rühmten sich, daß er ihnen durch Traumgesichte wichtige und bewährte Offenbarungen habe zuteil werden lassen. Als eine seltene Ausnahme unter den Kaisern ist Trajan zu betrachten. Im Jahre 100 hielt Plinius als Konsul im Namen des Senats eine Dankes- und Ruhmesanrede (Panegyrikus) an diesen siegreichen Kaiser und bemerkte zuerst, daß dieser sich als sterblichen Menschen betrachte, nicht aber sich den Göttern gleichstelle.

Als Diokletian in Verbindung mit dem Imperator Maximian große Siege errungen hatte, hielt anno 289 der Redner Mamertinus eine Lobrede auf beide und sagte, daß ihnen göttliche Verehrung gezollt werden müsse, zugleich mit Ehrfurcht vor der Stadt Rom. Es heißt wörtlich: „Die Verehrung deiner Gottheit ist zu verbinden mit der Verehrung der Stadt" (Veneratio numinis tui cum sollemni sacrae urbis religione jungenda est). „Alle Völker", so fährt die Lobrede fort, „müssen erkennen, wie mächtig die von diesen Imperatoren verehrten Götter sind. Dem Numen, d. h. der eingeborenen Göttlichkeit der beiden Imperatoren, ist es zu danken, daß Epidemieen aufhörten und öde Länder fruchtbar wurden *)."

Als Augustus gestorben war, machte man aus seinem Geburtshaus, wie Sueton im Leben desselben erzählt (Kap. 5), eine Kapelle, wo der Kaiser wie ein Gottwesen verehrt wurde. Diesen Brauch bewahrt die römische Kirche. Hiervon nur ein Beispiel.

Der von St. Ignatius Loyola in Rom bewohnte Raum ist im alten Jesuitengebäude, zugänglich von Via Araceli aus und sichtbar jeden Mittwoch und Freitag. Sein Zimmer ist nach antik-heidnischem Brauch in eine Kapelle verwandelt, wie man dies einst auch mit kaiserlichen Sterbezimmern that. Dort celebrierte Carlo Barromeo seine erste Messe, dort fand sich Filippo Neri oft bei Ignatius ein. An den Wänden sieht man viele Autographen, z. B. das Schriftstück, auf welchem sich Ignatius mit seinen ersten

*) Ranke, Weltgeschichte III, 482.

Genossen zum Gehorsam gegen die Kirche verpflichtete, man sieht die Unterschriften: Ignatius, F. Xavier, Lefebre, Rodriguez, Lainez Salmeron, Bobadilla. Die Statue des St. Ignatius trägt die Kleider, deren er sich bediente, auch seine Schuhe, und an jene heilige Kammer stößt ein kleines Zimmer, in welchem er die Konstitutionen des Jesuitenordens schrieb. — In jener Kapelle werden Gebete an St. Ignatius gerichtet.

Wenn durch den römischen Senat ein Mensch zum Gott wurde, so war dies an sich nichts Neues, das Volk hatte früher ohne Zeremonie und feierliche Erklärung dasselbe gethan. Schon die römische, durch Virgil volkstümlich gewordene Heldensage bezeugt solche Vergöttlichung von Volkes Gnaden. Als Äneas in einer Schlacht verschwunden war, errichteten die Latiner ihm ein Heroon, d. h. ein Heiligtum mit Altar, wo sein Kultus stattfand*). In ähnlicher Weise ward der König Latinus vergöttlicht und hatte sein Heiligtum in Lavinium. Zur Reihe dieser Vergöttlichten gehört Romulus, der angeblich zum Himmel erhoben ward**), sowie Saturnus, den man sich als einen König dachte. Endlich sei auch eine weibliche Gottheit erwähnt, Acca Larentia, die Pflegemutter des Romulus, welche in Rom eine Kultusstätte besaß***). Wir finden im römischen Leben kein so entwickeltes Heroentum, keinen so ausgebildeten Heroenglauben wie in Griechenland, aber die Heroen fehlen keineswegs, wie oben erwähnte Namen beweisen, welche Schutzgeister bezeichnen, die als Urheber wichtiger Stiftungen und Einrichtungen angesehen wurden. Der Unterschied zwischen römischen und griechischen Heroen besteht darin, daß den ersteren der Sagenreichtum fehlt, welcher bei den Griechen das Heldenlied schuf. Diesen Unterschied zwischen Rom und Griechenland bezeichnet aufs klarste Virgil, wenn er sagt:

> „Du sollst, Römer, beherrschen des Erdreichs Völker mit Obmacht,
> Dies sind Künste für dich! Sollst Zucht anordnen des Friedens."
>
> Äneis VI, 850.

---

*) Augustin, De civ. Dei 18, 19.

**) Plutarch, Romulus.

***) Plutarch, Quaest. Rom. p. 35. — Hersilia, die Gemahlin des Romulus, ward vergöttlicht, als ihr im Hain des Quirinus ein Stern aufs Haupt fiel, worauf sie verschwand. Ovid, Metam. 14, 832.

Als Rom zu dieser Obmacht gelangt war, nahm der römische Senat die Vergöttlichung in die Hand und man ließ es von seinem Spruch abhängen, ob ein Kaiser zu konsekrieren sei oder nicht. Das Neue also war diese Form eines Beschlusses der Behörde, sowie die großartige, demselben folgende Zeremonie. Das Volk sah in einem konsekrierten Kaiser einen neuen Schutzgott. Oft bildeten sich Vereine zum gemeinsamen Kultus eines konsekrierten Kaisers. Bekannt ist das Heiligtum des Vereins der Augustalen in Pompeji.

Verbrüderungen zu gemeinsamer Kultusübung finden sich schon in der ältesten Periode römischer Geschichte und zu den Vereinen dieser Art gehören z. B. die Luperci, welche wir im dritten Teil*) kennen lernten, ferner die Salier, welche alljährlich mit dem heiligen Schild, einem Palladium Roms, feierliche Umzüge hielten, endlich die Fratres Arvales, welche dem Kultus der Dea Dia oblagen und ihre Kultusfeier in einem heiligen Hain anstellten, wo man die aus der Kaiserzeit stammenden Protokolle jenes aus vornehmen Männern bestehenden Vereins im vorigen Jahrhundert in Gestalt von Steintafeln gefunden hat**). Ähnliche Verbrüderungen zum Kultus bestimmter Santi oder Madonnen hat das heutige Italien zu Tausenden, und zu den alten kommen immer noch neue.

Die Zeit der weltlichen Cäsaren Roms ging zu Ende, das Cäsarentum aber hörte nicht auf. Cäsaren im Papstgewande traten an die Stelle der Kaiser und zum zweitenmal fand das Virgilische Wort seine Anwendung:

„Du sollst, Römer, beherrschen des Erdreichs Völker mit Obmacht.“

Als diese neue Weltbeherrschung zur vollen Geltung gelangt war, fand sich in Rom wiederum eine Behörde, welche nach Weise des römischen Senats die Konsekration vornahm. Es thut nichts zur Sache, daß man das Wort Konsekration durch Kanonisation ersetzte, denn die Sache selbst blieb. Was der römische Senat

---

*) Siehe Kapitel: Entstehung und Geschichte des Karnevals.

**) Marini, Gli atti e monumenti dei fratelli Arvali.

gethan, das übernahm das Kollegium der Kardinäle, an seiner Spitze der Papst. Was diese bei der Kanonisation thaten, war nichts Neues, das christianisierte Volk hatte ohne Zeremonie dasselbe gethan.

Aus dem Heidentum ging der Vergöttlichungstrieb in die Kirche über. Das zeigte sich in voller Deutlichkeit beim Tode des Konstantin, des sogenannten „christlichen" Kaisers. Seine Söhne hatten Respekt vor dem Heidentum. Es blieb beim alten. Ammianus Marcellinus, ein Geschichtschreiber des fünften Jahrhunderts, berichtet über den Aufenthalt Konstantins in Rom, wo der Kaiser die Privilegien der Vestalinnen bestehen ließ, sogar aus eigener Kasse Kosten für altherkömmliche Zeremonieen trug. Derselbe Sohn ließ vereint mit seinen Brüdern den verstorbenen Vater durch den römischen Senat konsekrieren, also vergöttlichen. Der erste christliche Kaiser, der unter dem Zeichen des Kreuzes kämpfte, ward also ein heidnischer Gott und allen Reichsgenossen durch die Konsekration als solcher vorgestellt. — Das christianisierte Volk, dem man nach und nach die alten Götter nahm, schuf sich neue, und als kein römischer Senat mehr da war, um neue Götter zu ernennen, ließ das Volk ohne Zeremonie jene Schar volkstümlicher Gottmächte entstehen, welche man „Heilige" nannte, waltende Schutzmächte, mit einem Kultus geehrt. Jener mit Äneas beginnenden Reihe der vom heidnischen Volk Vergötterten parallel läuft die Reihe der vom christianisierten Volk vergöttlichten Menschen, in denen man übermenschliche Kräfte schaute, Heroen, welche zum Teil Urheber wichtiger Stiftungen und Einrichtungen waren*). Hier seien nur wenige Beispiele angeführt.

An der Kirche St. Cosma e Damiano in Rom sagt eine Inschrift, daß dies Bauwerk ein Tempel der Zwillinge Romulus und Remus war: Urbanus VIII. Pont Max Templum Geminis urbis conditoribus superstitiose dicatum, a Felice IV. S. S. Cosmae

*) Wir haben über diesen Gegenstand im ersten Teil bereits ausführlich gehandelt und verweisen auf die Kapitel: Fünfzehnhundert Jahre. — Auch ein Heiliger. — Ein heiliger Zauberer. — Am Grabe Gregors VII.



et Damiano fratribus pie consecratum etc. Wie ein heidnischer Tempel jenen zu eigen wurde, so schuf der Volkswille schon im vierten Jahrhundert aus denselben Nachfolger des Äsculap, also Heilgötter. Wie letzterer waren die Brüder Cosmas und Damianus bei Lebzeiten Ärzte und setzten auf Volkeswunsch diese Beschäftigung nach ihrem Tode als himmlische Schutzgeister fort. Im Mittelalter waren sie Schutzpatrone der Ärzte und Apotheker. In Secondigliano in Campanien haben sie ein lärmvolles Fest *), in Rom hat ihr Ansehen gelitten.

St. Giugliano ward geboren in Belgien zu Ende des siebenten Jahrhunderts. Er war nach der Legende ein passionierter Jäger, ward aber durch die Mahnung eines von ihm verfolgten Hirsches auf andere Gedanken gebracht. Der Hirsch hatte ihm gesagt: Du wirst dahin kommen, daß du deine Eltern mordest. Julianus flieht, aber die Weissagung erfüllt sich, denn seine Eltern werden von ihm, ohne daß er sie kennt, getötet. Als er seine Übelthat erkennt, fängt er an zu wandern. Er weilt in Sicilien, wo der Monte St. Giugliano an seinen angeblichen Aufenthalt erinnert, auch bei Aquileja findet man seine Spuren, denn daselbst ist sein Kultus allgemein und Sümpfe in der Nähe tragen seinen Namen, endlich rühmt sich Spoleto, daß er in seiner Nähe gewohnt habe. Er erwarb sich nach der Legende ein hohes Verdienst dadurch, daß er armen Pilgern sein Hospiz öffnete und sie über reißende Ströme setzte. Denn solche waren an den Orten, wohin die Legende seinen Aufenthalt verlegt. Jene Arbeit zum Heile anderer war die Buße des St. Giugliano. Bonifazius soll 740 die Reliquien dieses Heiligen nach Ath in Flandern gebracht haben, wo sie sich noch jetzt befinden **). Allgemein heißt jener heilige St. Giugliano l'Ospitatore, d. h. Gastgeber.

Ein anderes Beispiel haben wir an St. Baccolo in Sorrento. Im siebenten Jahrhundert war daselbst ein Tempel, wohin der

*) Eine kirchliche Anzeige kündigte kürzlich ihr achttägiges Fest an, nannte sie wunderthätige Heroen (Eroi taumaturghi) und sagte, ihrem Bilde müsse man kniefällig (genuflessi) sich nahen.

**) Raffaele Foglietti in der Rassegna nazionale p. 422.



„horror profanus gentilium multas posuerat effigies simulacrorum“. In der Nähe dieses Tempels erschienen stets viele fantasmi et daemoni, welche einst den vorbeireitenden Princeps Sorrenti beunruhigten. Da nahm man diese effigies, also Götzenbilder, und warf sie ins Meer; aber dies ward dadurch unsicher und gefährlich. Endlich weihte man jenen Tempel dem S. Baccolo, legte dort dessen Reliquien nieder, und von Stund' an war es mit dem Götzen= und Dämonenspuk zu Ende. Wir sehen aus dieser Nachricht, daß man die Wesenhaftigkeit der Götter Griechenlands und Roms nicht leugnete, sie vielmehr anerkannte, indem man sie in Dämonen und Spukgestalten verwandelte, eine Thatsache, der wir ebenso in Deutschland begegnen.

Wir verdanken diese Sage einer Schrift Capassos, des Direktors der neapolitanischen Archive. Sie ist betitelt: „Memorie storiche della Chiesa Sorrentina“ (1854). Dies gelehrte Werk soll eine Kirchengeschichte Sorrentos sein, ist aber nur eine Zusammenstellung dessen, was man quellengemäß über die Bischöfe und Erzbischöfe weiß, die vom fünften Jahrhundert an aufgeführt werden, sowie eine Aufzählung dessen, was über die Diöcese, ihre Grenzen, ihre Kirchen und Klöster bekannt ist. Wenn hierin und in nichts anderem die Kirchengeschichte Sorrentos besteht, so ist dies nicht die Schuld des mühsam forschenden Verfassers. Die Kirche der sorrentiner Ebene hat eben keine Geschichte. Sie ist vom fünften bis zum neunzehnten Jahrhundert dieselbe geblieben, die sie war, oder richtiger gesagt: das religiöse Leben hat sich seit Jahrtausenden, Griechen und Römer einbegriffen, in keiner wesentlichen Hinsicht geändert.

Als viertes Beispiel diene die heilige Giovanna, die soeben durch ein vielgelesenes, approbiertes Buch verherrlicht ward, betitelt: „Della nascita vita e morte della Beata Giovanna da Signa“ von Padre Baroni (Pistoja 1886). Über den vom Sarg der „Beata“ ausgehenden himmlischen Wohlgeruch lesen wir S. 160 und 162 *). Jener Biographie folgen zwei in toskanischem Italienisch gehaltene Panegyralreden. Die Beata war und ist

*) Die genannte Beata starb 1307.



mächtig über die Naturgewalten, sie bändigt, wie der Redner sagt, Sturm, Regen, Blitze, Flüsse, sie ging über den Arno hinüber (S. 220), eine heilige Eiche erinnert die Frommen an solches Ereignis. Der Redner sagt, man müsse diese Beata anflehen (supplicare), anrufen (invocare) S. 163 und ihre heiligen Reliquien anbeten (adorare). Die Beata gehörte zu einer Reihe von Jungfrauen, welche ihr Leben büßend in einem engen Raum zubrachten, deshalb mißbraucht der Redner ein Wort Pauli und wählt als Text seiner Rede: Unser Leben ist verborgen mit Christo in Gott, Kolosser 3, V. 3. Der vom Volk geschaffene Kultus dieser Beata geht nicht über Signa hinaus.

Alle jetzt fungierenden himmlischen Schutzwächter der Städte Italiens sind denselben durch Volkswillen gegeben, bevor der Vatikan als neuer „Senat" die Sache in die Hand nahm. Obige Thatsache ist keineswegs eine Eigentümlichkeit Italiens, sondern der gesamten römischen Kirche. Als Beispiel sei hier nur die Stadt Triest erwähnt. Am 2. November 1890 feierte sie, wie jedes Jahr, das Fest ihres Schutzpatrons St. Giusto. Ihm zu Ehren ward eine Komposition öffentlich aufgeführt, deren Refrain lautete: Viva St. Giusto. Kanonen donnerten und die Stadtbehörden beteiligten sich an der Festfeier. St. Giusto war römischer Soldat, dann Christ und Märtyrer, als solcher ward er nach der Legende im Meer ertränkt, worauf letzteres leuchtete. Das Volk schuf aus ihm eine Gottheit, ebenso die üblichen Legenden, und 1624 „entdeckte" der Bischof Scarlicchio die Reliquien des Heiligen, dessen Fürsorge die Blüte jener Stadt veranlaßte.

Es hieße ein Buch schreiben, wollten wir alle Namen der auf jene Weise durch das Volk Kanonisierten nennen. Als vom zehnten Jahrhundert an der Vatikan die Kanonisation in die Hand nahm, hörte damit die volkstümliche Vergöttlichung keineswegs auf. Hatte doch zur römischen Kaiserzeit das heidnische Volk ebenfalls beständig neue Vergöttlichungen vorgenommen, sich also nicht mit den offiziellen Konsekrationsdekreten des römischen Senats begnügt, vielmehr sogar wohlthätige römische Prokonsuln in die Zahl seiner himmlischen Beschützer aufgenommen. Das christianisierte Volk Italiens übt seine Apotheosen trotz Vatikan bis

auf den heutigen Tag. Dasselbe geschah ebenso in anderen Ländern, wobei wir die Volksstimme schwerlich als Gottesstimme ansehen können.

Seit undenklichen Zeiten ward in Belgien der heilige Hubertus von denen angerufen, welche von tollen Hunden gebissen waren. Als nun Pasteur durch seine bekannte Kurmethode berühmt ward, wandten sich viele an ihn und manche Kommunen bewilligten Reiseunterstützung. Am 15. Juli kam diese Sache im Provinzialrat von Antwerpen zur Sprache und einer der Räte stellte den Antrag, man solle auch an den Wunderthäter St. Hubertus denken und auch die mit Reisegeld unterstützen, welche sich an ihn wenden wollen. Obgleich die Linke in schallendes Gelächter ausbrach, ging der Antrag durch.

St. Liborio hat in Neapel eine Kirche und ein Fest, an welchem die Gläubigen mit Besen in diesem Gotteshause erscheinen, wo sie die Kirche fegen. Der Anblick ist seltsam. Man sieht gut gekleidete Männer und Frauen, welche jene Arbeit verrichten, wobei einer dem anderen Raum läßt, um an dieser Devozione sich zu beteiligen. Es gilt dabei, die Protektion des Heiligen gegen rheumatische Schmerzen zu erlangen. Die öffentliche Anzeige sagt: per ottenere la protezione del Santo contro i dolori nefritici, calcoli etc.

Wie leicht das Volk es mit der Ernennung seiner Heiligen nimmt, davon ein Beispiel. In Livorno lebte einer jener Türkensklaven, wie man sie im ganzen Lande fand, er hieß Mahomed und ward wegen eines Mordes zum Tode verurteilt. Als letzte Gnade erbat er die Taufe, und sein Wunsch ward unter großem Pomp erfüllt. Dann stieg er auf das Schaffot und starb ruhig. Kaum war er enthauptet, da ward das Haupt mit Blumen bekränzt und das Volk ehrte ihn wie einen Heiligen*). Bereits im dritten Teil erwähnten wir den bis heute bei Palermo geübten Kultus der Gehängten.

Neuerdings öffnet sich für Pius IX. die Aussicht, ein volkstümlicher Halbgott zu werden, wie eine Begebenheit in Castella-

---

ositá Livornesi von F. Pera.

mare beweist. Ein junger Kleriker, Namens Conte, der die Priesterweihe noch nicht empfangen hatte, litt an Epilepsie und suchte vergebens Heilung von diesem Übel, welches ihm die Erreichung seines Lebenszieles unmöglich machen zu wollen schien. Eines Tages erschien er beim Bischof und berichtete, ihm sei, als er sich im Zustande der Bewußtlosigkeit befunden, Pius IX. erschienen und habe ihm gesagt, er müsse, falls er gesund werden wolle, einen Gegenstand berühren, den er (der Papst) bei Lebzeiten besessen. Der Bischof konnte damit dienen; er legte Conte ein Stück Papier vor, welches von Pius IX. eigenhändig beschrieben war. Feierlich befahl er dem Kranken, dies Papier zu berühren. Dieser legte voll Hoffnung die zitternde Hand darauf und kehrte geheilt in die Wohnung seiner Mutter zurück; das Leiden schien verschwunden. Dies erregle in der Stadt und Umgegend das größte Aufsehen; man war überzeugt, daß ein Mirakel stattgefunden habe. Bald kehrte indes das frühere Leiden wieder, und zwar in schlimmerer Gestalt. Der Bischof scheint aber nicht gewagt zu haben, jene Heilmethode aufs neue anzuwenden. Da fand der Kranke bei dem dortigen Arzte Dr. Fusco Hilfe, der ihn durch eine magnetische Kur vollständig heilte. Voll Freude begab sich Conte zum Bischof, vernahm aber aus dessen Munde schweren Tadel und mußte von ihm das Urteil hören, er (Conte) sei von einem Dämon besessen. Diese Nachricht verbreitete sich in der Stadt, und nun begann für den armen Kranken eine schwere Leidenszeit. Nicht nur, daß man auf ihn als einen Besessenen mit Fingern wies und ihm auswich, es kamen auch Drohbriefe an ihn, wie der bald darauf verhandelte Prozeß bewies, Briefe, in denen die Besessenheit als gewiß vorausgesetzt ward und ihm ewige Strafen in Aussicht gestellt wurden. Eine von dem genannten Arzte verfaßte Schrift, in welcher dieser sein Heilverfahen rechtfertigte, machte die Sache nur schlimmer. Das Übel des armen Klerikers aber kehrte, durch Gemütserschütterung hervorgerufen, heftig wieder. Da geschah etwas, woran der Arme nicht gedacht: auf öffentlicher Straße ward er in mörderischer Absicht überfallen und entging nur mit Not der Mordwaffe. Ebendasselbe geschah, als Conte, um den Nachstellungen zu entgehen, in dem benachbarten

Torre dell' Annunziata seinen Wohnsitz nahm, wo die Polizei eifrig bemüht war, sein Leben zu schützen. Die dort auf ihn gerichtete Kugel verfehlte ihres Zieles, und man fand den Unglücklichen in jammervollem Zustande vor der Thür seiner Wohnung auf der Straße liegend. Endlich gelang es der Polizei nach vieler Mühe drei Personen gefänglich einzuziehen, darunter einen Geistlichen, welcher beschuldigt wird, die beiden anderen zur Ermordung des Conte verleitet zu haben. Es liegt nicht etwa Privatrache vor, sondern die Absicht, den Conte dafür zu bestrafen, daß er durch Benutzung der magnetischen Kur das durch Pius IX. angeblich bewirkte Mirakel in den Augen der Leute herabsetzte.

Auch im Altertum war das Volk zu einer Vergöttlichung schnell bereit. Bei der Seeschlacht bei Salamis erschien auf einem Schiff der Griechen eine Schlange, und das Orakel that kund, dies sei der Heros Kychreus gewesen. Diesem bauten die Athener später ein Heiligtum*). Ebenso war das antike Leben sofort bereit, ein Ereignis als Wunder zu bezeichnen und als solches zu glauben.

Vor dem Tempel des Quirinus in Rom standen zwei Myrtenbäume, von denen der eine, nachdem er fast verkümmert war, in fröhliches Wachsen kam, als die Plebejer zu Ehren gelangten**). Die Geschichte von dem Rosenwunder des heiligen Benedikt vom sechsten christlichen Jahrhundert zeigt ebenfalls die Bereitwilligkeit, etwas als Wunder anzunehmen.

Der im August 1884 bei Neapel verstorbene Kardinal Massajah, früher als Kapuziner fünfunddreißig Jahre Missionar in Afrika, verehrte besonders den heiligen Joseph. An den Augen leidend, benutzte er Brillen und als diese nichts halfen, legte er sie alle auf den Altar dieses Santo. Der heilige Joseph verhalf dann dem genannten zu guter Sehkraft***). Jener Kardinal glaubte, daß diese Heilung seiner Augen ein Wunder des heiligen Joseph sei. Dasselbe glaubte die griechisch-römische Welt in Hinsicht

*) Pausanias I, 36.

**) Plinius, Historia nat. XV, 29. 36.

***) So berichtet die „Libertà cattolica" 1889, Nr. 179.

des Äsculap und der in seinem Heiligtum zu Epidauros und anderswo angeblich geschehenen Heilungen*).

Als in Athen der freimütige Philosoph Demonax, der Sokrates des zweiten Jahrhunderts nach Christo, gestorben war, ward er tief betrauert und sein Zeitgenosse Lucian schreibt von ihm wörtlich: „Die Athener erwiesen der Bank, auf der er zu ruhen pflegte, wenn er ermüdet war, eine Art göttlicher Ehre, sie bekränzten sie zur Ehre des Demonax, indem sie glaubten, daß auch der Stein, auf dem er oft saß, etwas Heiliges geworden sei.“ Dies ist ein Zug desselben Vergöttlichungstriebes, der bis heute auch in Italien nachwirkt.

Von dem Heerführer Arbogast sagt der christliche Schriftsteller Orosius: Er verließ sich vorzugsweise auf den Kultus der Götter nixus praecipuo cultu idolorum**). Dasselbe gilt von dem Volk Italiens in Hinsicht seiner von ihm geschaffenen Schutzheiligen***). Wie groß die Zahl der aus früherer Zeit stammenist, beweisen z. B. Akten, die unter Leo XIII. dem Archiv des Vatikans seither einverleibt wurden, und die, welche alljährlich hinzukommen. Der Vatikan nämlich verwendet viel Zeit auf nachträgliche Genehmigung solcher Heiligen, die seither nur von Volkes Gnaden existierten, von deren Existenz man nur in kleinen Kreisen wußte, weil der Kultus solcher Volksheiligen sich, wie im antiken Leben, meist auf kleine Kreise beschränkt. Wir wählen ein Beispiel von vielen.

In Vigevano hat seit undenklichen Zeiten (ab immemorabili) der Franziskaner Gr. Macassoglio einen Kultus. Kürzlich veröffentlichte der dortige Bischof einen Hirtenbrief und zeigte an, er habe beim Papst die Genehmigung dieses Kultus beantragt. „Es war unser heißer Wunsch, feierlich und öffentlich diesen heiligen Bekenner, dessen Reliquien wir besitzen, anrufen zu dürfen.

---

*) Siehe siebzehntes Kapitel: Gelübde und Weihegaben.

**) Ranke IV, 199.

***) Ovid, Fasti V, 296, läßt die Götter sagen: Uns auch besticht Rücksicht, uns freuen Festtag und Altäre. — Oft, wenn jemand zum Groll aufreizte die Götter durch Fehltritt, tilgt ein geopfertes Tier schmeichelnd den Fehler hinweg.



Wie viel dürfen wir von seinem Schutz (Patrocinio) erwarten! Als er hier weilte, liebte er unsere Stadt so innig, um wie viel mehr wird er uns jetzt Liebe erweisen, da er bei Gott lebt und an dessen Liebe teilnimmt. Damit unsere Diöcese einen Beschützer mehr hätte, haben wir uns an den heiligen Vater gewandt, daß er uns erlaube, dem heiligen Macassoglio die Ehre des Altars zu erweisen."

Rettung, Hilfe, Beistand, kurz dasjenige, was das christianisierte, aber heidnisch gebliebene Volk Wunder nennt, wird von jenen volkstümlichen Halbgöttern erwartet. Der Jesuit P. Segneri gab 1856 in Neapel ein Werk heraus, betitelt: L'Incredulo senza scusa (der Ungläubige d. h. der Nichtkatholik ist ohne Entschuldigung). Im zweiten Teil S. 158 ff. macht er den Satz geltend, daß die Wahrheit und Göttlichkeit der römischen Kirche durch ihre Wunder bewiesen werde. Er giebt zu, daß bei den heidnischen Römern Wunder vorkamen, nennt aber nur zwei, eine Krankenheilung durch Vespasian und ein Wunder, wodurch eine Vestalin ihre Unschuld bewies. Er meint, diese Wunder habe der Teufel gethan. — Segneri zeigt seine Unwissenheit, wenn er die zahllosen Wunder der Heilung, Weissagung, Offenbarung, Rettung übergeht, von denen namentlich das spätere Heidentum erfüllt war, wie ein Baum mit Blättern. — Dann sagt er, das Sektentum sei ein Cerberus mit drei Köpfen, Anabaptisten, Lutheraner und Calvinisten, und keine dieser drei Gesellschaften habe ein Wunder aufzuweisen. Calvin habe mit einer Frau verabredet, ihr Mann solle sich tot stellen und dann wolle er ihn von den Toten erwecken. Als aber dies vor sich ging und Calvin rief: Stehe auf von den Toten, da sei der Mann gestorben. — So lügt ein Jesuit in schamloser Weise und die römische Kirche setzt ihren Stempel darunter, indem sie solches Buch als rechtgläubig bezeichnet! — Der genannte Verfasser fährt fort: Die Wunder finden sich jetzt nur in der römisch-katholischen Kirche, wo sie jedesmal als authentisch von den Hirten der Kirche und von der Prüfungskommission des Vatikan konstatiert werden. Im Vatikan ist ein heiliges

*) „Libertà cattolica" 1890, Nr. 156.

Tribunal, welches die Wunder genau prüft. Endlich ruft Segneri aus: „Kommt und seht! Die Wunder sind bei uns nicht wie Zugvögel, nein, sie weilen bei uns als bleibende Gäste. Seht das Blut des St. Gennaro. Sein Wunder wiederholt sich beständig. Seht die Reliquien des St. Nicola, von denen beständig das heilkräftige Manna ausströmt *)“ (S. 176).

Celsus, ein platonischer Philosoph, schrieb im zweiten Jahrhundert nach Christo eine vielgelesene Streitschrift gegen das Christentum, indem er das Heidentum verteidigt und beruft sich in dieser Hinsicht auf die zahllosen durch die Götter gewirkten Wunder aller Art. Er sagt: „Von solchen ist das ganze Leben erfüllt.“ Er zählt dann auf: Wunder der Heilung, des Gebets, der Bestrafung und vor allen Dingen der Prophezeiung. Diese in der That zahllosen sogenannten „Wunder“ der alten Welt sind ebenso gut oder ebenso schlecht bezeugt, wie die sogenannten Wunder der römischen Kirche. Ihnen zur Seite steht als Beweisstütze der Glaube, welcher in der römisch-heidnischen und römisch-christlichen Welt solche „Wunder“ erwartete, verlangte, erblickte und an beiden Stellen Legenden schuf, die sich in gleicher Weise hier und dort fortpflanzten. Wir können in Hinsicht auf beide genannte Welten von einer Tradition reden und dies für die römische Kirche so bedeutungsvolle Wort auch von der römisch-heidnischen Welt gebrauchen. Dabei ist es von nicht geringem Interesse, die Stellung zu beobachten, welche ein hervorragender heidnischer Schriftsteller des zweiten Jahrhunderts nach Christo zu dieser Tradition einnahm.

Wir meinen den Geographen Pausanias, von dem wir eine für Kenntnis des Altertums hochwichtige Beschreibung Griechenlands besitzen. Er liebt es, die Volkstradition in Hinsicht der Heiligtümer und der mit ihnen verbundenen wunderbaren Begebenheiten zu berichten. Im ersten Buch, drittes Kapitel erzählt er von Theseus und sagt in Hinsicht der Tradition: „Es wird auch

*) Vgl. unseren ersten Teil, Kapitel: Blutwunder, sowie den zweiten Teil, Kapitel: Nachfolger des Neptun, endlich den dritten Teil, Kapitel: Markt der Wunder.



manches Unwahre vom Volk erzählt, welches, der Geschichte unkundig, alles für wahr hält, was es von Kindesbeinen an auf dem Theater in den Bühnendarstellungen sieht." — Dem Pausanias ist es nicht glaubwürdig, daß Apollo die Heuschrecken vertreibe, und er sagt, er habe bemerkt, daß letztere durch Regen, Sturm oder Kälte vertrieben würden (I, 14). Der Genannte sagt, „die Athener behaupten, ein altes hölzernes Kultusbild ihrer Lokalschutzgöttin Athene sei vom Himmel gefallen", dann fügt er hinzu: „Ich will mich nicht auf eine Erörterung einlassen, ob es sich so verhält" (I, 16). Als Pausanias die Akropolis in Athen besuchte, ward ihm der von Athene geschaffene Ölbaum gezeigt und erzählt, derselbe sei, als die Perser Athen besetzten, verbrannt, aber an demselben Tage zwei Ellen hoch wieder gewachsen. Pausanias erwähnt dies als Legende (I, 27). Charakteristisch ist auch eine Stelle im dreiundzwanzigsten Kapitel des zweiten Buches. Bei allen Tempeln Griechenlands waren sogenannte Exegeten, d. h. Erklärer, welche die Merkwürdigkeiten zeigten und die Legenden erzählten. Von ihnen sagt Pausanias: „Die Exegeten wissen recht wohl, daß sie nicht immer die Wahrheit sagen, aber sie sagen es doch, denn *es ist nicht leicht, die Menge von dem Gegenteil dessen zu überzeugen, was dieselbe nun einmal glaubt.*" — Ebenfalls sollte sich die römische Kirche die Stelle merken, wo Pausanias die Legende von Herkules und der Lernäischen Schlange erzählt, wobei er bemerkt: „Ich will gerne glauben, daß jene größer war als alle anderen Schlangen, und daß Herkules seine Pfeile in ihr Gift tauchte. Nach meiner Meinung aber hatte sie nur *einen* Kopf und die neunundneunzig anderen Köpfe hat man ihr *angedichtet*, damit sie schrecklicher erscheine" (II, 37). — Bemerkenswert ist ein Satz im zweiten Kapitel des achten Buches: „Diejenigen, welche mit Vergnügen fabelhafte Geschichten hören, sind *sehr geneigt, etwas Wunderbares hinzuzusetzen* und indem sie das Erlogene hinzufügen, entstellen sie die Wahrheit."

Während Pausanias also wiederholt an der Tradition Kritik übt, ist er an anderen Stellen höchst respektvoll gegen dieselbe.

Daß der Alpheios, ein Strom in Griechenland, durch das Meer hindurchfließe und sich bei Syrakus mit der Quelle Arethusa vermische, hält Pausanias für Thatsache und zwar aus Respekt vor dem Orakel zu Delphi. Das Orakel hat dies in einem seiner Aussprüche gesagt, folglich muß es wahr sein (V, 7). — Sehr bezeichnend ist endlich die Stelle (VIII, 8), wo Pausanias schreibt: „In den Dingen, welche das Göttliche betreffen, will ich mich an die Überlieferung halten." — Das klingt ebenso, wie der Satz eines Römisch-Katholischen, der nicht wagt, die Tradition anzutasten. Was dem Pausanias das Orakel zu Delphi war, ist dem Römisch-Katholischen das Orakel des Vatikan.

Wie ein Orakel spricht der Vatikan, so oft er eine Kanonisation vornimmt. Daß letztere in allen wesentlichen Stücken mit der zu Anfang unseres Kapitels erwähnten Konsekration übereinstimmt, wird auch der Vatikan nicht leugnen. Bei beiden ist ein doppelter Zweck, man will einem Menschen die höchste Ehre erweisen, will ferner durch die Apotheose eine neue Schutzgottheit schaffen *). Beides geschieht durch den Spruch einer Behörde (Senatoren, Kardinäle), wobei es Nebensache ist, daß der Vatikan den Beweis für zwei Wunder, sowie für die Tugenden in grado eroico für nötig hält. Bei der Konsekration und Kanonisation finden wir die denkbar höchste Pompa religiosa **). Der Ort der letzteren ist Nebensache. Früher diente die St. Peterskirche solchem glänzenden Schauspiel, jetzt wird eine Prachthalle über dem Eingang derselben benutzt. Bei beiden Handlungen gelangt die Apotheose zur

*) Der Vatikan sollte doch die älteste Form der chinesischen Religion kennen, die es ebenfalls mit waltenden, mächtigen Geistern zu thun hat, Schin genannt, und dabei den allerhöchsten Geist keineswegs leugnet. Geister, den Santi der römischen Kirche brüderlich verwandt, kennt auch der Hindu. In Afrika, Amerika, Australien denken heidnische Völker über Schutzgeister ebenso, wie man im Vatikan zu Rom denkt. Sollte letzterer wirklich die Schutzgeister der Melanesier, Indianer, Neger und Hottentotten nicht kennen? Siehe in unserem zweiten Teil den Anhang zum Kapitel: Die neue Juno.

**) Die ausführliche Schilderung einer solchen Zeremonie findet sich in meiner Schrift: „Leo XIII. und sein Jubiläum" (Leipzig Grunow).

sinnlichen Darstellung, in Altrom durch den Adler, in Neurom durch ein Bild, welches den Santo in der gloria darstellt. Der vom Senat vergöttlichte Kaiser ward mit einem Kultus verehrt, der neue Santo ebenso, und der erste, welcher vor dem Bild des neuen Halbgotts kniet, ist der Papst.

Sechzehntes Kapitel.

Die lebendig Begrabenen.

„Kraft sei der Sühne verliehn, so glaubten die Alten.“

Ovid.

Am 5. Oktober 1890 stand der Präfekt der Provinz Neapel im Verein mit dem Oberstaatsanwalt und mehreren Carabinieri vor einem Kloster, welches sich in herrlicher Lage oberhalb des Corso V. Em., der schönsten Straße Neapels, befindet. „Im Namen des Gesetzes, öffnet!“ So ertönte der Ruf. Keine Antwort. Man holte den in der Nähe befindlichen Beichtvater jenes Klosters und dieser erklärte, man müsse zum Betreten des Klosters die Erlaubnis des Kardinalerzbischofs einholen, worauf der Präfekt antwortete, dies sei nicht nötig, da die Klöster in Hinsicht des Staatsgesetzes keine Ausnahme bilden, er werde nötigenfalls die Thüren mit Gewalt öffnen lassen. — Jetzt ward Gehorsam geleistet, man öffnete die Pforte von innen. Durch dieselbe war, so lange jenes Kloster bestand, nie ein Mann geschritten, den Beichtvater ausgenommen, denn dies vor 330 Jahren gegründete finstere Bauwerk birgt Nonnen, deren Regel die strengsten Vorschriften enthält und sie von jeder Verbindung mit der Außenwelt abtrennt. Die heilige Orsola ist Gründerin dieses Klosters. Ihr Ruf in Hinsicht der Heiligkeit ist ein großer und sie hatte es in dieser Beziehung so weit gebracht, daß sie imstande war, einen Monat von der Nahrung einer Hostie zu leben. Ebenso

zeigte sich ihre Vollendung durch die oft wiederkehrenden Zustände der Extase, durch welche sich, wie wir früher zeigten, S. Giovanni di Copertino auszeichnete *). Die erwähnten Nonnen sind von dem, was sie „Welt" nennen, gänzlich geschieden und zur letzteren rechnen sie auch die nächsten Verwandten, Vater, Mutter, Bruder, Schwester. Stirbt einer der nächsten Verwandten, so wird ihnen dies durch eine besondere Speise, die man ihnen vorsetzt, im allgemeinen angedeutet, aber niemand sagt ihnen, wer gestorben und sie fragen nicht. Sie dürfen nicht fragen, dürfen überhaupt nur mit dem Beichtvater reden und mit diesem auch nur aus der Entfernung. Nur dieser kann ihnen gestatten, in Notfällen mit anderen zu reden. Ihre Speise ist Fastenspeise der strengsten Art, der Arzt wird nur im Notfall zugelassen. Jede Nonne bewohnt ihre Zelle, kahl und öde, dort hat sie ein Leben der Entsagung, des Schweigens, der Abtötung, kurz ein Leben des Friedhofs zu führen. Jenes Kloster ist ein Friedhof der Lebendigen und das Volk nennt jene Nonnen Le sepolte vive, d. h. die lebendig Begrabenen.

Der Präfekt befahl, daß alle im Kloster vorhandenen Nonnen vor ihm erscheinen sollten, und die vierzehn Bewohnerinnen leisteten dem Befehl Folge, alle in dunkler Kleidung, das Angesicht mit dunklem Schleier verhüllt. Der Staatsbeamte richtete Fragen an dieselben, erhielt aber erst dann Antwort, als der dabei stehende Beichtvater Erlaubnis zum Reden erteilte. Die einmütige Antwort der Nonnen lautete: „Wir fühlen uns glücklich." Darauf befahl der Präfekt denselben, den Schleier vom Gesicht zu nehmen und als letztere dieser Aufforderung nicht nachkamen, nahm er eigenhändig den Schleier weg und sah in den Zügen die Spuren schwerer Kasteiung. Mit hagerem Angesicht standen die Sepolte vive vor ihm, die älteste über sechzig Jahre, die jüngste achtundzwanzig Jahre alt. Das Kloster ward nun besichtigt und konstatiert, daß in gesundheitlicher Beziehung elementaren Anforderungen nicht genügt wird.

„Büßungen erfreuen die Götter!" das wähnten schon die heid-

---

*) Siehe unseren zweiten Teil, Kapitel: Olympischer Wohlgeruch.

nischen Römer. Zum Beweis diene eine Stelle in der dritten Satire des zweiten Buches der Satiren des Horaz (V. 290 ff.) Der Dichter erzählt von einer Mutter, die sich wegen eines kranken Sohnes an Jupiter wendet. Sie gelobt: „Wenn mein Sohn vom Fieber befreit wird, so wollen wir diesen Tag mit Fasten feiern und am Morgen des Tages soll der Wiederhergestellte nackt im Tiber stehen.“ Horaz sagt, diese Mutter sei albern aus Furcht vor den Göttern. Persius in seiner zweiten Satire V. 15 spricht von solchen, die zur Sühnung früh morgens zwei- bis dreimal das Haupt in den Tiber tauchen.

Wenn Tertullian den von Numa eingerichteten Kultus der Römer beschreibt, so nennt er die Gebräuche operosissimae superstitiones und erinnert an die Obliegenheiten der Priester, an die Menge der Opfergeschäfte, an die verschiedenen heiligen Gefäße, die Sühnungen und Gelübde. Dann spricht er seine Meinung dahin aus, daß dieser Kultus eine Nachahmung jüdischer Zeremonieen und des jüdischen Zeremonieengesetzes sei *). Zahllos waren im römischen Kultus die Waschungen, Räucherungen, Besprengungen, die Lustrationen der Stadt, des Stadtgebietes, des Heeres, der Herden, zahllos die Sühnungen für große und kleine Verstöße und Versündigungen, die Prozessionen, Gebete und vor allen Dingen die Vota **).

Das römische Leben kannte im Kultus verschiedener Gottheiten Fastenvorschriften. Es gab ein Fasten zu Ehren der Ceres, sowie der Rhea, zum Tempel der Vesta mußte man zu gewissen Zeiten mit bloßen Füßen sich nahen ***). Hierzu kamen sühnende Bußhandlungen anderer Art, z. B. im Dienst der Vesta, aber noch viel mehr im Dienst der Isis. Letzterer verbreitete sich, wie wir früher gesehen, vom Orient zum Occident und alle diese während der Kaiserzeit zur Geltung gelangten pomphaften Kulte waren mit Büßungen verbunden †), die Einweihungen in sogenannte My-

---

*) Nonne diabolus morositatem illam Judaicae legis imitatus est? Tertullian, De praescr. 40. Apolog. 25 et 21.

**) Siehe das folgende Kapitel.

***) Preller, Römische Mythologie S. 439. 736. 542.

†) Preller, Römische Mythologie S. 713. 715. 731. 739. Siehe über

sterien, z. B. des Mithras, geschahen nie ohne asketische Übungen. Der Satiriker Persius (gest. 62 n. Chr.) verhöhnt eine gewisse leichte Askese und sagt in seiner fünften Satire:

„Jetzt drohn wanstige Gallen*) und die klappernde, schielende Priest'rin
Dir mit dem Zorne der Götter und Leibaufblähen, wofern du
Nicht nach Befehl schon früh drei Knoblauchhäupter gekostet."

Einen kriechenden Büßer schildert derselbe Dichter mit folgenden Worten:

„Siehst du den Kriecher, gehetzt und gefoltert von treibiger Ehrsucht?
Meinst du, er sei sein eigener Herr?"

Die Askese im Dienst der Isis schildert der römische Satiriker Juvenal (gest. 122 n. Chr.) im sechsten Buch. Ein Isispriester, einer von der „glatzigen (tonsierten) Herde", kommt zu einer römischen Dame, der er Vorschriften wegen asketischer Übungen erteilt:

„Durch einbrechendes Eis in den Fluß gehn wird sie im Winter,
Dreimal wird sie hinab in den Tiber tauchen des Morgens,
Waschen das zagende Haupt in den Strömungen selber, sie wird dann
Zitternd das ganze Feld des stolzen Königs durchkriechen,
Nackt auf blutigen Knie'n, wenn die schneeige Io geböte,
Bis nach Ägyptens Grenz' und dem glühenden Meroë gehen,
Und das Wasser von dort hertragen, um zu besprengen
Isis Tempel." — — — —

Juvenal Sat. VI, 520

Die angeführte Stelle beweist, daß eine ziemlich ausgebildete Pönitenzpraxis im Dienst der Isis vorhanden war. Es ist also Unwissenheit oder Selbsttäuschung, wenn die römische Kirche sich als Urheberin derselben bezeichnet. Sie hat im Laufe der Jahrhunderte jene Praxis bis ins einzelnste ausgebildet und eine voll-

---

die Isis unseren zweiten Teil, Kapitel: Himmelskönigin, sowie unseren dritten Teil, Kapitel: Mutter und Kind.

*) Unter Gallen sind gewisse Priester zu verstehen, die auch in den Familien Einfluß hatten.

ständige Pönitenzlehre geschaffen, die Sache selbst hat sie anderswoher, nämlich aus dem Heidentum (und Judentum). Sie hat ferner die Pönitenz für ihre Zwecke, als Mittel der Erziehung und Machtvergrößerung benutzt. Kaiser Theodosius hat sich harter Pönitenz unterworfen, Ludwig der Fromme ebenso und König Edgar von England ließ es sich gefallen, daß der Bischof St. Dunstan ihm eine siebenjährige Pönitenz auflegte, wozu zwei wöchentliche Hungertage gehörten. Jene Stelle des Juvenal zeigt, daß die römischen Isisverehrerinnen die priesterliche Autorität ebenso anerkannten, wie dies die römische Kirche in Hinsicht ihrer Priester verlangt. Was das Kriechen u. s. w. betrifft, so war dies eine recht unangenehme Pönitenz, die in der römischen Kirche gesteigert wurde, als die freiwilligen und gezwungenen Geißelungen in Brauch kamen. Juvenal erwähnt auch eine Wallfahrt zum Zweck der Pönitenz, denn so haben wir die Wanderung zum Nil aufzufassen, welche die römische Dame unternehmen soll. Bekannt ist die Thatsache, daß das christliche (d. h. christianisierte) Rom unzählbare Pilger gesehen, welche solche Wanderung als eine ihnen aufgelegte Pönitenz unternahmen.

Wer den Göttern sich nahte, hatte vorher Enthaltsamkeit zu üben. Als der König Numa vom Waldgott Faunus ein Orakel begehrte, genoß er vorher Fastenspeise*), und in die Höhle dieses Gottes durften nur Enthaltsame gehen**). Solche Askese war bisweilen sehr seltsam. Plutarch in seiner Schrift über den Aberglauben (III, 12) erwähnt eine Menge von asiatischen Kultusgebräuchen, die ihm lächerlich und abstoßend erschienen, z. B. das Niederwerfen auf das Angesicht, allerlei Reinigungen unsauberer Art, schmutzige Kasteiungen, barbarische Strafen u. s. w. Solche Pönitenz übte man also in der römischen Welt zu den Zeiten des Plutarch im zweiten Jahrhundert nach Christo. Was würde dieser ebenso gelehrte als fromme Mann sagen, wenn er die Bußübungen heutiger Zeit sähe? In zahlreichen, berühmten Heiligtümern rutschen die Pilger nicht nur auf den Knieen zum Altar, sie

*) Ovid Fasti IV, 644.

**) Preller, Römische Mythologie S. 339.



lecken auch von der Thür bis zum Altar den Boden mit der Zunge*). In der bereits mehrfach erwähnten Kirche Madonna dell' Arco zeigt ein Marmorstreifen den Weg, auf dem diese Büßer, mit der Zunge den schmutzigen Boden leckend, kriechen müssen. Ich habe gesehen, wie hunderte, einer nach dem anderen, Männer, Weiber, Kinder, in dieser Weise daherkrochen. Ich sah dasselbe in der Kirche der Madonna zu Monte Vergine, zu Piedigrotta, in der Kirche St. Nicola in Bari, in der Kirche St. Michele am Monte Gargano. Eine ähnliche Bußübung hatte das römische Altertum. In seiner ersten Elegie (2, 83) sagt Tibull (geb. 54 v. Chr.): „Wenn ich's verdient habe, zögere ich nicht, vor dem Tempel niederzufallen und die heilige Schwelle zu küssen, auch flehend auf den Knieen über den Fußboden zu kriechen."

Tertullian beschreibt das heidnisch-römische Thun mit folgenden Worten: „Wenn der Himmel regenlos und das Erdreich dürr ist, dann werden Bittgänge angesagt, bei denen man mit bloßen Füßen erscheint (nudipedalia annuntiantur), die obrigkeitlichen Personen legen die Staatskleider ab, sprechen Gebete und richten Opfer zu (de jejunio 16).

Solche heidnische Bußprozessionen hat die römische Kirche tausendfältig nachgeahmt, alle großen und kleinen Städte Italiens können davon erzählen. In den Zeiten der Not, in Pest, in

---

*) Der im Jahre 51 vor Christi gestorbene römische Dichter Lucretius richtete sein schwungvolles Gedicht: „Von der Natur der Dinge" auch gegen den religiösen Aberglauben. Er schreibt:

„Frömmigkeit ist das nicht, mit verhülltem Haupte sich oftmals
Wenden gegen den Stein und jeden Altar zu berennen,
Hin sich zur Erde werfen mit ausgebreiteten Händen
Vor den Bildern der Götter."

Die heutigen Bräuche in der römischen Kirche sind derart, daß sie ebenfalls von obigen Strophen getroffen werden. Man fragt erstaunt: Ist denn Lucretius weiter in seiner religiösen Erkenntnis, als die heutigen römisch-katholischen Bischöfe, welche jenes Zungenlecken dulden? Kennt Leo XIII. solche religiöse Bräuche? Wenn er sie kennt, so begreift man sein Schweigen nicht. Vgl. die Schrift des Verfassers: „Leo XIII. und sein Jubiläum" (Leipzig Grunow).

Kriegsangst, in Dürre und Nässe zeigte die römische Kirche, daß sie die als Abwehr geltenden Mittel vom römischen Heidentum entlehnt hat. Eine der ersten Bußprozessionen hat Gregor I. angestellt, als in Rom die Pest wütete, und als Lohn eine Erscheinung des St. Michael davongetragen, der angeblich vor den Augen jenes römischen Bischofs das Schwert in die Scheide steckte. Hunderte solcher Pönitenzprozessionen sah ich in Neapel vor sechs Jahren zur Zeit der Cholera. Weiber mit aufgelöstem Haar, Dornen auf dem Haupte, barfüßige Männer, so gingen tagtäglich damals Prozessionen durch die Straßen. Schon aus weiter Ferne hörte man das Geschrei, das Geheul solcher Haufen und unheimlich tönte dieser Bußlärm durch die Nacht. Ich sah eine Prozession, in welcher man eine Madonna addolorata trug, ihr folgten Männer und Weiber mit Stricken um den Hals. So oft die Madonna stille stand, warfen sich jene Büßer schreiend auf die Erde und streckten die Arme zu jener Statue aus. Geschrei und Lärm erfüllte die Kirchen, eine grausige Scene dieser Art sah ich in St. Maria di Piedigrotta. Angst und Grauen überall im Volk, kein Vertrauen auf Rettung, meinten doch viele, daß die Ärzte Gift streuten, daß sogar die Priester im heiligen Öl die Cholera verbreiteten. Dazu erblickte man allerlei Vorzeichen, die sich an den Statuen der Santi kund thaten.

Ähnliche Dinge geschahen in der römischen Kaiserzeit. Der von uns schon oft citierte Geschichtschreiber Herodian (I, 14) berichtet: „Es ereigneten sich um jene Zeit auch gewisse Vorzeichen. Sterne erschienen vielfach bei Tage am Himmel sichtbar, andere ganz lang geschweift, so daß es aussah, als hingen sie in der Luft. Tiere aller Art, abweichend von ihrer natürlichen Beschaffenheit, in fremdartigen Gestaltungen und mit Gliedern des Leibes, welche zu einander nicht paßten, wurden häufig geboren. Das größte Schrecknis aber, welches nicht nur damals allgemeine Trauer verbreitete, sondern auch die Gemüter aller inbezug auf die Zukunft als böse Vorbedeutung erschreckte, war folgendes. Ohne daß Regen vorhergegangen war oder Wolken sich zusammengezogen hatten, wurde nach einem kurzen Erdstoße, sei es, daß nachts ein Blitz herniedergefahren, oder infolge des Erdbebens irgendwo Feuer

aus der Erde gebrochen war, der ganze Friedenstempel, das größte und schönste aller Bauwerke der Stadt, ein Raub der Flammen. Es war das reichste aller Heiligtümer, und wegen der Sicherheit, die es bot, mit goldenen und silbernen Weihgeschenken reich ausgestattet."

Das südliche Volk ist geneigt und gewohnt, allen Ereignissen von ungewöhnlichem Charakter, namentlich den plötzlich und schreckhaft auftretenden, einen überirdischen, geheimnisvollen Ursprung zu geben. So haben wir uns das zu erklären, was sich das arme Volk im Hafenquartier von Palermo über die Entstehung der Cholera erzählte. Am Ufer jenes Quartiers — so erzählt man dort einander — erschien plötzlich ein alter Mann mit schneeweißem Bart, düsteren Aussehens, auf seinem Antlitz ein unheimliches Lächeln. Überall, wohin er kam, flohen die Kinder entsetzt von dannen. Er aber rief die Kinder mit schmeichelnden Worten zu sich und zeigte ihnen Süßigkeiten. Die Kinder näherten sich dem Alten, nahmen das Konfekt und aßen davon. Kaum war dies geschehen, so begann in jenem Quartier das große Sterben.

Als 1837 in Rom die Cholera wütete, suchte man den göttlichen Zorn durch eine Prozession zu beschwichtigen, an der auch Gregor XVI. teilnahm. Als dies nichts nützte, ward am Fest der Assunta (Mariä Himmelfahrt, 15. August) eine Illumination der Stadt angestellt, dazu Ausstellung von Reliquien und nächtliche Prozessionen barfüßiger, heulender Weiber. In einer Nacht geschah eine entsetzliche Scene. Ein deutscher Maler ward, weil man ihn für einen „Untore" hielt, von den Weibern in der Nacht ermordet *). In Sicilien geschahen während der letzten Choleraepidemie ähnliche Scenen, z. B. in Messina und noch mehr in Palermo. Der berühmte Reliquienschrein der heiligen Rosalia ward im Dom ausgestellt, der Bilderverehrung nie entgegengetreten, und so sah man denn eine Unzahl von Darstellungen jener Stadtbeschützerin zum Vorschein kommen, ja das arme Volk erzählte sich sogar von

*) Silvagni, La Corte e la societá Rom. III, 477. Das Wort Untore bezeichnet jemanden, der Gift unter das Volk bringt und auf diese Weise eine Epidemie verursacht.

einem Briefe, den die Heilige gesandt habe. Die „Sicilia cattolica“ berichtete Anfang Oktober: „Als der Erzbischof eine enge Straße verließ, ward er von der Bevölkerung umgeben. Man kniete nieder und bat ihn, eine Statue der heiligen Rosalia zu weihen, die man dort, von Kerzen umgeben, aufgestellt hatte. Der Kardinal bewilligte dem frommen Bilde (divoti immagine) hundert Tage Ablaß durch das Hersagen eines Ave-Maria, worauf alles Volk mit lauter Stimme den englischen Gruß anstimmte, als Gruß für die Trösterin der Betrübten. Welch' feierlicher Augenblick! Wie viele Stimmen segneten den eifrigen Hirten, welcher die Not seiner Kinder teilte.“ Pönitenzprozessionen waren damals auch in Sicilien zahlreich, ebenso in Apulien, wo vor fünf Jahren gleichfalls die Cholera als Würgengel, oder, um mit dem Volk zu reden, als schwarzes Gespenst umging.

Plutarch, im Leben des Romulus (Kap. 24), zeigt uns, was man in heidnischer Zeit bei ähnlichem Anlaß that: „Bald darauf brach eine Pest aus, welche den Menschen ohne vorangegangene Krankheit den Tod brachte, übrigens auch mit mangelndem Ertrag des Getreides, sowie mit Unfruchtbarkeit des Viehs verbunden war. Dazu fiel in der Stadt ein Regen mit Blutstropfen, so daß sich zu allen sonstigen unvermeidlichen Übeln noch eine große Angst vor den Göttern gesellte. Da indessen den Bewohnern von Laurentum das gleiche begegnete, so glaubte man bereits aufs entschiedenste, daß die Umstoßung alles Rechts in dem Falle des Tatius und die Ermordung der Gesandten einen Zorn des Himmels herbeigeführt habe, der nun auf beiden Städten laste. Die Mörder wurden daher ausgeliefert und bestraft, worauf eine unverkennbare Milderung der Notzustände eintrat. Auch durch Reinigungsopfer sühnte Romulus die Städte, wie dieselben noch jetzt am ferentinischen Thore vollzogen werden.“

Also: Angst vor den Göttern und Sühnemittel. So ist es noch heute. Zu den wirksamsten der letzteren rechnet man die Pönitenzprozession.

Eine solche sah Gregorovius auf Capri vor reichlich dreißig Jahren. Wir lesen im ersten Teil seiner Wanderjahre: „Sie gingen, Männer und Frauen, jene in weißen Kapuzen, diese in

weißen Schleiern, hinter dem Kreuz einher. Um die Kapuzen hatten sie einen grünen Kranz aus den Zweigen des Brombeerstrauchs gewunden, und auch der Strick um die Schulter zeigte, daß es um die Buße zu thun war, denn die Prozession galt der Traubenkrankheit. So zogen sie mit Gesang durch die Straßen und so heidnisch sahen diese dornbekränzten Gestalten aus, daß es schien, es sei dies ein Zug von Bacchuspriestern, die zu einem Tempel des Dionysos zogen. Fast alle Männer trugen diese Kränze und auch solche, welche nicht in der Kapuze der Brüderschaft gingen. Vor allen fiel mir der Kopf eines Invaliden mit silberweißem Haar und Bart auf, der unter dem Brombeerkranz ganz und gar wie ein Satir aussah. Hinter den Männern gingen Frauen und Mädchen in langen Schleiern."

Was diese Pönitenzen verschiedener Art betrifft, so kann die römische Kirche in dieser Hinsicht keine Originalität beanspruchen.

Das Fasten ist auch bei den Indianern Amerikas ein religiöser Brauch. Man fastet z. B. vor einer langen Reise und gelangt dabei zu Träumen, die als prophetisch betrachtet werden. Jünglinge der Indianer, welche ins Mannesalter treten, fasten in der Einsamkeit und sehen im Traume Tiere, deren erstes sich der betreffende als seinen Schutzgeist wählt. Die Zauberer in Sibirien (Schamanen) bringen sich durch Fasten in einen nervös erregten Zustand. Das Fasten wird als Reinigungsmittel angesehen, wodurch man helle Blicke in die Zukunft gewinnt.

Heilige Büßer haben auch die Türken, also keineswegs allein die römisch-katholische Kirche. Am Geburtstage des Propheten findet das berühmte Doseh, d. h. das Treten statt, indem der Schejkh der Derwische über eine Anzahl von Menschen dahin reitet, welche sich zu dem Ende dicht an einander quer über die Straße gelegt haben. Die bei diesem Ritt Verletzten oder Toten gelten als Märtyrer und Heilige, denen das Paradies ebenso gewiß ist, wie den Asketen der römischen Kirche, welche etwa ihr Fleisch blutig geißeln oder mit Nägelspitzen verletzen. — Büßer sind in Ägypten blödsinnige Fakirs, welche mit Schmutz und Lumpen bekleidet als Heilige angestaunt werden. Schon der Blödsinn hebt solche „Hunde-Philosophen" in den Augen des Volkes auf eine

höhere Stufe und die Mehrzahl der heutigen Heiligen Ägyptens besteht aus Blödsinnigen, wie alle Orientkundigen wissen. Epilepsie als Folge religiöser Aufregung gilt ebenfalls bei den Türken als Zeichen der Heiligkeit und an dieser Heiligkeitskrankheit litt auch der Prophet Mohammed.

Büßungen sind es, von denen der Brahmane sagt, daß sie einen höheren Grad von Vollkommenheit verleihen und der Seele zur Vereinigung mit der Gottheit verhelfen. Die höchste Leistung der Frömmigkeit ist jener ekstatische Zustand, in welchem sich der Mensch von der Welt gänzlich ablöst, nichts mehr sieht, nichts mehr hört, nach nichts trachtet, nichts begehrt. Der Buddhismus erklärt, daß nur im mönchischen Leben Vollkommenheit und Heiligkeit zu finden ist, man sich folglich von der Welt zu lösen hat. Die Anhänger dieser Lehre haben ihren Stifter Buddha zu einem Heiligen gemacht, dessen Bilder angebetet, dessen Reliquien verehrt werden.

Welcher Unterschied ist zwischen jenen von der Welt abgelösten Buddhisten und den von der Welt getrennten Sepolte vive? Über diesen Punkt schweigt die römische Kirche ebenso, wie in Hinsicht der Frage nach dem Unterschiede zwischen der großen Mutter Rhea und der großen Mutter Madonna *).

Es erhebt sich an dieser Stelle noch eine andere Frage. In Italien haben nach Aussage der Kirche unzählbare Personen durch Askese den höchsten Grad der Vollkommenheit erreicht, wie z. B. jene Sepolte vive, Italien ist daher, gleichfalls nach Aussage der Kirche und des jetzigen Papstes, vom Himmel besonders bevorzugt und wird für solche und andere Leistungen durch zahllose Wunder belohnt, welche auf verschiedene Weise von der Madonna und den Heiligen gewirkt werden. Italien, reich an Vollkommenheit seiner Asketen, glänzt als das Land der Mirakel **). Woher kommt es nun, daß bei all' diesen Leistungen und Belohnungen der Frömmigkeit so wenig Treue, Zuverlässigkeit, Gewissenhaftigkeit in diesem Lande gefunden wird? Wäre es nicht besser, wenn

*) Siehe unseren zweiten Teil, Kapitel: Die große Mutter.

**) Siehe unseren dritten Teil, Kapitel: Vom Markt der Wunder.



weniger Askese und Wunder, aber mehr Treue und Glauben sich fände? Können Askese und Wunder dies Stück der Volkswohlfahrt fördern?

Lug und Trug wird vom Volke nicht als dasjenige anerkannt, was es ist, der schwere Krebsschaden! Zudem fördert die Kirche den Glauben, daß ein wenig Askese, etwas Fasten, Belecken eines heiligen Fußbodens solche Sünden tilgt. Dieser Glaube ist uralt, ein Erbteil aus dem heidnisch-römischen Leben, und schon der Satiriker Juvenal im zweiten Jahrhundert nach Christo hat ihn gegeißelt:

„Sei bei den Göttern der Zorn auch groß, er nahet doch langsam,
Sorgen sie drum auch dafür, die Schuldigen alle zu strafen,
Wann einst treffen sie mich? Doch vielleicht find' ich die Gottheit
Noch erbittlich, sie pflegt zu verzeihen dergleichen." — — —

Juvenal Sat. XIII, 100.

Wann wird in Italien ein zweiter Juvenal erscheinen, der über das heutige Scheinwesen der Frömmigkeit die Geißel schwingt? Wann wird vom Stuhle Petri in Rom sich eine Hirtenstimme erheben, welche das heutige Pönitenzwesen als ein seelengefährdendes bezeichnet?

Augustus hielt strenge auf Beobachtung der von altersher üblichen Religionsgebräuche und ließ sich zu Athen in die Mysterien einweihen. Viele Tempel, viele prächtige Kulte, viele Askese in den Mysterien, — aber keine altrömische Treue mehr! So sah es damals in Rom aus.

Neben dem Tempel des Jupiter Capitolinus, den man nicht nur als den höchsten Gott der Macht und des Segens, sondern auch als den obersten Wächter des Rechts und der T r e u e ansah, befand sich in Rom ein Tempel der Fides publica, deren Kultus mit der Verehrung des Jupiter Optimus maximus zusammenhing. In ihrem Heiligtum war das Standbild der personifizierten Treue, welche die rechte Hand vorstreckte und an die guten Zeiten Roms erinnerte, als ein Handschlag dem Eide gleichstand und das Manneswort heilig war. Homo antiqua virtute et fide, ein Mann von altbewährter Tugend und Zuverlässigkeit, — das war einst das höchste Lob, welches einem Römer „von echtem Schrot

und Korn" gespendet werden konnte. — Je glänzender der Kultus wurde, je mehr die Religion sich in Kultuspracht und Kultusbrauch veräußerlichte, je mehr schwand Treue und Glauben. — Wohl hatte die Pudicitia in Rom zur Kaiserzeit einen Tempel, wo aber war die Pudicitia selbst? Wohl hatte die Pietas ein Heiligtum, aber wo blieb sie selbst? Wohl blieb der Altar der Fides publica noch lange in Rom, aber das Verschwinden jener Fides vermochte er nicht zu verhindern. Ovid *) schildert einen Kaufmann, der genau gewisse religiöse Bräuche sühnender und reinigender Art beobachtet, dabei aber ein habsüchtiger Betrüger ist. Er betet zum Merkur:

„Aber zur passenden Zeit mag offen die Lüge mir bleiben,
Schlüpft aus dem Munde sie mir, kümmer' es die Himmlischen nicht.
Laß mich nur machen Gewinn!" — — —

Die Sinnesweise, welche der heidnische Dichter mit diesen Strophen geißelt, ist geblieben und weder Fasten noch Pönitenzprozessionen, weder Selbstgeißelungen noch Sepolte vive sind imstande, Treue und Glauben aus dem Grabe zu erwecken.

---

*) Fasti V, 685.

Siebzehntes Kapitel.

Gelübde und Weihegaben.

> „Dies sei Religion dem Geschlecht fromm wandelnder Enkel."
>
> Virgil.

Die antike Regel: „Geschenke machen die Götter geneigt *)", ward im alten Griechenland eifrig befolgt und dieselbe nennt uns eine der wichtigsten heidnisch=religiösen Pflichten. Sie war es, welche die Tempel mit Weihegaben anfüllte, so daß jene im Lauf der Jahrhunderte zu Museen der Kunst und Kunstindustrie wurden. Genannte Regel hatte, namentlich in späterer Zeit, eine im römischen Reich vielleicht noch größere Bedeutung. In dieser Hinsicht bethätigte sich im zweiten Jahrhundert ein neuerwachtes religiöses Leben. Man lese die Reisebeschreibung des Pausanias. In derselben wird vorzugsweise auf die Tempel Rücksicht genommen und wir erfahren von dem bewundernswerten Reichtum an Weihgeschenken, welche z. B. die Heiligtümer von Olympia und Delphi schmückten. Wie sehr solche Gaben als selbstverständliche Äußerungen der Frömmigkeit galten, beweist auch Virgil, der oft von „fetten" Altären redet, d. h. von solchen, die einen Reichtum an Gaben zeigten. „Die Hoheit der Juno wird mit Gelübden be=

*) In Paphos schaut Venus hocherfreut den Sitz, wo der Tempel ihr ragt und mit sabäischem Weihrauch hundert Altäre erglühen und frische Bekränzungen atmen. Äneis I, 415.



grüßt und durch fromme Gaben gebeugt *)." Vom Altar der Diana heißt es, er sei fett und versöhnlich **). Beides gehört zusammen, denn wenn die Götter gabenreiche Altäre haben, so sind sie zur Versöhnung geneigt ***). — Die Sinnesweise, welche jene zu Anfang erwähnte Regel aussprach und befolgte, herrscht in der römischen Kirche noch heute, wie die Kirchen Süditaliens und Griechenlands beweisen.

Man besuche altberühmte Kirchen, um in denselben an die Schätze zu Delphi oder an den Tempel des römischen Mars erinnert zu werden, welcher von den vielen aus der Kriegsbeute stammenden Weihegaben als Trofäoforos bezeichnet wurde. Verzeichnisse der Weihegaben aller Art fehlten nie in den Tempeln der alten Welt, sie finden sich ebenso in vielen berühmten Kirchen. Schatzkammern sehen wir im Heiligtum der Madonna di Loreto, im St. Peter zu Rom, im Heiligtum des St. Nicola zu Bari, im Dom des St. Gennaro in Neapel u. s. w. Fürsten haben zur Bereicherung solcher Schatzkammern beigetragen und ihre Namen glänzen in den Verzeichnissen. Wie im Altertum kommen solche Weihgeschenke von einzelnen und von Korporationen aller Art. Im kaiserlichen Rom wurden im Namen des Staates Weihegaben alljährlich den Göttern am Tag der Vota (3. Januar) dargebracht.

„Geschenke machen die Götter geneigt." Von der Wahrheit dieses Satzes ist man in Süditalien und Griechenland heutzutage ebenso überzeugt, wie vor Jahrtausenden, als die Namen der Götter anders lauteten als jetzt, und man ein Weihgeschenk mit dem griechischen Wort: Anáthema †) bezeichnete. Die Sinnesweise blieb dieselbe, die Art der Gaben hat sich wenig verändert,

*) Äneis III, 438.

**) Äneis VII, 764.

***) Virgil, Äneis IX, 405, sagt von der Diana: Wenn ich selber mit Jagdgeschenken dich ehrte, und in die Kuppel sie hängte und vorn an den heiligen Giebel. Dido legt Geschenke auf weihrauchflammende Altäre. Äneis IV, 453.

†) Dies Wort bezeichnet etwas, was aufgelegt wird, nämlich auf den Altar. Juno sagt bei Virgil, Äneis I, 49: Wird einer mit Flehn dem Altar auflegen Verehrung?

ihr Zweck ist nach wie vor, den betreffenden Gottheiten, heißen sie nun Madonna, St. Gennaro, St. Nicola u. s. w., eine Freude zu bereiten, sie geneigt zu machen und zu erhalten. Was Virgil mit dem „fetten" Altar und dem „Beugen" der Königin Juno meint, gilt bis zur Stunde. Wenn wir einen Unterschied nennen sollen, so besteht derselbe in Nebensachen. Im antiken Leben finden sich bei bestimmten Lebensaltern wiederkehrende Gaben, zum Teil lokaler Art, welche man heute nicht mehr kennt, z. B. die Darbringung der Augenbrauen, des Spielzeugs, des ersten Bartes, die Gabe für Geburt eines Knaben oder auch die am Schluß der Jugend übliche Darbringung der Puppen, wovon ein römischer Dichter schreibt:

„— — — Nun aber
Sag mir, du Priester, was soll das Gold an geheiligter Stätte?
Ebenso viel wie die Puppen, der Venus geschenkt von der Jungfrau."
Persius Sat. I, 69.

Ein fernerer Unterschied besteht darin, daß die antiken Votivgaben den Hauch der Weihe edler Kunst spüren ließen und den Tempeln zur Zierde gereichten. Dies läßt sich heute nur ausnahmsweise von Votivgaben behaupten.

Am bemerkenswertesten sind solche Weihegaben, bei denen es sich um ein Gelübde handelt. Votum (heute voto) bezeichnet beides, das Gelübde und die gelobte Gabe, letztere heute auch ex-voto (dem Gelübde gemäß) genannt. Gelübdegaben begegnen uns schon in der ältesten Zeit des Römertums:

„Einst dem Faunus geweiht, stand dort ein verwilderter Ölbaum
Bitteren Laubs, ehrwürdig vordem seefahrenden Männern,
Wo sie, entronnen der Flut, ihr Geschenk zu heften gepfleget
Für den erhabenen Gott, und gelobete Kleider zu hängen."
Äneis XII, 765.

Uralten Brauch und Glauben erwähnen diese Strophen. Heilige Bäume hatte das Altertum, als ihm noch Tempel und Götterbilder fehlten, und die Zweige derselben dienten als Träger der gelobten Weihgeschenke. Eine heilige Eiche erwähnt Lucan und sagt, sie habe die gelobte Kriegsbeute und die Gelübdegaben der

Heerführer getragen *). Einen ähnlichen Zweck hatte jene heilige Eiche des Mars auf dem Gut der Flavier, welche durch drei verschiedene Schößlinge einst wichtige Dinge in Hinsicht der Zukunft meldete, wie uns Sueton in seinen Kaiserbiographieen (Vespasian 5) gläubig berichtet.

Uralt war in Rom das Gelübde des sogenannten heiligen Frühlings (ver sacrum), wobei man in Zeiten öffentlicher Not dem Mars für seine erbetene Hilfe nicht nur die Frucht der Felder und das junge Vieh, sondern auch die Jugend weihte, welche letztere später aus dem Lande weichen und sich eine neue Heimat suchen mußte.

Von den Gelübdegaben der ältesten Zeit sagt Plutarch im Leben des Romulus, Kap. 16: „Romulus richtete sein Augenmerk darauf, sein Gelübde dem Jupiter möglichst wohlgefällig zu machen und zugleich seinen Städtern einen Anblick zu verschaffen, der ihnen Freude bereitete. Er ließ bei dem Lager eine kolossale Eiche fällen und dieselbe in die Gestalt eines Siegesdenkmals zurichten, woran er von Akrons Waffenrüstung jedes einzelne Stück in schönster Ordnung aufhängen ließ. Er selbst legte ein kostbares Kleid an und bekränzte sein Lockenhaupt mit dem Lorbeer. Hierauf nahm er seine Trophäen auf die Schulter und marschierte damit vorwärts, indem er für sein in den Waffen folgendes Kriegerheer einen Siegesgesang anstimmte. Von den Bürgern wurde er mit Jubel und Bewunderung aufgenommen. Dieser Aufzug gab den ersten Anstoß zu den späteren Triumphen und war zugleich für dieselben das glänzendste Vorbild. Das Siegeszeichen aber erhielt den Namen: ‚Weihgeschenk des Jupiter Feretrius‘; denn ‚einen Hieb beibringen‘ heißt auf lateinisch: ferire; Romulus aber hatte sich erbeten: ‚seinen Gegner zu treffen und niederzuwerfen‘, wie auch ‚Spolia opima‘, — nach Varro so genannt — weil der ‚Reichtum‘ gleichfalls mit dem Worte ops bezeichnet wird. Doch ist die Erklärung von dem Gelingen der Handlung überzeugender; denn opus heißt: das Werk, die Handlung. Wenn

*) Excuvias populi veteris sacrataque gestans dona ducum. Lucan I, 136.

nun ein Feldherr eine Heldenthat verrichtet, indem er mit eigener Hand einen feindlichen Feldherrn erlegt, so ist ihm die Weihung der Spolia opima gestattet. Nur drei römischen Heerführern gelang es, dieses Glück zu erlangen."

Von welcher Art die späteren Votivgaben waren, lernen wir auch durch die bei Ausgrabungen gemachten Funde.

1) Votivtafeln mit Votivinschriften hat man in allen Teilen des römischen Reiches gefunden, z. B. bei den Bädern auf Ischia, wo man einst Apollo und die Nymphen der Nitrumquellen ebenso anrief, wie jetzt die heilige Restituta, die Beschützerin dieser Insel, welche auf einem noch jetzt vorhandenen Mühlstein dort landete und hohe Ehre genießt. Solche Inschriften hat man gefunden in Nubien, wo römische Soldaten ihren Dank an eine Gottheit richteten. Im heutigen Deutschland, in Kleinasien, in England, auf den Alpen *), überall wo römische Adler hinkamen, hat man solche Funde gemacht.

In den Heiligtümern des Äsculap fanden sich nach dem Zeugnis des Pausanias **) Marmorsteine, auf denen man den Namen der Genesenen und die Krankheit derselben lesen konnte. Die letzten in Epidauros angestellten Ausgrabungen haben verschiedene Votivinschriften ans Licht gebracht, welche für die Kenntnis des Äsculapkultus wichtig sind, weil sie die sogenannte Inkubation bezeugen, d. h. den Brauch, die Nacht im Heiligtum des Gottes zu verbringen und im Traum die gehoffte Offenbarung über Heilmittel zu empfangen. — Dieser Brauch ist im heutigen Calabrien in Übung. Am Fest der Madonna, 8. September, bringen manche infolge eines Gelübdes die Nacht in einem Heiligtum derselben zu, überzeugt, dadurch Heilung von Krankheit zu erlangen ***). Aus jenen Inschriften von Epidauros erhellt ferner, daß die in jenem Zentralheiligtum des Äsculap gewirkten „Wunder" dieses Gottes nicht geringer waren, als diejenigen, welche angeblich in den Heiligtümern der jetzigen Santi und Madonnen geschehen.

*) Friedländer, Sittengeschichte Roms III, 484.
**) Pausanias, Reise in Griechenland II, 27.
***) Dorsa, La tradizione p. 71.

Der genannte berühmte Heilgott gab in Epidauros einem Stummen die Sprache wieder und einem Blinden die Sehkraft. Letzteres bezeugt in einer Inschrift eine gewisse Alceta aus Halike. Es kam sogar vor, daß ein Sklave in einem Sack ein zerbrochenes Gefäß nach Epidauros brachte und am anderen Morgen entdeckte, daß dasselbe wie unberührt und neu im Sack lag *). Wir haben also in Epidauros solche Mirakel, welche die römische Kirche als Miracoli strepitosi bezeichnet. Sie sind in Epidauros durch Inschriften bezeugt, also auf eine Weise, deren sich heute die römische Kirche bedient.

Auf dem großen St. Bernhard wurden kürzlich im Auftrag der italienischen Regierung Ausgrabungen an der Stelle vorgenommen, welche Plan de Joux (Jovis), Ebene des Jupiter, heißt, wo einst ein Tempel dieses Gottes stand. Man hat nicht nur die Spuren jenes Tempels, sondern auch viele eherne Votivtafeln **) gefunden, welche aus dem ersten bis vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung stammen. Dankbare Reisende jener Zeit haben jene Tafeln infolge eines Gelübdes dem helfenden Jupiter dargebracht, den sie als Reisebeschützer betrachteten. Die Priester jenes Heiligtums erhielten Geld, um solche Tafeln an der Wand des Tempels zu befestigen. Ohne Zweifel war mit letzterem eine Herberge verbunden.

In Potenza sieht man im bischöflichen Seminar mehrere Widmungsinschriften, welche der Göttin Mephitis gelten, die zur Römerzeit als Helferin gegen das Sumpffieber angerufen wurde. Man fand dieselben in der Ebene, die zur Römerzeit von der Malaria zu leiden hatte. Das heutige Potenza liegt hoch und bedarf jener Sumpffiebergöttin nicht.

Bei Piacenza befand sich ein Heiligtum der Minerva medica, welche in Krankheiten angerufen wurde. Man hat daselbst mehrere Votivinschriften gefunden, welche die Gewährung von Heilungen bezeugen, darunter eine, welche von der Darbringung silberner Ohren handelt.

*) Vgl. Ähnliches in unserem ersten Teil, Kapitel: Der heilige Zauberer.

**) Vgl. „Corriere della sera“ 1890, N. 263 und „l'Italia evangel.“ N. 43.

Zahllos waren Gelübde zur Zeit der Kaiser und für das Wohl derselben, wie uns Inschriften aller Art beweisen, welche besagen, daß man Stiftungen (Tempel, Altäre, Götterstatuen) gelobte und schenkte, um dadurch den Göttern dankbar zu sein und ihre Gunst zu gewinnen.

Weihetafeln derselben Art und mit ähnlichen Inschriften findet man heute in fast allen berühmteren Wallfahrtskirchen des Südens. Sie bezeugen in den meisten Fällen eine durch die betreffenden Santi erlangte Heilung oder eine andere „Grazia". Am zahlreichsten fand ich dieselben im Heiligtum der Madonna di Lourdes in Neapel, nämlich Marmortafeln, an denen meist das antike: D. O. M. (dem allerhöchsten besten Gott), sowie das: Ex voto nicht fehlt. Vom Tempel der Juno Lucina in Rom sagt Ovid:

> „Zahlreich sind dir zum Dank Tafeln, o Göttin, geweiht."
>
> Fasti III, 268.

Von Weihetafeln der Isis schreibt Juvenal, Satiren XII, 27. Wir sehen also auch hier, daß die Madonna sich nicht von der Isis unterscheidet *).

2) Darstellungen menschlicher Glieder, z. B. Augen, Füße, Hände, Ohren, Herzen, Köpfe, Kehlen, Leiber, Brüste, dazu kleine Kinder u. s. w. „Dieser Brauch war schon im hellenischen Altertum wohlbekannt und aus diesem hat ihn das Volk mit ins Christentum hinüber genommen **)." Daß dies schon früh geschah, beweist eine Stelle in den Schriften des Theodoret. Dieser gelehrte Mann, gest. 427, ein Anhänger der Staatsorthodoxie seiner Zeit, sagt in seiner apologetisch-polemischen Schrift: Graec. affect. curatio, es gebe einen Beweis für die Thatsache, daß Gläubige wirklich erhört werden, nämlich ihre Votivgaben, welche die Heilung darstellen. „Einige bringen Darstellungen von Augen, andere von Füßen, andere von Händen und dieselben sind bald

---

*) Vgl. unseren dritten Teil, Kapitel: Mutter und Kind, sowie im zweiten Teil, Kapitel: Die große Mutter.

**) Vgl. Schmidt, Volksleben der Neugriechen S. 70.



von Gold, bald von Silber gemacht. Diese Votivgaben bezeugen die Befreiung von Krankheiten." — Wir sehen, daß die Anschauung von der Beweiskraft eines Ex-voto im fünften Jahrhundert dieselbe ist, wie im neunzehnten.

In der Nähe der Kirche St. Francesco di Paola im heutigen Taranto (Tarent) sieht man Spuren des einstigen griechischen Theaters, bedeutsamer aber sind die aus Terrakotta gebildeten Figuren, welche man in der Nähe jener Kirche gefunden hat. Sie stellen verschiedene Glieder des menschlichen Leibes dar und sind Votivgegenstände, welche sich einst in demjenigen Tempel befanden, auf dessen Fundamenten obengenannte Kirche erbaut worden ist*). Wenn in einem Tempel die Zahl dieser „Ex-voto" allzugroß wurde, so pflegte man sie zu vergraben, um auf diese Weise für andere Gaben dieser Art Platz zu schaffen. Diesem Umstand verdanken wir die Erhaltung solcher Gelübdespenden. Wer die antiken Figuren dieser Art mit denjenigen vergleicht, welche man in der Kirche St. Francesco di Paola erblickt, sieht dieselben Gliedmaßen wieder, nur mit dem Unterschiede, daß die christlichen Votivgaben meist aus Wachs, selten aus Silber hergestellt sind**). Beim Tempel des Neptun in Pästum fand man im Jahre 1820 tausende von Votivfiguren der Demeter, welche mit ihrer Tochter Persephone in Großgriechenland hohe Ehre genoß. Mütter hatten jener Göttin genannte Figuren geschenkt, um Heil für ihre Kinder zu erflehen. Auch in Capua hat man tausende von thönernen Votivgaben gefunden.

Im britischen Museum zu London befinden sich marmorne Gebilde dieser Art, verschiedene Körperteile, Augen, Arme, Füße, Brüste u. s. w. Man fand sie zu Anfang unseres Jahrhunderts in Athen und nach den auf jenen Gegenständen vorhandenen Inschriften waren sie fast alle infolge eines Gelübdes dem Zeus für die Genesung der dargestellten Gliedmaßen dargebracht. Später fand man ebenfalls in Athen ähnliche Votivgaben z. B. Augen, eine Nase, einen Leib, welche Gegenstände dem Berliner Museum

---

*) Siehe unseren ersten Teil, Kapitel: Tempel und Kirchen.

**) Siehe den Anhang zu diesem Kapitel.



einverleibt worden sind. Ähnliche Funde hat man auch auf griechischen Inseln gemacht *).

Auf der Tiberinsel zu Rom besaß Äsculap ein berühmtes Heiligtum. Dorthin hatte man in schwerer Pestzeit jenen Heilgott in Gestalt einer Schlange gebracht, dort einen Tempel errichtet nebst Heilanstalt, wo die Leidenden sich zum Schlaf niederlegten, um Offenbarungen des Heilgottes zu empfangen. Zum Andenken an die Einholung des letzteren erhielt jene Insel die Gestalt eines Schiffes. An derselben Stelle, wo der Tempel des Äsculap stand, hat man eine Menge von Voten gefunden, Füße, Beine, Hände, Arme ꝛc. aus Terrakotta **).

Im Tempel der Isis zu Pompeji fanden sich zahlreiche thönerne Gliedmaßen, lauter Votivgaben von Geheilten, alle sind gut gearbeitet, in natürlicher Größe und werden in mehreren Glasschränken des Nationalmuseums zu Neapel verwahrt. Unter jenen Figuren befindet sich auch die eines Säuglings, der ebenso mit Windeln umwickelt ist, wie die heutigen Säuglinge z. B. des Fischervolkes. In der Sammlung der „kleinen Bronzesachen" des genannten Museums finden sich Gliedmaßen aus Metall und wir dürfen mit Sicherheit annehmen, daß in den heidnischen Tempeln auch aus Gold und Silber geformte Votivglieder von reichen Gebern vorhanden waren.

Man besuche irgendeine der Kirchen Süditaliens und Siciliens, um dieselben Gliedmaßen an den Wänden neben den Altären solcher Heiligen wiederzufinden, welche denselben Hilfeleistungen obliegen, die man einst von Äsculap, von Minerva Medica, von Apollo Sanator, von der helfenden Isis u. s. w. erwartete. In hunderten von Kirchen, an tausenden von Altären sah ich Votivgliedmaßen aus Wachs, Gaben der Armen, sowie eine gleichfalls unabsehbare Menge solcher Glieder aus edlem Metall, Gaben der Reichen. — Dabei zeigt sich eine bemerkenswerte Thatsache: Die silbernen und goldenen „Ex-voto" befinden sich der Statue oder

*) Vgl. über die genannten Funde: B. Schmidt, Volksleben der Neugriechen S. 70 u. 71.

**) Siehe unseren zweiten Teil, Kapitel: Schlangenverehrung.

dem Bilde des betreffenden Heiligen am nächsten. Die Absicht ist klar: Der Heilige soll diese kostbaren Dinge sehen. Deshalb hängt man sie ihm an sein Kleid, legt sie um seinen Hals, steckt ihm goldene Ringe an die Finger oder versieht damit die Ohren der Madonna, St. Anna, St. Lucia ꝛc. Andere silberne und goldene Votivgaben verwahrt man in Glaskasten, die so aufgehängt werden, daß der oder die Heilige sie nahe bei sich hat. Solche Kasten gewähren einigen Schutz vor Dieben, freilich keinen sicheren. Es ist nicht selten, daß solche kostbare Dinge gestohlen werden. Welchen Wert die silbernen und goldenen Gaben oft repräsentieren, erhellt aus der Thatsache, daß man im vorigen Jahrhundert aus dem Erlös der einer Madonna in St. Maria Nuova zu Neapel geschenkten Votivglieder die innere Restauration genannter Kirche bestreiten konnte. — „Ex-voto“ von edlem Metall dienen den Heiligen als Empfehlung. Man behängt bei Prozessionen die Statuen der letzteren mit solchen Kostbarkeiten, welche als Beweis der Leistungsfähigkeit des betreffenden Santo angesehen werden. Oft werden solche Votivgaben dem Kleid des Santo bei der Prozession angehängt, außerdem andere Kostbarkeiten, als Ringe, Uhren, Ketten. In dieser Weise geschmückt sah ich z. B. St. Antonio, dem man bei seiner Prozession unterwegs Gaben aller Art hinten in die niederhängende Kapuze seines Mönchskleides zu stecken und die Votivkerzen nachzutragen pflegt. Ebenso sah ich St. Ciro in Portici, St. Rocco in Caivano, St. Cosma in Secondigliano, lauter Heilige, welche als Nachfolger des Äsculap zu betrachten sind. Bei einer Prozession des in Campanien berühmten St. Antimo bemerkte ich, daß ein Mann dem Kleide dieses Santo eine Banknote von 1000 Lire anheftete. „Der Heilige hat seinen Wunsch erfüllt“, — so sagte man mir auf Befragen. Ebenso gebräuchlich ist es, die Statuen der Madonnen mit Votivkostbarkeiten, als namentlich menschlichen Gliedmaßen, zu behängen oder in dem Glasbehälter, welcher eine solche Statue umschließt, zu befestigen. Eine Halbstatue der St. Lucia sieht man oft vor ihrer Kirche, wo diese Heilgöttin, mit silbernen Augen behangen, sich dem Publikum empfiehlt und zugleich frische Luft genießt. Auf fast allen silbernen Votivgliedmaßen sieht man nach antiker Weise vier

Buchstaben: V. F. G. A. d. h. votum fecit, gratiam accepit, d. h. er leistete ein Gelübde und erhielt die Gnadengabe.

Während also jene wertvollen „Ex-voto“ dem Heiligen möglichst nahe sind, befinden sich die aus Wachs angefertigten, also wertlosen Weihe-Gliedmaßen, die Gaben der Armen, in einiger Entfernung von demselben. Oft sieht man sie massenhaft aufgehängt. Auch sie werden, wenn allzu zahlreich, zum Besten der Kirche verwandt, nämlich zu Wachskerzen. In einer Rede, welche Perikles in Athen hielt, wird erwähnt, daß man Weihegaben bisweilen zum Besten des Gemeinwesens verkaufte *).

In Griechenland zeigen die Kirchen eben solche teils aus Wachs, teils aus edlem Metall verfertigte Gliedmaßen, lauter „Ex-voto“, die teils am Bilde des Heiligen, teils in der Nähe desselben aufgehängt sind. — Indem B. Schmidt, Volksleben der Neugriechen (S. 70) dies erwähnt, fügt er hinzu, er habe auf der Insel Zakynthos einen Verkaufsladen mit solchen Weihgeschenken gesehen. Man braucht nicht so weit zu reisen, um solchen Laden zu finden. In Neapel ist die Straße St. Gregorio Armeno und eine andere dicht dabei fast ganz mit Läden dieser Art besetzt, die jedem Geldvorrat genügen. Alle möglichen Gliedmaßen von Wachs oder Silber sind dort vorrätig, ebenso liegen sie in vielen Läden des Quartiers der Goldschmiede aus.

3) Bilder, welche die Wunderhilfe der Heiligen darstellen. Diese Votivgaben gehören zu den gewöhnlichsten Ex-voto-Gegenständen, wie im Altertum.

In der Schlacht bei Marathon stieg Theseus aus der Erde, um den Griechen zu helfen, zu demselben Zweck zeigten sich Athene und Herkules. Ein Bild, welches diese Legende darstellte, war in einer Halle zu Athen, welche Poikile hieß, und Pausanias beschreibt dasselbe ausführlich (Buch I, Kap. 15). Ähnliche legendenhafte Wunderhilfe-Geschichten zeigen viele Bilder in süditalischen Kirchen und denselben Inhalt haben daselbst zahllose Votenbilder, welche beweisen sollen, daß der betreffende Santo-Heros zu helfen vermag. Man sieht auf diesen Bildern Scenen des Schreckens und der

*) Vgl. Thukydides II, 13.



Gefahr, zugleich die auf Wolken zur Rettung niederschwebenden himmlischen Helfer. Als kürzlich die dem St. Vincenzo geweihte Kirche bei der Brücke della Sanitá in Neapel inwendig renoviert wurde, nahm man einige tausend solcher Votivbilder von den Wänden und Pfeilern hinweg, wo dieselben zum Teil schon einige Jahrhunderte hingen und von Würmern zerfressen waren. In derselben Kirche sah man an Wänden und Pfeilern tausende aus Wachs gefertigte Gliedmaßen aller Art, auch hunderte kleiner Kinder, oft fünfzig zugleich an einem Bindfaden hängend. St. Vincenzo ist nämlich ein großer, wunderreicher Heiliger, der Ruhm Spaniens, wo er 1350 geboren wurde. In Neapel, wo dieser Santo sehr populär ist und einen pomphaften Festkultus hat, ist seit lange eine Biographie desselben verbreitet und wer sie liest, dem wirbelt's vor haarsträubenden Mirakeln. Man hört solche Märlein in der Kirche, sie werden dort, wie meine Ohren vernommen, verkündigt, von Tausenden als Evangelium, als das Höchste und Beste in der Religion gehört und angenommen. Man führe aus allen Zeiten und Landen die Zauberer und Hexenmeister zusammen, St. Vincenzo übertrifft alle, man wähle aus ihren Zauberstücklein die tollsten aus, bilde daraus ein Buch, und siehe da, man hat das Leben des St. Vincenzo. Er weissagt, erweckt die Toten nicht einzeln, sondern massenhaft, vertreibt die Teufel, bändigt sämtliche Elemente, daß sie zahm werden wie Lämmer, heilt jede Krankheit. Nun aber Kap. IX die Miracoli maravigliosissimi! — Sein Vorgesetzter hatte dem St. Vincenzo verboten, Wunder zu thun, denn er wollte seinen Gehorsam prüfen. Da sieht dieser Santo einen Maurer vom Gerüst stürzen. Was thun? Er ruft dem Fallenden ein „Halt" zu! Derselbe bleibt in der Luft schweben und zwar so lange, bis St. Vincenzo sich bei seinem Prior die Erlaubnis holt, den Maurer sanft auf die Straße fliegen zu lassen (S. 81). Ein Mann prügelt seine Frau, weil er sie ihrer Häßlichkeit wegen nicht leiden kann, Vincenzo weiß Rat, er schenkt der Frau ein schönes Angesicht. Eine Frau hatte ein Kind zur Welt gebracht, schwarz wie ein Neger, der Santo machte es weiß (S. 84). Eine Stadt, welche von den Sarazenen bedroht wurde, rückte er landeinwärts, und als eine sterbende

Sünderin nicht an die Absolution glauben wollte, besorgte er eine solche direkt vom Himmel. Er ließ ein Blatt fliegen, welches er mit der entsprechenden Bitte an die heilige Dreieinigkeit beschrieben hatte. Kurz darauf flog das Blatt ihm wieder zu mit der Antwort: Wir, die allerheilige Dreieinigkeit, bewilligen auf Wunsch unseres St. Vincenzo der genannten Sünderin Absolution u. s. w. (S. 86). Wegen seiner Bußpredigten nannten ihn die Dominikaner den Engel der Apokalypse, und einst wurden dreitausend von seinem Worte so ergriffen, daß sie niederstürzten und wie tot liegen blieben, bis der Santo sie wieder aufweckte. Beim Volk Campaniens heißt dieser Wunderthäter stets (im Dialekt) U Monacone, d. h. der erhabene Mönch, und seine Statue zeigt ihn mit Flügeln, sowie mit einer Trompete in der Hand. Die Dominikaner haben seinen Kultus populär gemacht. — Wir brauchen jetzt nicht erst die Votivbilder zu schildern, welche Wunderscenen dieses Santo darstellen.

Die besten Bilder fand ich in denjenigen Kirchen, wo man Schutzheilige des Meeres, also die Nachfolger des Neptun verehrt, denen man Bilder weiht, welche eine Rettung auf der See darstellen. Ist auch der Wellenschaum und Wogendrang oft übertrieben dargestellt, so findet man doch manches lebensvolle Bild, z. B. in Sorrento, in der Krypta des St. Antonino *).

Die meisten Votivbilder sind Machwerke von Pfuschern, welche ihre Ware billig und schlecht liefern. Es giebt in Neapel eine Art Zunft derselben, vom Volk Votenmaler genannt, diese erinnern an eine Stelle im Juvenal XII, 26, wo derselbe sagt, daß die Maler von der Isis ernährt werden. Er meint damit die Votivbilder, auf denen sich Rettungsscenen dieser Gottheit dargestellt zeigten, Bilder, welche in den Isistempeln ebenso zahlreich waren, wie heute in den Kirchen der Madonna. Lebte Juvenal heute, so würde er sagen: Wißt ihr nicht, daß die Maler von der Madonna ernährt werden?

Armen Leuten bietet ein solches Votivbild willkommene Gelegenheit zum Betteln. Vor einigen Tagen sah ich in einer Straße

---

*) Siehe unseren zweiten Teil, Kapitel: Nachfolger des Neptun.

Pozzuolis eine Mutter mit ihrem Kinde, das letztere mit einem Votivbild, welches mit einem Bindfaden am Hals befestigt war. Das Kind bettelte, einen Teller hinhaltend, um Gaben zur Bezahlung jenes Gemäldes, welches darstellte, wie jenes Kind in Lebensgefahr durch die Madonna del Carmine gerettet wurde. B. Schmidt erwähnt in seiner oft genannten Schrift einen ähnlichen Brauch im heutigen Griechenland *).

4) Tempel und Kirchen. Oft verlangten die Götter einen Tempelbau. Augustus baute auf dem Palatin einen Tempel des Apollo, wo durch einen eingeschlagenen Blitz der Gott diesen Bau gefordert hatte **). Noch öfter wurden Tempel gelobt, namentlich von Feldherren in gefährlicher Lage der Feldschlacht. Livius sagt X, 12: „Es war Sitte, bei einer gefährlichen Kampfeslage den unsterblichen Göttern Tempel zu geloben." Auf diese Weise hatte eine große Anzahl von Tempeln in Rom und anderen Städten ihren Ursprung und jedes Jahr festliches Laub als Bekränzung.

„Doch dreifach im Triumph durchfuhr die römischen Mauern
Cäsar, und weihte unsterblich Gelübde Italiens Göttern,
Rings in der Stadt dreihundert mit Pracht aufsteigende Tempel."

Äneis VIII, 715.

Auch andere gefahrvolle Zeiten gaben Anlaß, Göttern für den Fall der Hilfe Tempel zu geloben. In der Pestzeit ward dem rettenden Apollo in Rom ein Tempel gelobt, und groß war die Zahl solcher „schimmernden" Bauwerke, welche in Griechenland infolge eines Votums entstanden. Hieran schlossen sich bei ähnlichem Anlaß Gelübde von Festen. Ovid läßt die Götter sagen:

„Uns auch besticht Rücksicht, uns freun Festtag und Altäre,
Denn ehrgeizig zumal sind wir, der Götter Geschlecht."

Fasti V, 297.

Derselbe Dichter sagt:

„Da denn tagten die Väter im Rat und gelobten ein Fest mir
Jährlich zu feiern, sobald reichlich erblühe das Jahr."

V, 326.

---

*) B. Schmidt, Volksleben der Neugriechen I, 75.

**) Sueton, Octavian Kap. 29.



Äneas gelobte, falls er Italiens Ufer erreichen werde, Altäre am Strande zu errichten und erfuhr von einem Priester, welchen heiligen Brauch (religio) er dann beobachten müsse *).

Viele unter den hervorragendsten Kirchen Süditaliens verdanken ihre Entstehung einem von Fürsten oder Korporationen geleisteten Gelübde. In gefährlicher Lage wurden, wie in der heidnischen Zeit, diese vota ausgesprochen und nach erlangter Hilfe gelöst. Der oben angeführte Satz des Livius behält also bis heute seine Geltung. Karl Anjou hat in Süditalien verschiedene Heiligtümer infolge von Gelübden erbaut, König Ferdinand gelobte dem St. Francesco eine Kirche, falls letzterer ihn wieder in sein Reich bringen werde. Im Jahre 1816 ward das Gelübde gelöst, der König baute in Nachahmung des römischen Pantheons die Prachtkirche St. Francesco di Paola **). In furchtbarer Not einer Pestepidemie gelobte die Stadtgemeinde Neapel dem Stadtbeschützer St. Gennaro eine Prachtkapelle, das Gelübde ward um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts gelöst, indem man die berühmte Schatzkapelle dieses Santo neben dem Dom erbaute. Der Heilige freute sich über diesen Bau ohne Zweifel ebenso, wie Venus über ihre von Weihrauch duftenden Altäre auf Paphos, oder wie die Dioskuren über ihren von den Römern errichteten Votivtempel. Während der Cholera 1837 gelobte die Stadtgemeinde Neapel dem St. Carlo (Borroméo) eine Kirche, falls er jene Krankheit beseitigen werde. Der Heilige that dies, nachdem 18000 Menschen von jener Epidemie dahingerafft waren, und man baute die Kirche St. Carlo all' Arena, „der Gewährung zum Dank“.

An der Kirche St. Giacomo in Neapel liest man eine Inschrift, welche in naiver Weise den Votivcharakter derselben zeigt:

„Dive Jacobe, id aere pio collato munusculum
Ut lubens datum ita libens sit tibi acceptum ***).“

*) „Hac casti maneant in religione nipotes.“ Aen. III, 409.

**) Vgl. unseren ersten Teil, Kapitel: Tempel und Kirchen.

***) Vergöttlichter Jakobus, dieses durch fromme Kollekten entstandene Geschenk mögest du ebenso freundlich annehmen, wie es willig dargebracht ward.

Denselben Weihecharakter einer anderen Kirche beweist folgende Inschrift:

„Divo Cyriaco Martiri collegium Lanionum."

In der Kirche St. Lorenzo in Neapel sieht man am Fest der Immacolata zahlreiche Fahnen und Banner, lauter Weihgeschenke, welche von den Einwohnern während der Pest gelobt wurden.

Als Chlodwich den Alarich anzugreifen beschloß, gelobte er dem Petrus, als dem vornehmsten der Apostel, eine Kirche, hoffend, daß letzterer ihm dafür zum Siege verhelfe, und schickte nach Tours zum Grabe des St. Martin, um dort ein Orakel über den Ausgang des Krieges zu holen *). Die, wie Konstantin, unter dem Wunderschutz des Kreuzes kämpfenden und raubenden Normannen haben wiederholt Kirchenbauten gelobt, überzeugt, daß ihr Schutzpatron Christus ihnen wegen solcher Aussicht helfen werde. Der Dom zu Cefalú in Sicilien ward vom Normannen Roger dem hilfreichen Christus in Sturmesnot gelobt, und daß dieser Fürst sich Christum als mächtigen Schutzgott dachte, beweist das Kolossalbild des letzteren in der Apsis des genannten Domes.

In den Tempeln, mochten sie nun Votivbauten sein oder nicht, befanden sich oft recht seltsame Weihegaben.

Augustus ließ den Esel und Eseltreiber, dessen Namen ihm vor der Schlacht bei Actium Sieg vorbedeutet hatte, in Erz als Weihebild aufstellen, Kaiser Severus ließ die meisten seiner bedeutsamen Vorzeichen in öffentlichen Weihebildern darstellen **).

Der Kaiser Vitellius sandte den Dolch, mit welchem sich sein Vorgänger Otho den Tod gegeben hatte, als Weihgeschenk in den Tempel des Mars zu Köln.

Mit welcher Mannigfaltigkeit von Votivgaben eine christliche Kirche sich ausfüllen läßt, zeigt am besten eine von uns schon früher erwähnte, die Kirche Madonna dell' Arco am Vesuv. Mit Staunen betrachtet man die Wände und Pfeiler in allen Teilen der Kirche. Alles ist voll von Voten, welche die Frommen dort

---

*) Ranke, Weltgeschichte IV, 356.

**) Vgl. Stahr, Torso II, 241.



aufgehängt haben, nachdem die Madonna ihnen eine erflehte Gnade erwiesen hatte. Die Voten sind zunächst kleine Bilder auf Holztafeln, Darstellungen von Rettungsscenen. Hier sieht man Kranke, dort Schiffe im Sturm, dort Straßenscenen, wo einer in den Brunnen fällt, oder überfahren wird, oder von einer Treppe stürzt, oder von Räubern umringt wird. Diese Bilder stammen aus verschiedenen Jahrhunderten; viele sind von Würmern zerfressen, alle von Stümpern gemalt und deshalb eine widerwärtige Kirchenzier. Eine andere Wand ist mit Krücken und Bandagen bedeckt; denn die Hinkenden und Lahmen haben diese der Madonna geweiht, als sie das Flehen um Heilung erhörte. Weiterhin glaubt man in einen Kleiderladen zu kommen; denn es hängen dort Kinderkleidungsstücke aller Art, ebenfalls Voten. Am seltsamsten ist die Unmasse von kleinen Särgen. Ein Kind ist krank, dem Tode nahe und gänzlich aufgegeben; da ist die Madonna gekommen und hat das Kind gerettet. In solchen Fällen wird ein Sarg in der Kirche aufgehängt. Groß ist die Zahl moderner Gedenktafeln, auf denen eine dankbare Seele unter Glas und Rahmen der Madonna gleichsam ein Diplom ausstellt und ihr bezeugt, daß sie Hilfe gewährte. Auf solchen Schriftstücken sieht man meist auch die Photographie der dankbaren Person, welche sich in der schönsten Frisur zu Ehren der Madonna hat abkonterfeien lassen. Eine größere Anzahl von sitzenden Statuen erblickt man an den Pfeilern, Christensklaven darstellend, welche aus der Türkensklaverei befreit wurden; man sieht Ketten an ihren Füßen, Eisen um den Hals, und der Künstler, welcher diese Schreckgestalten für ein Billiges formte, hat ihnen einen verzweifelten Gesichtsausdruck gegeben. Weiterhin zeigen die Voten ein wahres Raritätenkabinett. Da sind Wachskerzen, die ein von der Madonna bekehrter Türke geopfert hat; da sind Steine, die durch Schutz der Madonna die Betreffenden nicht verletzten; Kanonenkugeln, die nicht trafen, sogar an einer Schnur allerlei mysteriöse Gegenstände, von denen der Kustode behauptet, daß ein Kranker sie ausgespieen und dann als Weihegabe aufgehängt habe. — Unter den Wachskerzen bemerkt man zwei von solcher Größe, daß sie einer kleinen Barke als Mast dienen könnten. Auch hübsche Schifflein hängen dort, Votivgaben von Seefahrern. — Solches

„Ex-voto“ kannte schon das Altertum. Wer in die Krypta des Domes von Salerno niedersteigt, sieht rechts in der Wand ein antikes, aus Marmor geformtes Schiffchen, welches in irgendeinem Tempel des antiken Salernum von einem Schiffer angebracht war. In Athen hat sich ein ehernes Schiff dieser Art gefunden und im heutigen Griechenland kommt es vor, daß Seefahrer silberne Schiffchen als Votivgabe darbringen *).

Gelübdegaben gewöhnlicher und außergewöhnlicher Art brachte das letzte Fest der Madonna di Piedigrotta in den Tempel dieser großen Himmelskönigin.

„Der gesunde Menschenverstand (il senso commune) hat gesiegt, das traditionelle Fest der Madonna von Piedigrotta war in diesem Jahre glänzender als früher. Die unzählbare Volksmasse, welche das Fest feierte, war die beste Bestätigung des Katholicismus in Neapel. Etliche Stadträte wollten dies dem Volke so teure Fest unterdrücken, aber dasselbe hat reagiert und ist zahlreicher gekommen, als in früheren Jahren. Die Mönche von Piedigrotta haben dem Feste Glanz verschafft. In dem majestätischen Tempel, der einst von Petrarca und Boccaccio besucht ward, brannten zahllose Kerzen, dampfte der Weihrauch, beides erzeugte in den Herzen ein geheimnisvolles Gefühl (senso arcano), die Gebete waren heiß. Nachdem das Volk gebetet und die Madonna gegrüßt hatte, begann die heitere Lust. Es ist dies die Freude, welche das eintönige Leben unterbricht.“ So schrieb das Organ des Papstes, der „Osservatore Romano“. Am erwähnten Feste hatte die Madonna sich vorwiegend solcher „Ex-voto“ zu erfreuen, welche in Banknoten bestanden.

Der vorhin erwähnte Dolch des Kaisers Otho steht nicht vereinzelt, denn in nicht wenigen Kirchen Süditaliens sieht man Waffen als Ex-voto neben Heiligenbildern. In der Kirche della Croce am Merkato zu Neapel hängt neben einem Madonnenbilde eine an-

*) Schmidt, Volksleben der Neugriechen S. 69. Früher war es in Neapel Sitte, daß ein Seefahrer infolge eines Gelübdes am Palmsonntag auf der Kuppel der Kirche St. Pietro Martire befestigte, eine mit Lebensgefahr verbundene Leistung, welche später polizeilich verboten wurde.

sehnliche Waffensammlung, Dolche, Messer, Pistolen, einst im Besitze dunkler Ehrenmänner, welche sich mit der Ausführung von Bluttthaten unter den Schutz der Madonna stellten. Daß es bei den Briganten Brauch war, der Madonna Gelübde zu leisten, ist allbekannt. — Im heutigen Griechenland ist ein Brauch, der sich meines Wissens in Süditalien nicht findet. Man pflegt in einigen Orten das Angesicht eines Madonnenbildes mit Münzen zu bekleben, ein Votivakt, der die Madonna als mit Schönpflästerchen versehen erscheinen läßt.

5) Sonstige Gelübde. Wie man auf diesem Gebiete das Uralte festhält, so verschmäht man doch das Neue nicht. In Neapel waren an allen Ecken und Enden Anfang August 1889 Plakate angeschlagen, also lautend: „In der erhabenen Kirche der Madonna Annunziata *) wird auch in diesem Jahre das Fest der Auffahrt (Assunzione) der Maria mit frommem Pomp (divota pompa) gefeiert. Am 14. August wird die wunderbare Statue (la statua taumaturga) in frommer Prozession getragen und unter einem Baldachin für die Anbetung (adorazione) der Gläubigen aufgestellt werden. Am 15. August feierliche Messe mit Musik, wobei die Kinder des Findelhauses singen werden, dann Panegyrikus des heiligen Redners (sacro oratore) Mons. B. Gioia, schließlich Segen des Santissimo, erteilt von dem Rettore und Curato von St. Annunziata." Bei diesem Fest kam die in neuerer Zeit beliebt gewordene Darbringung eines silbernen Herzens vor, in welches die Namen der Geber eingeschlossen waren. Hiermit hängen die „spirituellen" Wallfahrten zusammen. Man gelobt eine Wallfahrt zu einem entfernten Madonnenheiligtum, spart sich aber die Mühe, indem man seinen Namen nebst den Namen vieler anderer in ein silbernes oder goldenes Herz schließt, welches von einem Beauftragten der Madonna überbracht wird. Diese Reiseart der „geistlichen" Pilger hat als Vorzug: Billigkeit und Zeitersparnis. Am Thron der berühmten Madonna di Pom=

*) Siehe elftes Kapitel. Hier sei bemerkt, daß früher oft Gelübde junger Männer vorkamen, welche in Krankheit gelobten, ein Mädchen aus dem Findelhaus zu heiraten. Dies Votum ist jetzt selten.

peji stehen Engel, welche solche Herzen in der Hand halten. In denselben befinden sich Tausende von Namen derjenigen, welche jenen kostbaren Marmorthron der Madonna als Weihegabe verehrten. Das ist modern, dabei bleiben Votivmessen, Votivprozessionen, sowie kleinere und größere Wallfahrten in Brauch.

In der Umgegend von Loreto ist es beim Landvolk gewöhnlich, der dortigen Madonna zu geloben, daß man sich ihr zu Ehren tätowieren will. Das Gelübde wird gehalten und die Gestalt der Madonna von Loreto ebenso in das Fleisch eines Armes hinein gezeichnet *), wie die Indianer Amerikas ihre Tätowierungsarbeit machen. Berühmt war in dieser Kunst ein Totengräber, der deshalb allgemein wegen jener Kunst als Zeichner den Beinamen: Marcatore hatte. Er punktierte seine auf der Haut gemachte Zeichnungen mit einer Nadel, rieb dann diesen Stich mit Indigo ein und ließ sich natürlich für diese heilige Operation bezahlen.

Hier mögen auch die sogenannten Blutgelübde der römischen Kirche erwähnt werden. Unter Vota sanguinario versteht man das in den beiden vorletzten Jahrhunderten in Italien von einzelnen, von Gesellschaften und Behörden oft ausgesprochene Gelübde, für die Lehre von der unbefleckten Empfängnis Marias Gut und Blut aufzuopfern. Gegen jenes Gelübde, eine Schöpfung der Jesuiten, erhub sich eine Stimme aus dem Lager der Jesuiten. Wir meinen den berühmten und gelehrten italienischen Historiker, Theologen und Philologen L. A. Muratori, geb. 1672 bei Modena. — Derselbe war es, welcher in seiner Schrift „Della regolata divozione dei Cristiani" vor dem abgöttischen Marienkultus warnte. Diese im vorigen Jahrhundert viel gelesene Schrift ist vergessen, jene Warnung war wie ein Schlag ins Wasser.

In Neapel sieht man oft Frauen und Mädchen in einem Kleide von rotbrauner Farbe, welches mit einer weißen Litze umsäumt ist. Dies ist ein Votivgewand zu Ehren der Madonna del Carmine, gelobt in schwerer Krankheit und getragen, nachdem die „Mamma" geholfen hatte. In ganz Süditalien ist ein gewöhn-

*) C. Pigorini Beri, Costumi dell' Apennino Marchigiano (1889). „Gazetta letteraria" 1890, 15. März.



licher Mädchenname: Carmela. — Mamma d' o Carmene! so ruft der Volksdialekt zur magna mater. Ein ähnliches Votivkleid erwähnten wir bei Schilderung des Kultus der heiligen Anna, der Nachfolgerin der Juno *). Hier sind auch die Votivkleider der Kinder zu erwähnen, welche in gefährlicher Krankheit von den Eltern einem Heiligen für bestimmte Zeit geweiht werden und ein Mönchsgewand ihm zu Ehren so lange tragen, bis es abgenutzt ist. Dieser Brauch findet sich überall in Süditalien, freilich jetzt weniger häufig, als vor fünfzig Jahren. Im heutigen Griechenland pflegt man dem Höhlenkloster Megaspilion, wo eine berühmte Panagia (Madonna) verehrt wird, die schönsten Knaben der Umgegend im Alter von acht bis zehn Jahren zu schenken. Diese Knaben heißen dort Psychopaidia (Seelenkinder), und ihr Beruf besteht darin, daß sie den Mönchen jenes Klosters dienen, um dann später Mönche zu werden. Auf Cypern weiht man in schwerer Krankheit ein Kind oder bei demselben Anlaß sich selbst einem Heiligen und legt eine aus der Kirche desselben entnommene Kette um den Hals, wodurch das Dienstverhältnis äußerlich bezeichnet wird **).

---

*) Siehe unseren zweiten Teil, Kapitel: Nachfolgerin der Juno.

**) Schmidt, Volksleben der Neugriechen S. 74.

Achtzehntes Kapitel.

Mithras und St. Michael.

„Mithras wurde in Höhlen verehrt."
Paulinus.

Procida und Ischia, etwa eine Stunde Segelfahrt voneinander entfernt, sind Schwestern, aus Feuer und Wasser geboren, durch Vulkan und Neptun geformt. Ischia ist stolz, hoch hebt sie im zackigwilden Epomeo, der den Vesuv nachahmen möchte, das Haupt empor, während Procida, kleiner an Umfang, wellenförmig gebildet, nur hier und da sich steil aus der „purpurn wogenden Salzflut" heraushebt, ohne den Versuch zu machen, die Höhe der umfangreichen Schwester zu erreichen. Der Stoff, aus dem diese Schwestern gebildet sind, ist bei beiden derselbe, vulkanische Produkte aller Art, und diese bald aufgeschichtet, bald aufgeschüttet. An der stolzhäuptigen Schwester Ischia sieht man klarer die Natur ihres feueratmenden Vaters, während auf Procida nirgends eine Kraterform aufzufinden ist, und nur an einer einzigen Stelle vorhistorische Lavamassen, mit einem Kreuz geschmückt, aus dem Meere dicht am Ufer auftauchen. Ischia stellt seinen Bewohnern vielfach schwere Aufgaben, verlangt die mühevollste Arbeit, setzt der Bewohnbarkeit Grenzen, während auf Procida jeder Winkel mit Leichtigkeit bebaut, mit Häusern und Gärten bedeckt ist. Als wir mit günstigem Fahrwind das Kap Misenum umschifft hatten, lag diese Insel im Sonnenglanze vor uns, nicht wie Capri, von dem die homerische Strophe gelten kann: „Auswärts drohen gezackt

Meerklippen empor", — aber doch stattlich zu schauen, denn am linken Ende trägt das dortige Ufer auf steiler Höhe ein hellfarbiges, an Kuppeln und Türmchen reiches Kastell, im Mittelalter erbaut, um den Seeräubern Furcht einzuflößen. Am Ufer der Marine zeigt sich die Front der fast über die ganze Insel sich dehnenden Stadt, und dort erhebt sich die hellbunte, mit Kuppel und Turm versehene Kirche des Schutzpatrons, des heiligen Michael. An dieser Uferstrecke zeigt sich lebhaftes Treiben. Das Element der Procidaner ist die „heilige" Meerflut, denn die Insel, kaum ein und eine halbe deutsche Meilen im Umfang, und dabei von ca. 8000 Menschen bewohnt, vermag die Bewohner ebenso wenig zu ernähren, wie z. B. das dünenreiche, fünf Meilen lange Sylt in der aschfarbigen, wilden Nordsee. Frischblühende Männer sind es, die, schiffkundig und segelberühmt, von Procida aus das Mittelmeer befahren, den Küstenhandel vermitteln, oder auf der zum Korallenfischen alljährlich nach Sicilien und Afrika steuernden Flotte die beste Mannschaft bilden. Reiche Schiffseigentümer, sowie ergraute Kapitäne haben sich auf dem Eiland manch' stattliche Villa erbaut und mit tropischen Gewächsen geziert. Zahlreich sind auf Procida die Fischer. Wie im hohen Norden der Häringsfang, so bildet hier der Fang der Tonni (Thunfische) die Hauptarbeit. Nur in großen Gesellschaften, die von reichen Eigentümern die riesigen, oft 10000 Lire kostenden Netze mieten, kann der Fang dieses Meerbewohners betrieben werden, dessen rotes Fleisch eingesalzen und nach allen Häfen Italiens versandt wird. Von „fischwimmelnden Meerpfaden" redet Homer, wenn er die Abenteuer des „vielgewandten" Odysseus beschreibt. Kein Prädikat kann zutreffender die dunkelwogende Meerflut um Procida bezeichnen, wenn unabsehbare, dichtgedrängte Scharen der Tonni anrücken, und dann die wetterharten, mit der phrygischen Kappe bekleideten Fischer jenen Riesenfischen die Schlacht anbieten, welche, wie wir einst sahen, aufregende Scenen zeigt. — Ist diese Kampfeszeit zu Ende, so wirft der Fischer eigentümliche Netze bis auf den Meeresgrund, und begnügt sich, dem Reichtum an Bimsteinen daselbst die besten Stücke zu entnehmen, welche diejenigen übertreffen, die man in den längst erloschenen Kratern des benachbarten Festlandes findet.

Sind die Männer abwesend, ihre „Meeresrosse" tummelnd auf trügerischer Salzflut, so sind die Weiber daheim mit Spindel und Webstuhl beschäftigt, auch die Arbeit in den Gärten, wo der Weinstock mit seinen Guirlanden hohe Pfähle miteinander verbindet, wo die goldige Orange im dunklen Laub zu Weihnacht reif wird, und Feigenbäume reichen Fruchtsegen spenden, ist ihnen dann befohlen. Die Gemüsegärten sind ebenfalls zum großen Teil der weiblichen Pflege anvertraut und geben zu allen Jahreszeiten reichen Ertrag. Die Gesichtsbildung der Mädchen und Frauen erinnert oft an den auf Capri noch deutlicher sich zeigenden griechischen Typus. Wer sie aber in ihrem Glanze sehen will, der komme am Fest des Schutzpatrons, des heiligen Michael, und bewundere dann ihre Tracht, welche sie noch heute die griechische nennen, bei der ein kurzer, mit Purpur oder Goldstickerei verbrämter Mantel die Hauptrolle spielt. Das ist ein großes Fest, welches alle benachbarten Inseln und Küsten zur Teilnahme ruft, und wahrhaft homerisch geht's dann her, daß man meinen möchte, ins Land der „selig lebenden Phäaken" versetzt zu sein, wo bekanntlich allezeit stattlicher Festschmaus gefeiert wird, belebt durch Reigentanz und Gesang, und gehenkelte Krüge den Vorrat des herzerfreuenden Weines nimmer erschöpfen *). Hornvieh nährt die Insel nicht, „auch taugt sie nicht, Rosse zu tummeln", Wagen rasseln dort nicht, ein Ländchen ist's ohne Schornsteine, ohne Lokomotive, ohne — — Bettler, und das Völklein daselbst heiter und genügsam. Zum Kastell wanderten wir hinauf, dessen finstere Mauern ein Stück menschlichen Jammers umschließen, denn über 1000 Verbrecher der schwersten Art sind dort fast alle lebenslänglich eingeschlossen. Auf den Stufen vor dem Portal sonnte sich eine Soldatenschar und lauschte auf die Töne einer Maultrommel. Am Rande der Brüstung, wo mächtige Kaktusgruppen dem öden Gesteine entsprießen, standen wir lange, tief unter uns das murmelnde Meer, mit Wohlgefallen die buchtenreiche, von roten, gelben, weißen Häusern übersäte Insel überschauend, und uns ins Morgenland hineinträumend, an welches die mit flachen

---

*) Homer, Odyssee.

Kuppeln versehenen Häuser erinnern. Von dieser Warte aus genossen wir den Ausblick auf die homerischen Gefilde bis zum duftig zarten Kap der Circe und drüben zum Kap der Minerva, und gedachten der Zeit vor Jahrtausenden, als seefahrendes Volk aus dem Hellenenlande diese Insel, von ihnen Prochyta genannt, bevölkerte, und ebenso auf den übrigen Inseln ringsher, sowie am Ufer von Cumä und Neapel seine Hütten baute.

Seit dieser Griechenlandung geschah auf Procida nichts, was Frau Weltgeschichte einer Meldung wert gefunden, und so blieb es ungefähr zwei Jahrtausende hindurch. Da ward dies stille Eiland zum Ausgangspunkte einer Verschwörung, an deren Spitze der damalige Eigentümer dieser Insel, Johann von Procida, stand.

Johann von Procida, ein reicher Feudalherr in Salerno, war der Freund, Ratgeber und Leibarzt des Königs Manfred, jenes edlen Hohenstaufen. Wer die schöngebogene, langgestreckte Uferstraße des heutigen Salerno durchwandert, sieht dort, wie die Meereswogen um Mauertrümmer spielen, Reste großer Hafenbauten, die Manfred auf Betrieb seines genannten Freundes errichten ließ. — Zum Besitz des letzteren gehörte auch Procida, wo er ein Landhaus besaß, in welchem er einen großen Teil des Jahres weilte, des Waidwerks pflegend, denn die Insel war bevölkert von Fasanen und Kaninchen. Dort empfing eines Tages Johann den Besuch des Königs Karl Anjou, der mit glänzendem Gefolge auf der Insel landete und vorgab, daß die Freuden der Jagd ihn dorthin geführt hätten. Der heimtückische Fürst, an dessen Hand das Blut des Hohenstaufen Konradin klebte, hegte andere Gedanken und raubte seinem arglosen Wirte das beste, was dieser besaß, sein Weib. Tödlicher Haß erfüllte die Seele Johanns, der seitdem nur ein Ziel seines Strebens kannte: Rache. In seiner Villa auf Procida brütete er über seinen Racheplänen, hier pflog er Rats mit verschwiegenen Freunden, von hier unternahm er weite Reisen für seinen Zweck, vor allem nach Spanien zu Peter von Aragonien, dem Schwiegersohn des Hohenstaufen Manfred. An Peter von Aragonien war jener Handschuh gelangt, welchen Konradin vor seinem Tode unter die Menge schleuderte.

Jenen überredete Johann von Procida, Sicilien zu nehmen, und brachte ihm Hilfezusage des griechischen Kaisers. Dann ward durch Johann alles in Sicilien vorbereitet, und als am Ostermontag 1282 die Vesperglocken das Ave Maria läuteten, war dies ein Totengeläut für reichlich 8000 Franzosen, welche von den Sicilianern an jenem blutigen Osterabend erdolcht wurden. Sicilien rief Peter von Aragonien zum König aus und ging für Karl Anjou verloren. — Von Johann von Procida erfahren wir, daß Peter von Aragonien ihn mit Ehren überhäufte, dann verschwindet er vom Schauplatz, und seine paradiesische Insel Procida taucht wieder in den Nebel geschichtsloser Vergessenheit.

Seinem seit undenklichen Zeiten bewährten Schutzpatron St. Michael widmet Procida das Hauptfest des Jahres, welches fast eine Woche dauert und am 8. Mai seinen Hauptglanz entfaltet. Süditalien hat ein Doppelfest des St. Michael, den 29. September und den 8. Mai, der letztere Festtag ist jüngeren Datums und ward vom Bourbonenkönig Ferdinand eingesetzt, als St. Michael ihn aus Lebensgefahr errettet hatte. Am 8. Mai findet auf Procida eine berühmte Prozession statt, an der sich fast alle Einwohner der Insel beteiligen, auch viele als geflügelte Engel gekleidete Kinder auftreten. Bei der Prozession des Jahres 1890 fungierte St. Michael in neuem Gewand, denn man hatte ihm neue Flügel ansetzen und seine Rüstung vergolden lassen. Überall ist die Gestalt desselben einem römischen Krieger ähnlich *), welcher auf den als Ungeheuer dargestellten Fürsten der Finsternis tritt. Letzterer krümmt sich unter dem Fußtritt des Fürsten der Heerscharen. Stets trägt das Piedestal oder das Bild desselben die Worte: Quis ut Deus (Wer ist wie Gott), — die lateinische Übersetzung des hebräischen: Michael. In neuester Zeit scheint ein anderer Typus desselben populär zu werden. Als vor drei Jahren in Solofra die Statue des St. Michael durch Feuer beschädigt ward und die Einwohner eine neue wünschten, gab man einem Künstler in Neapel den betreffenden Auftrag. Die Statue ward

*) Oft hat derselbe eine Wage in der Hand, weil er beim Gericht die Thaten und Verdienste der Menschen abwägt.

vollendet, in der Kirche zu Solofra enthüllt und mit Bewunderung begrüßt. Der Künstler hatte St. Michael nach dem Muster des bekannten, im Vatikan befindlichen Apollo von Belvedere gebildet. In der That hat er das Richtige getroffen, denn jener Apollo ist im Begriff, die Pythonschlange zu töten. — Der Künstler sah in St. Michael einen Nachfolger des Apollo, und dagegen läßt sich nichts einwenden.

Den Kultus des St. Michael finden wir sehr früh in der Kirche. Konstantin baute ihm ein Heiligtum bei Konstantinopel und vom Osten her breitete sich sein Kultus gen Westen aus. Felix, Bischof von Rom, verordnete sein Fest im Jahre 480 und die gesamte römische Kirche wählte sich den St. Michael zum Beschützer, von dem die bilderreiche Apokalypse (Kap. 7) sagt, daß er den „Drachen" besiegte. Der Papst Leo XIII. scheint kein Vertrauen in die Schutzkraft dieses himmlischen Kriegsfürsten zu setzen. Kürzlich hat er ein Gebet an St. Raphael *) mit Ablaß versehen, ein Gebet an St. Michael ward nicht verordnet.

Der Michaelskultus bewahrt verschiedene Bestandteile antiken Heidentums.

Auf Bergen den Göttern Heiligtümer zu errichten, war schon in ältesten Zeiten allgemeiner Brauch. Das Heiligtum der Rhea auf dem heutigen Monte Vergine haben wir im zweiten Teil **) kennen gelernt und bemerken hier, daß Augustus alle Höhen der Rhea weihte ***). — Auf Monte Cassino stand ein Tempel des Apollo †), auf dem Berge Tifata bei Capua ein Tempel der Diana, bei Alba longa hatte auf erhabener Höhe Jupiter ein Heiligtum ††). Monte Cavo heißt dieser Berg jetzt und hundert Jahre sind verflossen, seitdem die letzten Reste jenes Tempels durch den Bischof von Frascati für den Bau eines Klosters verwendet wurden, welches die Stelle jenes heidnischen Bauwerks einnimmt. Als Wächter des in der Nähe Roms aufragenden Mons Soractes

*) Siehe unseren zweiten Teil, Kapitel: Schutzengel und Genius.

**) Siehe Kapitel: Von der großen Mutter.

***) Preller, Römische Mythologie S. 94.

†) Siehe unseren ersten Teil, Kapitel: Tempel und Kirchen.

††) Vgl. „Dialogen Gregors I." II, 8.

(jetzt S. Oreste) thronte Apollo, von dem Virgil *) sagt: „Schutz des geweihten Soracte, der Ewigen höchster, Apollo, den wir zuerst anflehn.“ An Stelle des Apolloheiligtums finden wir jetzt auf dieser Höhe die Kirche des St. Sylvester. Als Göttin der Höhen galt bei den Etruskern die blitzschleudernde Minerva, auch in Rom lagen die Heiligtümer dieser Gottheit auf Hügeln. Die Äquer, Herniker und Latiner verehrten ihre Diana auf einer waldigen Höhe.

Diese Neigung zum Höhendienst, welche auch im Alten Testament oft erwähnt wird, tritt uns im Kultus des St. Michael entgegen. Süditalien ist mit Höhenheiligtümern desselben übersät, weshalb zahlreiche Berge den Namen St. Angelo (Engel) oder St. Michéle tragen. Etwa vier Stunden von Salerno entfernt ragt ein solcher Berg, berühmt in der Umgegend wegen seiner auf der Spitze liegenden Kapelle des heiligen Michael. Letzterer ist in der Volksanschauung daselbst ein Jupiter, denn er schleudert Blitze, wenn man sich jener heiligen Höhe mit solchem Proviant nähert, welcher dem Fastengebote widerstreitet. — Ein fünfstündiges Steigen führt auf die Höhe des Monte St. Angelo bei Castellamare. Jahrhunderte hindurch war da droben eine Wallfahrtskapelle des St. Michael, die aber zerstört wurde, weil Briganten sie als Zuflucht benutzten.

Zahlreich waren im Altertum die als heilige Behausungen von Gottheiten benutzten Höhlen. Eins der ältesten Heiligtümer dieser Art war in Rom das Lupercal, die Wolfshöhle am Palatin, bekannt durch das Fest der Lupercalien **), auch der Waldgott Faunus hatte heilige Höhlen ***). Bis in die späteste Kaiserzeit, als schon längst der christliche Kultus durch kaiserliche Verordnung eingeführt war, bestand in heiligen Höhlen der Kultus des persischen Lichtgottes Mithras. Unter allen Kultusstätten dieser Art ist meines Wissens die gen Osten gewendete, in Felseneinsamkeit verborgene Mithrasgrotte auf Capri am besten erhalten. Das Volk

*) Äneis IX, 785.

**) Siehe unseren dritten Teil, Kapitel: Entstehung und Geschichte des Karnevals.

***) Preller, Römische Mythologie S. 96. 246. 336.

nennt sie **la grotta** di Mitromania, spricht aber dies Wort meist wie Matrimonio (Heirat). Relief= und Inschriftenfunde daselbst machen es unzweifelhaft, daß in jener Höhle der Lichtgott Mithras verehrt wurde. Mit ihm läßt sich die Lichtgestalt des „Engelsfürsten“ St. Michael vergleichen. Mithras war, wie der als sein Nachfolger in der römischen Kirche verehrte St. Michael, der König der Geister, ein streitbarer Held und Gegner finsterer Dämonen, und wurde, wie letzterer, als Krieger mit Helm und Panzer gedacht. Vorzugsweise waren es Könige, welche den kriegerischen Mithras verehrten, weshalb es leicht zu erklären ist, daß ein Konstantin sich dem Kultus des Michael zuwandte. Besonders merkwürdig ist der Umstand, daß sich orientalische Fürsten oft nach Mithras nannten, wie später viele Herrscher nach Michael. Den Dienst des Mithras verbreiteten Seeräuber im Abendlande, jene Meeresbriganten, welche zur Zeit des Pompejus sich dem Schutz des genannten riesigen Geisterkönigs anvertraut hatten, den Kultus des Michael verbreiteten ebenfalls Briganten, wir meinen die Normannen. Die römischen Legionen der späteren Kaiserzeit zeigten eine ähnliche Vorliebe für Mithras, wie christliche Legionen für Michael. Höhlen des ersten haben sich im ganzen Westteil des römischen Reiches gefunden und beide genannten Kulte sind in Hinsicht der Verbreitung einander gleich *). Weil der Mithraskultus sich bis in die späteste Kaiserzeit erhielt, liegt es um so näher, den Michaelskultus als den Nachfolger jenes zu betrachten. St. Michael besitzt in Italien zwei Höhlen, welche früher dem heidnischen Kultus dienten.

Wer von Eboli aus die an Naturschönheiten reiche calabrische Heerstraße verfolgt, durchschneidet das Gebiet des alten Lucanien, wo zur Römerzeit blühende Städte lagen, von denen bis auf den heutigen Tag Reste vorhanden sind, um welche sich die Archäologie wenig kümmert. Seitwärts von der Heerstraße, auf Bergpfaden zugänglich, liegt im Val di Tegiano das heutige Padula, in seiner Nähe die Ruinen einer Römerstadt, und letztere hat in ihrer Nähe

*) Vgl. über Mithras und seinen Kultus Preller, Römische Mythologie II, 410—419.

ein wahrscheinlich dem Mithras geweihtes Höhlenheiligtum, in welchem jetzt St. Michael wohnt. Zwei Altäre sind ihm dort im Halbdunkel errichtet und obendrein befindet sich daselbst das Marmorgrab eines Priesters vom Jahre 1538. Letzteres erinnert an eine besondere Funktion des heiligen Michael. Die römische Kirche hat Merkur, welcher abgeschiedene Seelen zum Hades geleitete *), seines Dienstes entlassen und an seine Stelle St. Michael gesetzt. Zahlreiche, öffentlich zum Verkauf angebotene Bilder stellen ein Krankenlager dar, an welchem St. Michael die Seele des Frommen zum Geleit in Empfang nimmt und den „Dämon", welcher die Seele erhaschen möchte, vertreibt. Ebenso lehren kirchliche Anzeigen, welche man Ende September alljährlich an den Thüren der Kirchen lesen kann. Sie sagen, die Anrufung des Arcangelo St. Michéle sei wichtig „in punto di morte". — Eine der ältesten Kirchen auf Capri trägt den Namen des genannten und neben derselben befand sich früher ein Friedhof. Die Toten ruhten im Schutz des christianisierten Merkur, welchen die Griechen Hermes nannten. Um sicherer zu sein, hat die römische Kirche zwei andere Protektoren für denselben Zweck bestellt, zunächst St. Joseph, der jetzt gewöhnlich als Schutzherr scheidender Seelen angerufen wird und nach Leo XIII. Behauptung als Ehemann der Maria einen großen Einfluß auf letztere hat. — Neben ihm giebt es eine Helferin, welche Madonna degli Agonizzante (im Todeskampf befindlich) heißt und vielfach angerufen wird.

Die berühmteste Höhle des St. Michael befindet sich am Monte Gargano. Schon früher führte ich den Leser zur Küste des Adriatischen Meeres **), um den Kultus des St. Nikolaus kennen zu lernen. Jetzt handelt es sich um ein Heiligtum, welches seit dem fünften Jahrhundert besteht und bis auf den heutigen Tag alljährlich viele tausende von Gläubigen anzieht. Diese christlichen Pilgerzüge bilden die Fortsetzung der heidnischen,

*) Vgl. Ovid, Fasti II, 606. Hier ruft Jupiter den Merkur und befiehlt ihm, eine Seele zum Hades zu geleiten. — Die Griechen nannten ihren Hermes: Psychopompos. Siehe über die heutigen Griechen und den Seelenführer Michael: B. Schmidt, a. a. O. S. 248.

**) Siehe unseren zweiten Teil, Kapitel: Der Nachfolger des Neptun.

denn ehe St. Michael die Höhle am Monte Gargano zum Wohnsitz erkor, war dieselbe eine Orakelstätte*), wo Kalchas, der vom Trojanischen Krieg her bekannte Seher, nach seinem Tode die Arbeit seines Lebens ebenso fortsetzte, wie der Heilgott Äsculap dies nach seinem Tode in Epidauros und anderswo that.

Durch die um Foggia gelagerte Apulische Ebene, Tavogliere delle Puglie genannt, im Winter voll Wachstum und Leben, im Sommer dagegen die glühende todtenstille Sahara Italiens, gelangen wir zum Städtlein Manfredonia am Fuß des Monte Gargáno, jenes Gebirgsstocks, welcher in majestätischen Formen sich weit ins Adriatische Meer vorstreckt und im Monte Calvo 1500 Meter hoch aufsteigt. Die fast tropische Vegetation um Manfredonia erscheint wie ein Vorbote des Orients, dessen Hauch wir an jener Meeresküste spüren. Aber mehr als dies fesseln den Deutschen dort deutsche Erinnerungen. Genannte Stadt trägt ihren Namen vom Hohenstaufen Manfred, der für Erbauung Manfredonias das Baumaterial der damals fast entvölkerten benachbarten Stadt Siponton entnahm. Im Jahre 1258 ward Manfred in der Kathedrale zu Foggia gekrönt. 1265 war der Bau jener Stadt fast vollendet, ein Jahr später lag die Leiche des von Karl Anjou besiegten Manfred auf dem Schlachtfelde von Benevent. Jene Stadt

*) Ein Beispiel von der Verwandlung einer heidnischen Orakelstätte in eine christliche Kirche ist auch der Berg Carmel in Palestina, wo sich nach dem Zeugnis des Tacitus (Hist. II, 78) und des Suetonius (Leben Vespasians Kap. 5) ein auch von Kaisern besuchtes Orakel befand. Die Carmeliter behaupteten später, daß man daselbst der Madonna schon bei ihren Lebzeiten eine Kapelle erbaut und einen Kultus geweiht habe. Als nun die Jesuiten sagten, die Carmeliter hätten gelogen und die Streitfrage vor den Papst kam, ward dieselbe nicht entschieden, ist also bis heute eine offene Frage. Von jenem Orakel sagt Sueton, daß Vespasian dasselbe befragte, und nun behaupten die Carmeliter, jenes Orakel sei in dem „christlichen“ Heiligtum der Madonna gewesen und christliche Priester hätten jenem Kaiser Orakel erteilt. Wir sehen, wie sehr bei den Carmelitern Heidnisches und Christliches vermengt war. Benedikt XIV. in seinem Werk: „Le feste di Gesú e Maria“ hat ebenfalls die Frage nicht entschieden, dagegen erklärt, daß die später zu nennende Erscheinung der Madonna, welche den Carmelitern das Skapulier brachte, wirklich geschehen sei. (Siehe Teil I genannten päpstlichen Werkes S. 158 ff.)

hat den Namen ihrers Gründers bewahrt, obgleich Karl Anjou befahl, sie Neu-Siponton zu nennen.

Deutsche Kaiserspuren finden wir in jenen Gefilden überall, denn der Hohenstaufenadler hatte dort viele Jahre sein Nest. In Foggia war die Kaiserburg Friedrichs II., dort starb seine Gemahlin Isabella, und zwei Stunden von genannter Stadt entfernt, im uralten Lucera, befanden sich die Getreuen dieses Kaisers, nicht Deutsche, sondern 60000 Saracenen, welche Friedrich II. von Sicilien aus dorthin gebracht hatte. Mächtige Mauern mit Türmen versehen sind die Reste einer Burg jener Muselmänner, in deren Mitte der von Feinden umgebene, vom Papst verfluchte Kaiser sich sicher wußte. Unter seinen Arabern konnte der deutsche Kaiser sagen: „Ich mein Haupt kann ruhig legen jedem Unterthan in Schoß.“ Auch in Lucera hatte jener Hohenstaufe einen Kaisersitz, dort lebte er, von den Saracenen als Sultan bezeichnet, wie ein orientalischer Fürst, denn auch der Harem fehlte nicht. In der Nähe von Lucera zeigen wenige Ruinen auf einsamer Höhe die Stelle, wo das kaiserliche Lustschloß Castello Fiorentino lag. Auf der Reise nach Lucera kehrte dort der kranke Kaiser ein, von schweren Ahnungen geplagt, mit welchen Astrologen die Seele des sonst so freidenkenden Mannes erfüllt hatten. Der kaiserliche Leibarzt, Johann von Procida, eilte zum Lager des großen Herrschers, dorthin kam der dem Kaiser treuergebene Erzbischof von Palermo, sowie Manfred, des Kaisers Sohn. Am 13. Dezember 1250 schloß Friedrich II. die Augen. Wir sind in Deutschland gewohnt, die Hohenstaufen mit dem Nimbas des Heroentums zu schauen, wer die Kaiserspuren in Süditalien verfolgt, lernt die Kehrseite kennen.

In etwa drei Stunden gelangen wir von Manfredonia aus zu dem 600 Meter über dem Meer am Monte Gargáno gelegenen Städtchen Santangelo, welches sein Dasein dem dortigen Höhlenheiligtum des St. Michael verdankt und schnell veröden würde, wenn keine Pilger dorthin kämen.

Eine Berglandschaft der Schweiz, von einer Höhe aus übersehen, erfüllt den Wanderer mit Staunen, und der Eindruck feierlicher Ruhe bleibt ihm, wenn er von lichter Höhe wieder zu Thal steigt. Andere Empfindungen ergreifen den, welcher an der

Seite des Gargáno höher und höher steigend auf das Panorama zu seinen Füßen blickt. Dort das Meer, das unendliche, dort die Meeresküste, Stadt an Stadt gereiht, hier die Apulische Ebene, die Apenninen, aus ihnen hervorragend der Riesenkrater des Monte Vulture. Der Wanderer, welcher in der Schweiz befriedigt von dannen geht, wenn er die Hauptspitzen der Alpenkette erkannte, fühlt sich unfähig, die Einzelheiten des Garganopanoramas zu erfassen. Beim Blick auf dasselbe wird der Geist aber ungleich gewaltiger von dem Geschichtsdrama ergriffen, welches seine unabsehbare Scenenreihe auf jener Bühne spielen ließ. Bei der Arbeit, sich diese Reihe zu vergegenwärtigen, muß der Wanderer von dem Naturpanorama absehen, seine Geistesarbeit wird nach und nach dem Träumen verwandt, denn immer neue Bilder drängen einander. Man schließt das Auge, nur das Geistesauge schaut, aber dies ermüdet nach und nach. Man scheidet mit dem Eindruck: Es ist zu viel. Traumbilder! Das ist das richtige Wort. Nur einen Traum will ich nennen, der auf jenem Wege mich besonders ergriff. Am wildgezackten Monte Vulture, dort im Süden, wo die Apulische Ebene endigt, liegt Melfi. Von fern und nah ziehen dorthin Kriegerscharen, Normannen, unter ihnen der stattlichste Robert „Guiscard" (der Schlaue) genannt. Beutegierig haben sie wie Briganten das schöne Land überfallen, erobert und unter sich geteilt. Von anderer Seite kommt eine Schar von Kriegern im geistlichen Gewand, Streiter für die Ehre und die Macht der Kirche, Streiter unter dem Schutz des St. Michael. An der Spitze dieser Krieger befindet sich Nicolaus II., Papst genannt. In Melfi wird eine Synode gehalten, welche man als Räubersynode bezeichnen sollte. Der Papst segnet jene Länderräuber, bezeichnet sie als rechtmäßige Besitzer des bis jetzt eroberten und noch zu erobernden Landes und jene Briganten treten dafür in den Dienst der Kirche, indem sie dem Papste Waffen und Tribut zur Verfügung stellen. Das war die Synode zu Melfi im Jahre 1059. Die ersten Normannen waren nach Italien gekommen, um den heiligen Michael auf Monte Gargano zu verehren, seinem Schutz sich anvertrauend blieben sie dort und riefen neue Scharen herbei. Jene Räubersynode war das Werk eines Mannes, der

sich Kardinal Hildebrand, später Papst Gregor VII. nannte. St. Michael war also Schutzherr der Raubritter und der mit Briganten verbündeten römischen Kirche.

Den Eingang zur Höhle des St. Michael verdeckt eine stattliche Kirche, deren Glockenturm von Karl Anjou stammt, der sich für einen Liebling jenes himmlischen Kriegsfürsten hielt und die Hilfe desselben vor allen Dingen in dem Sieg über Manfred bei Benevent 1266 zu erkennen glaubte. „Geschenke erfreuen die Götter." So dachte der siegreiche Karl, so hatte er's als römisch-katholischer Christ gelernt, so denkt und handelt man in dieser Kirche bis auf den heutigen Tag *). Die erwähnte Kirche befindet sich an derselben Stelle, wo vor Jahrzehnten diejenigen, welche den Orakelspruch des Kalchas begehrten, auf Häuten der von ihnen geschlachteten Opfertiere die Nacht verbrachten. Am 8. Mai jeden Jahres und an den acht folgenden Tagen ist sie von Pilgern überfüllt, welche Gaben bringen, Gelübde lösen, Bilder und Statuen kaufen und das Wunderwasser, welches in der Höhle entspringt, teuer bezahlen. Beim Fest des Jahres 1890 war die Zahl der Pilger über 30000. Wir haben an dieser Stätte also eine ähnliche Fortsetzung heidnischer, antiker Pilgerzüge, welche wir in Hinsicht des Heiligtums von Monte Vergine nachgewiesen haben **). Von der oben erwähnten Kirche aus gelangen wir auf fünfundfünfzig Stufen in das heilige Dunkel der Höhle und sehen im Hintergrund derselben auf einem Marmoraltar die Statue des Fürsten der himmlischen Heerscharen, umstrahlt vom Licht der Tag und Nacht brennenden Lampen und Kerzen. Totenstille herrscht in der weiten Höhle, nur unterbrochen von dem Geräusch fallender Tropfen, im Mai aber ist sie von dem Geräusch der in Abteilungen eintretenden Pilger erfüllt, dann dröhnt es wie fernes Wogengeräusch, welches von gellenden, schluchzenden, schreienden Stimmen übertönt wird. Auch in dieser Höhle finden wir deutsche Kaiserspuren. Otto III., der jugendliche Schwärmer auf dem deutschen Kaiserthron, der bald in Purpurmantel bald im Büßerkleide auf-

---

*) Siehe das vorhergehende Kapitel.

**) Siehe unseren zweiten Teil, Kapitel: Die große Mutter.

trat, bald ein Scepter und dann wieder einen Pilgerstab in der Hand hielt, weilte 998 in jener Höhle und erflehte für seine hochfliegenden Kaiserpläne die Gunst des St. Michael. Vier Jahre später starb er, 22 Jahre alt. Das geschah in jenem Jahrzehnt, als die äußerlich christianisierten normannischen Seeräuber Deutschlands und Englands Küsten heimsuchten. Früher hatten sie dies Geschäft unter dem Zeichen Thors betrieben, dann nahmen sie das Zeichen Christi, plünderten und mordeten unter diesem Zeichen nicht weniger als früher. Christus war ihnen ein Schutzheiliger, später wählten sie für denselben Zweck den mächtigen St. Michael. Im Jahre 1016 befanden sich einige Normannen in der heiligen Höhle des Gargano, eben dorthin pilgerten später andere, deren Namen die Geschichte nennt, manche waren Heilige, noch mehr aber Unheilige. Ich nenne Papst Leo IX., Urban II., Alexander III. ferner St. Bernhard, St. Thomas, auch viele Frauen. Diese gekrönten und nicht gekrönten Pilger brachten Weihgeschenke und das Heiligtum ward reich, wie einst das delphische, erlebte aber auch, wie dieses, manche Plünderung. St. Michael wehrte diese Räuber (Longobarden, Saracenen) ebenso wenig ab, wie einst Apollo ebenfalls in der Obhut seines delphischen Heiligtums sich lässig zeigte.

An den ehernen Thüren *) genannter Kirche sieht man die im elften Jahrhundert angefertigte Darstellung verschiedener Erscheinungen des St. Michael, darunter auch die vom Jahre 493, als sich der himmlische Heeresfürst dem Bischof Laurentius von Sipouton in jener Höhle zeigte, worauf letztere in ein Heiligtum verwandelt wurde. Wie ein zweiter Lichtgott Mithras, wie ein glänzender Apollo trat er jenem Bischof gegenüber.

Wie sehr das Altertum geneigt war, Erscheinungen der Götter zu glauben und wahrzunehmen, erhellt aus zwei Beispielen. Herodot (I, 60) erzählt von den Athenern, daß sie eine schöne, gerüstete Frau, in deren Geleit Pisistratus zurückkehrte, für die Göttin Athene hielten und sie anbeteten. Die Apostelgeschichte

*) Diese Thüren stammen aus Konstantinopel, ebenso wie die Thüren am Dom zu Amalfi, Atrani, Trani, Monte Cassino, Ravello, Salerno. Sie alle wurden im elften und zwölften Jahrhundert angefertigt.

erzählt, daß Paulus und Barnabas, als sie nach Lystra kamen, für Götter gehalten und die Einwohner durch den Apostel mit Mühe von der Darbringung eines Opfers abgehalten wurden. Diese Geneigtheit des heidnischen Volkes, Erscheinungen der Götter anzunehmen, ging auf das christianisierte Volk über und der Glaube richtete sich auf die Heiligen, die Nachfolger der antiken Gottheiten *). Das Altertum war reich an Legenden in dieser Hinsicht. Man lese die Homerischen Lieder, ferner die Aeneis des Virgil, wo die Erscheinungen der olympischen Götter zu den gewöhnlichen Dingen gehören. Mit jenen Erscheinungen des kriegs- und siegesfreudigen St. Michael ist zu vergleichen die Erscheinung der Dioskuren Castor und Pollux in der Schlacht am See Regillus 496 vor Christo. Im Kampf mit mächtigen Feinden befand sich das Römerheer im Gedränge, als plötzlich die reisigen Dioskuren als Ritter von übermenschlicher Größe erschienen und den Römern zum Siege halfen. Die Spur vom Huf des Rosses, auf welchem Castor ritt, sah man noch lange. Bei diesem Anlaß bemerken wir, daß ebenfalls St. Michael in der Höhle am Monte Gargano eine Spur hinterlassen hat. Der Kultus jener himmlischen Dioskuren war von Griechenland zu den Römern gekommen und hatte sich verbreitet, nachdem die Lokrer in der Schlacht bei Sagra sich dem Schutz jener Gottheiten gläubig anvertraut und mit Hilfe dieser sichtbar erscheinenden Himmelskrieger den Sieg errungen hatten. Infolge des Sieges am See Regillus bauten die Römer den Dioskuren einen Tempel, eine Ehre, welche dem St. Michael aus demselben Grunde oft zuteil worden ist. Die römische Ritterschaft sah in den Dioskuren ihre Beschützer, ebenso und aus demselben Grunde stellten sich die Ritter im Mittelalter unter das Patronat des St. Michael und beim Turnier galt letzterer ebenso als Beschützer, wie man einst im römischen Circus die Dioskuren als vornehmste Gottheiten angesehen hatte **).

---

*) Siehe unseren ersten Teil, Kapitel: Fünfzehnhundert Jahre.

**) Vgl. Preller, Römische Mythologie (3. Aufl.) II, 302—304. Auch Sueton in seiner Lebensbeschreibung des Nero berichtet von einer Erscheinung der Dioskuren (Kap. 1). Sie begegneten dem L. Domitius als Jünglinge

Lucian in seinen Satiren verspottet den Glauben an solche Erscheinungen. Er schreibt: „Es war mir, ich hörte einen von den Schiffbrüchigen, die mit abgeschorenen Köpfen in den Vorhöfen der Tempel das Mitleiden der Andächtigen zu erregen suchen, die Geschichte seines Unglücks und seiner wunderbaren Rettung erzählen. Du kennst die Manier dieser Leute und was für Dinge sie von aufgetürmten Wogen und Wirbelwinden und Vorgebirgen und über Bord geworfenen Masten und entzweigebrochenen Steuerrudern zu sagen wissen: und vornehmlich wie die Dioskuren plötzlich erschienen seien, oder ich weiß nicht, welcher deus ex machina, in dem Moment, wo alles ohne ihn verloren gewesen wäre, sich auf den Mastkorb gesetzt habe, oder an das Steuerruder getreten sei und das Schiff an ein Ufer geleitet, wo es zwar ganz sacht zu Trümmern gegangen, sie selbst aber durch Gottes Gnade und Barmherzigkeit unversehrt ans Land gekommen seien: und wie tragisch die guten Leute dies alles nach Erfordernis der Umstände herdeklamieren, um Gaben zu empfangen, wenn sie bei ihrem Unglück für besonders von den Göttern begünstigte Personen angesehen werden."

Plutarch in seiner Biographie des Themistokles erzählt Kap. 15 von der Schlacht bei Salamis: „Ebenso ließ sich ein lautes Getöse und Schreien auf der Ebene von Eleusis bis zum Meere vernehmen, — ein Schreien, wie wenn viele Menschen mit einander die Bacchusprozession bei den Mysterien aufführten. Aus der Masse der Lärmenden glaubte man eine Wolke vom Boden aufsteigen, alsdann wieder umkehren und auf den Galeeren sich niederlassen zu sehen. Andere meinten geisterhafte Erscheinungen von bewaffneten Männern wahrzunehmen, welche von Ägina her zum Schutze der griechischen Galeeren ihre Hand erhoben. Man vermutete in ihnen die Äakiden, welche man vor der Schlacht durch inständiges Gebet zur Hilfe aufgerufen hatte."

---

von erhabener Gestalt und befahlen ihm, in Rom den Sieg des Heeres zu melden. Zum Zeichen ihrer Göttlichkeit verwandelten sie durch Berührung sein schwarzes Haupthaar in ein rötlichbraunes. Ähnliche Wunder vollbrachte die Madonna oft bei ihren Erscheinungen in ihrem Lieblingsland Italien.

Im 30. Kapitel heißt es: „Aber jetzt erschien dem Themistokles der Sage nach, während er schlief, um Mitternacht die Mutter der Götter und sprach: ‚Themistokles, bleibe weg vom Löwenhaupt, damit du keinem Löwen in den Rachen fällst! Ich verlange dafür deine Tochter Mnesiptolema als meine Dienerin von dir!‘ Bestürzt betete Themistokles zu der Göttin, verließ die Heerstraße und schlug einen Umweg ein, wobei er jenen Ort nicht berührte *).“

Die zahlreichen Erscheinungen des kriegsfreudigen Michael erinnern ferner an den schlachtenfrohen Mars, den Nationalgott der Römer. Wie einst die römische Heeresmacht unter Mars Victor stand, so stellte sich die römische Kirche mit ihrer priesterlichen Heerschar unter St. Michael, aber auch weltliche Heere kämpften unter dem Schutz des letzteren. In der Schlacht der Römer gegen die vereinigten Bruttier und Lucaner erschien der siegreiche Mars **), mit dem Doppelhelm bekleidet und führte seine Römer zu einem glänzenden Sieg, worauf man ihn ebenso mit Dankgebeten feierte, wie später christliche Heere ihren St. Michael.

Seit Jahrhunderten hat St. Michael seine Erscheinungen eingestellt. Warum? Vielleicht wird die römische Kirche bestrebt sein, hierauf eine Antwort zu geben, sowie auf die Frage, wie es zu erklären ist, daß, nachdem im Mittelalter St. Michael die Stelle des Mars Victor ***) einnahm, heutzutage St. Martino in Italien als Beschützer des Heeres angesehen und daneben St. Barbara als Patronin der Artillerie und Feuerwehr betrachtet wird.

Unter allen von der römischen Kirche vergöttlichten Himmelsbewohnern ist es allein die Madonna, welche sich heutzutage durch *sichtbare Erscheinnngen* hervorthut. Es ist Thatsache, daß der vom griechisch-römischen Religionsleben auf die römische Kirche

---

*) Wie die römische Kirche die Erscheinungen des St. Michael als wirklich geschehen behauptet, so sagen die Mohammedaner, daß Gabriel dem Stifter ihres Kultus erschienen sei. Siehe den Koran.

**) Vgl. *Preller*, Römische Mythologie I, 348. Eine göttliche Erscheinung verlieh auch dem Kaiser Aurelian Sieg, wie Flavius Vopiscus im Leben desselben (V, 25) erzählt.

***) Vgl. *Preller*, Römische Mythologie.



übergegangene Glaube an Erscheinungen der Götter sich fast allein und schon seit langer Zeit auf die „Himmelskönigin“ richtet. Ihr Wunderbild zu besitzen und sich ihrer Bilderwunder zu rühmen hält man in Italien für ein Hauptstück der Religion, aber das Verlangen der Gläubigen geht weiter, es richtet sich auf die sichtbare Gegenwart der Königin des Universums. Diesem Verlangen ist dieselbe in Italien unzählige Male nachgekommen. Sie hatte dabei verschiedene Zwecke. Bald zeigte sie den Ort an, wo man ihr einen „Tempel“ bauen sollte, sie erschien körperlich, um ihre Verehrer zu retten, Sünder zu erschrecken und ihre Heiligen zu trösten. Glänzende Kirchentraditionen, Inschriften, gekrönte Bilder, Messen werden als Beweise für solche Erscheinungen angesehen, nicht minder die an solchen Stellen gebräuchliche Liturgie.

Domitian pflegte sich beim Beginn eines neues Jahres stets der Göttin Fortuna in Praeneste zu empfehlen, wofür diese ihm einen günstigen Orakelspruch zuteil werden ließ. Der Minerva widmete er eine abergläubische Verehrung. Einst erschien sie ihm im Traum und sagte, sie könne ihn nicht länger schützen und müßte seine Hauskapelle verlassen. Von Perikles erzählt Plutarch (Kap. 13 seiner Biographie): „Die Propyläen der Burg wurden von dem Baumeister Mnesikles aufgeführt. Ein wunderbarer Vorfall, der sich bei dem Bau ereignete, bewies die Nähe der Göttin, welche sogar selbst Hand ans Werk legte und dasselbe vollenden half. Der thätigste und willigste Arbeiter war durch einen Fehltritt aus einer bedeutenden Höhe herabgefallen und lag so elend danieder, daß er bereits von den Ärzten aufgegeben war. Darüber wurde Perikles sehr betrübt. Aber die Göttin, welche ihm nachts im Traume erschien, verordnete ein Mittel, durch dessen Anwendung Perikles den Menschen wiederherstellte. Dies veranlaßte ihn, der ‚heilenden‘ Athene eine eherne Bildsäule auf der Burg errichten zu lassen, und zwar neben dem Altar, der, wie man angiebt, schon früher vorhanden war.“

Von körperlichen Erscheinungen der Göttinnen wissen die Dichter zahlreiche Beispiele zu melden. Es genügt, auf die Äneis hinzuweisen.

Kürzlich hat Leo XIII. seinen und der gesamten Kirche Glauben an körperliche Erscheinungen der Madonna durch einen feierlichen Akt bekannt. Als er die Servi di Maria kanonisierte. Im dreizehnten Jahrhundert vereinigten sich sieben Personen, welche auf dem Monte Senario bei Florenz zu Ehren der Madonna ein Leben der strengsten Askese führten. Am 15. August 1233 erschien ihnen die Madonna, umgeben von einem Meer blendenden Lichtes, und später gab sie ihnen eigenhändig das Gewand, welches diese Brüder des Ordens der „Serviten" tragen sollten. Am 12. März 1239 erschien die Madonna den genannten nochmals und zwar inmitten himmlischer Heerscharen auf einem Thron, auch erhielten die Serviten ein von Engeln gemaltes Bild der Maria. Leo XIII. hat solche Legenden für historische Wahrheit erklärt *). Man lese die Geschichte berühmter Wallfahrtsorte Italiens, so wird man in den meisten Fällen finden, daß eine Erscheinung der Himmelskönigin der Anlaß zum Bau betreffender Kirchen war. Wer die Geschichte solcher Madonnenwunder zu schreiben hätte, müßte an die Spitze der unabsehbaren Wunderreihe auch die Erscheinung stellen, welche dem Simon Stoch auf dem Berge Carmel zuteil wurde. Schon lange hatte er mit der Madonna verkehrt, Unterweisungen und „spirituale dolcezze" von ihr empfangen, dasselbe, was die römisch-heidnische Legende von Numa Pompilius erzählte, welcher mit der Nymphe Egeria vertrauten Umgang hatte und von ihr in einem heiligen Hain Unterweisung empfing. „Maria hatte Sorge getragen, den Simon Stock von seiner Jugend an zu unterweisen" **). Als General des Carmeliterordens erbat ge-

*) Im Dezember 1890 hat der Vatikan die Erscheinung der Madonna in Lourdes für ein Faktum erklärt und das Fest derselben auf den 11. Februar gestellt.

**) Riccardi, Storia dei Santuari I, 184. Dem Hesiodus erschienen, wie dieser in seiner „Theogenie" Kap. 22 sagt, die Musen um ihn zu unterrichten. Über die Erscheinung der Nymphe Egeria berichtet Plutarch im Leben des Numa Kap. 4. Er äußert in dieser Hinsicht freimütig seine Bedenken, hält zwar einen Verkehr mit den Göttern für möglich, meint aber, daß Numa vielleicht diese Erscheinungen erfunden habe, um bedeutsame Einrichtungen einzuführen. Solche Kritik darf ein Katholik heutzutage nicht üben, nachdem zahllose Erscheinungen der Madonna, zuletzt die in Lourdes,

nannter eine Gunst von der Madonna, welche ihm eine „Egeria“ war, und erlebte eine Erscheinung derselben. Umgeben von himmlischen Scharen überbrachte sie ihm das Scapulier als Pfand ihrer „benevolenza particolare“ und „altissima protezione“. Diese Erscheinung ward von Benedikt XIV. als wirklich geschehen anerkannt. Vom zwölften Jahrhundert an wurden die Erscheinungen der Madonna häufiger, denn die verschiedenen Mönchsorden und geistlichen Korporationen strebten in gegenseitiger Eifersucht nach solchen Wundern. Zahllos sind die Legenden *), welche von solchen Mirakeln handeln, und wenn die Erscheinungen des St. Michael sich, wie wir sahen, auf den Thüren seiner Kirche am Monte Gargano abbilden ließen, so würden, wollte man alle Erscheinungen der Madonna darstellen, hunderte von Kirchthüren nicht ausreichen. Oft ward, um die Wahrheit einer solchen Offenbarung festzustellen, ein „regolare processo“ angestellt, meist aber ist man heutzutage mit der Überlieferung zufrieden. Die römische Kirche folgt dem doppelten Grundsatz: 1) Libris antiquis plena fides adhibetur, dummodo sub custodia publica reperti fuerint. Neque hoc casu erit necessarium, ut libri sint authentici (alten Büchern gebührt Glaube, wenn sie nur unter öffentlicher Aufsicht gefunden worden sind. In diesem Falle ist es nicht nötig, daß die Bücher authentisch seien). 2) Est traditio, ne quaeras amplius (es ist Tradition, forsche nicht weiter). Eine glaubwürdige Tradition hat nach römischer Lehre folgende Merkmale: 1. Sie enthält nichts gegen den Glauben und Geist der katholischen Religion. 2. Sie verstößt nicht gegen andere bewiesene Thatsachen. 3. Sie befindet sich in einiger Harmonie (qualche armonia) mit den Zeiten und Orten, denen sie zugeschrieben wird. 4. Sie wird gestützt durch beachtungswerte Monumente, wobei es nicht erforderlich ist, daß dieselben dem Ereignis gleichzeitig sind, wenn nur nicht spätere von großer Bedeutung (di gran peso) fehlen **).

---

für wirkliche Thatsachen erklärt worden sind. — Plutarch hält „nützliche Lügen“ für — — nützlich. Wie denkt man darüber im Vatikan?

*) Vgl. z. B. ausführliche Berichte in Riccardi, a. a. O. p. 221. 229. 240. 298. 310. 324. 347 u. a.

**) Cf. Riccardi, a. a. O. I, 65.

Zahlreich wurden die Erscheinungen der Madonna im Zeitalter der Reformation. Als im Norden der Alpen die Altäre der Madonna an vielen Stellen „kalt“ standen, bestrebte sich die „Königin des Universums“ an der Nordgrenze Italiens das Feuer ihres Kultus zu entflammen und erreichte ihr Ziel durch zahlreiche glänzende Erscheinungen zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts *). Die Madonna erreichte ihren Zweck, während die Himmelskönigin Juno, welche bestrebt war, Äneas und seine Trojaner von Italien zurückzuhalten, ihr Ziel verfehlte:

„Aber ich, die einher der Unsterblichen Königin wandelt,
Jupiters Schwester und Weib, mit dem einzigen Volke so endlos
Führ' ich den Krieg. Wird einer hinfort anbeten der Juno
Macht? Wird einer mit Flehn dem Altar auflegen Verehrung?“
Äneis I, 46.

Juno vermochte den Äneas nicht zu hindern, die Madonna dagegen, die „Madre e sposa di Dio“, wehrte vor dreihundert Jahren die über die Alpen kommende reformatorische Bewegung ab. — Seit jener Zeit hat sie Italien oft mit ihrer Wundererscheinung beglückt, aber auch andere Länder nicht vergessen. Deutschland ist ihr offenbar wenig sympathisch, ungleich mehr Frankreich. Die neueste Zeit weiß von wiederholten Erscheinungen, unter denen als die folgenreichste diejenige in Lourdes vom Jahre 1858 zu nennen ist. Am 19. September 1846 zeigte sich die Himmelskönigin, „welche Macht hat, die rächende Gerechtigkeit Gottes zu entwaffnen“, in den Bergen von Salette bei Grenoble **). Zwei Hirtenkinder sahen sie als ehrwürdige Matrone, und diese Erscheinung ward vom Bischof von Grenoble in einem Rundschreiben vom 19. September 1851 für ein Faktum erklärt. An dem Orte jener Erscheinung entsprang eine Wunderquelle, deren Wasser Kranke heilte, zahlreiche Pilger aus allen Teilen Europas strömten herbei, eine Kirche ward erbaut und der Kultus dieser

*) Riccardi in seiner erwähnten Storia dei Santuari schildert jene Offenbarungen ausführlich in allen Teilen seines Werkes.

**) Cf. Abate Rousselot, Nostra Signora di Salette (Neapel 1862). Siehe Anhang zu diesem Kapitel.

Madonna, welche sich mit den Hirtenkindern Maximin und Melanie im Dialekt unterhalten hatte, verbreitete sich auch in Süditalien. Noch immer sieht man in zahlreichen Kirchen lebensgroße Figuren, welche jene Erscheinung darstellen. — Zu Anfang des Jahres 1871 erschien die mit einem himmelblauen, sternbesäeten Gewand bekleidete Himmelskönigin in dem französischen Dorf Pontmain, und obgleich sie nur Kindern sichtbar wurde, benutzte man doch sofort den dort üblichen „japanesischen" Rosenkranz, welcher zu Ehren der sechsundzwanzig japanesischen Märtyrer erfunden worden ist. Während dieser Gebete kam die Nachricht: Die Preußen sind nah, — aber zugleich sahen die Kinder unter der Madonna die goldstrahlenden Worte: **Mais, priez mes enfants, mon fils se laisse toucher!** Am 8. April 1871 erließ der Bischof jener Diöcese ein Zirkular, worin er erklärte, daß die Erscheinung der Madonna in Pontmain wirklich geschehen sei und zwar zu dem Zweck, jenen Ort vor den Preußen zu beschützen *).

Die römische Kirche findet es bemerkenswert, daß Erscheinungen der Himmelskönigin gewöhnlich Kindern und intellektuell tief stehenden Erwachsenen zuteil werden. Dieser Umstand kann indes nach Meinung jener Kirche nie gegen die Wahrheit des Faktums zeugen. Kann denn nicht Maria, „das Wunder der Wunder, diese neue Schöpfung, diese mondo tutto spirituale, dies Wunder im Reich der Gnade", sich offenbaren, wem sie will? Wenn sie für diesen Zweck sich vorzugsweise Kinder erwählt, so beweist dies nur desto mehr die Wahrheit der betreffenden Berichte, denn es steht ja Matth. 11 geschrieben: „Du hast es den Weisen und Klugen verborgen, aber den Unmündigen geoffenbart." — Ein Hauptbeweis für die Wahrheit solcher Erscheinungsberichte ist dabei, wie Riccardi **) sagt, stets der Nutzen, welcher mit solcher Offenbarung verbunden zu sein pflegt.

Im Jahre 1885 erschien die Madonna in Stezzano bei Bergamo (Norditalien), und sofort kamen Pilger zu tausenden dort-

*) Cf. Scotti-Pagliara, L'apparizione della SS. Vergine in Pontmain (Neapel 1871).

**) Riccardi, a. a. O. I, 58.



hin. Das genannte Städtchen ward, wie immer bei solchem Anlaß, in ein Schlaraffenland verwandelt, wo die Händler mit Kuchen, Wunderbildern, Eis, Früchten und Amulets gute Geschäfte machten. — Bald darauf hatte Serravezza bei Pisa die Freude, eine solche Erscheinung zu erleben. Dasselbe geschah in Castelpetroso (Norditalien), wo sich die Schmerzensmutter „mit ihrem toten Sohne im Schoß" zeigte und bald darauf die Ehre eines Kirchenbaues erhielt, wozu auch der Papst beisteuerte.

Im Jahre 1888, am 28. Juli, erschien die Himmelskönigin in Lacedonia, Süditalien und allgemein herrschte Aufregung, denn sie hatte als christianisierte Minerva medica ein Heilungswunder vollbracht. Die Monatsschrift „Il Rosario e la nuova Pompeji" brachte im Oktoberheft 1889 die Nachricht, daß der Bischof von Lacedonia, Monf. Niola, einen canonico regolare processo eingeleitet, natürlich verbunden mit üblichen Eidschwüren, und jenes Madonnen-Erscheinungswunder für authentisch erklärt hat. „Die kirchliche Autorität hat mit ihrem souveränen Ansehen die Erscheinung der Maria besiegelt" (S. 159). Wie bei allen Erscheinungen war es auch hier eine spezielle Madonna, welche sich einer Kranken zeigte, nämlich diejenige, welche in dem zu einer Weltberühmtheit gewordenen Heiligtum zu Pompeji verehrt wird, wo ihr Kultus durch Leo XIII. mit unerhörten Privilegien versehen worden ist.

Diese weltbekannte „Madonna di Pompeji", welche den Glanz ihrer Schwester in Lourdes weit überstrahlt, hat ebendaselbst dem Kultus des St. Michael einen neuen Aufschwung verliehen.

Nicht weit von Pompeji, dicht hinter Castellamare, erhebt sich ein Berg, welcher im Altertum Gaurus hieß, später aber von einem Heiligtum des St. Michael den Namen Monte St. Angelo erhielt. Im siebenten Jahrhundert hatte auf dieser Höhe St. Catellus, Bischof von Castellamare, eine Erscheinung jenes „Principe delle Milizie celesti". Dieser forderte und erhielt von dem genannten Catellus, der noch jetzt als Stadtbeschützer in Castellamare verehrt wird, die Erbauung einer Kapelle, welche mehr als ein Jahrtausend das Ziel von Wallfahrten gewesen ist. Am 8. Mai 1876, dem Tage des St. Michael, ward der Grundstein

zum Heiligtum der Madonna di Pompeji gelegt und am 8. Mai 1888 die fast vollendete Kirche unter den Schutz des Fürsten der Himmelsscharen gestellt. „An dem Tage, an welchem die Kirche die auf dem Monte Gargano geschehene Erscheinung St. Michaels feiert, werden wir den erhabenen Erzengel ehren, den Verteidiger der gesamten Kirche, den Beschützer der Menschheit, denjenigen, welcher die Königin der Engel, als sie auf Erden wandelte, in Schutz nahm. Wir werden den ehren, der einst zur Seite unseres Richters stehen und am Ende unseres Lebens unsere Werke auf die Wagschale legen wird. Wir werden ihn feierlich ernennen zum Wächter dieses Heiligtums*) der Maria, zum Schützer unserer Werke, zum Schutzherrn von Neu-Pompeji, welches als eine christliche Stadt erstehen soll.“ So las man im April 1888 in der Monatsschrift, welche den Ruhm jenes neuen Wallfahrtsortes verkündigt und sich nennt: Il Rosario (Rosenkranz) e la nuova Pompeji. „St. Michael war stets der Beschützer der Kirche gegen den Satan, er erschien dem Konstantin, ebenso Karl dem Großen und half dem spanischen König Ramir im Kampf gegen die Mohren. Jeden Tag rufen ihn die Priester an, wenn sie Messen für die Toten lesen und bitten ihn, daß er die Pforten des Fegfeuers aufschließe und die Seelen zum Paradiese führe. Michael sendet Scharen der Engel vom Himmel, um den im Sakrament befindlichen Jesus (Gesú sacramentato) zu begleiten, er trägt stündlich den Leib Christi vom Himmel auf unsere Altäre. Wegen dieser Wunder zollt ihm die Kirche einen Spezialkultus und betrachtet ihn als ihren Beschützer und Verteidiger“ **).

Am 8. Mai 1888 ward St. Michael durch den Bischof von Nola feierlich zum „Kustode“ des erwähnten Heiligtumes ernannt.

Von Ptolemäus und Kaiser Hadrian sagt Pausanias in seiner

*) Auch Herkules hatte den Beinamen Custos, Wächter.

**) Die Zeitschrift „La nuova Pompeji“ ist in ganz Italien verbreitet und der Papst hat ihr seinen dreifachen Segen erteilt. — Das Geschlecht der Julischen Kaiser verband mit dem Kultus der Venus den des Mars, so verbindet man im Heiligtum zu Pompeji jetzt den Kultus der Madonna und des Michael.



Reisebeschreibung: „Sie erwiesen dem Göttlichen die höchste Ehrfurcht“, und als Beweis wird angeführt, daß sie Tempel bauten und Weihegaben sowie Gerätschaften für letztere stifteten. Von den Athenern wird gesagt, daß sie die Götter mehr als andere verehren. Darin bestand ihre Frömmigkeit, für welche die Götter sich denselben erkenntlich zeigten. „Wer mehr als andere sich der Frömmigkeit (Verehrung der Götter, Kultus) befleißigt, der genießt in gleichem Grade das wahre Glück“ *). Der Kultus des Michael zeigt, daß die heutige römische Religion ebenfalls in der gewissen Gottheiten gezollten Ehre besteht.

So faßte den Michaelskultus der oben genannte Bischof Laurentius, welcher als der erste im Abendland den himmlischen Heeresfürsten schaute und schon im fünften Jahrhundert veranlaßte, daß daselbst der im Morgenlande längst blühende Michaelskultus eingeführt wurde. Am 29. September 493 legte Laurentius den Grundstein zur Kirche vor jener Höhle, spätere Jahrhunderte haben dieselbe erneuert. Wenn die Einführung jenes Kultus durch Wunder verherrlicht wurde, so ist dies kein Wunder. Als die Verehrung der Magna mater in Rom eingeführt wurde, geschahen auch Mirakel, welche bis in die späteste Zeit von Mund zu Mund gingen und allmählich immer „wunderbarer“ wurden **). In der Garganosage spielt ein Stier, der jene Höhle und St. Michael zuerst erblickte, eine Hauptrolle, wie später eine Kuh jenes von sieben Schleiern umhüllte Madonnenbild fand, welches in Foggia noch immer als der größte Schatz betrachtet wird. Jene Kuh sah man in knieender Stellung an dem Ort, wo jenes Wunderbild vergraben war.

Als St. Michael übers Adriatische Meer zum Monte Gargáno gelangt war, drang er bald weiter vor. Den Neapolitanern half er 574 zum Sieg über die Vandalen und bis auf den heutigen Tag erinnert an eine Erscheinung desselben in Neapel eine Kirche, die St. Michéle a segno heißt, weil man zum Zeichen (segno) einen eisernen Nagel in der Treppe befestigte. Einen solchen sieht

---

*) Vgl. Pausanias, Reisebeschreibung I, Kap. 5. 16. 17.

**) Siehe unseren zweiten Teil, Kapitel: Die große Mutter.

man in der zweiten Stufe noch jetzt. In derselben Stadt ernannten die Waffenschmiede den hl. Michael zum Schutzpatron. In Rom nannte Gregor I. das Mausoleum Hadrians die „Engelsburg“ und ließ eine Michaelstatue darauf stellen. In der Normandie entstand im achten Jahrhundert durch Bischof Auxbert das berühmte Heiligtum des St. Michael.

Von Osten nach Westen also wanderte der Kultus des St. Michael, wie einst die Verehrung des Herkules, des Nationalheros der Griechen. Beide sind einander ähnlich. Von Cumae aus gelangte die Legende vom göttlichen Heros Hercules nach Rom, wo sein Kultus eine hervorragende Stelle erlangte. Bei Cumae hatte er mit den Giganten gekämpft, beim Lacus Avernus, in der Nähe von Cumae, den noch heute gezeigten Damm aufgeschlagen, in Rom hatte er seine Rinder auf dem Forum Boarium geweidet und den feuerschnaubenden Riesen Cacus erschlagen. Dort verwahrte man heilige Reliquien dieses gewaltigen Heros, seine Keule, seinen Humpen, sowie eine uralte Statue, welche im Besitz des Evander gewesen sein sollte, von welchem die Legende sagte, daß er auf dem Palatin eine Kolonie gründete und nach seinem Tode zum Halbgott wurde. In Rom zeigte man auch die Treppe jenes Cacus, welche uns an die bekannte Scala santa erinnern mag, die im heutigen Rom gezeigt wird*). In ganz Italien fanden sich Tempel und Kapellen des Herkules, den man zu Anfang als den Schützer und Wächter (tutor et custos), als den Alexikakos, d. h. den Abwehrer verehrte**), indem man ihn zugleich als den Geber des Segens und der Fülle, auch (bei Schwüren) als Hort der Wahrheit betrachtete. Besonderen Ruhm hatte der Herkulesdienst in Tibur (Tivoli), wo heute die Kathedrale an Stelle seines Tempels steht. Im Portikus des letzteren, „auf Tiburs oberstem Gipfel“ hat Augustus oft, wenn er dort in der Sommerfrische weilte, zu Gericht gesessen***). Von dem römischen Herkuleskultus zeugen drei Kunstwerke. Das eine be-

---

*) Siehe unseren dritten Teil, Kapitel: Vom Markt der Wunder.

**) Siehe unseren zweiten Teil, Kapitel: Pompeji keine Totenstadt.

***) Sueton, Oct. Aug. Kap. 72.

findet sich im Vatikan: der von Michelangelo bewunderte Torso des Herkules, von welchem Winkelmann sagt: „Der Held und der Gott sollen uns hier zugleich sichtbar werden, es ist ein gleichsam unsterblicher Leib, welcher dennoch Stärke und Leichtigkeit zu den großen Aufgaben, die er vollbrachte, behalten hat.“ — Das zweite, früher in Rom, jetzt in Neapel, ist der farnesische Herkules, ein Riesengebilde aus Marmor, den auf seine Keule gelehnten Heros darstellend; das dritte ist im kapitolinischen Museum in Rom: Herkules Victor. Unter dieser Bezeichnung galt er als besonderer Schutzheros der Kaiser *), wie später im Mittelalter St. Michael. Herkules sah man oft auf Münzen und Denkmälern der Kaiser, St. Michael später auf der Heeresfahne. Nach einer siegreichen Rückkehr des Heeres pflegte man die oben erwähnte alte Statue des Herkules mit Triumphalgewändern zu versehen **). Dem Herkules Victor gelobte der römische Feldherr Mummius einen Tempel, wie später dem St. Michael in gleicher Veranlassung Kirchen gelobt wurden.

Der Kultus des St. Michael ist vorzüglich geeignet, den Zusammenhang von Vergangenheit und Gegenwart zu beweisen. Den Höhen- und Höhlenkultus der Alten fanden wir wieder, die Erscheinungswunder der Götter begegneten uns aufs neue, Mithras, Mars, die Dioskuren, Herkules leben in St. Michael weiter. Im zweiten Buch seiner Schrift über die Weissagung, Kap. 72, sagt Cicero: „Es ziemt sich für den weisen Mann, die Anordnungen der Vorfahren durch Beibehaltung der heiligen Gebräuche der Zeremonieen zu erhalten.“ So verfährt die römische Kirche.

*) Vgl. Preller, Römische Mythologie II, 299.

**) Wir erinnern hier an die in der St. Peterskirche befindliche alte Petrusstatue, welche bei jedem St. Petrusfest mit den Papstgewändern bekleidet wird. Vgl. die Schrift des Verfassers: Leo XIII. und sein Jubiläum (Leipzig Grunow) und unseren ersten Teil, Kapitel: St. Petrus.

Neunzehntes Kapitel.

Hexen und Zauberer.

„Nun ist die Luft von diesem Spuk so voll,
Daß niemand weiß, wie er ihn meiden soll."
Shakespeare.

Für das italienische Wort Strega haben wir im Deutschen keine andere Übersetzung als Hexe, ein Wort, welches den Begriff Strega keineswegs vollständig ausdrückt. Die Herkunft jenes Wortes, sowie der bis heute fest gewurzelte, in Italien allgemein verbreitete, von der „Kirche" geduldete und gestützte Volksaberglaube fassen den Begriff der Strega weiter. Wir Deutschen denken uns unter „Hexen" nur Zauberweiber, deren Geschichte uns durch die Hexenprozesse bekannt ist, in Italien umfaßt das Wort Strega außer unseren Zauberweibern noch andere Wesen.

Von einer „gierigen Brut" erzählt Ovid, welche stieren Auges, mit Krallen und Federn versehen, in der Nacht ausfliegt und Säuglinge bedroht. Strigen heißen diese Unholde:

„Grauenvoll pflegt in der Nacht ihr heulendes Kreischen zu tönen.
Das ist der Grund, weshalb Strigen sie wurden genannt."

Um solches Unheil von den Thüren fernzuhalten, benutzte man den Weißdorn, dessen Zweige als zauberkräftig galten*). Von Striga (griechisch Strigx) ist Strega herzuleiten, und jenes lateinische Wort

*) Ovid, Fasti VI, 130 ff.

entstammt dem Verbum stridere, welches auf den scharftönenden Flügelschlag jener Teufelinnen hinweist.

Diese vampyrartigen, körperlich erscheinenden Geister, welche Leben und Gesundheit der Kinder bedrohen, werden in Süditalien, vorzüglich in Sicilien, vielfach gefürchtet, und die Vorstellung, welche man sich von ihnen macht, stimmt mit der antiken überein. Nach sicilianischem Volksglauben nimmt diese Art der Hexen verschiedene Tiergestalten an, die eines Vogels, einer Katze, einer Kröte, bisweilen wird sogar der Wirbelwind als Strega bezeichnet, jener schädliche Sturm, welcher die Wasserhose (in Sicilien Rattenschwanz) hervorbringt, der man durch zauberkräftiges „Zerschneiden" zu begegnen sucht*). Diese Art der Hexen ist in der Nacht zu fürchten, weshalb man bei einem neugeborenen Kinde in der ersten Nacht zu wachen und, wie in Sicilien allgemeiner Brauch, ein Licht anzuzünden, sowie an der Thür das Bild eines Heiligen und den Rosenkranz zu befestigen pflegt, wodurch der antike Weißdorn ersetzt wird. Auch ist es nützlich, Salz auf die Schwelle zu legen und einen Besen vor die Thür zu stellen. Ebenso nützen die dem Kinde angehängten Amulette, welche wir früher**) kennen lernten.

In Rom ist noch immer die Sitte weit verbreitet, den Neugeborenen folgendes umzuhängen: ein Hörnchen von Koralle gegen den bösen Blick, ein Agnus Dei gegen Krankheit und gegen Hexen.

Einem neugeborenen Kinde werden im Abruzzengebiete sogenannte Divozioni***) geschenkt, ein rotes Säckchen, in welchem sich eine Medaille der Madonna, rote Korallenstücke, ein Stück von einer Osterkerze, ein Stücklein Weihrauch und ein Salzkorn befinden, alles gegen die Stregen.

Ungetaufte Kinder heißen im heutigen Griechenland Drachen (in Süditalien Heiden, in Calabrien Türken) und werden bis zur erfolgten Taufe sorgfältig bewacht, denn dort hausen dieselben

*) Cf. Pitré, Biblioteca XVII, 101 sqq. Auch am Ufer des Adriatischen Meeres kennt man das „Zerschneiden", wozu man geweihte Messer benutzt. Vol. VII, Credenze usi e costumi Abruzzesi.

**) Siehe unseren zweiten Teil, Kapitel: Der böse Blick.

***) Pigorini-Beri, Usi p. 280.



Hexen, welche das Volk Striglais nennt. Wir haben hier mit demselben Wort dieselbe Vorstellung, wie in Süditalien. Die Eigenschaften dieser Hexen finden sich in Griechenland auch bei den Neraiden. Wir lernten diese, den altgriechischen Nereiden verwandten Meerfräulein schon im zweiten Teile kennen (Nachfolger des Neptun). Wohl sind sie gute Fräulein, wie die Dryaden, Najaden, Oreaden und Nymphen der Mythologie, wohl lieben sie Tanz und Spiel, aber oft treten sie, wie die römischen Strigae, als Teufelinnen auf. Sie rauben und schädigen Kinder und Jünglinge*), sie umnachten den Sinn derer, welche sich in ihre Nähe wagen, sie hausen als schädliche Geister in den Wirbelwinden und sind nicht besser als die Harpyien, welche mit Krallen und Schnabel, wie Strigae, sich ihrer Beute bemächtigten. Überall, wo im Altertum genannte Dämonen ihr Walten hatten, hausen nach dem Glauben der heutigen Griechen die Neraiden, an welche das Volk so fest glaubt, wie die Alten an die fünfzig Töchter des Nereus. Jene Neraiden, oft als Korai (Mädchen) bezeichnet, welche von den heutigen Hirten am Parnaß so nah gedacht werden, daß sie dort „Unsere Mädchen" heißen, haben nicht nur manchen Orten den Namen gegeben**), sie besitzen auch ihre Lieblingsplätze, z. B. eine Höhle am Parnaß, welche einst dem Hirtengott Pan als Behausung diente, und tragen einen Schleier, wie ihn ein griechischer Künstler den Neraiden gab, als er sie an einem in der Sammlung des Palazzo Corsini in Rom befindlichen Sarkophag darstellte. Sie weben und singen, wie die „schöngelockte" Kalypso der Odyssee, werden aber trotzdem gefürchtet und schädigen am meisten in der Mittagsstunde des Sommers, weshalb man sich hüten muß, dann in der Nähe des Wassers, an Kreuzwegen oder unter Bäumen zu weilen. Als das Christentum in Griechenland eingeführt, d. h. als man dort einen als „christlich" bezeichneten Kultus dekretierte, war man bemüht, jene Holdinnen der Alten, die Nymphen, Ne-

*) Bekanntlich raubten die Nymphen den Hylas, wie die deutschen Nixen nach Goethes bekannter Ballade. Zu vergleichen über Striglen, Neraiden und Vampyre der Neugriechen B. Schmidt, a. a. O. S. 98 ff.

**) Ein von Corfu heimkehrender Freund erzählte mir, daß auf dieser Insel ein Berg den Namen: Burg der Neraiden trägt.

raiden ꝛc. als Teufelinnen darzustellen. Dies gelang nur unvollständig. Deshalb die doppelte Anschauung, indem man die Neraiden bald als holde, bald als schädliche Geister betrachtet. Um dieselben für eine Leistung, z. B. Befreiung von einer Krankheit, geneigt zu machen, bringt man ihnen Speiseopfer. Daß dies geschieht, steht fest, und in ganz Griechenland haben die Neraiden Kultusplätze, wo man jene Gaben niederlegt*). Auf Zakynthos wird denselben heutzutage auf Kreuzwegen Speiseopfer dargebracht, eine Erinnerung an die einst auf Kreuzwegen verehrte Hecate, die Beschützerin der Hexen und Zauberer.

Eine Hexe im Sinne der Strigen ist im heutigen Griechenland auch die Lamia, ein Meerdämon, welcher, wie die antike Lamia, Kinder entführt und tötet oder, wie die homerischen Sirenen, Schiffer verlockt: auch jene strigenartige Gello des Altertums setzt in den heutigen Gillouden Griechenlands ihr Geschäft fort. Letztere morden kleine Kinder und verwandeln sich, wie der homerische Proteus, in Tiergestalten. Gefährliche männliche Hexen sind die Kalikantsaren (Werwölfe), welche in der Weihnachtszeit umgehen, an manchen Stellen des heutigen Griechenlands mit den Satyrn der Alten verwandt sind, weil sie, wie letztere, Bocksfüße und eine dichtbehaarte Haut haben. Um jene Unholde abzuwehren, malt man Kreuze an die Hausthür, stellt einen Besen vor dieselbe und läßt Weihrauch steigen. Das beste Mittel gegen Hexen dieser Art ist das Weihwasser, welches in Griechenland am 6. Januar gesprengt wird, und alle Unholde ebenso sicher vertreibt, wie die in Italien in der Osterwoche gesprengte aqua santa. Als ein den Herden schädliches Wesen betrachten die Hirten am Parnaß einen in Bocksgestalt dort hausenden Dämon, welcher auch Laboma, d. h. Verderben genannt und sehr gefürchtet wird. Im heutigen Peloponnes heißt er der kleine Drache und die Kirche

*) Schmidt, Volksleben der Neugriechen, nennt als Kultusplätze eine Grabhöhle am Museionshügel bei Athen, ferner an den Quellen des Kephisos bei Theben in einer Felsschlucht. Pittakis erzählt, daß er Augenzeuge der Darbringung eines solchen Opfers war. Vgl. unseren dritten Teil, Kapitel: Ceres, Madonna, Opfer.

hilft gegen diesen Hexerich, indem sie an Stellen, wo man ihn vermutet, ihr zauberhaftes Weihwasser sprengt. Vampyre sind in den Augen der Griechen die Bourkolaken. Zahlreiche Reisende haben diesen Aberglauben berührt, zum Teil ausführlich behandelt. Man leitet das Wort aus dem Slavischen her, während die Sache selbst mit der hellenisch-römischen Mythologie in klar erkennbarem Zusammenhang steht. An manchen Stellen heißt jener Vampyr auch der Vertilger (Katachanās) oder Sarkomenos, d. h. der Gemästete. Wer infolge schwerer Sünden oder eines kirchlichen Fluches im Grabe keine Ruhe findet, muß nach seinem Tode als Vampyr umgehen. Dieselbe Gefahr droht den Ermordeten, den Ertrunkenen und allen, welche kein Grab erhalten, oder ohne kirchliches Begräbnis bestattet wurden. Diese Vorstellungen wurzeln im antiken Leben*).

Von den Larvae sagte römisch-heidnischer Volksglaube, daß dieselben böse, zur Unruhe verdammte Geister seien, von schrecklicher Gestalt und sinnverwirrender Wirkung. Sie mußten umherschweifen, weil sie wegen Versäumnis religiöser Bräuche nicht zur Ruhe gelangt waren, oder infolge gewaltsamen Todes die Leiber verlassen hatten. Ihnen gleichbedeutend galten die Lemuren, Furcht einjagende, schweifende Schatten (umbrae vagantes). Um vor ihnen sicher zu sein, mußte man an drei Tagen des Monats Mai ein Sühnefest anstellen, wodurch man diese Zaubergeister aus dem Hause vertrieb. Ovid**) beschreibt die Gebräuche, welche ein römischer Hausvater alljährlich für jenen Zweck beobachtete. Um Mitternacht geht er durchs Haus, scheucht die Geister mit einem Zeichen der Hand, wäscht die Hände mit Quellwasser und wirft schwarze Bohnen hinter sich, welche von den hinter ihm her schlüpfenden Geistern aufgesammelt werden. Dann schlägt er auf ein ehernes Becken:

„Neunmal rufet er dann: Zieht aus, ihr Manen der Väter,
Schauet dann sich um und glaubt, daß vollbracht der Gebrauch.“

---

*) Vgl. B. Schmidt, a. a. O., und Wachsmuth, Das alte Griechenland im neuen.

**) Fasti V, 490.

Dieser Glaube an Zaubergeister, welche die Lebendigen mit Wahnsinn schlugen und unter der Herrschaft der Göttin Mania standen, hat während der römischen Kaiserzeit sich allgemein erhalten und gestärkt. Halb Geist, halb Körper dachte man sich die Larvae und Lemures, wie wir am besten aus der erwähnten Stelle bei Ovid sehen. Remus, der Ermordete, erscheint nach Verbrennung seines Leichnams als blutiger Schatten und flüstert:

„Stehe vor euch als markloses Bild, das den Flammen entschlüpfte,
Was einst Remus war, ist jetzt nur die hohle Gestalt."

Romulus will den Geist seines Bruders umarmen:

„Doch, es entweichet der Geist schlüpfrig der tastenden Hand."

In den Bourkolaken treten uns die Larven und Lemuren wieder entgegen, aber zu ihnen gesellen sich andere antike Vorstellungen. Man denkt sich jenen Vampyr als den leiblich wiederkehrenden Toten, der sich vom Blut der Lebendigen nährt. In früheren Zeiten meinte man sogar, ein ungewöhnlich großes Sterben solchen Unholden zuschreiben zu müssen. Daß die Seelen von Frevlern oder von Unbegrabenen ruhelos umherschweiften, wähnte auch das hellenische Altertum. Virgil spricht die Anschauung der Griechen und Römer aus:

„Führer des Kahnes ist Charon, Begrabene trägt das Gewässer.
Nicht ist über die Borde des Grauns und die brausenden Fluten
Weg sie zu führen vergönnt, bis beerdigt ruhn die Gebeine.
Hundert Jahre unstät, umschweben sie flüchtig den Strand hier,
Dann erst finden Empfang sie, genaht den ersehneten Sümpfen."
Äneis VI, 325.

Nach einer Stelle im Phädon des Plato muß eine Frevlerseele in der Nähe ihres Grabes ruhelos umherschweifen und wird sogar mit Augen der Lebenden erblickt. Was das Blutsaugen betrifft, so schildert Homer Odyssee XI, 49 ff. einen solchen Durst der im Hades befindlichen Seelen, welche gierig das Blut der von Odysseus geschlachteten Schafe schlürfen*). Pausanias, der in seiner Be-

*) Vgl. Nägelsbach, Homerische Theologie S. 343. B. Schmidt, a. a. O.

schreibung von Griechenland, welches er im zweiten Jahrhundert durchwanderte, viele Sagen erzählt, erfuhr in Orchomenos, daß dort Aktäon als Dämon umgegangen sei und das Land verwüstet habe. Dann habe das Orakel geboten, die Reste des Genannten mit Erde zu bedecken. Als dies geschehen, sei jener Dämon verschwunden *). Hier haben wir einen Vorläufer der heutigen Bourkolaken. Einen solchen erwähnt Pausanias im sechsten Buch, Kap. 6. In Temesa hatten, so erzählt er, die Einwohner einen Gefährten des Odysseus erschlagen, worauf der Geist des Erschlagenen aus Rache viele Einwohner tötete. Das Orakel gab den Rat, jenen Dämon dadurch zu sühnen, daß man ihm einen Tempel baute und jährlich die schönste Jungfrau darbrächte. So geschah es, obgleich jener Matrose des Odysseus wegen eines Frevels gesteinigt worden war **). Jener Vampyr-Dämon hatte einen Körper, wie die Strigae, und konnte deshalb von einem gewissen Euthymos im Zweikampf besiegt werden.

Furcht vor den in der Nacht schweifenden Zaubergeistern ist in Calabrien allgemein und der Begriff „Spiriti" sehr weit. Bald fürchtet man sich nachts bei Mondschein einer Quelle zu nahen, bald im Halbdunkel durch einen Wald zu gehen. Auch von einem Flußgeist Draco (Drache) genannt, weiß man dort, einem Unhold, der sich in Uferhöhlen birgt. Im heutigen Griechenland findet sich dasselbe. In der Ebene von Marathon ist eine Höhle, welche nach Pausanias dem Hirtengott Pan heilig war, und in derselben entspringt eine Quelle, welche Dragoneria heißt, denn man meint, daß dort ein den Herden nachstellender Drache wohnt. Denselben Namen hat eine Höhlenquelle auf Malta. Dasselbe findet der Wanderer am Kap Misenum bei Neapel. Sagenvoll ragt dieser Tuffhügel auf, der, wie die Äneis des Virgil erzählt, dem Trompeter des Äneas von letzterem als Grabhügel gehäuft wurde, einige Mauerreste werden als die Reliquien der Villa bezeichnet, in welcher Tiberius starb, und dicht dabei ist eine

---

*) Pausanias Buch IX, Kap. 38.

**) Jene Legende liefert einen Beitrag zum Kultus der Gehängten. Siehe in unserem dritten Teil das betreffende Kapitel.



weite Höhle, Dragonara genannt, wo eine Quelle entspringt. Mein Führer gab mir auf Befragen die Antwort: in alter (antico) Zeit soll hier ein Dämon in Gestalt eines Drachen gewohnt haben. „Fast überall im Occident glaubte man im Mittelalter die Gewässer von Geistern bewohnt, welche man Drachen nannte, in der Provence wähnte man die Rhone von diesen bewohnt und meinte, daß jene Dämonen sich von Menschenfleisch nährten" *).

Bei den Albanesen Süditaliens herrscht der Glaube an sogenannte Drekes, d. h. an böse Weiber, welche sich auf einem Berge unter einem Nußbaum versammeln und die Männer behexen, während die Streghe magische Einflüsse auf die Frauen ausüben **). Hier ist offenbar der Name Draco verallgemeinert und auf spezielle Arten der Strigae übertragen worden.

Strigenartige Dämonen finden sich in Sicilien in großer Anzahl, überirdische Wesen, welche mit dem Christentum ebensowenig zu schaffen haben, wie die Strigae, Larvae und Satyrn der Römer. Viele der sicilianischen Zaubergeister sind lokaler Art, viele allgemein gefürchtet und zum Teil angerufen, wenn man ihnen auch keine Opfer darbringt, wie die Griechen ihren Neraiden. Zahllose Erzählungen (novelline) gehen von den „Fate" Siciliens von Mund zu Mund, überirdischen Wesen, welche wie Zauberinnen bald Gutes wirken, bald Böses schaffen, also den Neraiden ähnlich, durch das eingeführte Christentum nur halb zu Unholdinnen geworden sind. Die Sirena di lu mari findet sich in Sicilien an den Schiffen, wo man oft ihre in einem Fischschwanz endigende Gestalt erblickt, im Buch der Smorfia ***) hat sie Nummer 32 und ist für Lottoträume wichtig, am allermeisten weilt sie in der Vorstellung und in den novelline der Seefahrer.

Eine personifizierte Zaubermacht besitzt das Volk Siciliens in einem geheimnisvollen Wesen, welches La Sorte heißt und der römischen Fortuna entspricht. Im Zauberbann dieser unheimlichen

*) Lenormant, La Grande-Grèce I, 218.

**) Cf. „De Grazia, canti populari Albanesi".

***) Siehe unseren ersten Teil, Kapitel: Orakel, sowie den zweiten Teil, Kapitel · Nachfolger des Neptun.

Gottheit befindet sich ein jeder, sei es zu seinem Heil, sei es zu seinem Verderben. Dem Malassurtatu, d. h. dem, welchen die Macht der bösen Sorte verfolgt, wäre es besser, wenn er nicht geboren wäre. Die Sorte redet zum Menschen im Traum und läßt sich durch Gebet erweichen. Der genannten Gottheit entspricht diejenige, welche man Destino, Schicksal, Bestimmung, Fatum nennt. An die Parzen der Griechen erinnert die Vecchia di li Fusa, d. h. die Alte mit dem Faden, eine Strega mit geheimnisvoller Macht. Mit den Neraiden der heutigen Griechen verwandt sind die Donne di fuora (Weiber von draußen) Siciliens. Wie jene sind sie nur zur Hälfte durch Einführung des Christentums in Unholdinnen verwandelt, denn sie wirken beides je nach Stimmung, Gutes und Böses. Bald handeln sie als holde Feeen, bald als Strigae, heißen beim Volk Signuri, auch Belli Signuri, sowie Patruni di casa und besitzen die Fähigkeit, verschiedene Gestalten anzunehmen, indem sie sich in Kröten und Katzen u. s. w. verwandeln. Sie schlüpfen indes auch durch das Schlüsselloch. Wenn sie wollen, thun sie den Säuglingen Gutes, wenn sie aber übler Laune sind, behexen sie dieselben *), deshalb muß man gegen diese „schönen Herrinnen" höflich sein. Wenn man also einen Säugling in die Wiege legt, so sagt man: In nomu di Diu und fügt leise hinzu, indem man die „schönen Herrinnen" meint: Cu licenza, Signuri mei! Auf diese Weise genügt man dem Christentum **). Vielleicht könnte man ***) mit jenen Donne di fuora die weiße Dame vergleichen, und zaubermächtige Wesen heranziehen, welche die Latiner als Deae matres bezeichneten.

Der Name Donne di fuora, (von draußen) erinnert daran, daß im heutigen Griechenland alle zaubermächtigen Dämonen als Xotica, d. h. als die draußen, nämlich außerhalb der Kirche und des Christentums befindlichen bezeichnet werden †). Bisweilen nennt man sie daselbst Pagana, braucht also das lateinische Wort

*) Pitré, a. a. O.

**) Siehe unseren zweiten Teil, Kapitel: Hausgötter, wo wir jene Donne erwähnten. Cf. Pitré, Biblidteca XVII, 153sqq.

***) Pitré, Usi e costumi IV, 177.

†) B. Schmidt, a. a. O. S. 91ff.

Pagani, d. h. Dorfbewohner, ein verächtliches Wort, welches zu Ende des vierten Jahrhunderts den Heiden beigelegt wurde, die man damit als dummes Bauernvolk bezeichnen wollte. So bewahrt das Volk die Anschauung sämtlicher Kirchenlehrer der alten Kirche, welche darin einstimmig waren, daß die heidnische Götterwelt wirkliche Wesen umfasse, freilich lauter Unholde und böse Dämonen, zaubermächtig im Schädigen der Menschen. In Griechenland heißen diese Wesen auch Ärica, weil sie in der Luft herrschen, sowie Tsinia, d. h. die Trügerischen. In Sicilien und bei den heutigen Griechen herrscht der Glaube allgemein, daß jene Zaubergeister nicht nur in der Nacht, sondern auch in den Mittagsstunden heißer Sommerzeit schädigend wirken. Darum heißt diese Stunde bei den Griechen die bareia, die schwere, und in Süditalien nennt man vielleicht aus demselben Grunde die heißen Mittagsstunden Controra *), d. h. eine Stunde, die ein contra, also etwas Feindseliges in sich faßt. Psalm 91, 6 wird in der Septuaginta übersetzt: Er behütet dich vor dem Mittagsdämone, d. h. vor dem Dämon, welcher in der heißen Mittagszeit umgeht. Lucanus (gest. 65 n. Chr.) in seinem Epos Pharsalia III, 423 erwähnt, daß ein Priester nicht wagte, um Mittag und Mitternacht einen Götterhain bei Massilia zu betreten, denn er fürchtete, um diese Zeit den Gott dort anzutreffen. Die antiken Tempel durften niemals um die Mittagszeit betreten werden **). Daß der Mensch des Südens die sommerliche Mittagsstunde als bevorzugte Stunde der Götter (um die Erde zu besuchen) bezeichnete, ist für den erklärlich, welcher den zauberhaften Reiz solcher Stunden aus Erfahrung kennt. Ich habe manchen Sommer den Eindruck solcher Stunden erfahren, wenn Meer und Land in Sonnenglut zu schwimmen, der Himmel sich der Erde zu nähern scheint, wenn es überall strahlt und glüht, flimmert und schimmert, daß das Auge sich ermüdet senkt und dabei ein „wundersames tiefes Schweigen“ sich über Land und Meer legt. In dieser Stunde nahten sich die Götter der Erde oder ward von den schon hier weilenden in Feld

---

*) Siehe unseren dritten Teil, Kapitel: Sorrento.

**) B. Schmidt, Volksleben der Neugriechen S. 96 ff.

und Wald, auf dem glitzernden Wogenspiel heiterer Tanz aufgeführt. Als man das Christentum äußerlich einführte und die Götter in Unholde verwandelte, ward auch jene Götterstunde zu einer unholden, d. h. zur Controra, zur feindlichen Stunde.

In die Klasse jener Xotica gehören in Sicilien diejenigen zaubermächtigen Geister, welche mit dem gemeinsamen Namen: Armi cunnannati (verdammte Seelen)*) bezeichnet werden, zu denen nicht nur die Seelen der Frevler, sondern auch diejenigen der Ermordeten und Verunglückten gerechnet werden, von denen man dort sagt: „Sie haben keinen Ort.“ Wiederum haben wir es mit den Larvae und Lemures der Römer zu thun. Solche Irrgeister hegen das Verlangen, in menschliche Körper zurückzukehren und dies kann nach sicilianischem Volksglauben dadurch geschehen, daß man solchen Geist verschluckt, weshalb man sich hüten muß, um Mitternacht an einer Stätte zu weilen, wo jemand ermordet ward**). Jene Spirdi (spiriti) erschrecken in heißer Mittagsstunde den furchtsamen Wanderer und man thut wohl, sich ihres schädlichen Einflusses durch das Zeichen des Kreuzes zu erwehren.

Wer das Unglück hatte, einen solchen Geist zu verschlucken, wird zu einem Besessenen. Solche nennt man in ganz Sicilien Spirdati (Spiritati) und bezeichnet als solche nicht nur Wahnsinnige, sondern alle, deren Leiden dem Volke mysteriös erscheinen. Selbstverständlich kann man mehrere Geister verschlucken und dann ist das Übel ärger, am ärgsten dann, wenn man einen Teufel einatmet, deren es nach sicilianischer Demonologie viele giebt***).

---

*) Siehe unseren dritten Teil, Kapitel: Kultus der Gehängten. Pitré, a. a. O. p. 26.

**) Gegen das Verschlucken solcher Geister schützt man sich, wie in Sicilien allbekannt, durch Schlagen eines Kreuzes vor dem Mund. Gefährlich ist, an solcher Stätte zu gähnen.

***) Der Teufel wird in Sicilien selten mit seinem gewöhnlichen Namen genannt, il diavolo, gewöhnlich braucht man Adjektive, z. B. der Schwarze, der mit den Hörnern, der Verfluchte. Der ärgste Fluch lautet: Heiliger Teufel, wobei man hinzufügt Diu sempri sia lodatu! Die Teufelarten haben ihre Namen. Pitré IV, 65sqq. zählt sie auf und beschreibt alle

Wenn das Volk meint, daß jemand ein Spirdatu ist, wendet man sich nicht an den Arzt, sondern an Zauberer, und als solche fungieren in Sicilien zwei Klassen: 1) die kirchlich approbierten Priester, Madonnen und Heilige, 2) die außerkirchlichen, heidnischen, zaubermächtigen Geisterbanner, die sogenannten Caporali. Wir werden beiderlei Art der Zauberer später kennen lernen. Jene beiden Zaubermittel haben in den Augen des Volkes denselben Wert und die ihre eigenen Zaubermittel anwendende Kirche duldet die außerkirchliche Zauberei.

Gerson in seiner Schrift „De erroribus circa artem magicam" sucht die kirchliche Zauberei zu verteidigen: „Werden nicht ebensolche Dinge auch von der Kirche gethan oder geduldet in gewissen Wallfahrten, in Bilderverehrung, an geweihten Kerzen oder Wachsbildern und bei Exorcismen? Heißt es nicht alltäglich: wenn einer neun Tage in der und der Kirche zubringe, wenn er sich mit diesem oder jenem Wasser wasche oder einem Heiligenbild ein Gelübde thue oder sonst derartiges vollbringe, so werde er Heilung oder alles, worauf sonst sein Wunsch geht, erlangen? Ich gestehe und wir können es nicht leugnen, daß unter den einfältigen Christen vieles unter der Form der Frömmigkeit eingeführt ist, was frömmer wäre zu unterlassen. Geduldet werden jedoch solcherlei Dinge, weil sie ja doch nicht gründlich ausgerottet werden können und weil der Glaube der Einfältigen, obgleich in manchen Stücken unverständig, doch eine gewisse Normierung und Korrektur und Heilung findet im Glauben der Väter, welchen Glauben jene wenigstens der allgemeinen Absicht nach bei allen ihren Gebräuchen voraussetzen, sofern sie fromm und demütig d. i. christlich gesinnt und der geoffenbarten Wahrheitsnorm zu gehorchen willig sind. Das nämlich ist als Absicht vorauszusetzen, daß solche Dinge unternommen oder vollzogen werden, nicht als ob sie notwendig wirksam sein müßten oder als ob in ihnen, nicht

---

Arten. Knoblauch vertreibt die Teufel, ebenso Weihwasser. Auch von den heutigen Griechen wird derselbe selten diabolos genannt, er heißt z. B. Peridromos der Landstreicher, Amelepetos der Ungenannte, Tadipoios der so und so. Schmidt, Volksleben der Neugriechen S. 175.



in Gott, die Haupthoffnung beruhete, vielmehr nur deswegen, weil der fromme Glaube durch solche Mittel Nahrung und Stärkung erlangt und Erhörung verdient." Also die Kirche duldet den Aberglauben einmal, weil sie ihn doch nicht auszurotten vermag, und dann, weil sie in ihm zugleich auch ein Unterstützungsmittel des kirchlichen Glaubens erblickt *).

Ein besonderes Zaubermittel hat die Kirche in ihren Wunderbildern. Im Bilde tritt dem Volke die betreffende Gottheit von Angesicht zu Angesicht gegenüber, das Bild und sein Gegenstand verfließen zu einer Einheit, die Gottheit ist, wie im Altertum, an die Statue gebunden; um also der Gottheit nahe zu kommen, braucht man nur in der Nähe des betreffenden Bildes zu sein. Wie im Altertum hängt man daher Voten in seiner Nähe auf, damit sich die Gottheit des Gebers erinnere. Aus demselben Grunde befestigt der Moslim an den Gräbern seiner Weli Tuchfetzen, die man auch in Palestina in heiligen Hainen aus demselben Grunde findet. Ist die Gottheit, wie im Altertum, mit dem Bilde verbunden, so besitzt letzteres ein geheimnisvolles Leben und tritt unter Umständen handelnd auf. Wenn Virgil **) von einem Kultusbilde berichtet, daß dessen Augen geleuchtet, daß von seinen Gliedern kalter Schweiß rann und dasselbe sich bewegte, so wiederholen sich solche Dinge bis heute oft genug. In der Cholerazeit war das Volk voll von angeblich geschauten Dingen ähnlicher Art. Man lese die Historien berühmter Wallfahrtskirchen Neapels und Umgegend, so sieht man, wie sich immer dieselben Dinge bei den Bildern wiederholen, z. B. das Bewegen der Augen, sogar das Vergießen von Blut. Jenes Leben des Bildes beurkundet sich auch durch die einwohnende Heilkraft, welche natürlich nur den eigentlichen Kultusbildern einwohnt. Das antike Leben besaß eine Menge uralter, meist hölzerner, steifer Kultusbilder (Statuen rc.), welche dadurch in ihrer Würde beglaubigt waren, daß der Mensch auf wunderbare Weise in ihren Besitz gelangte; meistens waren

---

*) Soldan, Hexenprozesse S. 80. „Theorie des Aberglaubens" von Dr. Pfleiderer S. 40.

**) Äneis II, 171.

sie vom Himmel gefallen, wie z. B. das Palladium Trojas, welches Äneas nach Italien brachte. Dasselbe gilt von den heutigen wunderthätigen Bildern der Madonna. Meistens hat sie durch einen Traum, durch ihr Erscheinen den Ort der Auffindung ihres Bildes geoffenbart, anderswo haben Tiere diesen Ort angezeigt, anderswo kam das Bild direkt vom Himmel. Womöglich müssen diese Bilder uralt und zum Beweis hohen Alters geschwärzt, dunkel sein, wo möglich muß St. Lukas sie gemalt haben, wie jene antiken Kultusstatuen meist auf den vergöttlichten Meister Dädalus zurückgeführt wurden *). Fast alle wunderthätigen Madonnenbilder Neapels sind daher gedunkelt, und eine der berühmtesten Madonnen heißt im Volksmunde „La Bruna". Dies ist dieselbe, welche weiland König Ferdinand IV. jeden Sonnabend verehrte. Solche Bilder sind Unterpfänder göttlicher Nähe, wie jenes alte Holzbild der Athene im Parthenon zu Athen, wo keineswegs die von Phidias gefertigte Statue als Kultusbild diente. Jenes alte Holzbild erhielt das bekannte Prachtgewand, welches die Athener in feierlicher Prozession darbrachten. Jene alten Madonnenbilder werden als „Quellen der Gnadengaben" bezeichnet, sie verleihen Heilung, und solche Kraft geht oft auf ihre Kopieen über, ja auf das Weihwasser der betreffenden Kirche, die ein solches Bild besitzt. Unweit des Vesuv ist der Wallfahrtsort Madonna dell'Arco, wo im letzten Jahre über 30000 Fläschlein des Weihwassers verkauft wurden. Ebendort wirkt der Staub, den man mit Baumwolle von dem Rahmen des Bildes wischt, heilkräftig. Beim Sklavenkrieg des Spartacus, 72 vor Christo, bedienten sich die am Vesuv kämpfenden Fechtersklaven gewisser Schleuderkugeln, die mit dem Zaubernamen der magna mater „Rhea" versehen waren. Wenn also die Bilder selbst Wunderkräfte besitzen, wenn sie im Volksbewußtsein eins sind mit dem dargestellten Gegenstand, so werden sie folgerichtig nicht nur verehrt, sondern angebetet. So war es im Altertum. „Nun ist es Zeit, ihr Heiligen dieser Tempel, daß

*) Vgl. im dritten Teil, Kapitel: Mutter und Kind, im zweiten Teil, Kapitel: Die große Mutter und Die Himmelskönigin. Über Boten siehe Kap. XVII. Über das Wunderbild der Pallas siehe Ovid, Fasti VI, 421. 427.

wir umfassend eure Bilder flehn." So lesen wir in den Tragödien des Äschylus. „Wer nicht der Götter Bilder ehrt, den treffe Verderben." So bei Sophokles. Heraklit machte seinem Volke zum Vorwurf: „Sie beten zu den Bildern." Heutzutage liest man oft: ein Bild der publica adoratione, d. h. Anbetung, auszustellen. Das betreffende, meist mit dem Diadem gekrönte Bild hat (wie ich oft gelesen) die Prädikate: prodigioso, miraculosa, portentosa, taumaturga, und eben deshalb liest man weiter venerare, adorare la portentosa immagine. Jene Bilder ermöglichen einen vertraulichen Verkehr mit der betreffenden Madonna. Zur Römerzeit schrieb man Bitten auf Wachstafeln, welche an dem betreffenden Bilde befestigt wurden. In Neapel schreibt man Briefe an die Madonna, wie Verfasser in derjenigen Kirche sah, wo sich die Nachahmung der Madonnengrotte von Lourdes befindet. Oben sieht man in der Felshöhle die Madonna, darunter in einer Höhle deponiert man die Briefe, daneben sind zahllose Marmortafeln, welche die Hilfe der Madonna bezeugen, namentlich die Heilkraft eines dort quellenden Wassers *). In ihren Wunderbildern bietet die Kirche dem Volk Zauberkräfte dar, eine legalisierte Magie. Das Volk dagegen bildet ähnliche Dinge, welche von der Kirche als illegal bezeichnet werden.

In Vietri bei Salerno werden noch heutzutage Lampen aus Terrakotta verfertigt, die auf beiden Seiten der Stelle, wo der Docht brennt, je ein Auge zeigen. Ebensolche Lampen verfertigte man meist in griechischen und etruskischen Werkstätten. Jene Augen wurden als Amulet gegen den bösen Blick und andere zauberhafte Einflüsse betrachtet und die Griechen hatten solche Augen am Bugspriet ihrer Schiffe. Im heutigen Sicilien sieht man sie nicht selten an derselben Stelle. Jene in Vietri verfertigten Lampen werden weit und breit vom Landvolk gekauft **). Die erwähnten Lampen sind ein außerkirchliches Hilfsmittel gegen schädlichen Hexenspuk. Ein anderes Mittel bietet die Kirche selbst.

---

*) Vgl. Kap. XVII. Eine Wunderquelle haben die Türken in Mekka, Quelle der Hagar genannt.

**) Lenormant, L'Apulie et la Lucanie II, 287.

Nach den Vorschriften des römischen Benediktionale muß der Priester bei Herstellung des Weihwassers das Salz entteufeln, damit es heilkräftig sei und alle Anschläge des Teufels und böser Geister entkräfte. Darum muß er das Wasser beschwören, muß dasselbe der Macht des Teufels entrücken, damit es ein Mittel sei gegen Angriffe des Feindes und diene zur Vertreibung der bösen Geister und Krankheiten *).

Im Jahre 1889 starb in einem Städtchen der Abruzzen der Priester Don Oreste, als Zauberer, Prophet und Geisterbanner berühmt und allgemein als der Messias der Abruzzen bezeichnet. Von weit und breit kam man zu ihm, um über das Schicksal Verstorbener Auskunft zu erlangen, oder um Heilung von Krankheiten zu erbitten. Auf Wunsch gab er sogenannte Divozioni, d. h. Amulette, die mit dem Namen Jehova und geheimnisvollen, unverständlichen Worten beschrieben waren. An seine Macht über böse Geister glaubten sogar angesehene Männer, z. B. der Duca di Tocco, und überall erzählte man, daß er nur seinen Finger zu erheben brauche, um die bösen Geister aus Besessenen zu vertreiben **).

Vielleicht giebt es kein Gebiet, wo der Glaube an zaubermächtige Luftgeister so üppig wucherte, wo schon in alter Zeit mancherlei Aberglaube sein Brutnest hatte. In Sturm und Gewitter, in Hagel und Wasserhosen sind nach dem Glauben der Bewohner des Abbruzzengebietes Zaubergeister thätig und christliche Vorstellungen mengen sich dort mit uraltem Heidentum, denn jene Geister dienen teils dem Allmächtigen, der auf solche Weise die Menschen züchtigt, teils fügen sie auf eigene Hand, je nach Laune, den Menschen Schaden zu. Seltsamer Weise begegnet uns in den Abruzzen auch der homerische Windkönig Äolos, dessen Name im heutigen „Ulevio" ziemlich deutlich nachklingt. Letzterer war ein Engel des Paradieses, ward aber, als viele Engel sich empörten, mit dem Haupt dieser Empörer, dem Lucibello, vertrieben. In jedem Wirbelwind, jedem Gewitter, jedem Hagelwetter lebt und wirkt

*) Vgl. „Christliche Welt" 1890, S. 810 ff.

**) Cf. De Nino, Il Messia degli Abruzzi.

ein böser Geist und vielfach nimmt man an, daß Geister von Ermordeten solches Verderben veranlassen, weshalb man sorgen muß, daß solche Larvae, die „keinen Ort“ haben, Ruhe finden. Zu jenen gesellen sich andere, die Geister von Bösewichtern und von solchen Kindern, welche durch Schuld der Eltern ohne Taufe starben. Man wähnt die Geister in den Wolken zu erkennen, sieht sie auf denselben reiten und die Wolken werden zu Drachen mit grausigen Häuptern und langen Schwänzen *).

Winde und Stürme wurden im Altertum als Dämonen verehrt, die man in wohlthätige und schädliche einteilte und beiden Opfer brachte, den ersten weiße, den zweiten schwarze Tiere. Ebenfalls war man, wie heute in den Abruzzen, in Sicilien &c. überzeugt, schädliche Winde durch Zaubersprüche zu bannen. Wenn die römische Flotte zur See ging, flehte der Admiral zu den Göttern. — Auf diesem Standpunkt befindet sich die römische Kirche noch jetzt **).

Um jene Zaubergeister zu besiegen, muß man sich jetzt an solche Geister wenden, welche mächtiger sind als jene, nämlich an die von der Kirche empfohlenen, die Madonnen und die Heiligen. Glänzende Feste sind ein Hauptmittel, den Zauberschatz derselben zu erlangen. Die Kirche besitzt aber noch andere magische Mittel. Man läutet die Kirchenglocken, ebenso Glöcklein, welche in Loreto oder Bari durch die kirchliche Weihe zaubermächtig wurden. Solcher Ton erschreckt die Geister der Luft. Denselben Dienst leisten geweihte Kerzen und gesegnete Ölbaumzweige, ebenso Reliquien der Heiligen, sowie Statuen derselben, welche man in Prozession trägt. Dem Hagelwetter hält man ein Kruzifix entgegen, eine ähnliche Zaubermacht haben die bei Prozessionen gestreuten Blumen.

---

*) Cf. Pitré VII, 3 sqq.

**) Vgl. Preller, Römische Mythologie I, 331. Die neuplatonischen Philosophen und manche ihnen gleichzeitige Kirchenlehrer wähnten in den schädlichen Lufterscheinungen böse Dämonen thätig. Auch Thomas von Aquino, den Leo XIII. für den größten Theologen hält und zum Patron der Schulen ernannt hat, behauptet jenes. Summa Theol. I quaest. p. 80. Vgl. Clemens Alexander Stromata VI.

In Sicilien nennt man das Pfingstfest Pasqua di Rose, Rosenostern. Wenn bei der Messe dieses Festtages der Priester singt: „Veni creator Spiritus", so werden die in der Kirche Anwesenden mit Blumen überschüttet. Dies besorgen Priesterschüler, welche mit Blumen angefüllte Körbe tragen und diese Frühlingsgabe auf die Knieenden streuen. Die Kirche sagt, jene Blumen seien ein Symbol der Gaben des heiligen Geistes, aber die Gläubigen huldigen einer andern Auffassung. Sie nehmen diese Blumen mit nachhaus' und benutzen dieselben als Zaubermittel gegen Feuer, Motten und Holzwürmer.

Zaubermittel werden auch in Calabrien gegen die Geister der Wolken angewendet. Man nimmt Kohlen vom Ceppo di Natale (Weihnachtsblock) und legt sie vor das Fenster, oder einen sogenannten Blitzstein, auch Steine mit seltsamen Adern, lettere genannt, oder die von den Priestern geweihten Glöcklein.

Auch eine Nuß mit drei nodi (Knoten) hat dieselbe Kraft. Letzteres Mittel erinnert an den in ganz Süditalien bekannten Nußbaum von Benevent, den „Blocksberg" Italiens. Zu jenem mythischen Baum reiten die Hexen, und in Calabrien, sowie in Sicilien wiegt man ein Kind ungern in der Nähe eines Nußbaumes. — Was die Glocken der römischen Kirche betrifft, so wohnt ihnen Zauberkraft inne. Letzteres äußert sich dadurch, daß sie bisweilen von selbst läuten. Früher war dies Mirakel häufig, in neuerer Zeit tritt es nicht zutage. Als die heilige Galla im Jahre 524 am 17. Juli einen Himmelsglanz erblickte und in demselben ein von Engelshand verfertigtes Marienbild zu ihr niederschwebte, da begannen alle Glocken Roms von selbst zu läuten. Eine ähnliche Geschichte erzählen die Acta sanctorum im Leben der obskuren St. Pega. Als sie in Rom einzog, läuteten von selbst alle Glocken eine Stunde lang *).

Im Jahre 1886 erschien in Köln mit bischöflicher Genehmigung das Gewitterbüchlein von J. Sauren, Rektor am Marienhospital in Köln. In demselben heißt es: „Daß die bösen Geister schreck-

*) Riccardi, Storia dei Santuari III, 83.

liche Gewitter zum Nachteil der Menschen erregen, folgt aus den Benediktionen und Exorzismen der Kirche, durch welche die Gewalt des Teufels beim Gewitter gebrochen werden soll. An vielen Orten ist es Gebrauch, beim Herannahen des Gewitters eine geweihte Glocke zu läuten oder eine kleine zu diesem Behufe gesegnete Schelle klingelnd durchs Haus zu tragen. Stifterin dieses Gebrauchs war die heilige Salaberga zu Anfang des siebenten Jahrhunderts." Das genannte Buch erwähnt, daß man solche Glöcklein in Loreto kaufen könne. Dann heißt es, daß es auch geweihte Kerzen giebt, welche zum Schutz gegen die Gewittergeister angezündet werden. Wir lesen wörtlich: „Alle diese Gebräuche haben den Zweck, den Segen der Kirche in der Luft und in der Umgebung zu verbreiten und dadurch die schädlichen Einflüsse der bösen Geister unwirksam zu machen. Mögen wir darum vor allem zu den Schutzmitteln greifen, welche die Kirche uns an die Hand giebt" *).

Wir sehen, daß die römische Kirche auch in Deutschland Zaubermittel anbietet und daß die in Italien volkstümliche Geisterkunde in Deutschland öffentlich gelehrt und als zur kirchlichen Dogmatik gehörend bezeichnet wird. — Dieselbe Dogmatik finden wir z. B. bei den heutigen Siamesen und Singalesen in Asien, welche ebenfalls in Sturm und Unwetter zaubermächtige Dämonen als thätig wähnen.

Neben den von der Kirche dargebotenen Zaubermitteln kennt das Volk der Abruzzen eine unabsehbare Menge von Mitteln der schwarzen Magie. Man feuert Flintenschüsse auf die drohenden Wolken ab und ladet das Gewehr mit Kugeln, an denen sich ein Stücklein Wachs von einer Prozessionskerze befindet, oder legt Messer und Beile, die scharfe Kante oben, ins Fenster und dergl. Etwas Rührendes hat der Brauch, ein Kind zu nehmen und vor der Thür dem Unwetter entgegenzustellen. „Es ist eine anima innocente" (unschuldige Seele), sagt das Volk und denkt, die bösen Geister werden beim Anblick des Kindleins auf bessere Gedanken kommen. Vielfach wendet man aber ganz andere Mittel an, näm-

*) Vgl. „Christliche Welt" 1890, S. 81.

lich Schimpfreden, welche derart sind, daß wir auf dieselben uns nicht einlassen dürfen. Magische Formeln der Beschwörung hatte das Altertum in Hülle und Fülle, man kann behaupten, daß jedes an eine Gottheit gerichtete Gebet den Charakter einer Beschwörung hatte. In den Abruzzen giebt es eine Menge uralter Beschwörugsformeln gegen das Unwetter, größtenteils mündlich, aber auch schriftlich fortgepflanzt, zum Teil solche, die man nur an bestimmter Stelle oder zu bestimmten Zeiten lernen soll, wenn sie ihre Wirksamkeit behalten sollen. Solche Zeiten sind z. B. die heilige Nacht oder die St. Johannisnacht. Wenn nun weder Glocken noch Reliquien, weder Heilige noch Palmen, weder Schimpfreden noch Beschwörungen helfen, wenn vielmehr das Unwetter verheerend hereinbricht, dann will der Bauer wenigstens den Trost haben, daß es anderen ebenso schlecht ergeht, und in dem Sinn flucht er: „Nun, Satan, mach es allen gleich!“

Nachdem wir die Familie kennen gelernt, zu welcher die zu Anfang genannten „Stregen“ gehören, gehen wir zu den eigentlichen Hexen über.

Wenige Jahre sind verstrichen, da sah ich bei einem Gang durch die Hafenstraße Neapels, in der Nähe jener Uferstrecke, wo Fischer ihr Wesen treiben, einen wild erregten, rasch schwellenden Menschenhaufen. Plötzlich ertönte der Ruf: „Nieder mit der Hexe! Tötet die Hexe!“ Der Haufe geriet in Bewegung und ich sah ein altes Weib mit aufgelöstem Haar, in zerlumpter Kleidung, von dannen eilen, verfolgt von der brüllenden Meute niederen Volkes. Es wäre ermordet worden, hätte nicht die Straßenpolizei sich seiner angenommen. Was war geschehen? Fischer hatten dies Weib ertappt, als sie eine mit Nadeln gespickte Zitrone ins Wasser warf, ein Zaubermittel zur Schädigung des Fischfanges! Der Feind eines Fischers hatte sie für Geld gedungen. Jenes alte Weib war eine leibhaftige Strega, eine von den vielen, welche die Hexerei als Gewerbe betreiben. Wer ein solches „Graulieschen“ sah und dann sich mit dem Menschengewimmel der altstädtischen Volksquartiere bekannt macht, könnte

meinen, daß es dort Tausende von Hexen giebt, weil solche abschreckende Gestalten ihm häufig zu Gesicht kommen. Wer das in den niederen Volksklassen Neapels herrschende Elend kennt, weiß sich diese Erscheinung zu erklären. Vor alten, häßlichen Weibern empfindet hier jedermann eine geheime Scheu.

Volkstümlicher Aberglaube findet sich in allen Ländern Europas, aber hier im Süden, wo im „dunklen Laub die Goldorangen glüh'n", tritt er uns als eine Riesengestalt entgegen, im Vergleich mit welcher der Aberglaube in Deutschland als Zwerg erscheint. Was aber die niederen Volksklassen Neapels anbetrifft, so muß Verfasser auf Grund seiner langen und gründlichen Beobachtung die Behauptung aussprechen, daß sich hier der griechische und römische, der orientalische und mittelalterliche Aberglaube ein Stelldichein gegeben, wie sicherlich an keinem andern Orte auf Erden.

Wer die Gegenwart begreifen will, muß die Vergangenheit kennen. Versetzen wir uns in die graue Vorzeit.

Einige Stunden von Terracina entfernt ragt das Kap der Circe, von Waldungen und Gebüsch bedeckt, aus der Salzflut empor, und die Einwohner des Städtleins San Felice, welches auf halber Höhe jenes sagenvollen Berges liegt, haben bis auf den heutigen Tag die Erinnerung an eine Fata (Fee) bewahrt, deren Tempel den höchsten Gipfel des Berges schmückte. — Auf dem Kap der Circe lag einst ein Tempel dieser vergöttlichten Zauberin, von der Homer in seiner Odyssee wundersame Dinge erzählt, wie sie durch Schifferlegenden im Lande der Hellenen von Mund zu Mund gingen. Reste des Circetempels werden noch heute gezeigt, aber die Schale des Odysseus, welche vor Jahrtausenden das Staunen gläubiger Touristen erregte, ist verschwunden.

Von berühmten Zauberinnen gingen in grauer Vorzeit volkstümliche Sagen von Mund zu Mund, die auf uns gekommen sind, weil Dichter sie in ihre Lieder hineinverwebten. Von den Abenteuern der Argonauten sang 250 Jahr v. Chr. Apollonios aus Rhodos, und sein Epos genoß im Altertum hohes Ansehen. Im dritten Buch tritt die Zauberin Medea auf. Sie ist im Besitz vieler Wundermittel, namentlich eines Zaubertranks, der als

Saft des Prometheus bezeichnet wird. Wer mit diesem Naß den Körper bestreicht und dabei der Zaubergöttin nächtliche Opfer weiht, ist unverwundbar. Das Zaubermittel entstand also: Jener Geier, welcher die Brust des gefesselten Prometheus zerhackte, ließ ein Stück des blutigen Fleisches fallen und aus dem Blut entsproß eine Pflanze mit roter Wurzel. Diese entnahm Medea dem Boden und preßte den dunklen Saft heraus, wobei sie die Göttin der Zauberkünste, Hecate, anrief. Sie hatte dem Jason verheißen, ihm ein Zaubermittel zu reichen, damit er imstande sei, das zu vollbringen, was König Äetes von ihm verlangte. Ihm ward das Verlangen gestellt, mit feuerschnaubenden Stieren zu pflügen und die aus der Drachenzähnesaat entsproßten Riesen zu bewältigen. Im Tempel der Hecate, deren Priesterin Medea war, trifft Jason mit der letzteren zusammen und erfährt, welche Opferbräuche er erfüllen und wie er sich jenes ihm gebrachten Zaubermittels bedienen muß. Mit jenem Wundersaft soll er sich salben, „unendliche Stärke wird der Saft dir verleihen, gewaltige Kraft. Nicht Menschen wirst du dann zu gleichen wähnen, nein, den unsterblichen Göttern“.

Unsere Absicht ist es nicht, eine Geschichte der Zauberei und des Hexenwesens zu schreiben, wir wollen zunächst zeigen, was das Christentum vorfand, als es sich im römischen Reich verbreitete. Es fand, kurz gesagt, eine mit Hexen, Zauberern und Hexenglauben erfüllte Welt. Den Beweis liefert die römische Litteratur der Kaiserzeit.

Gifttränke, Zaubergesang, Liebestränke werden bei römischen Schriftstellern oft erwähnt, berühmt waren in Rom besonders Liebestränke aus Thessalien.

> „Der bringt Zaubergesang, der beut thessalischen Liebestrank.“
>
> Juv. Sat. VI, 610.

Von einer Zauberin schreibt Horaz:

> „Die mit thessalischem Bann die Sterne samt
> Dem Mond herab vom Himmel reißt,
> Die auch den Staub verbrannter Leichen auferweckt.“
>
> Epode V u. XVII.

„Soll ich von Zaubergesang und Roßwut sprechen und Gifttrank,
Den man dem Stiefsohn gab?“ — —

Juvenal VI, 133.

Thessalien, reich an Kräutern, die man zur Zauberei benutzte, war wegen seiner Giftmischer und Zauberer verrufen. Welche Verbrechen in dieser Hinsicht namentlich von Weibern verübt wurden, erwähnt Juvenal VI, 595.

Von dem Zauberpriester Umbro schreibt Virgil:

„Der dem Natterngezücht und den giftaushauchenden Schlangen
Pflegte Schlummer zu streun durch Gesang und der Hände Berührung.“

Äneis VII, 751.

An die Zauberin Canidia ist die fünfte Epode des Horaz gerichtet. Das Thun jener Hexe schildert der Dichter, wie sie gewisse Produkte des Pflanzen- und Tierreichs für ihren Zauber verwendet, vor allen Dingen Federn und Eier des Uhu, letztere mit Krötenblut gefärbt. Dazu benutzt sie geheimnisvolle Opfer.

„Daß ausgedörrte Leber und verbranntes Mark
Ein Liebestränklein kräftige.
— — — — — — — — — —
Eh' sinkt der Himmel unterhalb des Meers hinab,
Und oben breitet sich das Land,
Eh' du nicht so in meiner Lieb' aufloderst, wie
Erdharz in schwarzer Flamme brennt.“

So haben wir uns also jene römischen Unholdinnen zu denken,

„— — zaubernde Weiber, die durch Bannmurmel und Giftkraut
Menschliche Herzen verdrehn.“

Eine Schilderung des Treibens römischer Zauberinnen giebt uns Horaz in der achten Satire des ersten Buches. Im Vollmondschein lesen sie am Esquilin Knochen und Kräuter auf, durchkratzen das Land mit den Nägeln, zerreißen ein schwarzes Lamm und rufen zur Hecate, der Schutzgottheit der Hexerei. Dies Treiben der Hexen beobachtete Horaz am Esquilin zu Rom auf dem „von weißem Gebein scheuseligen Acker“ *).

---

*) Siehe unseren ersten Teil, Kapitel: Der grauenvolle Acker.

Als sich Dido von Äneas verlassen sah, erbot sich eine Priesterin, ihr Zaubermittel zu verschaffen. Virgil in der Äneis nimmt für dies Hexenbild die Farben aus seiner Zeit:

„Diese verheißt, durch Zauber das Herz machtvoll zu entfesseln,
Welchem sie will und zu senden dem anderen quälende Schwermut.
Ströme zu hemmen im Lauf und zurück die Gestirne zu drehen.
Nächtliche Manen entruft sie der Erd'." — —

Virgil, Äneis IV, 487.

Der Dichter beschreibt dann (V. 505 ff.) die von jener Priesterin vorgenommene Zauberhandlung. Zauberkräuter werden gesucht, Zauberwasser schafft man herbei und die Hexe, zwischen Altären stehend, ruft dreimal hundert Götter, unter ihnen Hecate, sowie Diana, Chaos und Erebus.

Die in Rom verachteten Juden betrieben als Geschäft allerlei Hexerei. Zu den Zeiten des Satirikers Juvenal (gest. 122 n. Chr.) hatten sie das Thal der Egeria bei Rom gepachtet und führten, wie es scheint, dort eine Art Zigeunerwirtschaft. Von dort machten die „bettelnden" Jüdinnen Exkursionen, um ihre Hexerei und Weissagung an den Mann zu bringen, wie Juvenal Sat. III, 12 ff. und VI, 542 ff. schildert. Nächst den Juden betrieben auch die Priester der Isis *) allerlei Hexerei. Über letztere äußert sich Cicero in seiner Schrift über die Weissagung:

„Schwärmer sind sie, abergläubisch, Träge oder gar Verrückte."

Buch I, Kap. 58.

Im heidnischen Rom glaubte man allgemein imstande zu sein, jemand tot zu zaubern und benutzte zu dem Ende Bleitafeln, die mit Flüchen und Beschwörungsformeln beschrieben waren **). Solche sind uns erhalten. Von einem gewissen Piso erzählt Sueton, daß er mit Zauberkünsten dem Caligula nach dem Leben trachtete. Diese Verfluchungen und Verzauberungen (devotiones, defixiones), durch welche man sich seiner Gegner zu entledigen suchte, wurden

*) Was die Priester der römischen Kirche thun, ist an zahlreichen Stellen dieses Kapitels erwähnt.

**) Tacitus Annalen II, 69.



zur Zeit eines Tiberius und Nero, als der Aberglaube zunahm, immer häufiger *).

Die antik-römische Anschauung schrieb dem Gebet eine magische Wirkung zu, namentlich den Gebeten der höchsten priesterlichen Würdenträger. Ihr Gebet hatte den Charakter einer Beschwörung. Diese Art der Anrufung hieß Indigitamentum und der Pontifex maximus hatte die Aufsicht über die Gebetsformulare, in denen die Namen der Götter ebenso zahlreich waren, wie in den Gebeten der römischen Kirche die Namen der Heiligen. Plinius in seiner Naturgeschichte XXVIII, 2 erwähnt den von ihm nicht geteilten Glauben an die Zauberwirkung der Gebete, auch nennt er viele Arten dieser letzteren und sagt, man glaube, daß die vestalischen Jungfrauen imstande seien, flüchtige Sklaven durch ihre Gebete festzuhalten. — Die Priesterkollegien besaßen uralte Gebetsformulare für Opfer- und Zeichendeuterei, für Weihungen und Eide, für Abwendung der Übel und Verfluchungen, für Sühnungen und Gelübde, für Umzüge und Heiraten: — alle diese Formeln waren konsekriert, wurden nicht verändert und mußten, um ihre Zauberwirkung zu bewahren, Wort für Wort hergesagt werden. Das römische Gebet war pharisäischer Werkdienst auf der einen Seite, auf der anderen traditionelle Zauberei.

„Jupiter bannen wir her mit des Zaubers gewaltigen Künsten,

— — — — — — — — — —

Wie sie vom Himmel herab Jupiter zogen im Bann,
Soll nicht wissen der Mensch.“ — — —

Ovid, Fasti III, 325.

In der späteren Kaiserzeit kam der Aberglaube durch die Kaiser selbst immer mehr zu Ehren. Oft aus Rom vertrieben, kehrte der „Chaldäische Troß“ (d. h. die Astrologen und Magier) immer wieder nach Rom zurück und bald wimmelte es auch von Zauberern aus Syrien, Ägypten, Babylonien und Persien. Mit ihnen noch nicht zufrieden, nahm man zu den Zauberern der Gallier, den Druiden, sowie zu den Hexen Germaniens und Bri-

*) Zahlreiche Stellen römischer Schriftsteller beweisen dies. Plinius, Hist. nat. XXVIII, 19. Tacitus Annalen IV, 51. XII, 65. XVI, 31.

tanniens seine Zuflucht. Mancher Kaiser scheute sogar Menschenopfer nicht, wenn es galt, Zauber zu üben oder denselben abzuwehren. Die Zauberei setzte sich auf den Thron, herrschte als Königin im römischen Reiche und nahm während der Kaiserzeit in schreckenerregender Weise überhand *).

In der Mithrasgrotte auf Capri hat sich eine Inschrift gefunden, welche auf Menschenopfer hinweist, auf ein ähnliches, welches der schöne Antonius für Kaiser Hadrian darbrachte. Die Inschrift lautet nach Gregorovius:

„Die ihr das stygische Land, ihr guten Dämonen, bewohnet,
Nehmt auch mich nun auf, den Unseligen, nehmt in den Hades,
Den nicht der Moira Gebet fortraffte, die Herrschergewalt nur
Jählings traf mit dem Tod, da schuldlos nimmer ich's ahnte.
Eben noch häufte auf mich der Geschenke so manches der Cäsar,
Aber er hat nun mir und den Eltern vernichtet die Hoffnung,
Noch nicht fünfzehn hab' ich erreicht, nicht zwanzig der Jahre,
Ach und ich schaue nicht mehr das Licht des erleuchtenden Tages,
Hypatos bin ich genannt, dich ruf' ich noch an, mein Bruder,
Eltern, ich flehe zu euch: O weinet nicht länger, ihr Armen."

Wanderjahre I, 101.

Menschenopfer **) dienten zur Kaiserzeit oft als Zaubermittel, so auch wahrscheinlich das oben erwähnte.

„Wie viele Griechen sieht man zu Rom, die, weil sie nichts Besseres gelernt haben, sich als anmaßliche Meister in geheimen Wissenschaften in die Häuser der Großen einschleichen, indem sie aussagen, sie verstünden sich aufs Wahrsagen, Nativitätstellen und Giftmischen, könnten einem durch Zaubermittel zur Liebe der Person, die der Gegenstand der Begierde ist, verhelfen, seinen Feinden hingegen alles Unglück auf den Hals schicken und dergleichen. Mit solchen Künsten kündigen sich diese Landstreicher als Gelehrte an, gehen im Kostüm der Philosophen einher und tragen Bärte, die nicht zu verachten sind."

So schreibt Lucian im zweiten Jahrhundert n. Chr. in einer seiner Satiren, welche zum großen Teil den Aberglauben seiner

---

*) Vgl. Preller, Römische Mythologie (3. Aufl.) II, 419 ff.
**) Preller in der soeben citierten Stelle seiner Mythologie.

Zeit geißeln. Die Mannigfaltigkeit in dem Troß damaliger Hexen und Zauberer lernen wir aus seinen Schriften kennen, wie die nachfolgenden Beispiele beweisen.

Lucian läßt zwei Freundinnen sich über eine aus dem Syrerlande stammende Freundin unterreden. Bacchis empfiehlt sie, dann sagt Melitta: Erinnerst du dich, was die Frau dir abverlangte? Bacchis: Sie nimmt nicht viel, Melitta, nur eine Drachme und ein Brot: darauf müssen noch sieben Obolen liegen, Salz, Schwefel und eine Fackel: dies nimmt die Frau, und ein Krug mit Wein muß zurecht gemacht sein, aus dem sie allein trinkt: desgleichen muß von dem Manne etwas da sein, etwa ein Kleidungsstück, oder Pantoffeln, oder einige Haare, oder so etwas. Melitta: Ich habe seine Pantoffeln. Bacchis: Diese hängt sie auf einen Nagel und räuchert darunter Schwefel, auch von dem Salz streut sie in das Feuer: dabei spricht sie die Namen beider aus, seinen und den deinigen. Hierauf langt sie aus ihrem Busen einen Kreisel hervor und dreht ihn herum, indem sie mit geläufiger Zunge eine Zauberformel in grausigen Worten hersagt. So machte sie es damals: und nach nicht langer Zeit kam Phanias, obwohl seine Altersgenossen ihm Vorwürfe machten, und Phöbis, mit der er zusammen war, ihn sehr bat, wieder zu mir, offenbar infolge der Beschwörung.

Derselbe Lucian schildert uns im Leben des Alexander von Abonoteichos einen jener Zauberer, wie sie damals zu den gewöhnlichen Erscheinungen gehörten, einen jener Magier, welche deshalb florierten, weil der Glaube an Hexen und Zauberer allgemein war. In der That ist diese Biographie am besten geeignet, uns ein Zeitbild zu verschaffen. Schon als Knabe trat Alexander in den Dienst eines jener Betrüger, „die sich mit Magie und Zauberformeln abgeben und versprechen, Liebreiz zu verschaffen, die Feinde geneigt zu machen, Schätze zu heben und Erbschaften zu gewinnen.“ — Lange Zeit spielte dieser Magier, den man allgemein wie einen Gott ehrte, seine Rolle vortrefflich und brachte die römische Welt in Aufregung*).

---

*) Vgl. unseren ersten Teil, Kapitel: Ein heiliger Zauberer.

Lucian in einer anderen Satire, betitelt: „Der Lügenfreund“, verhöhnt den auf Besprechung, heilige Worte, Amulette und sonstigen Zauberkram gerichteten Aberglauben seiner Zeit. Einige Freunde verhandeln über ein Amulett, welches in einer mit Spitzmäusen gefüllten Tierhaut besteht, und streiten, ob es die Haut eines Löwen oder eines Hirsches sein müsse. Im Verlauf der Unterredung werden köstliche Hexen-Meisterstücke erzählt. Ein Babylonier (Magier) hext durch sieben „heilige“ Worte alles Ungeziefer von dannen, sogar einen „bejahrten“ Drachen, citiert Geister, bringt halbverweste Leichen aus der Unterwelt, läßt Hecate erscheinen und zieht den Mond vom Himmel nieder. Ferner wird von einem Syrer berichtet, der Besessene durch Zaubersprüche heilt, indem er die bösen Geister aus ihnen vertreibt. Man will sogar diese Dämonen gesehen haben. „Ich sah einen herausfahren, er war schwarz und sah aus wie Rauch.“ Auch eine Statue wird als Hexenmeister geschildert. Sie bewegt sich, badet, singt, zeigt, kurz gesagt, ein geheimnisvolles Leben (wie heute tausende von Madonnenstatuen Italiens, welche bisweilen schwitzen, die Augen verdrehen oder die Farbe wechseln), und hat die Kraft, Fieberkranke zu heilen (wie heutzutage!). Hierauf tritt ein „Pythagoräer“ ein und erzählt, er sei im Besitz ägyptischer Zauberbücher, wodurch es ihm möglich gewesen, Geister zu bannen. Lucian macht in der Unterredung seine Zweifel geltend, aber alle Genossen erklären, jener Pythagoräer sei ein Mann von übernatürlicher Weisheit. Einer von den an der Unterhaltung teilnehmenden Freunden erzählt von einem ägyptischen Zauberer, der im Besitz von Zauberschriften aus Memphis war und dreiundzwanzig Jahre hindurch in einer Höhle von der Isis in der magischen Kunst unterwiesen ward. Er ritt auf Krokodilen, und diese wedelten mit dem Schwanz, wenn sie ihn sahen, woraus man schließen mußte, daß er ein „heiliger“ Mann sei. Dieser Hexenmeister verwandelt durch Zaubersprüche Besen und Mörserkeulen in lebendige Diener, als aber der Lehrling die Sprüche anwendet, erfolgt jene Scene, welche Goethe in seiner Ballade vom Zauberlehrling schildert. Die Unterredung schließt mit den Worten: „Ein großes Heilmittel gegen solche Dinge gewährt uns die Wahrheit und Vernunft, wenn

wir sie gebrauchen, so wird uns keine von diesen eitlen leeren Lügen verwirren."

Ein Freund der schwarzen Kunst war Kaiser Antoninus. Von ihm erzählt Herodian in seinen Kaisergeschichten (Buch IV, 12), daß er alle irgendwie hervorragenden Zauberkünstler kannte. „Er ließ von allen Orten her die berühmtesten Magier, Sterndeuter und Opferschauer zu sich kommen; auch blieb ihm keiner von denen unbekannt, die von dieser Art Zauberkunst Profession machten. Weil er sie in Verdacht hatte, daß sie ihm nicht die Wahrheit verkündeten, sondern ihm mit ihren Orakelsprüchen zu schmeicheln beabsichtigten, so schrieb er an einen gewissen Maternianus, den er mit Vollziehung aller seiner Regierungshandlungen zu Rom an seiner Stelle betraut hatte, weil er ihn für den treuesten von allen seinen Anhängern hielt und ihn zum Vertrauten aller seiner Geheimnisse machte, und gab ihm den Auftrag: die ausgezeichnetsten Magier auszusuchen, und mittelst einer Totenbeschwörung in Erfahrung zu bringen, welches das ihm (dem Kaiser) gesteckte Lebensziel sei, und ob jemand gegenwärtig nach der Krone trachte. Maternianus vollzog, ohne sich zu bedenken, die ihm von dem Kaiser gegebenen Befehle."

Hand in Hand mit einem grauenvollen Sittenverderben ging in der späteren Kaiserzeit wüster Aberglaube, der uns aus damaliger Litteratur wie ein Riesengespenst angrinst. Diokletian war es, der aufs neue das fußfällige Anflehen und denselben Fußkuß verlangte, welcher heutzutage dem Papst, also auch Leo XIII., geleistet wird, dabei war genannter Kaiser der Knecht des finstersten Aberglaubens und errichtete der Hecate, jener Beschützerin aller Hexen und Magier, ein Heiligtum*). Solche Zustände fand das sich schnell verbreitende Christentum vor, zu welchem Konstantin in ein äußerliches Verhältnis trat. Wir besitzen eine im vierten christlichen Jahrhundert verfaßte römische Geschichte des Aurelius Victor, der es nicht der Mühe wert hält, das Verhältnis Kon-

*) Vgl. Preller, Römische Mythologie (3. Aufl.) II, 425. Über Leo XIII. und den Fußkuß vgl. meine Schrift: Leo XIII. und sein Jubiläum (Leipzig Grunow).

stantins zum christlichen Kultus zu erwähnen. Ein einziger Satz scheint darauf hinzuweisen: „Er lenkte seinen großen Geist auf Erbauung einer Stadt, auf Ordnung der religiösen Verhältnisse und auf neue Gestaltung des Heeres.“ Über Konstantins Tod wird von Victor erwähnt, daß derselbe durch einen Kometen angemeldet wurde, daß Konstantin ein „Christ“ wurde, übergeht jener Geschichtschreiber mit Stillschweigen (Kap. 41). Offenbar hat diese Thatsache auf Victor einen geringen Eindruck gemacht. Wie wenig sich die religiösen Verhältnisse damals im Grunde änderten, ward von uns in mehreren Kapiteln vorliegenden Werkes nachgewiesen *). Auch in Hinsicht der Magier und Hexen blieb es beim alten, trotz der Verbote einer Kirche, welche im Purpur einer Herrscherin neben dem römischen Kaiser thronte. Zur Zeit des Konstantin erblickte Jamblichus das Licht der Welt, welcher ein Hauptvertreter der neuplatonischen Philosophie wurde, die seit dem dritten Jahrhundert als wissenschaftliche Rechtfertigung der Zauberkünste und Beschwörungen, der Mantik und des Dämonenglaubens auftrat und die Verbreitung religiöser Schwärmerei, des Mysticismus und Hexenglaubens mächtig förderte. Die Namen des Pythagoras und Plato wurden als Empfehlung dieser mystischen Philosophie benutzt, in welcher sich orientalische und occidentalische, alte und neue Geheimlehren zu einem Chaos vereinigten. Galt früher Pythagoras als Magier, so im dritten bis fünften Jahrhundert n. Chr. mancher unter den neuplatonischen Philosophen und bald standen einander gegenüber: auf der einen Seite heilige Magier der Heiden, auf der anderen heilige Magier der Christen. Wir kennen jetzt die von der Kirche vorgefundene Welt der Zauberer und Hexen. Sie hat dieses Heidentum nicht besiegt.

Wir fassen jetzt die Gegenwart ins Auge. — Unsere deutsche Sprache ist arm, die italienische reich, auch in Hinsicht jener Nachtunholde. Strega (die Hexe), Stregone (Hexerich), Mago — dies

*) Vgl. unseren ersten Teil, Kapitel: Tempel und Kirchen.

sind allgemein gebräuchliche Ausdrücke. Will man im eigentlichen Sinn eine Hexe von Beruf bezeichnen, so sagt man: Fattuchiera, und nennt ihr Zauberthun: La fattura. Auf Sicilien nennt man den Behexten infattuchiatu oder affatturatu. Besondere Bezeichnungen hat Calabrien, wo die berufsmäßigen Zauberinnen den Namen Magara, Maliarda führen und ein Zauberer Magaru heißt. Oft nennt man dort eine Magara auch Zia, Tante, oder Comare, Gevatterin. Zauberei heißt Magaría, Beschwörungsformeln Carmi, auch Bestemmie (Flüche). Fare u carmu bedeutet beschwören*).

Hier folgen zunächst Bilder aus dem Leben Neapels, worauf ich den Leser nach Rom, Griechenland, in die Abruzzen, Calabrien und Sicilien führen werde.

Eine Mutter sitzt voll Sorge am Bett ihrer einzigen, achtzehnjährigen Tochter, die Hand des Kindes in ihrer Rechten. Die Mutter, eine Wäscherin, wohnhaft in einer dunklen Straße der Vorstadt St. Giovanni, ist ratlos, sie hat mit den Nachbarinnen die Sache besprochen und geäußert, man möge einen Arzt rufen, ein Vorschlag, der von allen benachbarten Wäscherinnen, Händlerinnen, Nähterinnen mit Entrüstung abgewiesen ward, denn sämtliche niederen Volksklassen haben zu den Ärzten nicht das mindeste Vertrauen. Statt dessen haben die Gevatterinnen allerlei Getränke gebraut, auch der Allerweltsonkel, der Kapuziner Fra Giusto, hat ein Tränklein gebracht, aber alles ohne Erfolg. Heute kommen alle Gevatterinnen wieder, unter ihnen auch die Donna Palomba, welche in der nächsten Straße einen Obstladen besitzt. Donna Palomba — das weiß ja jedes Kind — ist im Besitz uralter Beschwörungsformeln, Carmi (Lieder) genannt, und diese sollen ihre Heilkraft bewähren. Todesschweigen herrscht im Stübchen. Die alte Palomba neigt ihr Haupt zum bleichen Angesicht der Kranken, berührt mit ihrer Zunge die Stirn der letzteren, nimmt einige Salzkörnlein in den Mund, macht allerlei Zeichen und murmelt unverständliche Worte. Das Werk ist vollbracht und nun befiehlt die Alte, das Bett an die entgegengesetzte Wand zu rücken.

---

*) Vgl unseren zweiten Teil, Kapitel: Der böse Blick.

Gesagt, gethan. Kaum aber hat man das Bett von der Stelle gerückt — da . . . was ist das? Aller Augen wenden sich auf einen seither vom Schatten des Bettes bedeckten, jetzt frei daliegenden Gegenstand. Die Mutter beugt sich nieder, erfaßt diesen Gegenstand und schleudert ihn mit lautem, Mark und Bein durchbohrendem Schrei zu Boden. — „La Strega, la Strega!“ (Die Hexe, die Hexe!), so tönt der Angstruf, so schreien die Gevatterinnen, stürmen auf die Straße; bald klingt es von einem Ende derselben bis zum andern: „La Strega, la Strega!“ und schnell sind einige hundert Personen in der Nähe des Schreckensortes versammelt. Was ist geschehen? Was hat man entdeckt? Dort liegt ein Etwas, welches einer kleinen Puppe ähnlich sieht, letztere ist gebildet aus einem Stück rohen Fleisches, umgeben von einem Kleidchen, jenes Fleisch aber, der Menschengestalt nachgeformt, steckt voll von Nadeln. Jedes Kind weiß, wie dies mysteriöse Etwas entstanden ist und was es zu bedeuten hat. Eine Strega hat es auf dem Leder einer Schellentrommel geformt, eine Strega hat jene Nadeln unter Verwünschungen hineingestochen und dann dies infernalische Zaubermittel unter jenes Bett gelegt. Dies alles hat die „Hexe“ im Auftrag eines Feindes oder einer Feindin der Concetta gethan, um letzterer Krankheit und Tod zu bringen. Es ist allbekannt, daß zur Zeit eines Tiberius, eines Nero in Rom wilder Aberglaube herrschte, welcher damals jene Verzauberungen eingab, durch die man sich seiner Feinde zu entledigen suchte, und der Leser könnte meinen, daß wir vorstehend eine Begebenheit aus jener finsteren Periode berichteten. Solchen Irrtum berichtigend, bemerken wir, daß obiges Faktum dem Monat Oktober 1884 angehört und daß von Zeit zu Zeit ähnliche Fakta an die Öffentlichkeit gelangen.

Also wirkliche, lebendige Hexen? Um die Fragen des Lesers in Hinsicht dieser Wesen zu beantworten, dürfen wir nicht an die sogenannten „Strigen“ des antiken Aberglaubens erinnern. Ebenso wenig dürfen wir zum Vergleich die Hexen des Macbeth heranziehen, denn diese Zauberschwestern „gleichen nicht den Bewohnern dieser Erde“, sie „sie schweben durch Dunst- und Nebelhöh'n“, wie unsere Blocksbexen, wie diejenigen, welche sich einst unter jenem

berüchtigten Nußbaum bei Benevento, auf Ziegenböcken reitend, zu versammeln pflegten. Unsere Strega entspricht nicht jenem Riesenweib, welches einem Drusus an der Elbe oder einem Attila am Lech entgegentrat, ebenso wenig gleicht sie den Walen und Nornen germanischer Vorzeit. In seinem Roman: „Die letzten Tage Pompejis" schildert Bulwer — allzu phantastisch — eine am Vesuv wohnende Hexe, welche mit ihrem Zaubertrank der Liebe und dem Hasse ihrer Kunden dient. An diese Strega möchten wir erinnern und dabei das Sprüchlein der Macbethschen Unheilsschwestern citieren:

„Mächtiger Zauber würzt die Brühe,
Höllenbrei im Kessel glühe."

Die italienische Sprache bildet von dem Worte Strega das Wort Stregone und zeigt damit an, daß es nicht nur weibliche, sondern auch männliche Hexen giebt. In beiden Klassen giebt es sogar solche, welche unfreiwillig andere behexen, also Hexen und Zauberer wider Willen. Bis ins orientalische Altertum hinein verliert sich der Glaube an den bösen Blick und seinen dämonischen Einfluß, ein Wahn, welcher das gesamte griechisch-römische Altertum beherrschte und in ungeschwächter Kraft heutzutage im ganzen Süden Italiens eine tyrannische Herrschaft ausübt. Das hiesige Volk hat oft seinen Herrn gewechselt, jener Tyrann aber ist geblieben, man steht in dieser Hinsicht ungefähr auf demselben Punkt, wie zur Zeit des Altertums *).

Im Jahre 1886 Anfang August wandte in Neapel ein eifersüchtiges Mädchen gegen ihren Liebhaber eine „fattura a morte" an, welche die Zeitung „Il Piccolo" also beschrieb: Der Kopf

*) Über den bösen Blick siehe das betr. Kapitel in unserem zweiten Teil. Das erwähnte Stück Fleisch, mit Nadeln gespickt, erinnert an einen Prozeß im vierzehnten Jahrhundert. Robert von Artois hatte eine aus Wachs gebildete, geweihte Figur als Zaubermittel gegen den französischen König und eine andere gegen die Königin benutzt. Deshalb Anklage und Prozeß, den ein gewisser Lancelot ausführlich beschrieben hat. Siehe Piqué, Dizionario infernale p. 304 (Mailand 1874). Delrio in seinen Disquisitions magiques führt ähnliche Hexereien vor, ebenso Bodin in seiner Demonomanie.

eines Widders ward von einer Fattuchiera (Hexe) unter satanischen Verwünschungen mit Nägeln gespickt und im geheimen in die Erde eines großen Blumenkübels, der auf dem Balkon jenes Treulosen stand, versenkt. Das war eine „fattura a morte“, todbringende Zauberei, denn wie jener Kopf verweste, mußte der Liebhaber hinsiechen. Man fand den Kopf und die ganze Nachbarschaft geriet in die größte Aufregung, denn sie glaubt an solche Hexerei.

Zahllos waren, wie oben gezeigt, zur römischen Kaiserzeit diejenigen, welche die magische Kunst ausübten, Zauberer, Sterndeuter, Weissager, mit dem Glorienschein überirdischen Beistandes versehen, in den Palästen der Kaiser hochgeehrt, als Winkelzauberer den Armen den letzten Groschen ablockend, bisweilen verbannt, aber stets wieder sich einschleichend. Und heutzutage? Heran, ihr Biedermänner, Nachkommen jener Hexenmeister, Magier, Zauberer, Schüler des großen Magiers Cagliostro, heraus aus euren Winkeln und Nestern! — Da kommen sie, eine zum Erschrecken große Zahl, alle vom Aberglauben des armen Volkes genährt, Betrüger und Selbstbetrogene. Das Regiment teilt sich in Bataillone. Dort stehen zunächst die Kabbalisten, welche Inspiration aus der unsichtbaren Welt empfangen und sich einer philosophisch-mathematischen Geheimkunst rühmen, vermöge deren sie imstande sein wollen, glückbringende Lottonummern zu berechnen. Was dem Tiberius ein Thrasyllus, was dem Wallenstein ein Seni war, das ist in Neapel für Tausende und Abertausende — darunter die hohen und höchsten Stände — der Kabbalist, dessen Zunft eine sintflutartige Litteratur in Umlauf setzt. Drüben erblicken wir eine andere Schar, genannt die „Beigestandenen“, das heißt solche, denen Geister zuhilfe kommen, ohne daß sie nötig hätten, sich im Schweiße ihres Angesichts mit dem Mysterium der „Philosophie“ zu befassen. Diese Hexenmeister dienen, wie die obigen, der Gewinnsucht, nennen Zahlen und genießen verschiedenes Ansehen, ebenso, wie wir es bei den Goldmachern früherer Jahrhunderte finden *).

Unsere Hexenmeister haben die Revue passiert, die letzte Ab-

---

*) Vgl. unseren ersten Teil, Kapitel: Orakel und Giuoco piccolo.

teilung unseres Regiments tritt jetzt vor, das Bataillon der Amazonen, — kurz gesagt, der Hexen. „Nun, ihr geheimen Nachtunholde, was macht ihr da?“ Wir betrachten den uns produzierten Zauberkessel und erhalten Belehrung über Liebestränke, welche in demselben unter Anwendung des Zaubersegens gebraut werden:

„Spart am Werk nicht Fleiß und Mühe,
Feuer glühe, Kessel sprühe!“

Eine Hauptingredienz des Liebestranks besteht aus einer zu Pulver verbrannten Haarlocke. Wir erfahren auch von anderen Zaubermitteln, bei denen Hundezähne, Menschenknochen, Hühnerblut (Hund und Henne müssen schwarz sein) eine wichtige Rolle spielen. Von hoher Bedeutung ist die Bindekunst unserer Hexen, die oft genug von Ehefrauen in Anspruch genommen wird, welche sich die Treue ihrer abwesenden Männer sichern wollen. Da wird ein Knoten unter Zaubersprüchen gebunden, der fester hält, als jener gordische, den Alexander nicht lösen konnte. Ebenso erhalten wir einen Einblick in die Anzahl von Zaubersprüchen, welche Heiliges und Profanes vermengen und für böse und gute Zwecke dienen. Verfasser hat seiner Raritätensammlung eine Sammlung derselben einverleibt.

Als im Jahre 1656 die Pest in Neapel wütete, schrieb man ihr Kommen den unheilvollen „Stregen“, oder magischen Kräften zu, andere behaupteten, sie sei ein Vorbote des jüngsten Tages. Man meinte nämlich, daß die Sintflut im Jahre 1656 v. Chr. gewesen und daß dementsprechend das Weltende im Jahre 1656 n. Chr. sein müsse. Das leidende Volk behauptete, die Pest sei eine Folge von Gift, welches Hexenhände in die Brunnen gestreut hätten. Mancher, der in Verdacht stand, ein solcher Stregone zu sein, ward ermordet *).

Als vor ca. 54 Jahren die Cholera einen großen Teil Europas heimsuchte, erfand der Jesuit Padre Bernard ein Mittel wider dieselbe, welches in Angers und Gand sich angeblich glänzend be-

*) „Archivio storico per le provincie di Napoli“ I, 329.

währte. In den dortigen Konventen der Jesuiten standen mehrere Padri Tag und Nacht am Verkaufstisch und die Wunderflaschen gingen reißend ab. — Das Rezept? Man nimmt ein Gefäß, schöpft mit demselben Quellwasser, legt in dasselbe eine Medaille mit dem Bild des heiligen Ignatius, die Zauberkraft der letzteren wird vom Wasser aufgesogen, das Heilmittel ist fertig.

Im Jahre 1885 tauchte in Neapel ein Magier auf, ein Franziskaner, der sich Fra Angelo nannte, und große Dinge wurden von ihm erzählt. Er sollte im Besitz von Wunderkräften sein, die ihm durch einen Bambino, ein Holzbild des Christuskindes, zugeführt würden. Dazu war er als Wohlthäter bekannt, der fleißig kollektierte und dadurch allerlei Anstalten unterstützte. Er deutete Träume, heilte Kranke, lebte in strenger Askese und — sagte glückliche Lottonummern voraus. Längere Zeit hörte man nichts von ihm, bis plötzlich sein Name als der eines gerichtlich Angeklagten wieder auftauchte. Auf der Anklagebank saßen mit ihm vier andere Franziskaner, und der Prozeß bot ein besonderes Interesse wegen der Aussagen der Zeugen, die zur Verteidigung erschienen. Ich hatte selbst Gelegenheit, einem Zeugenverhöre beizuzuwohnen und wahrzunehmen, mit welchem festen Glauben jene Zeugen, oft voll Begeisterung von den Wundern des „heiligen" Fra Angelo berichteten. Wie ein Orpheus hatte er Tiere angelockt, wie ein St. Franziskus mit den Tieren geredet, Visionen und extatische Zustände gehabt; böse Geister hatten mit ihm gekämpft, waren aber besiegt worden; Kranke hatte er gesund gemacht, die Zukunft vorausgesagt, und dies alles durch Hilfe seines Bambino. Von diesem Holzbild ward allgemein geglaubt, daß es mit seinem Besitzer rede, ihm Offenbarungen mache, ja, daß es selbst Speise und Trank zu sich nehme! Andere berichteten, daß Fra Angelo ihnen im Traum erschienen sei, um inbetreff einer Krankheit Enthüllungen zu machen, also ebenso, wie einst Äsculap den in seinem Tempel Schlafenden die Mittel zur Krankenheilung offenbarte. Wie ein Orakel ward Fra Angelo aufgesucht; es ward ein Brief aus Rom vorgelegt, worin ein Vater ihn bat, durch Vermittelung des Bambino es dahin zu bringen, daß sein Sohn bei der militärischen Losung vom Dienste befreit werde. Daß

zwischen einem Fetisch und jenem hölzernen Bambino ein Unterschied sei, läßt sich nicht behaupten. Beide dienen demselben Zweck; von beiden wird dasselbe erwartet, auch der bekannte Bambino in dem Franziskanerkloster auf dem Kapitol wird noch immer als letztes Mittel zu Schwerkranken gefahren, wo man aus einem Wechsel seiner Farbe auf die Zukunft des Kranken schließt.

Den größten Hexenmeister der Neuzeit hat Süditalien produziert, wir meinen G. Balsamo aus Palermo (geb. 1743), der sich Graf Cagliostro nannte und als Zauberer das Mögliche und Unmögliche leistete. Er besaß den Stein der Weisen, machte Elexiere wider den Tod, Medizin um die verlorene Jugendkraft wieder zu erlangen, rief Geister, kam als Magier zu den Kranken und behauptete, einen Edelstein zum Wachsen bringen zu können. Viele Jahre durchreiste und betrog er halb Europa. Dieser Magier ist einer unter vielen auf dem Boden der römischen Kirche gewachsenen Hexenmeistern, welche mit den heidnischen Zauberern eine lange Reihe bilden. An der Spitze steht in grauer Vorzeit Zoroaster, dessen Gebeine ebenso verehrt wurden, wie später die Knochen der Sante. Dann steht in dieser Reihe Simon Magus, Apollonius von Tyana, Alexander von Abonoteichos, daran reihen sich die „christlichen", ein Benedikt IX. Papst, ein Cecco d'Ascoli im 14., eine Jeanne d'Arc in demselben Jahrhundert, ein Cardano, ein Nostradamus im 16. Jahrhundert und viele andere, sei es, daß sie sich Magier nannten, oder für solche angesehen wurden. Wie man aus Virgil *) einen Magier machte, so verwandelte der Volksglaube auch die Heiligen in solche. Ihnen allen wurden Zauberkräfte beigelegt, sei es, daß sie dieselben bei Lebzeiten besaßen, oder nach dem Tode äußerten. Frühere Kapitel haben Beispiele gebracht. Wenn St. Francesco di Paola auf seinem Mantel über das Meer schwamm, so denken wir an Faust, wenn St. Vincenzo einen Mann in der Luft festhielt, so war dies Zauberei, St. Petrus kämpfte mit Simon Magus und war letzterem an Zaubermacht überlegen. König Abgar von Edessa sah

*) Siehe unseren ersten Teil, Kapitel: Auch ein Heiliger, im zweiten Teil, Kapitel: Ein Vergessener.

währte. In den dortigen Konventen der Jesuiten standen mehrere Padri Tag und Nacht am Verkaufstisch und die Wunderflaschen gingen reißend ab. — Das Rezept? Man nimmt ein Gefäß, schöpft mit demselben Quellwasser, legt in dasselbe eine Medaille mit dem Bild des heiligen Ignatius, die Zauberkraft der letzteren wird vom Wasser aufgesogen, das Heilmittel ist fertig.

Im Jahre 1885 tauchte in Neapel ein Magier auf, ein Franziskaner, der sich Fra Angelo nannte, und große Dinge wurden von ihm erzählt. Er sollte im Besitz von Wunderkräften sein, die ihm durch einen Bambino, ein Holzbild des Christuskindes, zugeführt würden. Dazu war er als Wohlthäter bekannt, der fleißig kollektierte und dadurch allerlei Anstalten unterstützte. Er deutete Träume, heilte Kranke, lebte in strenger Askese und — sagte glückliche Lottonummern voraus. Längere Zeit hörte man nichts von ihm, bis plötzlich sein Name als der eines gerichtlich Angeklagten wieder auftauchte. Auf der Anklagebank saßen mit ihm vier andere Franziskaner, und der Prozeß bot ein besonderes Interesse wegen der Aussagen der Zeugen, die zur Verteidigung erschienen. Ich hatte selbst Gelegenheit, einem Zeugenverhöre beizuzuwohnen und wahrzunehmen, mit welchem festen Glauben jene Zeugen, oft voll Begeisterung von den Wundern des „heiligen" Fra Angelo berichteten. Wie ein Orpheus hatte er Tiere angelockt, wie ein St. Franziskus mit den Tieren geredet, Visionen und extatische Zustände gehabt; böse Geister hatten mit ihm gekämpft, waren aber besiegt worden; Kranke hatte er gesund gemacht, die Zukunft vorausgesagt, und dies alles durch Hilfe seines Bambino. Von diesem Holzbild ward allgemein geglaubt, daß es mit seinem Besitzer rede, ihm Offenbarungen mache, ja, daß es selbst Speise und Trank zu sich nehme! Andere berichteten, daß Fra Angelo ihnen im Traum erschienen sei, um inbetreff einer Krankheit Enthüllungen zu machen, also ebenso, wie einst Äsculap den in seinem Tempel Schlafenden die Mittel zur Krankenheilung offenbarte. Wie ein Orakel ward Fra Angelo aufgesucht; es ward ein Brief aus Rom vorgelegt, worin ein Vater ihn bat, durch Vermittelung des Bambino es dahin zu bringen, daß sein Sohn bei der militärischen Losung vom Dienste befreit werde. Daß

zwischen einem Fetisch und jenem hölzernen Bambino ein Unterschied sei, läßt sich nicht behaupten. Beide dienen demselben Zweck; von beiden wird dasselbe erwartet, auch der bekannte Bambino in dem Franziskanerkloster auf dem Kapitol wird noch immer als letztes Mittel zu Schwerkranken gefahren, wo man aus einem Wechsel seiner Farbe auf die Zukunft des Kranken schließt.

Den größten Hexenmeister der Neuzeit hat Süditalien produziert, wir meinen G. Balsamo aus Palermo (geb. 1743), der sich Graf Cagliostro nannte und als Zauberer das Mögliche und Unmögliche leistete. Er besaß den Stein der Weisen, machte Elexiere wider den Tod, Medizin um die verlorene Jugendkraft wieder zu erlangen, rief Geister, kam als Magier zu den Kranken und behauptete, einen Edelstein zum Wachsen bringen zu können. Viele Jahre durchreiste und betrog er halb Europa. Dieser Magier ist einer unter vielen auf dem Boden der römischen Kirche gewachsenen Hexenmeistern, welche mit den heidnischen Zauberern eine lange Reihe bilden. An der Spitze steht in grauer Vorzeit Zoroaster, dessen Gebeine ebenso verehrt wurden, wie später die Knochen der Sante. Dann steht in dieser Reihe Simon Magus, Apollonius von Tyana, Alexander von Abonoteichos, daran reihen sich die „christlichen", ein Benedikt IX. Papst, ein Cecco d'Ascoli im 14., eine Jeanne d'Arc in demselben Jahrhundert, ein Cardano, ein Nostradamus im 16. Jahrhundert und viele andere, sei es, daß sie sich Magier nannten, oder für solche angesehen wurden. Wie man aus Virgil*) einen Magier machte, so verwandelte der Volksglaube auch die Heiligen in solche. Ihnen allen wurden Zauberkräfte beigelegt, sei es, daß sie dieselben bei Lebzeiten besaßen, oder nach dem Tode äußerten. Frühere Kapitel haben Beispiele gebracht. Wenn St. Francesco di Paola auf seinem Mantel über das Meer schwamm, so denken wir an Faust, wenn St. Vincenzo einen Mann in der Luft festhielt, so war dies Zauberei, St. Petrus kämpfte mit Simon Magus und war letzterem an Zaubermacht überlegen. König Abgar von Edessa sah

*) Siehe unseren ersten Teil, Kapitel: Auch ein Heiliger, im zweiten Teil, Kapitel: Ein Vergessener.

in Christus einen Magier, dessen zauberhafte Schutzmacht er begehrte.

Auf der Piazza Navona in Rom war bis zum Anfang unseres Jahrhunderts der Markt für Amulette. Da sah man Magier und Doktoren, da wurden Bilder der Santi verkauft. Der eine rühmte die Kraft des St. Domenico wider Schlangenbisse, der andere die Macht des Manna di St. Nicola, der eine zeigte Bilder der Madonna di Loreto, ein anderer die sogenannten Agnus-Dei des heiligen Jakobus von Compostella und Amulette gegen die Pest, ein dritter weissagte Lottonummern, ein vierter rühmte Bilder des St. Michael. Dicht dabei stand auf einem Tisch ein Jesuit, schwang das Kreuz und mahnte zur Pönitenz *).

In Rom befindet sich seit Jahrhunderten eine Vorratskammer für die zum Export bestimmten Reliquien. Als zur Zeit Pius IX. der Bischof von Arras, Mons. Parisis, um Reliquien nachsuchte und solche vom heiligen Labre erbat, sandte man ihm die Beine des letzteren. Als diese Sendung in Arras anlangte, sah man, daß es Linksbeine waren und legte sich die Frage vor, ob es Heilige dieser Art gebe. Als man schließlich vermutete, es könne ein Irrtum vorliegen, schickte man ein Bein zurück und erhielt statt dessen ein anderes **). Die Reliquien enthalten, so lehrt die Kirche, magische Kräfte für Heilungen und sonstige Zwecke. Schon die Gebeine des St. Felix in Nola im fünften Jahrhundert schwitzten Manna aus ***).

Als die mit Ungeziefer bedeckte Leiche des heiligen Jos. Labre in Rom gefunden und in der Kirche St. Maria dei Monti aufgebahrt wurde, schnitten die Herbeiströmenden ihm den Bart und das Haupthaar ab und trugen diese Beute als zaubermächtige Amulette heim †). Zauberkräfte befanden sich, so wähnte man,

*) Silvagni, La Corte e la Società Romana I. 82. Hexen, Magier, Astrologen, Wunderthäter, Beschwörer fanden sich im heidnischen Babylon.

**) „Amico di casa“ 1883, p. 19.

***) Vgl. unseren ersten Teil, Kapitel: Fünfzehnhundert Jahre.

†) Silvagni, a. a. O. II, 268. Über den heiligen Labre vgl. unseren ersten Teil, Kapitel: Ein heiliger Zauberer, sowie die Schrift: Leo XIII. und sein Jubiläum (Leipzig 1888 Grunow).

in diesen Dingen, und ähnliche Scenen sind tausendfältig vorgekommen. Man möchte hier citieren, was Cicero in seiner Schrift de divinatione II, 72 sagt: „Denn, um die Wahrheit zu sagen, ein Aberglaube, der sich über die Völker verbreitet, hat sich fast aller Gemüter und der menschlichen Schwäche bemeistert."

Zur Zeit Klemens XIV. (gest. 1774) hatten die Jesuiten Roms eine „Strega", namens Bernardina Berussi, in ihrem Dienst, die sie als inspiriert bezeichneten. Sie mußte zugunsten der Jesuiten und zum Schaden des Papstes, der später den Jesuitenorden aufhob, prophetische Aussprüche thun. Ein anderes Werkzeug ähnlicher Art war Anna Terese Pali, welche angeblich die Wunden Christi an ihrem Leibe trug, wie zu Anfang unseres Jahrhunderts Kath. Emmerich. Die Jesuiten verteilten Reliquien der lebendigen Teresa, von ihrem Haar und Blut. Furcht vor Hexen war im päpstlichen Rom allgemein *) und oft wurden arme Weiber öffentlich als Streghe insultiert. Viele Hexen lebten von der Zubereitung der filtri d'amore (Liebestränke) und der sonstigen nicht näher zu bezeichnenden Zaubermittel.

Im Oktober 1889 erließ die Polizeibehörde in Rom einen Haftbefehl gegen eine „Maga" namens Mingoni und einen Magus, der sich De Cornelio nannte und „Professor" titulieren ließ. Zugleich wurden alle weiblichen und männlichen Zauberer und Hexen im heutigen Rom unter polizeiliche Überwachung gestellt. Dabei stellte es sich heraus, daß sich in dieser einst dem Papst gehörenden Stadt eine ansehnliche Schar solcher Magier befindet, Männer und Weiber der Cabala, des Libro magico und Filtri combinati (Zaubertränke). In Rom beschrieb zu den Zeiten des Augustus Ovid das Thun einer berühmten dortigen Hexe namens Diptas:

„Sie kennt magische Künst' und aäische Zaubergesänge,
Und zu der Quelle zurück wendet durch Kunst sie den Fluß.
Wohl versteht sie, was Kraut, was Garn, auf gedreheter Weise
Umgeschwungen, was Schleim brünstiger Stuten vermag.
Hat sie's gewollt, so bezieht sich der ganze Himmel mit Wolken,
Hat sie's gewollt, scheint klar über die Erde der Tag.

*) Silvagni, a. a. O. I, 209.

Schimmern sah ich, wofern man mir glaubt, vom Blute die Sterne;
Purpurfarbig von Blut waren die Züge des Monds.
Ich vermute, sie fliegt durch die nächtlichen Schatten, verwandelt,
Und ihr greisiges Haupt werde mit Federn bedeckt;
Ich vermut's und man spricht's. Auch ein doppelter Stern in den Augen
Funkelt ihr und das Licht kommet aus doppeltem Kreis.
Alten Gräbern entführt Urgroßväter ihr Zauber
Und durch langen Gesang spaltet die Erde sie auf."

Ovid, Liebesges. I, 8 *).

Solche Weiber betrieben in Rom die Zauberei als Geschäft, ebenso heute in Italien.

Am 1. Dezember 1890 (achtzehnhundertneunzig) stand vor dem Tribunal in Turin eine gewisse Angela Filipone, vom Volke als Strega bezeichnet, als solche viel beschäftigt. Sie war berühmt wegen ihrer Filtri d'amore und hatte ein Pulver erfunden, welches sie Concordia und Imperatoria nannte. Weil sie im Besitz der Banchetta magica zu sein behauptete, zahlreiche Zauberwallfahrten zum Kapuzinerkloster machte, so waren ihre Filtri von großer Kraft. Sie hatte sich von einer Klientin nach und nach für Liebestränke 6000 Lire zahlen lassen, von einer anderen ebenfalls eine bedeutende Summe, und als beide keinen Erfolg bei ihren amanti hatten, klagten sie beim Tribunal. Die Prozeßverhandlungen wurden von vielen Zeitungen veröffentlicht **).

Die römische Kirche behauptet, daß der Jesuit Friedrich Spee der erste Bekämpfer der Hexenprozesse gewesen sei. Dies ist eine Unwahrheit. Schon längst vor dem genannten trat der deutsche Arzt Johann Weyer gegen das Hexenbrennen auf, ebenso Hermann Witekind, Professor in Heidelberg. Jene drei genannten richteten mit ihren Schriften nichts aus, und erst am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts haben zwei deutsche Männer dem Hexenwahn wirkungsvolle Stöße versetzt, Balthasar Bekker, reformierter Pfarrer in Amsterdam, und Christian Thomasius, Professor der Jurisprudenz in Halle ***). Die Hauptstadt der römischen Kirche ist bis heute,

*) Ähnliches Ovid, Ars amandi II, 106.
**) Siehe „Pungolo" 1890, Nr. 336.
***) Vgl. „Christliche Welt" a. a. O.

wie wir oben sahen, nicht frei von Hexen und Zauberern, die Stadt, wo der Papst wohnt, ist in allen heidnischen und christlichen Jahrhunderten voll von finsterm Aberglauben gewesen und die römische Kirche besitzt den traurigen Ruhm, daß in ihrer Mitte der Giftbaum einer Hexenlitteratur emporwuchs, die als grauenhaft zu bezeichnen ist und alles übertrifft, was die finstersten Zeiten der römisch-heidnischen Kaiserzeit in jener Hinsicht geleistet haben. Ich nenne z. B. das seiner Zeit berühmte Hexenbuch von Delanire, gestorben in Paris 1630, ferner die Demonomania von Bodin, gestorben 1596, die Untersuchungen über Zauberei vom Jesuiten Delrio in Antwerpen 1611, das Geisterbuch von Pietro Loyer, 1550, welches derselbe mit der Widmung: Deo optimo Maximo versah, die Magia naturale von G. Porta, geboren in Neapel 1550, endlich den schauderhaften „Hexenhammer", verfaßt unter Papst Innocenz VIII. 1484.

Anstatt dem Glauben an Magie und Magier entgegenzutreten, hat die römische Kirche denselben bisher gefördert.

Wie einst den Gebeten des Pontifex und der Vestalinnen magische Kräfte beigelegt wurden, so gilt dies noch jetzt von dem „Segen", welcher vom Vatikan aus so oft in alle Welt „versandt" wird, namentlich an Sterbende. Auch den Rosenkranzgebeten wird magische Wirkung beigelegt, sie wirken unbedingt, wie auch Alfonso de Liguori bezeugt. Dem Rosenkranz hat Leo XIII. den Oktober geweiht.

Der Rosenkranz ist bei den Anhängern des chinesischen Buddhismus allgemein üblich, und die Gebete der Priester werden in den buddhistischen Tempeln ebenso mechanisch gemurmelt, wie in den römisch-katholischen Kirchen Italiens. Dr. Pander, ein deutscher Professor in Peking, hat Ende 1889 in Deutschland solche und andere Dinge enthüllt.

Fassen wir ein anderes Gebiet ins Auge. In dem Städtchen Gattatico bei Reggio geschah im Mai 1890 folgendes: Eine Frau litt an Epilepsie und allseitig ward angenommen, daß eine Behexung im Spiele sei. In diesem Glauben wurde die Familie

*) Vgl. „Das Echo" 1889, Nr. 379.

der Kranken durch einen Priester bestärkt, der eine Beschwörung vornahm, aber ohne Erfolg. Darauf behauptete dieser „Ministro di Dio“, die Kranke habe etwas Teuflisches in ihrem Bett. Man fand im Bettstroh einige Federn und Äpfelschale. Beide Teufeleien wurden durch den Priester verbrannt und mit der Asche bestreute dieser das Krankenzimmer. Als dies nicht half, behauptete man, daß eine alte, häßliche Frau die Stregoneria (Hexerei) ausgeübt habe, und man hätte sich an ihr vergriffen, wenn nicht das Gericht sich der Sache angenommen hätte. Der Priester ward vor das Tribunal gestellt *).

Also auch die Priester besitzen, wie einst im heidnischen Rom die Priester der Isis, Zauberkräfte. Beachten wir also, daß die Praxis der Kirche solche in ihren Amuletten und Reliquien, ihren Heiligen und Priestern zu besitzen behauptet. Damit nicht zufrieden, verwandeln sie auch ihre Bilder in Zauberer. Wir haben es hier nicht mit einzelnen Vorkommnissen, sondern mit gewöhnlichen Dingen zu thun, nicht mit dem Wahn niederen Volkes, sondern mit Behauptungen, welche von Bischöfen und Päpsten feierlich ausgesprochen worden sind.

Cicero in seiner Schrift über die Weissagung erzählt (II, 27): „Dem Senat wurde gemeldet, es habe Blut geregnet, auch hätten die Statuen der Götter geschwitzt.“ Er fährt fort: „Glaubst du, daß dies geschehen ist?“ Dann fährt er fort und sagt, daß sich solche Dinge leicht erklären lassen. „Solche Dinge erscheinen in Kriegszeiten bei furchtsamen Leuten häufiger und werden in Friedenszeiten nicht so sehr bemerkt. Sie werden bei Furcht und Gefahr leichter geglaubt und ungestrafter erdichtet.“

Die römische Kirche hat jenen heidnischen Aberglauben in Hinsicht solcher Bilderwunder tausendfältig bis heute gefördert und ihre Zauberbilder, welche schwitzen und reden, wiederholen oft buchstäblich heidnische Legenden.

Von einer Statue der Minerva erzählt Virgil:

„— — — Da entlodert schimmernd
Ihrem gehobenen Blicke die Glut, und die Glieder herabrann

*) Vgl. „Roma“ 1890, Nr. 104.



Salziger Schweiß, und sie selbst dreimal vom Boden (o Wunder)
Sprang sie empor.“ — — —

Äneis II, 171.

Als die Legionen zum Gegenkaiser des Claudius übergehen wollten, waren die Feldzeichen plötzlich so schwer, daß man sie auf keine Weise aus dem Boden ziehen und fortschaffen konnte *). Das galt als Zeichen der in ihnen wohnenden Zauberkraft.

Daß Götterstatuen weinten und schwitzten, erwähnt Lucan in seinem Lied Pharsalia I, 556, ebenso sagt Virgil, daß zur Zeit der Ermordung des Cäsar die elfenbeinernen Statuen in den Tempeln geweint und die ehernen geschwitzt hätten:

„Häufig erscholl auch lautes Getön durchs Schweigen der Haine
Wemutvoll thränt Elfengebein in den Tempeln, Metall schwitzt.“

Lied vom Landbau I, 480.

Livius V, 22 erzählt, daß die Römer nach Eroberung der Stadt Veji die Juno (d. h. ihr Bild) aus dieser Stadt entführten. Beim Transport dieser Statue wandte sich ein Begleiter an die Göttin mit der Frage: Visne Romam ire, Juno? (Willst du nach Rom gehen, Juno?) Darauf riefen alle übrigen, welche dabei waren, daß die Göttin zusagend genickt habe.

Von Caligula erzählt Sueton: Seine bevorstehende Ermordung ward durch viele Wahrzeichen verkündigt. In Olympia ließ das Jupiterbild plötzlich ein solches Gelächter hören, daß die Arbeiter von den wankenden Gerüsten entflohen. Als ein den Tod des Nero meldendes Vorzeichen erwähnt Sueton im Leben desselben Kap. 46, daß die Larenbilder zur Erde stürzten. Als Schutzmittel gegen Verschwörungen diente dem Nero eine kleine ihm von einem Plebejer geschenkte Statue, die er als Gottheit verehrte und von der er glaubte, daß sie die Zukunft voraussage. Im übrigen waren ihn die Götterkulte lächerlich, Kap 56.

Quintus Symmachus, ein griechischer Dichter des fünften Jahrhunderts, erzählt vom Zauber trojanischer Statuen:

„Aber die Dardaner weihten den endlos waltenden Göttern
Spenden des lieblichen Weins; denn freudiges Hoffen bewegte
Ihnen das Herz, zu entrinnen der Not des vertilgenden Krieges.

*) Sueton, Vita Claudii c. 13.

Doch nicht brannten die Opfer, es starb hinwelkend die Flamme,
Gleich als wenn sich darüber ein rauschender Regen ergossen;
Blutiger Rauch quoll auf, und zitternd fielen die Lenden
Alle zur Erde herab; manch' heilige Götteraltäre
Stürzten, die Spenden wurden zu Blut, Bildsäulen der Götter
Weinten, und Eiter benetzte die Heiligtümer; Gestöhn scholl
Ringsher aus dem verborg'nen; die ragenden Mauern erbebten;
Weithin krachten die Türm', als griffe sie stürmend der Feind an
Furchtbar knarrend erschlossen sich selbst an den Pforten die Riegel;
Einsam wimmerten Vögel der Nacht in schaurigen Tönen;
Über der Stadt, die Götter erbaut, hüllt' alle Gestirne
Finsternis ein, indes im hellesten Glanze der Äther
Leuchtete, sonder Gewölk, und die Lorbeern alle verdorrten,
Welche zuvor noch üppig geblüht am Tempel Apollons.
Auch scholl frecher Schakal' und Wölfe Geheul in der Feste;
Und so traten ans Licht auch sonst unzählige Zeichen,
Welche des Dardanos Stamm und die Stadt mit Verderben bedrohten."

XII, 510 ff.

„— — — — Furchtbar im Antlitz
Flammte die Röte des Grimms und des Zorns, sie wandte die düsteren
Blicke zum Tempelgewölb'; da dröhnte ihr himmlisches Bildnis
Und der geheiligte Boden erzitterte." — — — —

XIII, 430 ff.

Die römisch-heidnischen Zauberbilder stehen mit ihren Zauberkräften auf einer Linie mit den römisch-katholischen Wunderbildern, von deren Zauberwirkungen tausende von Legenden verbreitet und vielfach von der Kirche als Thatsachen anerkannt sind. Die Zeitung „Diario Romano" vom 16. Juli 1796 brachte folgenden Bericht *): „Während Rom das Glück Anconas und anderer Städte beneidete, welche die großen Wunder erlebten, daß die Bilder der Madonna die Augen öffneten, schlossen und aufwärts drehten, erlebte die Hauptstadt der katholischen Welt eine ähnliche Gnade. Als sich am 9. Juli viele Devoti vor der Madonna dell' Archetto versammelten, um zu ihr Gebete zu richten, bemerkten sie, daß dies Bild die Augen drehte und aufwärts richtete."

In St. Paolo zu Rom ward ein Kruzifix verehrt, welches mit der heiligen Brigitta redete, auch im Quartier Trastevere hat

*) Silvagni, a. a. O. II, 283.

ein Kruzifix gesprochen. In der Kirche St. Francesco a Ripa redete ein Kruzifix zum heiligen Franz von Assisi.

In einer Kirche Roms, welche der Kirche St. Cosma und Damiano gegenüber liegt, ist eine Madonna, welche zu Gregor I. redete und zwar tadelnde Worte, weil er es vergessen hatte, sie im Vorbeigehen zu grüßen *). In der Kirche St. Andrea delle Fratte in Rom erschien die Madonna mit den Zügen eines französischen Medaillonbildes dem Juden Alf. Ratisbonne (17. Januar 1842) und sprach zu ihm: J'ai tout compris. Wenige Wochen darauf ließ dieser Jude sich taufen und ward Jesuit. Wir bemerken, daß der genannte schon vor der angeblichen Madonnenerscheinung mit den Jesuiten verkehrte. — Als im Jahre 1656 die in Neapel wütende Pest sich nach Pozzuoli verbreitete, stellte man in letztgenannter Stadt eine Prozession an und trug in derselben die Büste des St. Gennaro. Als dieser Zug in der Straße St. Celio anlangte, geschah ein Wunder. An der Wange jener Statue sah man eine Pestbeule, die später verschwand, dabei aber einen Rand nachließ, den man noch heute an der Büste sieht. Durch dies Wunder ward Pozzuoli von der Pest befreit. Seltsamerweise ward dasselbe erst im Jahre 1714 von zwei Greisen mit einem Schwur bezeugt, wie man in der Schrift: „Apologia dei miracoli di St. Gennaro, operati per mezzo della sua Statua".

Am 17. Mai 1890 berichteten die Zeitungen Neapels ein Ereignis im Städtchen Cesa bei Aversa in Campanien. In der dortigen Kirche hatte ein Bild des heiligen Alfons Blut geschwitzt! Deshalb wurde der Andrang des Publikums so stark, daß Scharen von Polizisten kaum imstande waren, Ordnung zu halten.

In Lanciano, einer Stadt in den Abruzzen, war am 29. Juni 1876 ein wilder Aufruhr. Am genannten Tage hatte man das Fest St. Petri gefeiert, als gegen Abend sich ein Hagelwetter über die Stadt und ihre Gefilde entlud. Da hieß es: „Das ist die Strafe unseres Schutzpatrons St. Pietro!" In der Prozession des Tages hatte man nämlich auf Anordnung des Bischofs eine

*) Vgl. Silvagna, a. a. O. II, 292.

Doch nicht brannten die Opfer, es starb hinwelkend die Flamme,
Gleich als wenn sich darüber ein rauschender Regen ergossen;
Blutiger Rauch quoll auf, und zitternd fielen die Lenden
Alle zur Erde herab; manch' heilige Götteraltäre
Stürzten, die Spenden wurden zu Blut, Bildsäulen der Götter
Weinten, und Eiter benetzte die Heiligtümer; Gestöhn scholl
Ringsher aus dem verborg'nen; die ragenden Mauern erbebten;
Weithin krachten die Türm', als griffe sie stürmend der Feind an
Furchtbar knarrend erschlossen sich selbst an den Pforten die Riegel;
Einsam wimmerten Vögel der Nacht in schaurigen Tönen;
Über der Stadt, die Götter erbaut, hüllt' alle Gestirne
Finsternis ein, indes im hellesten Glanze der Äther
Leuchtete, sonder Gewölk, und die Lorbeern alle verdorrten,
Welche zuvor noch üppig geblüht am Tempel Apollons.
Auch scholl frecher Schakal' und Wölfe Geheul in der Feste;
Und so traten ans Licht auch sonst unzählige Zeichen,
Welche des Dardanos Stamm und die Stadt mit Verderben bedrohten."

XII, 510 ff.

„— — — — Furchtbar im Antlitz
Flammte die Röte des Grimms und des Zorns, sie wandte die düsteren
Blicke zum Tempelgewölb'; da dröhnte ihr himmlisches Bildnis
Und der geheiligte Boden erzitterte." — — — —

XIII, 430 ff.

Die römisch-heidnischen Zauberbilder stehen mit ihren Zauberkräften auf einer Linie mit den römisch-katholischen Wunderbildern, von deren Zauberwirkungen tausende von Legenden verbreitet und vielfach von der Kirche als Thatsachen anerkannt sind. Die Zeitung „Diario Romano" vom 16. Juli 1796 brachte folgenden Bericht*): „Während Rom das Glück Anconas und anderer Städte beneidete, welche die großen Wunder erlebten, daß die Bilder der Madonna die Augen öffneten, schlossen und aufwärts drehten, erlebte die Hauptstadt der katholischen Welt eine ähnliche Gnade. Als sich am 9. Juli viele Devoti vor der Madonna dell' Archetto versammelten, um zu ihr Gebete zu richten, bemerkten sie, daß dies Bild die Augen drehte und aufwärts richtete."

In St. Paolo zu Rom ward ein Kruzifix verehrt, welches mit der heiligen Brigitta redete, auch im Quartier Trastevere hat

*) Silvagni, a. a. O. II, 283.

ein Kruzifix gesprochen. In der Kirche St. Francesco a Ripa redete ein Kruzifix zum heiligen Franz von Assisi.

In einer Kirche Roms, welche der Kirche St. Cosma und Damiano gegenüber liegt, ist eine Madonna, welche zu Gregor I. redete und zwar tadelnde Worte, weil er es vergessen hatte, sie im Vorbeigehen zu grüßen*). In der Kirche St. Andrea delle Fratte in Rom erschien die Madonna mit den Zügen eines französischen Medaillonbildes dem Juden Alf. Ratisbonne (17. Januar 1842) und sprach zu ihm: J'ai tout compris. Wenige Wochen darauf ließ dieser Jude sich taufen und ward Jesuit. Wir bemerken, daß der genannte schon vor der angeblichen Madonnenerscheinung mit den Jesuiten verkehrte. — Als im Jahre 1656 die in Neapel wütende Pest sich nach Pozzuoli verbreitete, stellte man in letztgenannter Stadt eine Prozession an und trug in derselben die Büste des St. Gennaro. Als dieser Zug in der Straße St. Celio anlangte, geschah ein Wunder. An der Wange jener Statue sah man eine Pestbeule, die später verschwand, dabei aber einen Rand nachließ, den man noch heute an der Büste sieht. Durch dies Wunder ward Pozzuoli von der Pest befreit. Seltsamerweise ward dasselbe erst im Jahre 1714 von zwei Greisen mit einem Schwur bezeugt, wie man in der Schrift: „Apologia dei miracoli di St. Gennaro, operati per mezzo della sua Statua".

Am 17. Mai 1890 berichteten die Zeitungen Neapels ein Ereignis im Städtchen Cesa bei Aversa in Campanien. In der dortigen Kirche hatte ein Bild des heiligen Alfons Blut geschwitzt! Deshalb wurde der Andrang des Publikums so stark, daß Scharen von Polizisten kaum imstande waren, Ordnung zu halten.

In Lanciano, einer Stadt in den Abruzzen, war am 29. Juni 1876 ein wilder Aufruhr. Am genannten Tage hatte man das Fest St. Petri gefeiert, als gegen Abend sich ein Hagelwetter über die Stadt und ihre Gefilde entlud. Da hieß es: „Das ist die Strafe unseres Schutzpatrons St. Pietro!" In der Prozession des Tages hatte man nämlich auf Anordnung des Bischofs eine

*) Vgl. Silvagna, a. a. O. II, 292.

neue Statue des St. Pietro getragen, weil die alte allzu schlecht war. Alle aber waren darin einig, daß nur der alte St. Pietro Zauberkraft besitze, und wütende Haufen stürmten zum Hause des Bischofs. Man hätte ihn gesteinigt, wenn nicht die Polizei zuhilfe geeilt wäre *).

Cicero, wie wir oben sahen, sagt, daß die Statuen der Götter fast immer nur in Zeiten der Gefahr ihre Zauberwerke üben. So ist es in christlicher Zeit ebenfalls gewesen. In Kriegszeit schwitzte und weinte eine Madonna in Treviglio, streckte eine solche den Arm in Mailand, wechselte die Farbe in Arezzo, weinte und schwitzte in Torricella. In der Cholerazeit 1833 weinte und schwitzte die Madonna Addolorata in Foggia, über welches Ereignis der Bischof daselbst einen Bericht publizierte, der mir vorliegt. In der Cholerazeit 1884 zu Neapel habe ich vielfältig aus Volkes Munde den Bericht von solchen Wundern an den Statuen gehört. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts in der Kriegszeit wurden in Rom die meisten Madonnenbilder zu Zauberern, sie verdrehten die Augen, weinten, erbleichten. In sechsundzwanzig Fällen wurden solche Zauberdinge vom Vatikan durch einen „regolare processo“ konstatiert **). — — Wandern wir jetzt zu den Abruzzen.

Die Fähigkeit, wunderbare Dinge aller Art zu wirken, also die Kraft einer Strega, heißt im Bezirk der Abruzzen gewöhnlich: La virtú, Kraft, und läßt sich auf andere Personen übertragen. Soll dies geschehen, so muß die Strega im Sterben sein und einer einzigen Person gewisse Sätze einmal (nicht öfter) vorsagen. Letztere darf diese Worte niemand verraten, weil sie sonst ihre Kraft verlieren würden. Das Volk hat in jenen Bergen viele Nothelfer, zuerst seine Heiligen, unter denen St. Pacino, St. Benanzo und St. Ansovino die berühmtesten sind, wie die Boten in ihren Kirchen und ihre Wundermedaillen beweisen, dann sind zu nennen die Quacksalber auf den Märkten, zu denen man mehr Vertrauen hat, als zu den Ärzten, ferner kommen sonstige Zaubermittel in Betracht, die zum Teil an das Verbot 5 Mos.

*) Pitré, Credenze, usi, costumi VII, 20.
**) Riccardi, Storia dei Santuari II, 269—256. 17. 7.



18, 1 erinnern. Um Kinder gegen Epilepsie zu schützen, läßt man sie durchs Feuer gehen, schützt sich gegen Gewitter durch die vor der Kirche geweihten Ölzweige (palme), bestreut den Acker mit der Asche des Weihnachtsblockes und vertreibt Würmer mit geweihten Korallenstücken*). Zahlreich sind die zu Anfang genannten Nothelfer, weibliche und männliche Hexen, welche „der magischen Blendwerke Spiel“ verstehen:

„Sieh die Elenden, welche, Spul' und Nadel
Und Weberschiff verlassend, Zauber üben
Und Kräuter und Wachsbilder böslich brauchen.“
Dante, Hölle XX.

Diese Hexenweiber verstehen die Kunst des Segnare, d. h. das Kreuzzeichen unter gewissen Beschwörungsformeln, die Zauberer haben mysteriöse Bücher mit seltsamen Bildern und sagen dem Volk, daß sie für ihre Arbeit nichts nehmen und sich nur für die „kostbare“ Medizin bezahlen lassen. Dabei glaubt das Volk auch an solche Hexen, welche ein gespensterhaftes Leben führen, Krankheiten bringen, durch die Luft reiten und sich in Katzen verwandeln.

In den Bergen daselbst findet man gewisse Steine von eigentümlicher Bildung, welche eine Höhlung und in derselben einen andern Stein besitzen. Dieselben gelten bei den Ehefrauen als wirksame Amulette bei Geburten. Sie werden sorgfältig verwahrt, eine Frau schickt solchen Stein der anderen, und wenn die gerufene Hebamme nicht sofort kommen kann, so schickt sie diesen Stein (pietra Aquilina genannt) voraus**).

Als Amulett gegen den Blitz hatte Augustus stets die Haut eines Seekalbes bei sich***).

Fanden wir in Griechenland vorhin zauberkräftige Geister, so fehlen daselbst auch die wirklichen Hexen nicht. „Nicht minder ist bis auf den heutigen Tag der Glaube an die bereits im Alter=

*) Vgl. über diese Einzelheiten: C. Pigorini-Beri, Costumi e superstizioni dell' Appenino Marchigiano, namentlich p. 34. 43. 45. 47.

**) Vgl. Pigorini-Beli, Usi e costumi p. 269.

***) Sueton, Vita Octav. c. 90.



tum hochberühmten thessalischen Zauberinnen und ihren Einfluß auf Menschen und Vieh im Volke lebendig. Gleich den alten sind sie imstande, den Lauf der Natur zu unterbrechen: sie können Gestirne auf- und untergehen lassen, ja den Mond vom Firmament herabziehen und ihn in eine Kuh verwandeln, um diese zu melken und mit der gewonnenen Milch unwiderstehliche Zaubereien zu vollbringen: auch ist es ihnen ein Leichtes, mittelst eines Stabes Paläste zu bauen und zu zerstören und was der Wunderdinge mehr sind. Wie die Magierinnen der Alten murmeln sie unverständliche Zauberformeln beim Schein des Mondes, indem sie auf glühende Kohlen Salz, Mehl und trockene Lorbeerblätter streuen: auch den feierlichen Spuk antiker Zauberinnen, welche auf Scheiten wilden Holzes nachts eine Schlange verbrannten, ihre Asche den Winden übergaben, dieselbe auf die Berge trugen, dann ohne sich umzudrehen nachhause zurückkehrten, kann man in allen Einzelnheiten des Ritus noch heute sich wiederholten sehen"*).

Ein Augenzeuge erzählt das Nachstehende: „In finsterer Mitternacht trat das alte Weib, nur den Kopf mit einem schwarzen Tuche verhüllt und über die Schultern ein Hammelfell geworfen, in ihren Garten. In den Händen hielt sie zwei Holzpfähle, drei große Nägel und einen Strick. Nachdem sie die zwei Pfähle in die Erde eingerammt und zwischen ihnen das Seil aufgespannt hatte, stellte sie sich vor diesen Apparat, murmelte unverständliche Zauberformeln und sprang siebenmal über den Strick, indem sie ihre Beschwörungen fortsetzte; dann legte sie sich siebenmal mit dem Rücken auf den Strick. Hierauf nagelte sie den Strick mit den Nägeln fest in die Erde ein, nahm aus ihrer Kopfbedeckung ein blaues Band, zerschnitt dasselbe in tausend Stücke und streute diese umher. Daran schlossen sich neue in bestimmte wiederkehrende Formeln gefaßte Zaubersprüche, welche die Namen eines Ehepaars erwähnten. Alsbald riß sie die Nägel samt Strick und Pfählen aus dem Boden und kehrte in ihr Haus zurück**).

In Calabrien giebt es eine Unzahl von Zauberinnen (Ma-

*) Wachsmuth, Das alte Griechenland im neuen S. 34.
**) Wachsmuth, a. a. O. S. 104.



gara), welche, beim Volke hochangesehen, von der Kirche unbehelligt ihren Beruf ausüben, wie eine Canidia zu den Zeiten des Horaz. Man glaubt, daß sie ihre Macht durch Bündnisse mit Dämonen besitzen und an die Hecate erinnert die Thatsache, daß dabei Anrufungen des Mondes vorkommen *). Jene Hexen benutzen den Saft gewisser Kräuter, sprechen Beschwörungen aus, welches man carmare nennt, und besorgen dies oft in der Kirche, namentlich dann, wenn es sich um Rache handelt. Wie sie bezaubern, so vermögen sie auch zu entzaubern und besitzen für die einzelnen Fälle verschiedene Zaubersprüche. Bei diesem Anlaß nimmt die Fattuchiera Salz in den Mund, welches von den Römern bei allen religiösen Zeremonieen benutzt wurde **). Andere Hexenmittel erinnern ebenso an das antike römische Leben.

Bei heidnischen Zauberhandlungen wurde oft ein Bannkreisel benutzt, d. h. ein Rad mit drei Speichen, die mit bezaubertem Gewebe umwunden waren. Auch pflegte man einen Fisch, Maena genannt, mit Pech zu bestreichen und an eherner Nadel gespiest über Kohlen zergehen zu lassen ***). Ähnliches findet sich noch jetzt in Calabrien.

Über das Hexenwesen Siciliens in früheren Jahrhunderten ist in neuester Zeit Licht verbreitet durch Veröffentlichung von Beschlüssen zahlreicher Synoden, welche beweisen, daß die Zauberei dort zu einer schreckenerregenden Ausdehnung, Ausbildung und Mannigfaltigkeit gelangt war. In allen Synoden des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts ward der Bann geschleudert gegen die, welche sich mit dem Teufel verbünden, böse Künste ausüben, wider alle magare streghe, fattuchiere, Magier, incantatori, malefizi, sortileghi, negromanti, indovini. Wir erfahren so das Thun dieser Nachtunholde. „Verdammt werden alle, welche in Ringen und Flaschen eingeschlossene Geister tragen, und dem Teufel Salz, Brot, Käse u. dgl. anbieten —, alle, welche auf die

---

*) Cf. Dorsa, a. a. O. p. 117 sqq.

**) Siehe unseren zweiten Teil, Kapitel: Der böse Blick.

***) Ovid, Fasti II, 570—580. Siehe unseren dritten Teil, Kapitel: Hochzeitsbräuche.

Altäre Bohnen, Haare, Gebete legen, damit darüber Messe gelesen werde —, welche Mittel anwenden, um anderen Liebe einzuflößen, oder ihnen Leiden zu verursachen —, alle, welche zu den Sternen beten, um eine Heirat zu verhindern, oder welche mit teuflischen Bräuchen Heilungen anstellen —, alle, welche das Vaterunser des Judas beten, oder durch Zauber Zwietracht stiften, alle, welche sich des heiligen Öles, der Glockenstricke, des Galgenholzes, des Fettes der Gehängten, der Totenknochen, der Friedhofserde zum Behexen bedienen"*).

Nach allen bis jetzt vorliegenden historischen Forschungen war in Süditalien Palermo die einzige Stadt, wo man mit körperlichen Strafen, bisweilen mit Scheiterhaufen wider die Hexen vorging, im südlichen Festland hat man dieselben stets gewähren lassen. Was die Gegenwart betrifft, so wird in Sicilien die Zauberei an allen Ecken und Enden gewerbsmäßig betrieben, sowohl von weiblichen, als von männlichen Magiern. Wer das sicilianische Volkslied kennt, weiß, welche Bedeutung die Fattuchiera im dortigen Volksleben einnimmt**). Zur Benutzung einer solchen Hexe veranlaßt

1) Die Liebe. Die Liebestränke (filtri d'amore) haben heute in Sicilien dieselbe Bedeutung, wie im antiken Leben. Um einer Person Liebe einzuflößen, bedarf die Zauberin allerlei Gegenstände, welche der verliebt zu machenden Person angehören, z. B. Kleidungsstücke, Stücke der Nägel, am wichtigsten sind Haare (wie vor Jahrtausenden), auch Blut ist erwünscht. Von anderen Gegenständen, die eine wichtige Rolle spielen, müssen wir schweigen***). Jene Dinge werden von der Fattuchiera behext, bald wird der Teufel, bald ein Heiliger dabei angerufen, auch Gebete an Mond und Sterne gerichtet†). Unter den Heiligen dieser Art steht

*) Pitré, Usi e costumi IV, 149. Über die Synode vgl. „Decreta synodalia" III.

**) Cf. Pitré, Biblioteca delle tradizioni etc.

***) Es handelt sich um so ungeheuerliche, scheußliche Dinge, daß nur der Dialekt imstande ist, sie im Lande ungescheut zu nennen. Die deutsche Sprache kann dies nicht.

†) Pitré, a. a. O. p. 105 sqq.



St. Vito (Veit) obenan. Wenn solche Beschwörungen ausgesprochen werden, müssen oft die Heiligenbilder entfernt werden, auch darf man dabei nicht das Skapulier (abitino, kleines Gewand) der Madonna tragen. Um einen Liebestrank zu brauen, braucht die Hexe außer manchen unnennbaren Dingen Knochen von Mensch und Tier, sowie Produkte des Pflanzenreichs, und dabei kennt sie die günstige Zeit, wenn die betreffende Person ahnungslos diesen Filtro genießen muß. Ein wirksamer Liebestrank ist die aqua maritata. Man nimmt etwas Weihwasser aus den Kirchen zweier männlichen und einer weiblichen Heiligen, unter Umständen aus den Kirchen zweier weiblichen und eines männlichen Santo, mengt es und veranlaßt, daß die Person dies Wasser trinkt. — Oft wünscht die Eifersucht, daß eine Person die Liebe zu einer anderen verliere, oder daß eine Heirat verhindert werde, wendet sich an eine Fattuchiera, und diese hat Mittel. Wir finden in Sicilien also dieselben Hexereien, wie in Griechenland, in Calabrien, Rom, Turin, Neapel, dieselben Zaubermittel wie im antiken Leben. Auch bei diesem Anlaß erhebt sich die Frage: Was hat die römische Kirche in fünfzehnhundert Jahren gethan, um das Volk dem Sumpf heidnischen Aberglaubens zu entheben?

Zur Zauberei führt in Sicilien

2) Der Haß. Dieser bringt den Hexen viele Kunden, die bei ihnen Rat und Hilfe suchen, wie etwa bei einem Advokaten oder Arzt. — Bis auf den heutigen Tag versteht man die antike Kunst, jemanden tot oder krank zu zaubern. Die Hexe bespickt eine Orange mit Nadeln, spricht die Beschwörung aus und wirft sie in den Brunnen des betreffenden Hauses. Fälle dieser Art sind in den letzten Jahren auch in Neapel wiederholt vorgekommen und wurden von der Tagespresse unter den kleinen Stadtneuigkeiten erwähnt*). — In Sicilien spickt man auch Eier mit Nadeln und legt sie auf oder in das betreffende Haus, ebenso bedient man sich der sogenannten Pupi, d. h. Stücke Fleisch menschlicher Form,

*) Ein Fall ward im damaligen „Corriere di Roma“ vom 6. Februar 1886 ausführlich geschildert. Eine mit Wachs umhüllte, mit Nadeln bespickte Orange war in dem Brunnen eines Hauses gefunden.

wovon wir oben bereits ein Beispiel anführten. Pitré erzählt von einer solchen Begebenheit im Jahre 1854, wobei er Augenzeuge war. Weiber hatten ein mit Nadeln gespicktes Ei gefunden, trugen es durch einige Straßen Palermos und ließen den Zauber von einem Priester beschwören. Ich sah am 15. Mai 1882 eine in einem Brunnen Neapels gefundene, mit Hexennadeln versehene Orange.

Wir sehen aus dem Vorstehenden, daß man die „schwarze" und „weiße" Zauberei nebeneinander anwendet, indem man auch Dinge der Kirche zur Hexerei benutzt. Dasselbe geschieht

3) beim Sfatturare, dem Entzaubern. Eine Fattuchiera ist imstande, zu erfahren, ob die Ursache eines Übels wirklich in Behexung besteht. „Zu dem Ende redet sie um Mitternacht mit dem Mond und erhält Kunde, ob das Übel von Gott kommt oder von einer Hexe. Ferner erfährt sie, ob, wenn eine Zauberei vorliegt, letztere von der Land- oder Seeseite kam" *). Nun gilt es, den Gegenstand zu finden, welcher als Zaubermittel (siehe oben) diente und, falls man ihn entdeckt, ihn durch Gegenbeschwörung unschädlich zu machen. Beim Gegenzauber braucht man oft geweihtes Wasser, und wer sich gegen Zauber schützen will, erreicht seinen Zweck durch Amulette. Den wichtigsten Gegenzauber bietet manche Madonnenkirche, auch ist bekannt, daß man in der Himmelfahrtsnacht durch ein Meerbad sich von bösem Zauber befreit **).

Solchen Gegenzauber üben nicht nur weibliche, sondern auch männliche Hexen, also die sogenannten Stregoni. Wie blaß der kleine Knabe dort ist, wie er so gänzlich seinen Appetit verloren hat! Da ist die Mutter zum allbekannten Don Vincenzo, einem Volksdoktor und Stregone gegangen und der hat das große Wort gelassen ausgesprochen: „Gli hanno fatto la fattura", d. h. man hat das Kind behext! Was nun? Don Vincenzo weiß Rat. Die Mutter soll von einigen pizze, d. h. einem auf der Straße tausendfältig verkauften kuchenartigen Gebäck, die fettige Oberfläche nehmen und dem Kinde als Brei drei Tage lang auf den Leib

---

*) Cf. Pitré, a. a. O.

**) Siehe unseren dritten Teil, Kapitel: Fluch und Segen.



legen, dann soll sie den Brei abnehmen und einem Hunde zu fressen geben unter den Worten: „Friß, Hündchen, damit mein Kindlein von der fattura frei werde.“ Gesagt, gethan. Das Hündchen hat's gierig verschlungen. Und die fattura? Die fattura blieb dem „mormochio“ im Leibe sitzen.

Im zweiten Teil Kap. „ein Vergessener“ war die Rede von derjenigen Klasse der Zauberer, welche unter Protektorat des St. Paulus stehen und sich Ciarauli nennen.

4) Eine besondere Klasse sicilianischer Magier sind die „Caporali“ (Befehlshaber), welche die sogenannten Spirdati d. h. Besessenen heilen, indem sie die in denselben befindlichen bösen Geister austreiben. Sie gehören zur allbekannten Klasse der Hexenmeister und benutzen sanfte nebst unsanften Mitteln. Zu den ersten gehören Beschwörungen, zu den letzten das Binden des Spirdatu, den man nach Anzünden von Weihrauch unter Anrufung eines Heiligen auf den Leib schlägt, worauf der Caporale ihn mit den Füßen bearbeitet! Pitré führt aus seiner ärztlichen Praxis zahlreiche Fälle dieser Art an, und verweist auf die Tribunalverhandlungen wider einen Caporale am 28. Oktober 1886 *). Ich bemerke, daß die Presse wiederholt solche Exorcismen während der letzten zehn Jahre erwähnt hat. Die Macht jener Caporali beruht auf dem Umstand, daß in ihnen Geister wohnen, welche mächtiger sind, als diejenigen, welche sie austreiben sollen. Dabei kommt es vor, daß solche Hexenmeister untereinander zanken, wer von ihnen den mächtigsten Geist besitzt. Pitré erzählt einen solchen Fall, der sich 1877 beim Fest einer Madonna bei Palermo zutrug, wobei zwei Caporali so lange miteinander zankten, bis der eine unter dem Beifallklatschen der Menge ohnmächtig niederfiel **). Mächtiger als die Zauberei der Caporali ist die **Zaubermacht der Kirche**. Sie erbietet in Hinsicht der Spirdati ihre Hilfe in zahlreichen Madonnen- und Heiligenkirchen Siciliens.

---

*) Cf. Pitré, a. a. O. IV, 41sqq. Derselbe erwähnt ein junges Mädchen, die er mit Namen und Wohnung bezeichnet und sagt, die Ihrigen hätten diese Kranke für eine Spirdata erklärt, sie ärztlicher Hilfe entzogen und der Kur eines Caporale übergeben.

**) Pitré, a. a. O.

Da ist zunächst die Madonnenkirche zu Trapani, wohin man beim Fest im August die Spirdati bringt, namentlich solche, die an Krämpfen leiden. Die Madonna heißt dort la bella dei sette veli, denn sieben Schleier umhüllen ihr Bild. Beim feierlichsten Moment des Festes fallen die Schleier, man sieht das Angesicht der großen Mutter, und dann müssen die Spirdati rufen: Viva la Madonna! Thun sie dies nicht, so spornt man sie an, schilt und schlägt sie, so daß die Kirche von Schreien, Heulen und Vivatrufen erfüllt wird. Dieselben Scenen wiederholen sich alljährlich in der Kirche St. Filippo in Calatabiano, wo die Reliquien dieses Heiligen als Zaubermittel für den Exorcismus dienen. In St. Marco bei Messina war es früher ebenso. — Auch St. Vito ist ein großer Taumaturga, der wie ein Magier und Caporale den Spirdati hilft. Er ist einer der berühmtesten Heiligen Siciliens, der Stadtbeschützer von Mazzara, wo die Legende ihn geboren sein läßt. Sein Fest daselbst ist berühmt, erfordert großen Aufwand und war bis vor nicht langer Zeit mit scenischer Darstellung verbunden*). Sein Hauptheiligtum liegt von Mazzara entfernt einsam auf der Halbinsel St. Vito, wo der Heilige angeblich als Einsiedler und Wunderthäter lebte. Dorthin bringt man am Fest des Santo die Spirdati, d. h. Geisteskranke, Epileptische und die von tollen Hunden Gebissenen. Gaben, Voten werden dargebracht, der Priester beschwört die in den Kranken befindlichen Dämonen und verteilt Wasser aus der Wunderquelle des Santo.

„Ich befand mich“, erzählt ein Augenzeuge (in Nr. 25, 1885, der Zeitschrift „Italia evangelica“), „unter den Menschenmassen vor der Kirche und hörte, wie eine Frau berichtete, daß einer Spirdata die ‚Gnade‘ zuteil geworden sei und zum untrüglichen Beweise dieser Thatsache ihre Kleider abgeworfen habe. Auf meine Frage ward mir die Mitteilung, daß man für solche Fälle ein weißes Tuch, sowie andere Bekleidungsstücke bereit habe. Mit

*) Vgl. über die Madonna zu Trapani: Pitré, a. a. O. p. 45. „Spettacoli e feste“ p. 361; über S. Filippo: Pitré, a. a. O. p. 47 sqq.; über S. Vito: „Spettacoli e feste“ p. 276 sqq.

diesen neuen Kleidern kehren die Begnadigten nachhause zurück, nachdem die alten Kleider dem Feuer überliefert sind." Ausdrücklich sagt dieser Augenzeuge: „Es waren Carabineri am Platze, um die Masse im Zaum zu halten und Unordnungen zu verhüten." Im verflossenen Jahre berichteten mehrere neapolitanische Zeitungen den Fall, daß man eine Spiritata in die Kirche der Madonna del Carmine (Karmel) habe schleppen wollen, daß aber die begleitenden Männer erklärt hätten, sie seien dazu nicht imstande gewesen, weil der Dämon sich geweigert habe, die Kirche zu betreten. Die Polizei trat dazwischen, und die Unglückliche ward ins Irrenhaus gebracht.

Die Solfatara und ihre Umgebung bei Pozzuoli ward einst als Behausung böser Geister betrachtet. Dicht bei derselben befindet sich das Kloster St. Gennaro, erbaut vor dreihundert Jahren, von dem der Chronist Capaccio schreibt: „Die Kapuziner im Kloster St. Gennaro sagen, daß sie von Teufeln behelligt werden und oft ihr Heulen mit Schrecken vernehmen. Unter den Mönchen fanden sich aber zaubermächtige Exorcisten, welche jene Dämonen bannten."

Ein berühmter Exorcist in Rom war zu Ende des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts Padre Pianacci, bekannt durch seine conversioni prodigiose (wunderbaren Bekehrungen). Überall, wo Mönche und Priester die Teufel nicht bannen, oder verstockte Sünder nicht zum Küssen des Kruzifixes bringen konnten, wurde Pianacci gerufen.

Die Negerrepublik Hayti gehört offiziell der römisch-katholischen Kirche an, welche die Tempel des Vaudoux-Götzendienstes mit den Bildern der Madonna und Heiligen geschmückt hat, vor denen am Tage die Messe celebriert und der übrige Zeremonieendienst der römischen Kirche verwaltet wird. In vielen dieser Tempel dient man nachts darauf dem Vaudoux, der mit blutigen Opfern, sogar mit Menschenopfern verehrt wird! — Entsetzliche Dinge sind

*) Silvagni, a. a. O. II, 290.

neuerdings enthüllt worden durch ein Buch des Engländers Sir Spenser St. John, der viele Jahre als englischer Generalkonsul auf Hayti weilte und zeigt, wie die offiziell dort eingeführte und herrschende katholische Kirche nichts weiter vollbracht hat, als die Einführung ihres Kultus, wobei die Bevölkerung sich in Hinsicht ihres heidnischen Aberglaubens nicht geändert hat *). Das Land nennt sich katholisch, man spricht die französische Sprache, hat Kirchen, Priester, Heilige, Madonnen, Bilder, Messen, Prozessionen, Rosenkränze 2c., aber der größere Teil der Bevölkerung ist heidnisch geblieben, wie er war, behaftet mit heidnischen Greueln und Lastern.

Die Religion des römisch=heidnischen Lebens umfaßte eine Summe von zauberhaft wirkenden Zeremonieen, die bei der Religionsübung benutzten Handlungen und Gegenstände, wie Opfer, Reliquien, Statuen, Weihwasser **) schlossen Zauberkräfte in sich, der Priester gebot über die magischen Kräfte der von ihm vollzogenen „religiones“ (Kulturbräuche). Von der Religion des römisch=katholischen Lebens gilt dasselbe. Unter den zauberhaft wirkenden Handlungen steht das Kreuzeszeichen obenan, welches Zauberkräfte umschließt, wie von Tertullian an von allen Kirchenlehrern bezeugt und von der Kirche bis heute behauptet wird.

„Das Zeichen des Kreuzes, welches Konstantin benutzte, gab ihm Sieg. Dasselbe Zeichen vertrieb die Moslemim in der Schlacht bei Lepanto und rettete Europa, dasselbe führte den Joh. Sobiesky bei Wien zum Siege über die Türken. Seit achtzehnhundert Jahren lebt die Kirche mit diesem Zeichen. Die Apostel haben es benutzt, die älteste Gemeinde hat es von ihnen gelernt und blieb in der Apostel Lehre. Das Zeichen des Kreuzes ist in der Kirche die Seele ihrer Exorcismen, ihrer Gebete und Benediktionen.“ — — „Das Zeichen des Kreuzes heilt Krankheiten, entfernt schädliche Einflüsse, macht Blinde sehend, Lahme gehend,

*) Der Titel dieses Buches lautet: „Hayti or the Black republic“ (London 1889) Second edition.

**) Siehe unseren ersten Teil, das erste Kapitel.

weckte Tote auf, wie aus den Biographieen der Heiligen erhellt." — „Das Kreuzeszeichen sänftigt die Stürme, löscht das Feuer, vertreibt wilde Tiere, hilft wider Gift und verwandelt alle Kreaturen in Werkzeuge der Wunder. Vor allen Dingen ist das Kreuz eine Waffe gegen böse Geister, diese weichen vor jenem Zeichen aus den Besessenen und die Teufel haben, wenn wir uns desselben bedienen, keine Herrschaft über uns" *). — Am 28. Juli 1863 erließ Pius IX. ein Breve, worin er einem jeden, der sich mit dem Kreuzeszeichen versieht, auf Grund der Autorität Petri und Pauli, fünfzig Tage Ablaß bewilligt. An das Kreuzeszeichen schließen sich alle übrigen mit Zauberkraft versehenen Handlungen, z. B. die magisch wirkende Messe, Segnungen, Beschwörungen, Sühngänge, Besprengungen, sowie die mit gleichen Zauberkräften versehenen Gegenstände, als Reliquien, Bilder, Statuen, Weihwasser, Kerzen, Hostien, Skapuliere, Amulette und alle anderen „Devozioni", d. h. Gegenstände, welche durch kirchliche Weihe magische Kräfte erhielten. Der Priester verwaltet die im Besitz der Kirche befindlichen magischen Kräfte der von ihm vollzogenen religiones.

Neben dieser „weißen" Magie befindet sich, seitdem die Kirche das Heidentum als das Reich der Dämonen bezeichnete, die „schwarze" Magie, und obgleich die Kirche zahllose „weiße" Zaubermittel darbietet, welche vollauf benutzt werden, wendet sich das Volk doch ebenso sehr zu den „schwarzen" und nimmt sogar, wie wir gesehen, die „weiße" Magie zuhilfe, um die „schwarze" Magie zu unterstützen.

*) Cf. „Il Segno della Croce al secolo decimonono" von Ms. Gaume, Protonotario apostolico (Roma 1863).

Zwanzigstes Kapitel.

Die Toten.

„Nachdem wir der Seele Ruhe im Grabe verschafft, wird laut noch gerufen der Abschied."

Virgil.

Don Anselmo hat sich nach kurzer Krankheit hochbetagt zu seinen Vätern versammelt, und sofort erfährt die Nachbarschaft ohne mündliche Nachricht, ohne schriftliche Anzeige diesen Todesfall. In ganz Süditalien nämlich herrscht die Sitte, den Portone, d. h. das Hauptthor eines Hauses, halb, will sagen, mit der linken Flügelthür in solchem Fall zu schließen und dann wieder zu öffnen, wenn der Tote aus dem Hause getragen ist. Denselben Brauch hatte das römische Leben vor Jahrtausenden, wie Juvenal (gest. 122 nach Christo) in seiner dreizehnten Satire V. 129 bezeugt:

„Weil nach erfolgtem Tod die Thür zu verschließen sich ziemet."

Anselmo war ein Barkenbesitzer in St. Lucia, dem bekannten Fischerquartier Neapels, seine Ehefrau, die ihn überlebt, gehört zu denjenigen Weibern jenes Stadtviertels, welche in antik geformten Krügen, Mummera genannt, während der heißen Sommerzeit Schwefelwasser feilbieten. Sicherlich trauert sie um den Verstorbenen, aber ein südliches Sprichwort sagt: „Die Frauen trösten sich bald."

Wir betreten eine enge Straße und gelangen zum Eingang

der Wohnung des Verstorbenen. Wer zum erstenmal dort ein Haus, worin ein Toter liegt, betritt, sieht mit Staunen den Trauerschmuck, der selbst dann nicht fehlt, wenn die Familie zu den ärmeren gehört. Man glaubt, vor einer Kirche zu stehen, in der ein Totenamt gehalten wird. Vorhänge von schwarzem Sammet, besetzt mit silbernen Streifen, schmücken die Thür, und gelangen wir in das Totenzimmer, so finden wir ähnlichen Schmuck. Alle Wände zeigen sich mit Sammet beschlagen, in der Mitte ruht der Tote auf einer Art von Katafalk, der mit goldgesticktem Tuch ausgeschlagen ist, und neben ihm stehen versilberte Leuchter, deren Kerzen das dunkle Gemach erhellen. Dieser Trauerschmuck ist das Eigentum der sogen. Confraternità (Brüderschaft), welche alles, was zu einem anständigen Begräbnis gehört, besitzt und für alles Nötige sorgt. In St. Lucia gehört jeder Einwohner der dort bestehenden Brüderschaft an, zahlt monatlich einen kleinen Beitrag und sichert sich dadurch ein mit allem Prunk versehenes Begräbnis. Wäre er arm gewesen sein Leben lang, hätte er nur ein elendes Kämmerlein gehabt, wäre nie in einem Wagen gefahren, im Tode wird es anders. Da kommen die „Brüder" mit ihrem kostbaren Sammet, da wird das Totenkämmerlein dekoriert, als wohnte dort ein Fürst, da kommt ein vergoldeter Leichenwagen, auf dem an jeder Ecke ein versilberter Engel und oben darauf ein großer Engel steht, da folgen die „Brüder" mit Wachskerzen, da stehen alle Vorüberkommenden still und sehen den glänzenden Zug, und der Tote war doch nur ein armer Mann! Dabei müssen wir bemerken, daß solche Brüderschaften sich in der Zahl von zweihundert in der Stadt Neapel finden und daß ihr Ursprung sich bis in die graue Vorzeit verliert, denn solche Begräbnisvereine kannten schon Griechen und Römer. Sie finden sich heutzutage überall in Italien, am zahlreichsten im Süden.

Nach römischer Anschauung galt das Haus, worin ein Toter war, für unrein, weshalb man es durch eine Kiefer oder Cypresse kennzeichnete. In Süditalien hält man ein solches Haus für unheilvoll und verläßt dasselbe so bald als möglich. Nach antiker Sitte wird in ganz Italien der Tote mit seinen besten Kleidern versehen,

Zwanzigstes Kapitel.

Die Toten.

„Nachdem wir der Seele Ruhe im Grabe verschafft, wird laut noch gerufen der Abschied."
Virgil.

Don Anselmo hat sich nach kurzer Krankheit hochbetagt zu seinen Vätern versammelt, und sofort erfährt die Nachbarschaft ohne mündliche Nachricht, ohne schriftliche Anzeige diesen Todesfall. In ganz Süditalien nämlich herrscht die Sitte, den Portone, d. h. das Hauptthor eines Hauses, halb, will sagen, mit der linken Flügelthür in solchem Fall zu schließen und dann wieder zu öffnen, wenn der Tote aus dem Hause getragen ist. Denselben Brauch hatte das römische Leben vor Jahrtausenden, wie Juvenal (gest. 122 nach Christo) in seiner dreizehnten Satire V. 129 bezeugt:

„Weil nach erfolgtem Tod die Thür zu verschließen sich ziemet."

Anselmo war ein Barkenbesitzer in St. Lucia, dem bekannten Fischerquartier Neapels, seine Ehefrau, die ihn überlebt, gehört zu denjenigen Weibern jenes Stadtviertels, welche in antik geformten Krügen, Mummera genannt, während der heißen Sommerzeit Schwefelwasser feilbieten. Sicherlich trauert sie um den Verstorbenen, aber ein südliches Sprichwort sagt: „Die Frauen trösten sich bald."

Wir betreten eine enge Straße und gelangen zum Eingang

der Wohnung des Verstorbenen. Wer zum erstenmal dort ein Haus, worin ein Toter liegt, betritt, sieht mit Staunen den Trauerschmuck, der selbst dann nicht fehlt, wenn die Familie zu den ärmeren gehört. Man glaubt, vor einer Kirche zu stehen, in der ein Totenamt gehalten wird. Vorhänge von schwarzem Sammet, besetzt mit silbernen Streifen, schmücken die Thür, und gelangen wir in das Totenzimmer, so finden wir ähnlichen Schmuck. Alle Wände zeigen sich mit Sammet beschlagen, in der Mitte ruht der Tote auf einer Art von Katafalk, der mit goldgesticktem Tuch ausgeschlagen ist, und neben ihm stehen versilberte Leuchter, deren Kerzen das dunkle Gemach erhellen. Dieser Trauerschmuck ist das Eigentum der sogen. Confraternità (Brüderschaft), welche alles, was zu einem anständigen Begräbnis gehört, besitzt und für alles Nötige sorgt. In St. Lucia gehört jeder Einwohner der dort bestehenden Brüderschaft an, zahlt monatlich einen kleinen Beitrag und sichert sich dadurch ein mit allem Prunk versehenes Begräbnis. Wäre er arm gewesen sein Leben lang, hätte er nur ein elendes Kämmerlein gehabt, wäre nie in einem Wagen gefahren, im Tode wird es anders. Da kommen die „Brüder“ mit ihrem kostbaren Sammet, da wird das Totenkämmerlein dekoriert, als wohnte dort ein Fürst, da kommt ein vergoldeter Leichenwagen, auf dem an jeder Ecke ein versilberter Engel und oben darauf ein großer Engel steht, da folgen die „Brüder“ mit Wachskerzen, da stehen alle Vorüberkommenden still und sehen den glänzenden Zug, und der Tote war doch nur ein armer Mann! Dabei müssen wir bemerken, daß solche Brüderschaften sich in der Zahl von zweihundert in der Stadt Neapel finden und daß ihr Ursprung sich bis in die graue Vorzeit verliert, denn solche Begräbnisvereine kannten schon Griechen und Römer. Sie finden sich heutzutage überall in Italien, am zahlreichsten im Süden.

Nach römischer Anschauung galt das Haus, worin ein Toter war, für unrein, weshalb man es durch eine Kiefer oder Cypresse kennzeichnete. In Süditalien hält man ein solches Haus für unheilvoll und verläßt dasselbe so bald als möglich. Nach antiker Sitte wird in ganz Italien der Tote mit seinen besten Kleidern versehen,

auch mit Schuhen, auch ist es wünschenswert, ihm das Zauberkleid der Madonna del Carmine (Skapulier) umzuhängen, es schützt im Fegefeuer. Reiche werden oft im Gewand der Franziskaner begraben. So geschah es vor einigen Jahren dem Banquier Torlonia in Rom.

Der Ursprung der Kongregationen oder Konfraternitäten ist im hellenischen Altertum zu suchen. Neapel war und blieb bis in die späteste Kaiserzeit eine griechische Stadt. Die Familien der Bürger teilten sich nach dem Muster Athens in sogenannte Fratrieen d. h. Brüderschaften. Zu einer solchen Gruppe vereinigten sich z. B. solche, die einer Gottheit einen Spezialkult widmeten, oder solche, die durch Landsmannschaft verbunden waren. Jede Fratrie hatte ihre besondere Schutzgottheit, ihr Heiligtum, ihr Statut und ihren besonderen Begräbnisplatz, jedesmal außerhalb der Mauer. Zehn verschiedene Namen der Fratrieen sind bis jetzt nachgewiesen, z. B. die Eunostiden, aus Böotien eingewandert, Verehrer des Halbgottes Eunostos, ferner die Antinoiten, Verehrer des von Hadrian vergötterten Antinous. Das Christentum beseitigte diese Fratrieen nicht, sie bauten sich Kapellen und Kirchen, wo dann jede dieser Genossenschaften ihre Toten bestattete, und statt der heidnischen Schutzgötter erhielten sie christliche. Der Name ward geändert, die Sache blieb dieselbe. Daß sich Neapel, trotz seines hellenischen Charakters, römischem Wesen nicht verschließen konnte, ist klar, und so gab es, wie durch Inschriften bewiesen, mancherlei Innungen daselbst, in denen sich die Handwerker und Industriellen vereinigten. Auch sie erbauten sich Kirchen und Kapellen, jede Innung für ihre Schutzgottheit, hielten dort ihre Versammlungen (Congregatio), hatten ihre Andachtsübungen, bestatteten dort ihre Toten und legten zu gewissen Zeiten, namentlich bei einer Totenfeier, eine Art Ordenstracht an, um durch letztere die Gleichheit aller Brüder anzudeuten. Wenn wir nun noch bemerken, daß das antike Rom zahlreiche Sterbekassenvereine hatte, deren jeder seine Schutzgottheit besaß, sowie ein Kolumbarium, wo der Aschenkrug eines gestorbenen Mitgliedes deponiert wurde, so sehen wir aufs klarste den Zusammenhang der heutigen Konfraternitäten mit dem antiken Leben.

In allen Städten Campaniens, in Calabrien, in Apulien, auf Sardinien und Sicilien hat die Totenklage ihren hellenisch-römischen Charakter bewahrt. Herrscht in dieser Hinsicht an den verschiedenen Orten mannigfaltiger Brauch, so bleibt doch der Grundcharakter derselbe. Wir führen den Leser nach S. Giugliano, einer etwa zwei Stunden von Neapel entfernten Stadt Campaniens. Die Eigenartigkeit des dortigen Dialektes ist auffallend, man trifft dort Wörter, die mit der Landessprache nichts zu schaffen haben, und demgemäß haben auch die uralten Totenbräuche dort etwas Absonderliches. Nachdem der Tote einen Tag auf dem Paradebett gelegen, wobei sein Lob immer aufs neue in Klageform und unter Zärtlichkeitsäußerungen ausgesprochen ward, wird am Begräbnistage im Eingang des Hauses ein Katafalk konstruiert und der Tote auf denselben gelegt. Rings herum sitzen die Angehörigen und jetzt erscheinen befreundete Personen, deren jede nach Gefallen sich neben einem der Angehörigen niederläßt, um ihm als Tröster zur Seite zu sein. Zahlreiche Zuschauer stehen draußen, drängen sogar hinein, und für diese ist die nun folgende Scene ein willkommenes Schauspiel, dessen Einzelheiten sie mit ebenso neugierigen als kritischen Blicken folgen. Gebeugt sitzen die Männer, mit aufgelöstem Haare die Weiber. „Von dem Turme schwer und bang tönt der Glocke Grabgesang.“ Kaum beginnt das Geläute, so nimmt die Hauptscene der Totenklage ihren Anfang. Jeder Verwandte nähert sich einzeln dem Toten, küßt dessen kalte Hand und erzählt mit singender, weinerlicher Stimme die guten Thaten und Eigenschaften desselben, worauf der Chor mit Schmerzenstönen antwortet. Dabei zerreißen sie die in ihren Händen befindlichen Tücher. Ähnliche Lobeserhebungen werden laut, wenn der Tote, von den psalmodierenden Geistlichen begleitet, fortgetragen wird. Dabei verfehlt das neugierige Publikum nicht, seine ermunternden, teilnehmenden, vielleicht auch tadelnden Bemerkungen zu machen.

„Erhebt, ihr Schwestern, den Gesang der Trauer,
Und mit den Händen jammernd schlagt die Stirn,
Die Totenklage gebt dem Winde preis,
Der rauschend Charons dunkles Segel schwellt,

Und auf der Thränenflut des Acheron
Den stillen Kahn an jenes Ufer treibt,
Das nie der Sonne milden Strahl gesehn,
Und fürchterlich vom ewigen Staub des Lebens
Sein nächtlich unsichtbares Dasein zehrt."

Äschylos, Zug der Sieben gegen Theben.

Wie eine römische Praefica (gemietetes Klageweib) aussah, zeigt eine im hiesigen Museum befindliche Terracotta-Statue von fast Lebensgröße. Wie viele lebendige Praeficae man heutzutage aus Apulien, Calabrien u. s. w. jener Statue an die Seite stellen könnte, wer mag's wissen? Sie machen aus der Totenklage ein Geschäft und es besteht seit uralter Zeit in Hinsicht ihrer Worte, ihrer Geberden rc. eine Tradition. Ihre Naeniae, Klageweisen, gehören zur Volkspoesie, welche bei den albanischen Kolonieen im Süden Apuliens einen ergreifenden Charakter trägt. Kürzlich kam mir ein solches Lied, am Sarge eines toten Mädchens vorzutragen, vor Augen. Dem letzteren werden folgende Worte in den Mund gelegt: „O, Mutter, ich warte auf dich, ich werde auf dich warten, o komm zu mir nur einmal am Tage, ich möchte mein Leid dir klagen. O Mutter mein, ich warte auf dich und werde auf dich warten. Um 8 Uhr harre ich deiner, und kommst du um 8 Uhr nicht, dann werde ich weinen. Um 9 Uhr werde ich deiner harren, und kommst du nicht, so werde ich weinen. Um 10 Uhr will ich deiner harren, dann aber, Mutter, bin ich Erde, nur Erde, nur Staub!" Daß diese Klageweiber auch durch Geberden Schmerz äußern, die Haare raufen u. s. w., ist selbstverständlich. „Und mit den Händen — jammernd — schlagt die Stirn." Zur weiteren Illustration möge hier dienen, was Padre Bresciani über die Klageweiber seiner Heimat Sardinien berichtet, wo die Leistungen derselben sich der Kunst von Schauspielern nähern und die Klageweisen an die Chorgesänge antiker Tragödien erinnern. „Sie treten ins Totenzimmer und thun so, als sähen sie den Toten nicht. Wie durch Zufall schlagen sie die Augen auf, sehen den Toten und stoßen lautes Geschrei aus, wobei sie Brust und Stirne schlagen, das Haar raufen, heulen, bis dieser Ausbruch des Schmerzes in Weinen übergeht. Dann sitzen sie still, bis

plötzlich, wie durch Inspiration, ein neuer krampfhafter Schmerz über sie kommt. Schließlich beginnt die Totenklage, welche die Verdienste der Vorfahren, sowie das Lob des soeben Entschlafenen besingt. Diese Lieder sind reich an Bildern, jede Strophe aber endigt mit den vom Chor gesungenen Schmerzenslauten. In Calabrien verfahren die Klageweiber ähnlich. Auch in Campanien, wo die Verwandten der Toten die Totenklage übernehmen, giebt es traditionelle Strophen. Um dem Leser eine Dialektprobe zu geben, citieren wir eine Klageweise aus S. Giugliano, welche eine Mutter am Sarge des erwachsenen Sohnes singt. Sie lautet: „Oh! bene, car'a mam' oh! bene, oh! be'!!" (Dies sind Wehelaute, die man dem Toten in den Mund legt.) „Quannu chiste se vesteve pareve nu capetene", d. h.: Wenn dieser sich ankleidete, so schien er ein Capitän zu sein. (Dies sind Lobesworte im Munde der Mutter.) Die Strophe schließt mit den Schmerzenslauten, wie oben, dann lautet eine zweite: „E i' comme voglie fare, oh! bene, oh' be." („Und ich, was soll ich beginnen, o weh, o Jammer.")

In Calabrien nennt man die Klageweiber Piagnoni, oder auch Chiangitari*) (Weinende), ihr Klagelied, oft in Form eines Dialogs, heißt ripetu (Wiederholung). Ergreifend ist eine calabrische Klagescene in einem Trauerhause. Ist ein hervorragendes Glied der Familie, etwa der Hausherr gestorben, so löscht man nach antiker Sitte das Herdfeuer, Verwandte und Nachbarn kommen, Geschrei erfüllt das Haus, die Witwe umfaßt den Leichnam ihres toten Mannes, reißt sich das Haar aus und zerkratzt sich die Wangen, lauter Schmerzausbrüche, welche schon das Altertum kannte und welche von Solon, sowie vom Zehntafelgesetz in Rom verboten wurden**). In der Ilias (XXIII, 152) lesen wir, daß Achill sich Haar ausriß und in die Hand des toten Patroklus

*) Auf Korsika heißen sie Voceratrici, auch Ballatrici, auf Sardinien behielten sie den lateinischen Namen: Prefiche.

**) Cf. Dorsa, a. a. O. p. 91. Am Totenfest schloß man in Rom die Tempel. Weihrauch sei dem Altar, Feuer dem Herde versagt. Ovid, Fasti II, 564 und V, 485.

legte; eine ähnliche Scene erwähnt Euripides in seiner Tragödie „Elektra". — Im Trauerhause erscheinen dann die Klageweiber, mit denen oft gemeinsam die Witwe Totenklagen anstimmt. Viele der letzteren sind traditionell. Dabei umsteht man das Lager des Toten, dessen Füße zur Thür gerichtet sind, die teilnehmenden Männer dagegen stehen, in Mäntel gehüllt, entfernter, stumm, denn für sie „ziemt sich die Klage nicht." Bei Sonnenuntergang verstummt letztere, man sagt in Calabrien, daß in solcher Nacht der „Dämon" sich naht, um sich an dem Schmerz der Nachbleibenden zu ergötzen. — An das antike Leben erinnert in Calabrien der vielfach beobachtete Brauch, ein wenig Speise und Trank ins Sterbezimmer zu setzen. Solche Gaben brachte man einst dem Toten am Allerseelentag (Feralia, 21. Februar). Auch benutzt man Weihrauch neben dem Toten, wie einst.

Die Todtenbräuche im heutigen Griechenland stimmen mit den obigen überein, auch in Hinsicht der Klageweiber, zu denen sich die nächsten Verwandten gesellen, um leidenschaftlich dem Schmerz sich hinzugeben*). — Unter den von uns oft citierten Satiren des Griechen Lucian (gest. 200 n. Chr.) befindet sich eine, welche betitelt ist: „Trauer um die Verstorbenen." Nachdem Lucian den Volksglauben hinsichtlich des Hades verspottet hat, fährt er fort: „Nun folgt die Wehklage und das Geheul der Weiber, alle vergießen Thränen, schlagen sich an die Brust, raufen das Haar und kratzen ihre Wangen blutig. Man wälzt sich auf den Boden, zerreißt das Kleid und streut Asche auf das Haupt." — Wir haben erkannt, daß es in Süditalien und Griechenland jetzt ähnlich aussieht, wie zu Lucians Zeiten. Lucian verhöhnt ferner die Klagelieder und erwähnt ein solches, mit welchem ein Vater sich an den toten Sohn wendet. Ähnlich lauten jene Gesänge noch heute. Lucian findet letztere lächerlich und meint, wenn der gestorbene Sohn „aus dem Höllenrachen" herausschauen könne, würde er seinem Vater ein anderes Lied vorschlagen. Er fährt fort: „Trotzdem schreien die Thoren und lassen Klagekünstler kommen, die viele alte

---

*) Wachsmuth, a. a. O., führt S. 112 ein Klagelied in neugriechischer Sprache an, dasselbe ist ergreifend.

Trauerlieder gesammelt haben und stimmen ächzend in die Melodie ein. Derselbe Gebrauch herrscht bei allen Völkern."

Wir kehren zum Trauerhause in St. Lucia zurück.

Die Leiche des Don Anselmo wird, wie üblich, 12 Stunden hindurch ausgestellt, während welcher Zeit es jedem freisteht, einzutreten und dem Verstorbenen den letzten Gruß zu sagen. Einen solchen Besuch versäumt kein Lucianer, denn alle kennen einander, und es wäre eine Beleidigung, wollte man sich von solchem Besuche fern halten. Eingeladen wird niemand, ausgenommen einige ältere Weiber, welche bei einem Leichenbegängnis eine wichtige Rolle spielen. Sie müssen nämlich den Tag über und die folgende Nacht bei dem Toten zubringen, gleichsam Wache bei ihm halten. Wem diese Ehre in St. Lucia zukommt, ist dort durch Herkommen festgesetzt, es sind fast immer dieselben Matronen, Angehörige wohlhabender Familien in St. Lucia, Frauen oder Witwen der angesehensten Austernhändler oder Fischverkäufer. In ihnen begegnet uns eine Erinnerung an die durch einen spanischen Vizekönig abgeschaffte Sitte der Klageweiber.

Unsere Matronen sind sich der ihnen angethanen Ehre vollbewußt, geben sich aber der Ansicht hin, daß Zeit Geld ist und füllen ihre Zeit auf nützliche Weise aus. Die eine strickt, eine zweite dreht die Spindel, eine andere filiert oder flickt ein Netz, am fleißigsten aber ist die Zunge.

Unsere Totenwächterinnen beginnen, wenn es gegen Abend im Totenzimmer still wird, eine eifrige Unterhaltung, die aus Lüge und Wahrheit, aus Verleumdung und Nachrede, aus Fluchen und Segnen zusammengesetzt ist. Alle Familien werden durchgehechelt, alle Familiengeheimnisse verraten, daß aber Heiratsgeschichten und Heiraten kombinieren ein Hauptthema bilden, brauchen wir nicht zu bemerken. Um die Sache zu erklären, wollen wir bemerken, daß jene Totenwächterinnen noch ein anderes Amt bekleiden, sie sind auch — Heiratsvermittlerinnen! Ein Heiratscomptoir kennt man im genannten Fischerquartier bis jetzt nicht, Heiratsannoncen werden dort nicht gelesen.

Mitten im Gespräch brechen sie plötzlich ab. Todesschweigen. Dann ein leises Gemurmel. Es ist ein Gebetvers für die Seele

des Toten. Kaum sind sie damit fertig, so beginnen sie das frühere Gespräch aufs neue. So naht Mitternacht heran. Die nahe Kirchenuhr schlägt 11, 11½, 11¾ — noch wenige Minuten und der wichtigste Augenblick für die Wächterinnen ist da!

Die Lucianerinnen sind in hohem Grade abergläubisch. Aberglaube und Religion sind bei ihnen, wie im antiken Leben, dasselbe und bilden ein festes Netz, welches das ganze Leben umschlingt*). Seht dort an der Wand ein Madonnenbild, genau so mit einem Giebel überdacht, wie einst die Götterbilder an den Straßen von Pompeji. Ein Weib steht unter dem Bilde, küßt die Wand und beginnt der Madonna laut ihr Anliegen vorzutragen. Unter den Gottheiten der heutigen Lucianer steht obenan die heilige Lucia, nach der eine Kirche und das ganze Quartier benannt sind. St. Lucia ist die Gottheit für kranke Augen, weshalb man an dem Vorhang der Kirchenthür zwei Augen erblickt. Vor der Statue der Heiligen brennt eine ewige Lampe und jeder Tropfen Öles in derselben hat Heilkräfte. Man benetzt mit einem solchen Tropfen die Stirn und ist geschützt gegen Kopfschmerz und Augenleiden. Zahlreiche Mittel hat man in St. Lucia, um die Zukunft zu erraten und solche bieten sich um Mitternacht unsern Wächterinnen.

„Nachts um die zwölfte Stunde" erheben sich die Matronen, legen Spindel und Strickstrumpf beiseite und beobachten den Toten.

Ein leises Geflüster entsteht unter den Weibern. „Seht Ihr's, er hat den Kopf leise bewegt. Nach rechts! Nein, nach links. Ja, Gevatterin, Ihr habt recht. — — Die linke Hand hat sich gehoben. Nein, sie hat sich gesenkt. — — Hast du die rechte Hand nicht bemerkt, wie sie leicht zuckte?" So geht das Flüstern weiter. Schließlich wird Rat gehalten und der Befund dieser Beobachtungen festgestellt. Man glaubt nämlich, daß um Mitternacht der noch mit dem Leibe leicht verbundene Geist zum letztenmal seine Herrschaft über den Körper bemerklich macht und dadurch allerlei angedeutet wird. Jede der Wächterinnen wird dabei eine

*) Dasselbe gilt von ganz Süditalien.

delphische Pythia, und wie die Römer aus dem Flug der Vögel, dem Fressen der heiligen Hühner und den Eingeweiden der Opfertiere geheimnisvolle Worte entnahmen, so thun jene Weiber dasselbe bei dem Toten, wo natürlich die Augen dasjenige leicht entdecken, was sie entdecken möchten und die Geisterstunde viel sehen läßt, was in der Phantasie nur zu dieser Stunde existiert *).

Unterdes haben sich zahlreiche Neugierige in der Straße vor dem Totenhause eingefunden, denen eine jener Matronen Mitteilung von den Zeichen macht, welche sie an dem Toten bemerkte. Kaum ist dies geschehen und von den Horchenden besprochen, so folgt eine merkwürdige Scene. Am offenen Fenster erscheint die Frau des gestorbenen Anselmo und erzählt dem Publikum die lange Geschichte ihres Ehestandes. Man erfährt zuerst, wie der Verstorbene um sie geworben, was er ihr damals schenkte, wie gut er war und wie sie einträchtig miteinander gelebt. Die Mutter wird von den Töchtern unterbrochen, die gleichfalls das Lob des Toten verkünden. Dabei haben diese Weiber das Haar gelöst und brechen dann und wann in ein lautes Geheul aus. Diese Scene wiederholt sich, wenn der Tote aus dem Hause getragen wird. Dann aber wird das Geschrei und Geheul entsetzlich. Auch das Hinaustragen besorgt jedesmal die Confraternità.

Jede Bruderschaft hat, wie erwähnt, ihre Prachtgerätschaften, um den Toten zuerst nach antiker Weise auf einer Art Paradelager öffentlich auszustellen. Oft habe ich die ärmlichsten Räume kümmerlicher Handwerker prachtvoll dekoriert gesehen, den mit seinen besten Kleidern versehenen Toten in der Mitte, umher silberglänzende Leuchter und meist zwei weibliche Statuen, Darstellungen jener Klageweiber, welche früher nach antikem Brauch durch lebendige Personen, die gegen Zahlung jammerten, vertreten waren. Zur festgesetzten Stunde versammelt sich die Brüderschaft, alle Brüder gänzlich verhüllt, so daß nur den Augen Öffnungen gelassen sind; eine Bahre wird von Lohndienern getragen; Bahre und Träger werden von goldgewirkter Sammetdecke verhüllt. Auf der

*) Vgl. unseren ersten Teil, Kapitel: Orakel. Lottonummern sind bei solchem Anlaß stets eine Hauptsache.

Bahre steht ein Prachtsarg, strahlend von vergoldeten Emblemen. Und in diesem Sarge? Nichts! Alles nur Ehrenprunk; der Tote ist in einer Kiste voraustransportiert, oder zwei Eckensteher tragen dieselbe hinterher. So geht dieser originelle Zug zur Seelenmesse in die Kirche. Eine rührende Komik*) sieht man bei Begräbnissen der Reicheren und Vornehmen, meist solcher, die nicht zu einer Bruderschaft gehörten. Uniformierte Insassen des Armenhauses St. Gennaro, alte gebrechliche Humpler, zitternde Greise bilden in solchem Falle ein besonderes Gefolge, dessen Zahl sich nach den Kupfermünzen richtet, die man jenen Alten reicht. Jeder der letzteren trägt ein Fähnchen mit den Initialen des Verstorbenen, voran geht ein Greis mit einer Hellebarde. Das ist die „Totengarde“, wie der Volkshumor sagt. In Extrafällen kommen lange Reihen von Kapuzinermönchen hinzu. Die sterblichen Reste des betreffenden Reichen werden in pomphaft strahlendem Totenwagen mit etwa sechs ebenso ausstaffierten Pferden gefahren, erstere über und über mit Vergoldung bedeckt, Krönungswagen früherer Jahrhunderte vergleichbar. Kinderleichen fährt man ohne pomphaftes Gefolge von dannen, oft im Trabe; überhaupt liebt man bei Begräbnissen rasche Bewegung, und oft habe ich die „Totengarde“ bedauert, weil sie mit ihren gebrechlichen Beinen den Prachtsärgen nicht rasch genug folgen konnte. Das seltsamste Bild bietet eine mit feuerroter Vermummung ausgestattete Bruderschaft, welche nur am Abend mit Fackeln ihren Toten die letzte Ehre erweist. Wie eine Schar Dämonen kommen die Umhüllten daher, wild scheinen die Augen zu glänzen, Marsch-Marsch scheint ihnen kommandiert zu sein. Hinter diesen unheimlichen Gestalten sahen wir oft den Sarg, von einem Lastträger auf dem Haupte getragen; hinterher, nebenher, vorauf Scharen von Volk, heiter, scherzend und lachend. So huscht dies Bild vorüber, ein Karnevalsbild.

Eine antike Sitte, welche ihre Spuren in den christlichen Kata-

---

*) Bei einer römischen Leichenfeier sah man im Zuge oft auch Komisches, indem ein Schauspieler den Verstorbenen nachäffte. Preller, Römische Mythologie II, 93 ff.



komben *) hinterlassen hat, aber in Italien verschwunden zu sein scheint, wird noch jetzt in Griechenland beobachtet.

„In einzelnen Teilen Griechenlands, in einigen Dörfern jenseits des Orthrys, hier und da in Makedonien und in Kleinasien, auch sonst vereinzelt wird der Verstorbene in seiner letzten Wanderung mit dem versehen, was den alten Griechen für das wichtigste auf diesem Wege galt, mit der Danake, dem Obolos als Fährgeld für den Nachen des Charon, einer Geldmünze, die man dem Toten in den Mund legt und in Kleinasien sogar noch Überfahrtsgeld nennt" **). Diese Thatsache ruft uns den Fährmann ins Gedächtnis, welchen Michelangelo auf seinem Bild vom jüngsten Gericht dargestellt hat. Den „entsetzlichen" Fährmann nennt ihn Virgil (Äneis VI, 297 ff.) und legt ihm feurig leuchtende Augen bei. Die Erinnerung an denselben ist im heutigen Griechenland keineswegs verschwunden, aber er ist dort nicht mehr der düstere Schiffer, sondern der Dämon des Todes, der Herrscher im Totenreich, also Pluton. Er heißt bei den Griechen Charos ***) und seine Schreckgestalt entspricht jenem Todesdämon Charun, den die Etrusker, wie ihre Grabbilder zeigen, vielfach dargestellt haben. Volksglaube und Volkslied stellen jenen Dämon als schwarz dar, geben ihm Waffen in die Hand, machen ihn auch zum Seelenführer und denken ihn reitend, so daß er an die bekannten Todesengel der Apokalypse erinnert.

Die Mitglieder der Brüderschaft erscheinen, um den toten Anselmo zur benachbarten Kirche zu begleiten. Dabei tragen sie weiße, lange Gewänder, die auch das Haupt bedecken, aber so, daß für die Augen zwei Löcher gelassen sind. Ist in der Kirche das Totenamt gehalten und der Sarg mit Weihwasser besprengt, so bringt ein prächtiger Leichenwagen den Verstorbenen zum Campo Santo, wohin aber kein Verwandter, keiner von jener Brüderschaft den Toten begleitet.

---

*) Siehe unseren dritten Teil, Kapitel: Die Katakomben.

**) Wachsmuth, a. a. O. S. 119. Vgl. Becker, Charikles III, 86 ff. Den Obolos für den Fährmann bestätigt B. Schmidt, a. a. O. S. 238.

***) B. Schmidt, a. a. O. S. 231 ff.

Wird die Leiche eines Kindes aus dem Hause getragen, so kann man unglaubliche Scenen erleben. Von dem Geschrei der Weiber wollen wir nicht reden, es ist zu schauderhaft, vielmehr von der anwesenden Menge, welche sich massenhaft versammelt. Der Grund ist sehr einfach. Auf allen Balkonen stehen Weiber und werfen Süßigkeiten, als Bonbons u. s. w. auf den kleinen Sarg und die Menge sieht dies als gute Beute an. Man drängt, flucht, stößt, schreit, schilt und sucht so viel als möglich zu erhaschen.

Der Neapolitaner scheint am Allerseelentage zu fühlen, daß er etwas Versäumtes nachzuholen hat. Wenn am Tage vorher Scharen von Kindern in allen Straßen den Vorübergehenden mit kleinen Pappschachteln, auf denen Totenschädel gemalt sind, nachlaufen und mit dem Ruf: I murt, i murt! (soll heißen: I morti, die Toten) um kleine Münze betteln, so ist dies eine Erinnerung daran, am Allerseelentage die Toten des Friedhofs zu besuchen und einen Gang zu machen, der sonst kaum jemandem in den Sinn kommt. Totenstill ist die Totenstadt an allen anderen Tagen; nur hier und da sind einzelne Arbeiter zu finden. Naht dann der Abend und mit ihm die Stunde, in der man die Garben, welche der Sensenmann im Laufe der letzten vierundzwanzig Stunden mähte, hier in die Scheuer bringt, so ist kein Freund, kein Angehöriger der Begleiter auf dem letzten Gange; die Leichenbegleitung geschieht nur bis in diejenige Kirche der Stadt, wo die Totenmesse stattfindet, weiter nicht. Prachtwagen, strotzend von Vergoldung, kommen allabendlich angefahren, höchstens ein paar Priester neben dem Sarge, der Wagen hält, ein Arbeiter hebt den Sarg heraus, nimmt ihn auf seinen Kopf, oder es heben ihn ihrer zwei und bald ist alles in den dunklen Gängen der Cypressen verschwunden. Früher hatten die Kapuziner des Friedhofsklosters die letzte Begleitung; das ist nun vorbei.

Wer zu einer Brüderschaft gehört oder reich ist, hat das von allen gewünschte glänzende Begräbnis. Wer aber keiner Kongregation angehört, wer zu den Armen und Ärmsten gehört? Der hier eintretende Gegensatz ist schroff. Wir verweisen auf das Kapitel: „Der grauenvolle Acker“ im ersten Teil, sowie auf das

Kapitel: „Katakomben" im dritten Teil. Nicht die Kirche hat jenes Heidentum des grauenvollen Ackers entfernt, sondern der Staat.

In Neapel giebt es einen Raum, in welchem diejenigen Toten zur Recognoscierung ausgestellt werden, deren Namen man nicht kennt, also die Ungezählten, Vergessenen. Dieser „Saal" befindet sich dicht beim Castello Capuano, jenem finsteren, teilweise eingestürzten Schloß, welches seit dreihundert Jahren den vereinigten Tribunalen dient. In jenen Saal gelangt man durch ein Gitter, von welchem aus eine enge, schmutzige Treppe niederwärts in einen feuchten, halbdunklen Kellerraum führt. In der Mitte ist ein gemauerter Tisch, um den Leichnam darauf zu legen, und an der Wand ein halbzerstörter, mit Schutt und Spinngeweben bedeckter Altar. Seit dreißig Jahren sind die Wände dieser Schauerhöhle nicht geweißt, einige Reste von Schuhsohlen und ein paar Lumpen läßt man dort liegen, ein Besen wird nicht benutzt.

Während in größeren Städten des Südens der Sarg allgemein in Gebrauch gekommen, sieht man an Örtern abseits von der Heerstraße die Toten auf der Bahre liegen, nur mit einem dünnen Schleier bedeckt. So verhält man es namentlich bei jungen Mädchen. Im heutigen Griechenland bildet der Sarg die Ausnahme. Überall wo Klageweiber fungieren, begleiten sie heulend und schreiend den Leichenzug und schweigen nur in der Kirche. Bei allen Leichenzügen des Südens aber gilt die antike Regel, daß sie so pomphaft, wie möglich sein müssen.

Anselmo ist davongetragen, der Wachdienst unserer Matronen ist zu Ende. Jetzt winkt die Belohnung derselben. Reiche Nachbarn erfüllen eine uralte Ehrenpflicht und senden den „Cuonzolo", das heißt auf deutsch: Trost. Dieser „Trost" besteht in einem mächtigen Korb, der ins Trauerhaus geschickt wird, wo man sich an den in dem Korb befindlichen Speisen erquickt. In Calabrien heißt dies Mahl Consuolo und entspricht dem Begräbnisbankett der Griechen und Römer. Schon Lucian in seiner vorhin erwähnten Satire kennt das Wort Tröstung, er schreibt: „Auf alles das folgt der Leichenschmaus, die Verwandten erscheinen und trösten die Eltern des Verstorbenen und suchen sie zu bereden,

etwas zu genießen, wozu sie sich nicht ungern zwingen lassen, da sie schon durch Hunger in drei Tagen hinter einander abgemattet sind. Nun heißt es: So höre doch, Freund, wie lange sollen wir denn klagen? Laß die Geister des Seligen zur Ruhe gelangen. Bist du aber durchaus zu jammern entschlossen, so mußt du eben deshalb nicht fasten, damit du die Größe des Kummers auszuhalten vermögest. Dann leiern alle zwei Verse aus Homer her:

„Denn auch die schöne Niobe selbst vergaß nicht der Speise"

und

„Nicht mit dem Magen geziemt es den Griechen um Tote zu trauern."

So langen sie zu, wenn sie auch anfangs Scheu und Furcht empfinden, man könnte sehen, daß sie nach dem Tode ihrer Liebsten noch menschliche Begierden behalten. Dies und weit Lächerlicheres als das geschieht, wie ein aufmerksamer Beobachter finden wird, bei der Trauer um die Verstorbenen, weil die meisten den Tod für das größte Übel halten."

Der katholische Friedhof Neapels, dessen Alter noch nicht fünfzig Jahre beträgt, steht in vieler Beziehung einzig da und ist in seiner Bedeutung bis jetzt in der Öffentlichkeit keineswegs so gewürdigt, wie er es verdient; man darf sogar behaupten, daß die Gegenwart, welche dort eine glanzvolle Totenstadt geschaffen, nicht mit klarer Absicht Gedanken daselbst verwirklicht hat, welche wir teils in den Gräbern der Griechen und Römer, teils in den Katakomben der ersten Christen ausgesprochen sehen. Dem flüchtig Reisenden wird auf diesem Campo Santo Herz und Sinn allein von der überwältigenden Schönheit der Natur gefangen genommen; denn „schön ist sie und groß, die unsagbar blendende Welt dort", und das Bild vermischt sich dem Eilenden bald mit anderen, welche an diesen Gestaden auf Schritt und Tritt sich darbieten. Um die Bedeutung jener Totenstadt zu würdigen, ist ein Blick auf die Gräber und Monumente der ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung unerläßlich. Hieran besitzt die Umgebung Neapels

einen unabsehbaren Reichtum, der sich aber unter der Lebensfülle der Gegenwart birgt und weder in der Landschaft noch in dem Bewußtsein der Bewohner diejenige Stellung einnimmt, welche die Altertumsreste in der Umgebung Roms behaupten.

Durchwandern wir die Gräberstraße in Pompeji, die überaus zahlreichen antiken Gräberreste in der Nähe der benachbarten, einst glanzvollen und von Cicero als „Klein-Rom“ bezeichneten Stadt Pozzuoli, oder die Gräberreihen beim Lago Fusaro gen Kap Misenum, so fällt alsbald zweierlei ins Auge: zunächst war es dem Römer nicht allein um ein stattliches Monument zu thun, sondern auch darum, in letzterem die Idee einer Wohnung für den Toten zum Ausdruck zu bringen; ferner ist auffallend, daß wir dort nicht so sehr Einzelgräber antreffen, sondern daß jene Totenwohnungen für Familien noch mehr aber für Genossenschaften errichtet sind und die Reste der Mitglieder der letzteren in ihren verschiedenartigen Räumen bargen. In dieser Hinsicht besonders charakteristisch sind die gewölbten und solid gebauten Kolumbarien, an deren Innenwänden sich die Nischen für die Aschenkrüge der Mitglieder einer Genossenschaft befinden, die mit ihren gemeinschaftlichen Mitteln solch' stattliches Bauwerk errichtet hatte.

Selbstverständlich hatten dergleichen Gräber architektonische Zierden z. B. Guirlanden und Schauspielermasken, letztere zur Erinnerung an das beendete Schauspiel des Lebens. Ebenso schmuckreich waren die Aschenkrüge, wenn wir nämlich von einer überaus reizenden Arbeit dieser Art, welche als pompejanischer Fund im Museum Neapels verwahrt wird, Schlüsse ziehen dürfen. Wer je von Rom aus die Via Appia entlang wanderte, die wie alle von Rom ausgehenden Wege an beiden Seiten mit den herrlichsten Grabmonumenten besetzt war, deren Reste heutzutage in ihrer unabsehbaren Menge den Wanderer in Staunen setzen, der erhält den lebhaftesten Eindruck davon, wie sehr der Römer es liebte, die Toten und Totenwohnungen im Bereich des Lebens zu haben, wie er also nicht daran dachte, den Geschiedenen fernab vom Lebensgewoge eine stille Stätte zu bereiten. Dies war der erste Eindruck, welchen wir an jener Straße empfingen, und als wir mit diesem Gedanken in verschieden Museen römische Steinsärge

sahen, wußten wir, warum an solchen fast immer Darstellungen von Scenen heitersten Lebens, tanzende Groten und weinselige Bacchuszüge, in oft edler Bildhauerarbeit sich befinden. Jene römischen Gräber hatten, wie noch ersichtlich, die verschiedenste Konstruktion; nicht selten waren sie im Tempelstil gebaut, weshalb es auch geschehen konnte, daß man späterhin einen Gräberrest für einen Tempel erklärte. Gräberreste der Griechen bietet die Umgegend Neapels in großer Anzahl. Hier sehen wir noch mehr als bei den Römern die Idee der Wohnung hervortreten, denn Totenkammern hatte der Grieche für die Geschiedenen, denen man in ihre stille Behausung allerlei Hausgerät mitgab. Der heutige Campo Santo Neapels weckt aufs lebendigste die Erinnerung sowohl an das römisch-heidnische, als an das christliche Altertum.

Nach Osten wendete sich die Front griechischer Tempel; vom Strahl des Morgens beschienen liegt Neapels Totenstadt mit ihren bunten Tempeln, weißen Denkmälern zwischen dunklen Cypressen am Abhange der Hügelreihe Poggio reale, an belebter Heerstraße, also ganz nach antiker Sitte; unmittelbar vorbei rasselt die Lokomotive, und wer, von Rom kommend, vorüberfährt, meint eine Vorstadt zu erblicken.

Mir war es oft vergönnt, die Gräberstraße vor Pompeji zu sehen, diese einzigartige Stätte, wo wir dem Leben und der Lebensanschauung antiker Römerzeit nahe treten. Von allen aus Pompeji herausführenden Straßen ist nur die Gräberstraße aufgegraben. Wer vor jener bekannten, im Jahre 79 nach Christo stattgefundenen Verschüttung von Herkulanum nach Pompeji wanderte, mußte diese vor dem Herkulanerthor liegende Gräberstraße als eine Vorstadt von Pompeji ansehen, und voll Leben muß diese Totenstraße gewesen sein, weil sie den Weg in eine so fruchtbare und bevölkerte Gegend hinein bezeichnete. Stundenlang möchte man in genannter „Gräberstraße“ verweilen und die erhaltenen, für die Asche der Toten bestimmten Monumente mit den Inschriften betrachten, wenn die Führer ein stundenlanges Verweilen in jener Straße zuließen. Dort sieht man, wie sehr die alten Römer darauf bedacht waren, für ihre Gräberstraße den schönsten Platz auszusuchen, gleichsam um die Gestorbenen im vollsten, schönsten

Bereich des Lebens zu lassen. Von den Gräbern an jener Straße sieht man nämlich auf die majestätischen Berge, auf das lachende blaue Meer; die ganze Umgebung ist ein Gruß an die Toten, damit sie sich „im Bereiche des Lebens freuen“.

Was für Pompeji die Gräberstraße, was für Rom die Via Appia, gleichfalls in antiker Zeit Straße der Grabmonumente, das ist für Neapel der Campo Santo. Letzterer aber ist mehr als eine Gräberstraße, er ist eine Gräberstadt, wenn man will eine Art Vorstadt mit vielen Straßen, ein Labyrinth von Straßen, eine Stadt, die an Umfang und Zahl der Bauwerke und Straßen manche Stadt der Lebenden übertrifft, eine Stadt von Marmor, voll schöner Werke der Baukunst.

Wir können den Campo Santo nuovo von zwei Seiten betreten. Das Hauptportal liegt oben auf dem Hügel, zu welchem diese Totenstadt wie ein Amphitheater hinansteigt und sich dann oben auf dem mehr ebenen Hügelrücken über eine weite Fläche ausdehnt, sodaß wir eine Stadt sich nach oben hinaufdehnen sehen. Wir ziehen es vor, diesen Friedhof von unten zu betreten.

Wir stehen vor der mit mancherlei Emblemen des Todes verzierten Mauer, in deren Mitte das Kirchhofsportal sich befindet, ein Bauwerk voll Ernst und Würde; zwei Paar dorische Säulen tragen einen Giebel, wie beim Eintritt in einen griechischen Tempel. In den Raum des Campo Santo eingetreten, befinden wir uns auf einem breiten Kieswege, welcher allmählich in Windungen den Hügel hinanführt, bis wir, auf der Höhe angelangt, an dem weiten Raum vor der großen Friedhofskirche stehen. Durchwandern wir diesen ersten Teil bis zum letztgenannten vorläufigen Ziele.

Unten am Portal beginnend macht jener Hauptweg einen Einschnitt in den Hügel, und während rechts sanfte Anschwellungen von Cypressen, saftigen Rasen, freundlichen Blumenanlagen mit einer Dattelpalme bedeckt sind, befindet sich links eine stufenweise höher steigende, neben dem Weg sich hinziehende breite Mauer mit zwei Reihen eingelassener Marmortafeln, welche mit Namen beschrieben sind. Diese Marmortafeln sind der Verschluß der in dieser Mauer befindlichen Schlafkämmerchen der dort hineingelegten

Toten. Hinter dieser Mauer steigen große und kleine Tempel, dann kirchenähnliche oder auch tempelartige Gebäude den schwellenden Hügel hinan, untermischt mit Cypressen, welche die Zwischenräume füllen. Sofort links fällt ein tempelartiges Gebäude ins Auge, dessen Spitzbogenportal und Ecktürmchen an einen leisen Versuch gotischer Bauweise erinnern. Dicht dabei, aus der Höhe niederschauend liegt ein griechischer Tempel mit einer von jonischen Säulen gebildeten Vorhalle, weiter nach unten ein ähnlicher Tempel. Noch wenige Schritte aufwärts, so beginnt auch rechts am genannten Wege eine Reihe von ähnlichen Bauwerken, die an der Seite des Weges sich zur Höhe hinauf zieht, bis wir nach etwa zehn Minuten das obengenannte vorläufige Ziel erreicht haben. Dicht aneinander gerückt stehen die vielen Wohnungen der Toten neben der Straße, wie in einer Stadt. Bei der ersten Wegesbiegung erhebt sich auf Substruktionen ein Tempel im anmutigsten Stil der Griechen, von dessen Säulenvorhalle man die erste Fernsicht genießt.

Überall sehen wir, wie das Architektonische überwiegt, dagegen die Skulptur in den Hintergrund tritt. Ein für Monumente berühmter Neapolitaner bestimmter Platz zeigt manche lebensvoll gearbeitete Marmorbüsten und gutgedachte Marmorreliefs. Auch zu einem Kloster gelangen wir, dessen Mönche einst die geistlichen Verrichtungen bei Begräbnissen besorgten; jetzt ist es aufgehoben. Zahlreich sind die überall angebrachten Sinnbilder, welche bereits das antike Altertum anwendete, z. B. das geflügelte Rad, die umgekehrten Fackeln, der Mohn (Bild des Schlafes) &c. Gänzlich dagegen fehlt das Totengerippe, und niemand ist es eingefallen, Bilder, wie solche z. B. in Pisa sich finden, anzubringen. Eine durch nichts gestörte Heiterkeit liegt über dem Ganzen; es ist der antike Gedanke klar ausgesprochen, die Stätte der Toten nach dem Charakter der Stätte der Lebenden zu bilden. Farbenbunt, heiter die Berge hinankletternd ist das Neapel der Lebendigen; völlig ebenso das Neapel der Toten. Die Inschriften erinnern an die ruhmseligen Römer, weniger an die einfache Art der ersten Christen, auf deren Gräbern man dem Namen kaum mehr hinzufügte als ein schlichtes „In pacem.“ Die Einfalt der ersten Christen hat auf dem

Campo santo keine Stätte, aber die Freude an Schmuck und Farben, welche wir in den Katakomben finden, hat man bewahrt.

Jene Hunderte von Bauwerken, als Tempel, Kapellen u. dgl. gehören teils Familien, teils Begräbnisbruderschaften. Seltsame Thatsache: in Neapel, wo weder Turn- noch Schützen- noch andere derartige Vireine existieren, bestehen einige hundert Brüderschaften (Archiconfraternitá), um das Begräbnis ihrer Mitglieder mit hochmöglichem Glanze auszustatten. Jede dieser Genossenschaften hat ihren Schutzpatron, nach welchem sie sich nennt; jede derselben hat auf dem Friedhofe ihre Totenwohnung. Letztere ist zu gleicher Zeit jedesmal auch Kultusstätte und hat zu dem Ende einen Altar, die großen Tempel sogar mehrere. Eine solche Kapelle besitzt zunächst ein tief unten liegendes Geschoß, wo die Leiche eines verstorbenen Bruders in schlichtem Sarg in die Erde gesenkt wird. Nach achtzehn Monaten*) nimmt man die Leiche heraus, welche in dieser Frist (wohl durch Einfluß der Tufferde) in einen mumienartigen Zustand versetzt ist, wie wir uns wiederholt durch eigenen Anblick überzeugt haben. Das Skelett wird gereinigt, nach Sitte der Griechen in ein weißes Tuch gewickelt und in den oberen Teil des Tempels gebracht. Letzterer ist einem römischen Kolumbarium durchaus ähnlich, denn überall in der Wand sind Nischen; da diese aber nicht für Aschenkrüge, sondern für Skelette bestimmt sind, so hat man dieselbe Form gewählt, welche wir in den christlichen Katakomben fanden. In jene Nische legt man das Skelett und schließt die Öffnung durch eine mit dem Namen versehene Marmortafel, ganz wie in den Katakomben. Eine jede Kapelle einer Brüderschaft erinnert teils an die Katakomben, teils an die Kolumbarien.

Die oben beschriebene, aufwärts führende Straße mündet in eine breite, schnurgerade Querstraße, welche mit einer Allee haushoher Cypressen geschmückt ist. Rechts am Ende dieser Querstraße zeigt ein griechischer Tempel seine weiße Säulenfront, links am

*) Im heutigen Griechenland ist die Frist drei Jahre, dann nimmt man die Leiche aus dem Grabe und legt das gereinigte Gebein ins Beinhaus. Wachsmuth, a. a. O. S. 124.

Ende, hoch hinaufsteigend, ist ein ähnliches Bauwerk. Wir gehen geradeaus in den offenen, weiten Raum, den vor uns die hochliegende große Kirche des Friedhofes abschließt, während links und rechts an jenem Raum je ein von hohen Mauerarkaden umschlossener Hof stößt. Treten wir durch das Portal der Mauer des zur Rechten liegenden Hofes, so kommen wir in eine Vorhalle mit Kapelle, dann in den mit Quadern gepflasterten Hof, in welchem große Steine die Zugänge zu den Gewölben darunter bezeichnen, die ebenfalls dem Begräbnis dienen; ganz ebenso finden wir es bei dem Hof an der linken Seite. Gehen wir dann auf die erwähnte Kirche zu, welche uns ihre Rückwand zeigt. Indem wir auf die dort hinaufführende Treppe zugehen, betrachten wir die in dem Raum vor derselben an den Wänden der oben näher beschriebenen Höfe befindlichen Denkmäler einiger angesehenen Familien Neapels, nun zur Brüstung hinauf, welche sich an der Rückseite besagter Friedhofskirche befindet. Letztere zeigt inwendig blendend weißen Marmor und eine Gruppe der Mater dolorosa, dieser „Niobe“ der römisch-katholischen Kirche. Geht man durch die Kirche hindurch, so gelangt man zu einem Säulenhof von dorischer Ordnung mit bedecktem Umgang, wie das Peristil eines römischen Hauses. In der Mitte auf hohem Piedestal steht eine Riesen-Marmorstatue der Religion, nicht ohne Ausdruck, umgeben von ausdruckslosen Riesenengeln mit Sinnbildern der Trauer und des Sieges. An den Wänden jenes Säulenganges sind hundert Thüren zu ebenso vielen Grabkapellen, d. h. Totenwohnungen verschiedener Genossenschaften. Aus diesem Hof treten wir in einen Garten, im Winter und Frühling blumenreicher als im Sommer; dort, also oben auf der Hügelreihe, ist der Haupteingang zum Friedhof. Von christlichen Inschriften und Emblemen finden wir im erwähnten Säulenhof keine Spur, wenn wir von dem Kreuz absehen, welches die Gestalt der Religion hält. Ein Relief am Piedestal derselben erinnert an ein ähnliches, welches man an dem im Vatikangarten befindlichen Piedestal der dem Kaiser Antoninus Pius errichteten Granitsäule sieht. Es stellt die Apotheose dieses Kaisers dar.

Wandern wir, auf der Höhe angelangt, wieder abwärts, be-

suchen die unter Cypressen rechts oder links abführenden Seitenwege und betrachten die Inschriften. Das Bibelwort fehlt so gut wie gänzlich, wie nicht zu verwundern, da die Stadt der Lebenden da drüben von diesem Wort so gut wie nichts weiß und nichts lernt. In den meisten Fällen finden sich als Inschriften nur Namen und Datum, oft kurze Gedanken dabei, z. B.: „Pace eterna“ (ewiger Friede) oder auch: „der Weg alles Fleisches“ — oder: „die Gerechten leben in Ewigkeit, und ihr Lohn ist bei Gott“, — oder (als Lateinischer Vers): „die Kampfbahn nahm mit Schwertstreich das Haupt, und ließ einen Stumpf zurück.“ Auf einem Marmordenkmal sah ich eine Statue, die offenbar den Todesengel darstellen sollte, weil er in der Rechten die umgekehrte Fackel trug. Besagter Marmorengel aber, wie eine Tänzerin des Theaters gekleidet, sieht schelmisch drein und legt den Finger der linken Hand an die Nasenspitze!

Wir stehen nach langem Klimmen auf einer Brüstung zwischen Denkmälern, neben einem hölzernen Kreuz, unter uns ein Gewirre von Totenbehausungen, Cypressen, Palmen, Agaven, Pinien, Rosen, Myrten, Oleandern, — und nun schweift der Blick auf das Bild vor uns, in welchem sich die Schönheit mit der Majestät zu einem Bunde vereinigt. Links der rauchende Vesuch, neben ihm die mit Ortschaften besäete Ebene des „glücklichen Campanien“, letzteres in weiter Ferne vom Apeninenzuge begrenzt. Zu den Füßen des Vesuv eine lange Reihe von Städten. Nach rechts der Gebirgswall jener Halbinsel, welcher den Golf von Neapel vom Golf von Salerno scheidet. Klar und hell sieht man dort Castellamare und Sorrent. Weiter das Meer, das unendliche, Capri, felsengekrönt wie ein Wächter vor dem Golf, endlich rechts das in sanfter Windung hoch hinauf steigende, kuppelreiche Neapel, gekrönt vom alten Fort St. Elmo! — Frische Meeresluft weht über die Totenstadt! — Nun aber beginnt die Sonne im Scheiden ihr zauberhaftes Farbenspiel; St. Elmo und die Oberstadt ist wie vom Heiligenschein umgeben, Capri und die Berge dort, der Vesuv in größerer Nähe, sind umhaucht von violettem Schimmer, rosarot scheinen die Städte zu seinen Füßen.

Als ich heute vom campo santo Abschied nahm, brauste unten

in der Ebene der Zug vorüber, welcher um diese Zeit nach **Rom** und dann weiter gen Norden geht. Meine Gedanken folgten ihm, und langten endlich an der Nordgrenze Deutschlands bei einem stillen Friedhof an, den zwei herrliche Buchen schmücken, unter denen man niederwärts auf ein stilles Wasser schaut.

Auf dem geschilderten Friedhof Neapels finden sich — wie auf den übrigen Italiens — viele Spuren des Heidentums, die christlichen treten gegen diese in den Hintergrund. Das römisch-heidnische Leben pflegte aus Gräbern **Kultusstätten** zu machen, deshalb der Ausdruck aedes, templum, mausoleum für solche Grabesstätte*). Diesen Gedanken hat man in Neapel auf dem campo santo und vielfach auch anderswo verwirklicht.

Nebeneinander, durch eine Mauer getrennt, liegen auf Capri zwei Friedhöfe, der protestantische niedriger, der katholische ein wenig höher, aber beide in einer Lage, der schwerlich etwas an die Seite gestellt werden kann. Vor der Pforte des protestantischen, oder auf der zum Eingang des katholischen Friedhofs führenden Treppe stehend, hat man hinter sich die majestätisch aufsteigenden Felsen des Monte Solaro, des höchsten Inselberges, rings um sich die mit Wein beschattete nördliche, zum Landungsplatz geneigte fruchtbare Ebene; gen Osten ragen die steilen Felsen des Monte Michéle auf, an den das Städtchen Capri sich auf dem niedrigeren Inselrücken anschließt. Dann schweift der Blick über das volle, unaussprechlich großartige Panorama des gesamten Golfes mit seinen Städten und seinem Vesuv, mit nahen und fernen Bergen. Etwas Unsagbares ist dies Panorama namentlich dann, wenn es von dem Abendlicht der hinter Ischia als Feuerkugel verschwindenden Sonne übergossen wird, wenn Meer und Land mit prachtvollen Farben und den zartesten Farbenübergängen umglänzt sind, ein wunderbares, wechselndes Farbenspiel, welches keine Feder zu beschreiben, kein Pinsel zu malen imstande ist.

Protestantische Friedhöfe sind im Süden ein seltenes Ding, und es giebt in ganz Süditalien deren nur vier: in Neapel, auf Capri, in Fratte bei Salerno, wo eine Schweizerkolonie seit vielen

---

*) Vgl. **Preller**, Römische Mythologie II, 95 Anm.

Jahren seßhaft ist, sowie in Bari, wo eine deutsch-schweizerische Kolonie seit Jahren sich angesiedelt hat. Alle vier sind mir wohlbekannt; dazu sah ich viele katholische Friedhöfe Italiens; aber keinen, der sich hinsichtlich der Lage mit dem auf Capri messen könnte. Es mag auffallen, auf dieser Insel einen protestantischen Friedhof zu wissen, da doch die Bevölkerung daselbst durch und durch katholisch ist. Allerdings ist nicht bei der letzteren die Veranlassung zur Anlage eines protestantischen Friedhofs zu suchen. Dieser ist die Gabe des auf Capri verstorbenen Engländers George Heyward, wie auch eine Marmortafel an der kleinen auf dem Friedhof befindlichen Kapelle besagt. Eine ziemliche Anzahl von Engländern ist auf der Insel ansässig; dazu kommen viele Deutsche, Engländer u. a., welche sich aus Gesundheitsgründen auf der Insel aufhalten; endlich landen zu flüchtigem Aufenthalt daselbst alljährlich etwa dreißigtausend Fremde. Kein Wunder, daß schon mancher auf Capri seine Augen schloß. Dies erwägend, ließ der reiche Heyward jenen Friedhof anlegen, wo er seinem Wunsche gemäß jetzt ruht.

Wer beide Friedhöfe in Augenschein nimmt, wird zu Vergleichen und Erwägungen veranlaßt. Über der Pforte des protestantischen Friedhofs liest man das englische Wort: **Rest** (Ruhe), nicht mehr, nicht weniger. Das Wort an dieser Stelle ist freilich nicht geradezu kalt zu nennen, aber doch trocken und trägt eine, wie es scheint, absichtliche trockene Kürze zur Schau. Wir wollen mit dem Worte nicht rechten; wer will, kann bei dem einsilbigen Worte: **Rest** ja immerhin an die Ruhe denken, welche behalten ist dem Volke Gottes. Der katholische Friedhof, zu dessen Eingang einige Stufen aufwärts führen, hat über seinem Gitter keine Inschrift. Zwei Pfefferbäume, deren niederhängende Zweige der nordischen Trauerweide ähneln, stehen vor dem Eingang, und an der Mauer rechts und links sehen wir je zwei umgekehrte, zum Erlöschen bestimmte Fackeln. Das ist alles. Mit dem Trauerbaum und der Fackel sind wir aber keinen Schritt über das hinaus, was das Heidentum in seinen Symbolen aussprach, das trostlose Wort: Es ist zu Ende! Und dann?

Betreten wir diese Nachbarfriedhöfe, so fällt eine große Verschiedenheit sofort ins Auge. Der katholische Friedhof hat, wie wir dies auf allen Friedhöfen der katholischen Kirche gesehen, Cypressen. Er hält mit denselben also die antike Tradition fest, welche diesen Baum wählte, weil er, einmal umgehauen, nicht wieder ausschlägt. Der protestantische Friedhof hat keine Cypressen, wohl aber stattliche Lebensbäume und andere freundliche immergrüne Pflanzen, dazu einen Reichtum von Blumen. Der sauber gehaltene Raum erscheint wie ein freundlicher Garten. Ganz anders der katholische! Vernachlässigung, Verwilderung, Unkraut überall. Sein Gefilde ist mit kleinen hölzernen Kreuzen übersäet; jedes derselben trägt einen Namen, und dabei sieht man eine Nummer. Kein einziger Grabhügel ist sorgfältig gepflegt; nirgends sieht man Blumenzier oder sonst Spuren lieber Hände. Alles öde und kahl, und zwischen all' den Nummern und oft halb verfaulten und umgefallenen Kreuzen, zwischen all' den oft von Unkraut überwucherten Hügeln sahen wir nur wenige Marmorsteine, darunter zwei für dort ruhende katholische Engländer, unter diesen einen Stein für Lord Grantley. Ganz dieselbe Vernachlässigung habe ich als eine sich überall wiederholende Eigentümlichkeit auf den Friedhöfen kleinerer Städte des Südens gefunden. Alle Friedhöfe stehen jetzt unter weltlicher Aufsicht, und die Kommunalverwaltungen, welche in fast allen Städten für äußeren, leicht in die Augen fallenden Glanz (Theatergebäude, Denkmäler rc.) mehr als freigiebig zu sein pflegen, kümmern sich wenig um die Zier der abseits liegenden Friedhöfe. In der Bevölkerung des Südens fehlt die Sitte, ihre Friedhöfe zu besuchen. Diese liegen still und verlassen das ganze Jahr hindurch, und nur am 2. November sind sie belebt; dann werden sie von Volksmassen besucht, und mit solchem einmaligen Besuch glaubt man der Pietät volle Genüge zu leisten. Für diesen Tag wird dann ein sonst verwilderter Friedhof erträglich in Stand gesetzt. Man hält es mit den Friedhöfen kleinerer Städte ebenso wie mit den Häusern. Es giebt unzählige Familien, die nur einmal im Jahre, nämlich zu Ostern, wenn der Priester mit dem Weihwasser die „bösen Dämonen“ vertreibt, ihre Wohnung einer gründlichen Reinigung unterziehen. Wir besuchten jüngst das Städtchen Ana=

capri, den am höchsten gelegenen Ort der Insel, wohin früher eine Felsentreppe führte. Auch hier sahen wir den vor ungefähr fünfundzwanzig Jahren neu angelegten Friedhof. Man kann sich nichts Lieblicheres, nichts Anmutigeres denken als dieses weltverlorene Städtchen, wo der Weinstock zu den Terrassen der mit echt orientalischen Höfen versehenen sauberen Häuser sich hinaufschlingt, wo hohe Wallnußbäume, stattliche Feigenbäume und Wälder von Oliven jahraus jahrein reichen Ertrag geben. Alles ist dort freundlich, anmutig, ausgenommen der Friedhof. Er liegt abseits, hat prächtige Cypressen, im übrigen aber sieht man nur „ein reizendes Verwildern". Grasung für Kühe und Ziegen wäre dort reichlich zu haben. An der Mauer dieses Friedhofs lasen wir folgende Inschrift: Siste pedem hic qui sis prudens exquire viator Pulvis et umbra sumus, disce subesse Deo. Wir sehen, daß dieser Vers nicht über das Fackelsymbol des Friedhofs beim Städtchen Capri hinausgeht.

Auf dem katholischen Friedhof Capris sah ich eine seltsame Zier. Auf einem Grabe lag ein Brett, beklebt mit sämtlichen Visitenkarten, die bei dem Tode des Betreffenden im Trauerhause abgegeben waren! Dieser Grabschmuck dürfte als ein Unikum zu betrachten sein. Am Ende des katholischen Friedhofs steht eine kleine Kapelle. Auf dem Altar derselben befinden sich vier kleine menschliche, nackte Halbfiguren, von Flammen umgeben, die übliche Darstellung des Fegefeuers; über dem Altar aber sahen wir ein uraltes Madonnenbild echt byzantinischer Fassung. Offenbar hat man dies sehr verkommene Bild aus irgendeinem Kirchenwinkel genommen und es hier an einer Stelle befestigt, wo es so wenig als möglich den Bewohnern in die Augen fällt. Während die Gräber auf dem protestantischen Friedhof unberührt bleiben, werden auf dem katholischen die Reste schon nach zehn Jahren dem Grabe entnommen und in ein großes unterirdisches Gewölbe (Ossuario) gelegt, dessen Dach etwas über den Boden emporragt. In dieser pietätlosen Maßregel tritt der Unterschied von reich und arm schroff hervor. Der Reiche kauft eine „Nichia" (Nische) in der Friedhofsmauer. In diesem Raum (den sogenannten loculi der Katakomben ähnlich) werden die Reste der Seinigen, wenn sie der Erde

entnommen sind, gelegt und dann die Nische mit einer Marmorplatte geschlossen; die Reste des Armen dagegen wandern in jenes Gewölbe, wo die Gebeine aufgeschichtet werden. An zwei jener Nischen sahen wir das bekannte Monogramm Christi und fragten den Wächter nach der Bedeutung. Die Antwort lautete: „Das ist eine Verzierung, welche der Marmorarbeiter in Neapel angebracht hat; ob diese Verzierung etwas bedeutet, weiß ich nicht.“

Der als der älteste bekannte Friedhof Capris liegt außerhalb des Städtchens neben der uralten Kirche St. Michele. Dort wurden einst die Toten neben der Kirche bestattet. St. Michele ist nach katholischer Auffassung der Führer abgeschiedener Seelen. Es war also korrekt, neben der Kirche St. Micheles Tote zu bestatten. Diese Stätte ist jetzt wüst, Feigenkaktus wuchert dort, und die Kirche liegt in stiller Einsamkeit.

Manche andere Friedhöfe größerer Städte Italiens habe ich besucht und die Inschriften gelesen.

Unter vielen zum Ausdruck gelangten Gedanken haben die meisten ein durchaus heidnisches Gepräge. Wir finden namentlich seit neuerer Zeit den ausgeprägtesten Kultus des Schmerzes, in dem sich die Nachbleibenden in allen erdenklichen Stellungen und Geberden des Schmerzes auf den Gräbern figürlich darstellen lassen, vor allen die Witwen, welche deshalb dem Verdacht der Eitelkeit nicht entgehen. Trostlosigkeit der Inschriften zeigt sich auf allen italienischen Friedhöfen und der fehlende Trost wird in antiker Weise durch eine oft lächerliche Ruhmredigkeit ersetzt. Auf den Friedhöfen rächt sich die von der römischen Kirche der Bibel erwiesene Verachtung, denn auf den Gräbern fehlen die so einfachen, kraftvollen, tiefen, tröstlichen Bibelsprüche und das Kreuz nebst dem Monogramm Christi wird zu einem seltenen Symbol zwischen all' den heidnischen, welche sich bis zur Stunde erhalten haben: Fackel, Stundenglas, Genius, Becher, Mohn u. s. w. Reich an Skulpturen ist der Friedhof bei St. Miniato in Florenz, viel besucht der in Genua und Mailand. Je neuer ein Friedhof, desto mehr zeigt er heidnisches Gepränge und entfernt sich von dem Vorbild des an biblischen Bildern reichen Campo santo zu Pisa, der vor ca. 600 Jahren entstand.

Es giebt keinen Gegenstand, mit dem sich das südliche, mit Phantasie reich begabte Volk so viel beschäftigte, als das Leben der Menschenseele im Jenseits. Die römische Kirche kommt dieser Neigung in jeder Weise entgegen und fördert dieselbe, wo und wie sie kann, letzteres nicht zum Heil des Volkes. Die römische Kirche regt, wie ich Hunderte von Malen mit eigenen Ohren vernahm, die Phantasie auf, indem sie dem Volke Schreckbilder des Fegfeuers vormalt, wobei sie behauptet, das Los dieser **anime sante** del Purgatorio erleichtern, und die Qual abkürzen zu können, letzteres durch Seelenmessen. Ich kenne Familien, welche ihren Kindern das Brot vom Munde nehmen, um Seelenmessen für abgeschiedene Angehörige zu bezahlen, ich kenne Mütter, welche Stunden hindurch täglich in den Kirchen fromme Übungen machen, die sie den Seelen des Fegfeuers gut schreiben lassen, wobei natürlich die häuslichen Arbeiten und die Kinder vernachlässigt werden. Welche Einnahme die „Kirche“ infolge dessen bezieht, ist schwer zu sagen, jedenfalls ist dieselbe größer, als die meisten denken und nur dadurch ist die Existenz der Tausende und Abertausende von Geistlichen gesichert, von denen nur ein kleiner Teil feste Anstellung erlangt. Die Vorstellungen vom Jenseits zeigen wesentliche Elemente des römisch-heidnischen Volksglaubens. Die Abgeschiedenen haben einen bestimmten Ort, wie die Römer ihren Orcus, die Griechen ihren Hades; wie Merkur der Seelenführer war, so hat die römische Kirche einen solchen in St. Michael *). Wenn man von den Seelen der Gestorbenen im allgemeinen redet, so sagt man: Le anime sante del Purgatorio, in Calabrien: Biati muorti, ein Ausdruck, welcher dem antiken: Divi Manes entspricht **). Die Qualen der Verdammten werden in gleicher Weise sinnlich gedacht, wie Virgil im sechsten Buch seiner Äneis sie schildert (V. 561 ff.). Dasselbe gilt vom Purgatorio oder Fegfeuer. Die römische Kirche darf nicht behaupten,

*) Siehe das 18. Kapitel.

**) Das Prädikat: heilige Seelen ist vielleicht schon in dem Wort Manes mitbegriffen, denn dies bedeutet die Reinen, die Lichten. Preller, Römische Mythologie II, 67.

daß ihre Lehre von einem Reinigungsfeuer ihre Originaldogmatik sei. Wir finden sie im erwähnten Buch der Äneis VI, 735 ff. Die Seele, so lesen wir, hat trotz ihres himmlischen Ursprungs vom Druck des Leibes zu leiden und nimmt Unlauteres mit sich ins Jenseits.

„Drum wird marternde Strafe geübt und das alte Verderbnis
Abgebüßt durch Pein, denn einige schweben gebreitet
Gegen der Winde Hauch und anderen spület der Strudel
Haftende Sünden hinweg, noch anderen brennt sie die Flamm' aus.
Alle wir dulden im Tode für uns. Durch Elysiums Räume
Schweben wir dann und bewohnen, wir wenige, Fluren des Heiles.
Bis dann endlich der Tag, nach vollendetem Ablauf der Zeiten
All' anklebende Makel getilgt und völlig geklärет
Stellt den ätherischen Sinn und die Glut urlauterer Heit're."

So belehrt der in der Unterwelt befindliche Anchises seinen Sohn Äneas, der es wagt, am See Avernus in die Unterwelt hineinzudringen *).

Wir haben in den obigen Strophen die Lehre vom Fegfeuer, welches die Makel hinwegbrennt, worauf die Seele in ein höheres, seliges Dasein übergeht (V. 746 ff.). Bekanntlich war das sechste Buch der Äneis die Grundlage für die Dichtungen Dantes.

Unklar waren im Altertum die Vorstellungen über die Natur der vom Leibe getrennten Seelen. Wohl sind sie Schattengebilde, wohl heißt es: Aber die Seele verfliegt wie ein luftiger Traum und entschwebet — wohl werden sie flatternde, in dumpfer Behausung wohnende Schatten genannt (Homer und Virgil) — aber trotzdem haben sie eine nicht näher zu definierende materielle Natur, denn, wenn sie unter Führung des Seelenheroldes Hermes, dessen Stelle heute St. Michael einnimmt, zum Hades eilten, so verursachten sie ein leises Geschwirr (Homer, 24, Anfang), und wenn sie beim Todesfeste zur Oberwelt gelangten, setzte man ihnen Speisen hin. Wohl sind sie verstummende Schatten, aber doch

*) Über den Orcus siehe auch Äneis VIII, 244. Der Ort der Manen ist im Inneren der Erde, wo die Seelen im Dunkel wohnen und erschrecken, wenn plötzlich Licht zu ihnen dränge.

können sie reden, wie das elfte Buch der Odyssee und das sechste Buch der Äneis beweisen. Diesem entsprechen die Vorstellungen des süditalischen Volkes *).

Wie Odysseus von seiner im Hades befindlichen Mutter und von dem gleichfalls dort befindlichen Seher Teiresias Mitteilungen empfängt, wie Äneas von seinem toten Vater, so werden dem Neapolitaner im Traum von den Abgeschiedenen gewisse Dinge offenbart, namentlich Lottonummern. In Faito, einem Städtchen Apuliens, giebt es Weiber, welche ihren Namen: „Indovina-Morti" deshalb tragen, weil sie durch abgeschiedene Seelen über geheimnisvolle Dinge Mitteilungen erhalten, welche sie für Geld verwerten. Wir denken dabei an den „waldumrauschten" See Avernus bei Neapel und an sein bis ins vierte Jahrhundert n. Chr. bestandenes Totenorakel. Wenn der „langhinstreckende", „schwarze", „dunkle" Tod in Calabrien eine Seele hingerafft hat, so pflegt man in die Nähe der Leiche Brot und Wasser, oder doch letzteres, zu stellen, damit die Seele für die weite Reise zu ihrer fernen Behausung sich stärke. Auch hier also legt man der Seele eine materielle Natur bei. Nach hellenisch-römischer Anschauung hat der Lebende durch ein gewisses Thun einen wichtigen Einfluß auf den Zustand des Abgeschiedenen, und die heilige Pietät gegen die Toten verlangt, das Los derselben zu erleichtern. Spenden werden gebracht zur Totensühne (Äschylos) — Totenopfer geziemt es für die Geschiedenen darzubringen (Homer), um ihnen Ruhe im Grabe zu verschaffen (Virgil). Diese antike Pietät gegen die Toten zeigt sich bis auf den heutigen Tag. Man hegt nach Behauptung der Kirche die Überzeugung, daß die Lebenden auf die Toten Einfluß ausüben, das Schicksal der letzteren bessern, denselben Gutes erweisen können. So glaubte auch das Altertum.

---

*) Vom heutigen Volk Griechenlands sagt B. Schmidt, a. a. O. S. 243, daß bei demselben noch immer die homerische, abschreckende Auffassung des Hades vorherrscht. Das Leben ist dem Volke „der Güter höchstes". Die Verstorbenen sehnen sich, wie zahllose Volkslieder beweisen, zur Oberwelt zurück, wie Achill, der lieber auf Erden ein Tagelöhner, als im Hades ein Totenbeherrscher sein wollte. Die Seelen im Hades haben nach heutiger griechischer Vorstellung eine Art Körper.

Darum lesen wir, daß die Lebenden einer Seele im Grabe „Ruhe verschaffen“ (Äneis IV, 457), darum Opfer und Spenden an den Gräbern, darum das Besprengen der Gräber mit Weihwasser (Äneis VI, 230), darum Grabaltäre, „mit Gaben belastet“ (Äneis V, 101). Die Geister der Unterwelt freuen sich über die ihnen erzeigte Aufmerksamkeit, sie wollen aber auch durch Gebete und Opfer „gesühnt“ werden. Als man einst letzteres versäumt hatte, kam Unheil über Rom *). — Auch nach Lehre der römischen Kirche haben die Lebenden Einfluß auf die Toten. In Calabrien betrachtet man das Glockenläuten als eine Art Totensühne und beim Totenfest entsteht oft Streit zwischen solchen, die ihren Abgeschiedenen diesen Dienst erweisen möchten. Wenn im Gebiet der Abruzzen jemand im Sterben liegt, bedeckt man das Kopfkissen mit sogenannten Divozioni, d. h. mit Bildern von Heiligen und anderen geweihten Dingen. Als besonders heilvoll und wirksam gelten Bilder des St. Antonio, der Madonna, Olivenzweige, die am Palmsonntag geweiht sind, Kerzen von der Candelora (Lichtmeß), Palmenzweige, die für diesen Zweck geweiht werden. Alle solche Dinge erleichtern der Seele den Zustand im Jenseits. — Als ein wichtiges Mittel für diesen Zweck bietet die Kirche das Skapulier der Madonna, welches den, der es sterbend trägt, schon am folgenden Sonnabend aus dem Fegfeuer erlöst. Das einflußreichste Mittel ist die Messe mit ihrer Zauberwirkung auf die Abgeschiedenen. Die Lehre von der Messe wurde im Mittelalter ausgebildet und im Zusammenhang mit der Lehre vom Ablaß festgestellt. Nach derselben hat die Kirche das Recht, den bußfertigen und gläubigen Katholiken von der Schuld und ihren ewigen Strafen zu befreien, aber solche Freisprechung geschieht nur unter der Bedingung, daß derselbe Genugthuung für seine Sünde, mit der er auch die Ordnung der Kirche verletzt hat, leiste. Zu dem Ende hat er gewisse zeitliche Strafe auf sich zu nehmen, oder auch freiwillige Werke zu leisten, als Fasten, Almosen, Wallfahrten. Wer mit der Duldung dieser Strafen und dem Leisten dieser Werke in der Zeit des Erdenlebens fertig wird, hat

*) Ovid, Fasti II, 531.

die obengenannte Freisprechung erlangt. In den meisten Fällen wird er damit nicht fertig, und dann muß er für dasjenige, was noch fehlt, längere oder kürzere Zeit im Reinigungsort (Fegfeuer) unter Schmerzen büßen. Nun findet sich an der Front zahlreicher Kirchen mit großen Buchstaben eine lateinische Inschrift: Immerwährender, täglicher, vollständiger Ablaß für Lebendige und Tote*); an vielen glänzenden Altären liest man: Bei jeder Messe, die an diesem Altar stattfindet, wird eine Seele aus dem Fegfeuer erlöst. — Damit hängt zusammen eine andere Altarinschrift: Privilegierter Altar, d. h. mit dem Recht der Ablaßgnade für Lebendige und Gestorbene versehen. Diese Inschriften bezeugen, daß die Kirche nicht nur Macht über die Lebendigen besitzt, sondern auch die abgeschiedenen, im Orte der Reinigung befindlichen Seelen in ihrer Macht verbleiben. Die Kirche sorgt dafür, daß die Wirkung des Meßopfers den Abgeschiedenen zugute komme, wodurch deren Pein im Fegfeuer gemildert, ihre Büßungszeit verkürzt wird. Aus diesem Grunde lassen Angehörige der Gestorbenen Totenmessen lesen, und sind Arme gestorben, deren Nachbleibende diese Messen nicht zahlen können, so wird kollektiert, damit auch jenen die Wohlthat der Totenmesse zuteil werde; für solche Kollekten stehen in den Kirchen Büchsen, oder Betreffende sammeln von Haus zu Haus, ein Dienst, den im vorigen Jahrhundert ein Mönchsorden mit solchem Erfolge betrieb, daß durch die Kollekten eine große Kirche gebaut wurde, in der noch heute beständig eine Totenmesse nach der andern, und zwar an mehreren Altären zu gleicher Zeit stattfindet. Oft pflegen Wohlhabende in ihrem Testament eine Summe für Totenmessen zu ihrem Besten auszusetzen.

Wie die Kirche Macht hat, den Lebenden die oben genannten Genugthuungsstrafen zu erlassen (Ablaß), so kann sie dasselbe auch den abgeschiedenen Seelen zuwenden; das Verdienst der Lebenden nämlich, welches diese durch Leistungen an Gebeten, Almosen, Wallfahrten u. s. w. erwerben, können sie durch die Hand der Kirche auf die Toten übertragen lassen, damit die Reinigungs- oder Bußzeit des Fegfeuers sich abkürze.

---

*) Siehe unseren zweiten Teil, Kapitel: Ablaß.



Oft hörte ich Predigten über das Fegfeuer, **Purgatorio** genannt, welche alljährlich zu Anfang November gehalten werden, in einigen Kirchen auch in anderen Monaten. Dem Allerseelentag am 2. November, **i Morti** genannt, pflegt in zahlreichen Kirchen ein **Novenario**, also eine neuntägige Andacht voranzugehen, welche tägliche Abendpredigten bei halb erleuchteter Kirche bringt. Der Zulauf zu diesen Predigten ist ein gewaltiger, am meisten in derjenigen Kirche, welche als Kirche **del Purgatorio** bezeichnet wird und eigens für Seelenmessen erbaut ist, die dort tagtäglich fast ohne Unterbrechung an allen Altären celebriert werden. Seit Jahrhunderten wird in dieser Kirche bei dem **Novenario** vor der Predigt die Komposition eines unbekannten Meisters von Streichinstrumenten und Gesangstimmen, welche letztere der großen Oper angehören, aufgeführt, und die Musik mit ihren ergreifenden Weisen (freilich ohne kirchlichen Charakter) ist allerdings imstande, Eindruck zu machen. Vor Tausenden von Zuhörern predigte der **orator** über das Fegfeuer, dessen wirkliches Vorhandensein er den Zweiflern gegenüber zu beweisen sich anheischig machte. Er begann mit der Schilderung des großartig angelegten Friedhofes. Derselbe beweist die Liebe der Lebenden zu den Toten. Eine solche Liebe ist überflüssig, wenn von den Toten überall nichts mehr vorhanden ist als die sterblichen Reste. Die katholische Kirche, welche zu allen Zeiten Liebe gelehrt, zeigt auch, wie man den Seelen der Toten Liebe erweist, welches dadurch geschieht, daß man etwas zu ihrem Besten thut. Sie bedürfen dessen, denn sie sind im Fegfeuer. Dies, fuhr nun der Redner fort, leugnet die auch zu uns gekommene „Horde“ der Protestanten und beruft sich auf die Bibel. „Ich will euch aus der Bibel beweisen, daß das Fegfeuer existiert.“ Und nun erzählte er die Begebenheit, von welcher 2 Makk. 12, 43—46 die Rede. Judas Makkabäus läßt die Erschlagenen seines Volkes bestatten, findet bei diesem Anlaß bei allen Toten Götzenkleinode, also Amulette und sieht ein, daß die Gefallenen mit Recht als Strafe für den Götzendienst erschlagen sind. Darauf bringt er von seinem Heere zweitausend Drachmen Silber auf, die er nach Jerusalem zum Sündopfer sendet. „Darum hat er auch für diese Toten die Versöhnung gebracht, daß ihnen die Sünde ver-

geben würde." Über den Unwert des zweiten Makkabäerbuches, über die Stellung der Evangelischen zu den Apokryphen schwieg der Redner und seine Schlußfolgerung war: Weil Judas jenes Geld zur Darbringung von Sündopfern für die Toten sandte, bedurften letztere der Sühne; aus diesem Grunde ist es gewiß, daß ihre Seelen sich an einem Straforte befanden; daraus folgt, daß es ein Purgatorio giebt, und dies ist nach untrüglicher Lehre der Kirche ein kerkerartiger Ort, wo sich ein Läuterungsfeuer befindet; folglich haben die Protestanten unrecht und sind aus ihrer eigenen Bibel widerlegt. Aus eben diesem Grunde folgt auch, daß wir Sühnopfer für die Seelen im Purgatorio bringen müssen, und diese bestehen in den Seelenmessen! Dieser Ungeheuerlichkeit von Trugschlüssen horchten die Tausende mit der größten Andacht. Eine sichtbare und tiefe Bewegung aber ergriff die lautlose Menschenmasse, als der Redner fortfuhr: „Heil euch, katholische Christen! Wie arm und elend sind die Protestanten! Ist einer aus ihrer Mitte geschieden, so vermag niemand ihm mehr Liebe zu erweisen. Denke dir, Mutter, dein Kind ist gestorben; aber du kannst, bist du Protestantin, nichts zum Besten desselben thun; du Gattin nichts für deinen Gatten! Aber nun seid ihr Katholiken! Schätzt euch glücklich, daß euch die Kirche Wege weist, auch über das Grab hinaus für die Eurigen zu sorgen." Schließlich erzählte der Redner eine Geschichte, nach welcher ein Protestant deshalb zum Katholicismus übertrat, weil er sich erst so über das Schicksal seiner verstorbenen Frau beruhigen konnte. Manche andere Predigt über diesen Gegenstand habe ich gehört und gefunden, daß die Redner einem krassen Realismus huldigen, indem sie den Zustand im Purgatoria als ein Erleiden sinnlicher Schmerzen darstellen*).

In den süditalienischen Kirchen, an deren inwendige Farben=

*) Im heutigen Griechenland bezeichnet das Volk mehrere Örter als Eingang zur Unterwelt. Die Felsgrotte am Vorgebirge Tänaron, wo Herkules zum Hades hinabstieg, gilt als solcher Weg zur Hölle. Ein solcher ist auch auf Zakynthos. Im Mittelalter galten die Krater des Vesuv und Ätna als Thore zur Hölle, resp. Purgatorio. Die Lehre von letzterem tritt in Griechenland gänzlich in den Hintergrund. Vgl. B. Schmidt, a. a. O. S. 249.

schmückung sich ein Nordländer nie gewöhnt, findet man häufig die Darstellung des Fegfeuers. Auf den Altären, in den Seitennischen der Kirchen, oder an den Wänden der Vorhallen gewahrt man oft kleinere und größere menschliche Gestalten, entweder aus Holz geschnitzt oder aus Stein gehauen, welche zur Hälfte aus rotgemalten Feuerflammen heraussehen, die Arme nach oben strecken und im Gesicht schmerzverrenkte Züge zeigen. Kunstwerke sind dies nicht, oft sogar widerwärtige Produkte irgendeines Pfuschers; aber sie thun ihre Dienste und befinden sich vor allem in solchen Kirchen und Kapellen, wo das Volk in Scharen am Sonntage und Werktage aus- und eingeht, um dort der Messe beizuwohnen oder vor einem der bunten Heiligen sein Gebet zu verrichten, oder auch nur zu ruhen, zu schwatzen, zu schlafen.

Der bedeutendste unter den süditalienischen Bildhauern, Giovanni da Nola (ein Zeitgenosse des Rafael), hat das Fegefeuer zum Gegenstand einer plastischen Darstellung gemacht. In der alten Kirche St. Agnello macht diese Darstellung den ganzen hohen Altarschmuck aus. In einiger Erhöhung über dem Altar sieht man in Marmorrelief die aus den Flammen sich streckenden Gestalten, Arme und Angesicht nach oben gewendet, wo man die gleichfalls in Relief edel geformte Madonna mit dem Kinde erblickt, die auf Wolken niederzuschweben scheint und das Angesicht voll Huld und Milde den armen Seelen zuwendet; denn sie, die Königin des Himmels, die Mutter aller Gnaden, ist auch die Madonna delle anime in purgatorio (Madonna der Seelen im Fegfeuer) und wird als solche eifrig verehrt. Sie ist in jener Eigenschaft die Nachfolgerin der Isis, welche ebenso die Oberwelt wie die Unterwelt überwaltete*), und deren Kultus bis in die späte Kaiserzeit im ganzen römischen Reiche Verbreitung und Ansehen besaß.

---

*) Preller, Römische Mythologie II, 377 ff. Vgl. unseren zweiten Teil, Kapitel: Die große Mutter, sowie Ablaß, im dritten Teil, Kapitel: Mutter und Kind. Eine Bulle Klemens VIII. vom 9. September 1594 bestätigte den in ganz Italien bestehenden Verein: Congregazione della Beata Vergine del suffragio per la liberazione delle anime del Purgatorio. Andere Gesellschaften für denselben Zweck stehen ebenfalls unter dem Protektorat der Maria, und manche sind nach Art moderner Aktiengesellschaften gebildet.

Keiner hat in neuerer Zeit auch in obiger Hinsicht so sehr das Lob der Maria gesungen, wie Alfonso di Liguori.

Wer den heutigen Madonnenkultus, wie er, allen Bekenntnisschriften der römischen Kirche zuwider, in der Praxis besteht, kennen will, muß sich mit jenem Buch des heiligen Alfonso di Liguori beschäftigen, welches betitelt ist: „Le Glorie di Maria“. Es ist das Hohelied von der Madonna und faßt alles zusammen, was die begeistertsten Lobsänger der Madonna gesagt haben. Kap. 8 jenes Werkes trägt die Überschrift: Maria befreit ihre Verehrer (devoti) aus der Hölle, das folgende Kapitel enthält: Maria hilft ihren Devoti im Fegfeuer, dann: Maria führt ihre Devoti zum Paradiso. Die albernsten Wundergeschichten werden von jenem „Doctor ecclesiae“ erzählt.

Den Isiskultus erwähnt Tibull in der dritten Elegie. Delia, seine Geliebte hat, so erzählt der Dichter, den Dienst der Isis eifrig betrieben, beim Kultus im Tempel das Sistrum eifrig gerührt, hat fromm und keusch gelebt, der Göttin zum Preise Lieder gesungen, zweimal am Tage mit entfesselten Locken im Chor Loblieder auf die Isis angestimmt, auch die vorgeschriebenen Waschungen vollzogen, alles zum Besten des Geliebten, um demselben den Schutz der Göttin zu verschaffen. Mit demselben Eifer betreiben heute namentlich die Frauen Italiens den Kultus der Madonna delle grazie, welche als Beschützerin und Erlöserin der Seelen des Purgatorio gedacht wird. Unabsehbar ist die Reihe der verschiedenen Madonnen und ihrer Feste, welche nach einer Seite hin an Aphrodite und ihre Feste erinnern.

Venus war ursprünglich die schöne, liebe Frau des Frühlings, die unter verschiedenen Namen bei den italienischen Völkern verehrt wurde. Später vereinigte sich mit ihr die griechische Aphrodite, deren Kultus von Sicilien herüberkam, und von da an erst erlangte sie eine vielseitigere Bedeutung als die große Himmelskönigin *), die Urania, als die Venus Victrix, die Stammmutter des Kaisergeschlechtes der Julier, welche von den Dichtern verherrlicht und in „säulenumspannten“ Tempeln verehrt wurde. Als

*) Siehe unseren zweiten Teil, Kapitel: Die Himmelskönigin.

Stammmutter des römischen Volkes blieb sie dann in allgemeiner Verehrung, als das julische Kaisergeschlecht ausgestorben war.

Zahlreiche in Herkulanum und Pompeji gefundene Wandbilder beweisen den in Süditalien eifrig geübten Kultus dieser alles beherrschenden Göttin der Schönheit und Liebe und von Pompeji sagt Martial IV. 44 Haec Veneris sedes, hier ist der Sitz der Venus.

„Keine Zeit auch eignet sich mehr als der Lenz für die Venus,
Strahlt doch im Lenze die Flur, taut doch der Acker im Lenz.
Dann ja erhebet das Grün aus dem Schoße der Erde die Spitzen,
Dann aus dem schwellenden Bast treibet die Rebe den Keim.
Venus, die wonnige nur darf wert sich der wonnigen Jahrzeit
Achten." — — — — —

Ovid, Fasti IV, 125.

Im Frühling feierten ihr die Frauen ein Fest, wobei ihre Statue mit Rosen umkränzt wurde. „Andere Blumen verleiht, blühende Rosen ihr jetzt" *). Als Bekehrerin der Herzen (verticordia) bezeichnet sie der Dichter und fleht zu ihr mit den Worten:

„Stets auf Äneas Geschlecht und die Frauen der eigenen Enkel
Richte den gnädigen Blick, schönste der Göttinnen du!"

IV, 161.

Der holden Madonna ist der ganze Mai geweiht, sie ist in dieser Hinsicht Nachfolgerin aller jener freundlichen antiken Göttinnen, denen man Frühlingsfeste feierte, wie Hera, Juno, Artemis, Aphrodite **). Die Madonna ehrt man mit Blumen und Kränzen im Mai, wie einst die schönste der Göttinnen, Aphrodite, bei ihren Frühlingsfesten geehrt wurde, wobei man ihre Tempel und Statuen mit Blumen schmückte. Rosen waren der Aphrodite erwünscht, heute sind sie die Lieblingsblumen der Madonna. Auf Paphos hatte Aphrodite einen heiligen Garten, heute hat die Madonna einen ihr geweihten Rosengarten bei ihrem Heiligtum zu Pompeji.

Der Monat Juli dagegen ist der Madonna delle grazie ge-

*) Ovid, Fasti IV, 138.

**) Preller, Griechische Mythologie I, 131. 254. 240. 283 und Römische Mythologie S. 247. 254. 302.



weiht und dann sind ihre Tempel von denen voll, welche von ihr Hilfe für die „sante anime del Purgatorio" erbitten. Hier tritt die Madonna an die Stelle der „Allherrscherin" Isis, der Gnadenspenderin.

Oft wird die Fegfeuerlehre im Katechismusunterricht behandelt. Wir schilderten im zweiten Teil (Kap. Ablaß) eine Scene dieser Art. — Der Priester beginnt: Was ist das Fegfeuer? Allgemeines Schweigen, unterbrochen von dem Alfonso da hinten, der seinen Nachbar, den kleinen Vincenzo, von der Bank stößt. Homerisches Gelächter. Bald ist durch den langen Stecken alles in Ordnung. Die Unterredung beginnt, die Kinder sprechen einzeln die Bruchstücke nach, die ihnen nach und nach gegeben werden, bis sie nach vielen Unterbrechungen endlich das Ganze der Erklärung wissen. Unter Fegfeuer wird von den Kindern ein körperliches Leiden, die Qual des Brennens, verstanden, sie lernen also dasselbe, was Virgil seinen Römern in der Äneis docierte. Die Freuden des Paradieses werden den Kindern ziemlich mohammedanisch vorgemalt.

In welcher Weise die römische Kirche ihre Lehre vom Opfer der Messe praktisch verwertet, mag uns der Besuch eines unterirdischen Friedhofs lehren. Wir begeben uns zum Ponte della Sanità in Neapel. Bei dieser Brücke steigen wir nieder in die Thalstadt tief unten, folgen der volkswimmelnden Straße und stehen, wo sie endet, in der prächtigsten Bergwildnis. Steinbrüche, in denen unablässig der Tuffstein für Häuserbau gewonnen wird, ziehen sich dort in Labyrinthgängen nach allen Richtungen in die Berghügel hinein; an anderen Stellen dienen diese Bruchhöhlen als Magazine, oder auch für eine Glasfabrik; weiterhin würden wir solche Räume als Kuhställe oder als Schmiedewerkstätten benutzt finden. An einem Sonntagnachmittag kam ich mit einem Freunde in diese Gegend und hoffte, dort dem Getöse der Stadt fern zu sein. In dieser Erwartung sah ich mich getäuscht, denn aus geringer Entfernung schallte ein seltsamer, eintöniger Lärm, und beim Näherkommen sah ich vor einer mit einer Holzthür geschlossenen Höhle einige hundert Menschen, welche in abwechselnden Chören Gebete murmelten, dann scharftönende Gesänge anstimmten.

Von einigen weiter abstehenden, gut gekleideten Leuten erfuhr ich, daß in jener Höhle vorzeiten die unbußfertig Gestorbenen, die Ausgeschiedenen, beerdigt seien, und daß jeden Sonntag eine Menge Volkes sich dort versammele, um auch für diese die Erlösung aus dem Fegfeuer zu erflehen. Ein Blinder war der Vorbeter, der laut die Sätze vorsprach, die vom Chor nachgesprochen wurden. Schneidend scharf tönte das Wort „Misericordia“, mehr konnte ich nicht verstehen, wie man überhaupt den Dialekt nur schwer verstehen lernt. Die mit einem Totenkopf bemalte Thür öffnete sich, und wir traten mit der Menge in den weiten, nur matt erhellten Höhlenraum, der einen seltsamen Anblick darbot.

In der weiten, matt erhellten Höhle sahen wir rings um uns her Menschenschädel und Menschenknochen, große Haufen, wohlgeschichtet, hoch die Wände hinan, Menschenschädel unten, Menschenschädel oben, zwischen ihnen enge Gänge, dann weite Plätze, an deren Rändern bei flackerndem Lichte aus der Ferne die Augenhöhlen, die Zähne der Schädel uns angrinsten, die bleichen Knochen in fahler Farbe schimmerten, hier und da zwischen ihnen eine Lampe, ein Licht, eine Fackel, so flimmerte es in die weiten halbdüsteren Gänge hinein, die weit und weiter sich dehnend, sich kreuzend, immer weiter erstreckten.

So weit wir auch geradeaus oder links und rechts in die Seitengänge hineingingen, überall Knochen und Schädel, aber stets zierlich zusammengestellt. Hier eine Randeinfassung hübsch gefügter Arm- und Beinknochen, die Linien elegant geschwungen, dann allerlei Figuren, als Kreuze u. s. w. aus Schädeln gebildet. Seltsam anzuschauen war ein hoch aufgebauter aus Schädeln gebildeter Altar, mit allerlei Knochenschmuck dabei. Der Thürhüter hatte sofort die Fremden erkannt, und, nach Kupfermünze lüstern, führte er uns überall hindurch. An den hohen Tuffwänden zeigten sich Heiligenbilder, hier und da ein aus Schädeln geformtes Kreuz. Wir sind nicht allein: an einer Seite Murmeln leiser und lauter Gebete, dumpfer, eintöniger Gesang von der andern Seite. Siehst du drüben das schwarze, hohe Kruzifix über den Schädeln, von dorther klingt es, Mark und Bein erschütternd: „Misericordia!“ Nur dies eine Wort schrillt durch das Getöse, alles andere ver-

hallt in den hochgewölbten Höhlengängen, und die Schädelwände werfen den Schall zurück.

Unterdes gruppierte sich die Menge, die Gebete für die Seelen im Fegefeuer wurden heftiger, der Thürhüter mußte bald, um mir verständlich zu werden, laut schreien, und so erfuhr ich, daß vor etwa funfzig Jahren aus einer Menge Kirchen die in den Gräbern derselben noch befindlichen Gebeine fortgeschafft und nebst geweihter Erde in diese Höhle gebracht seien, wo ein Kunstverständiger sie gruppiert habe. Die Gebete steigerten sich an Heftigkeit, das Echo warf die kreischenden Stimmen der Weiber zurück, aus allen Ecken hörte man das erschütternde: „Misericordia! Madonna sanctissima, Misericordia!“ Eine Gestalt im Mönchskleide geht an uns vorüber, eine gellende Glocke läutet, matt erhellte Gestalten kommen von allen Seiten zusammen, sie stehen, sie setzen sich auf Bänke von Knochen und Schädeln, der Mönch besteigt eine Art Kanzel, unten von Schädeln und Knochen umgeben, Schweigen von allen Seiten, nur dort und hier ein dumpfes Getöse; es war nur ein Knochen, der irgendwo niederfiel, oder kam ein Schädel ins Rollen? Eintönig beginnt die Rede des bärtigen Mönchs, bleich erscheinen seine Züge in der matten Beleuchtung, nach und nach wird die Rede lebhafter, er ist bei seinem Thema, dem Fegfeuer. „Il purgatorio!“ (das Fegefeuer) ruft er mit Donnerstimme und beginnt die Not einer verlorenen Seele zu schildern, die Angst, die Qual, das Seufzen, das Schreien. „Ascolta, ascolta, il grido“ (hört, hört, der Schrei). „Die armen Seelen“, rief er aus, „dürsten, und ihr wollt sie dürsten lassen? Sie schreien, sie schreien in ihrer Pein um Barmherzigkeit, und ihr!“ — Da hörte ich den schrillen Angstruf eines Weibes, sah sie auf die Kniee fallen, andere mit ihr, die Predigt ward durch den ängstlichen Ruf: „Misericordia!“ unterbrochen.

Auge und Ohr hatten genug, die Nerven hatten mehr als billig ertragen, wüst war es im Kopf, daher fort von der unheimlichen Höhle. „Es freue sich, wer da atmet im rosigen Licht.“ Eine kaum zwanzig Schritt von jener Höhle entfernte, an den Fels gelehnte, mit Weinlaub überdachte Osteria (Weinschenke) war von Menschen gefüllt, aus antik geformten Flaschen schenkte man

dunklen Landwein und speiste dazu frische Feigen. Guitarre und Mandoline, Sang und Klang, Scherzen und Lachen überall.

An jedem Sonntagnachmittag, oft lange Zeit vor der Öffnung jener Unterweltspforten, pflegt sich in diesem verborgenen Winkel eine Menge Volks zu versammeln, um dort zuerst im Freien, dann aber im Dunkel jener Unterwelt für die anime abandonate (verlassenen Seelen) laut zu beten. Für den Allerseelentag wird der Besuch des Friedhofs delle Fontanelle durch Plakate an den Kirchen dringend empfohlen. Hier ist die Stätte, wo in früheren Zeiten (molto antico, antichissimo) die Leichen derer im nächtlichen Dunkel beseitigt und verscharrt wurden, denen die Kirche ein ehrliches Begräbnis versagt hatte. Wo man jenen ein eiliges Grab bereitete, weiß niemand zu sagen; aber eben dies Geheimnisvolle verbreitet um jene finsteren Höhlen einen besonderen Schauer, welchem der Mann oder das Weib aus dem Volke sich nur zu gern hingiebt. Es lohnt der Mühe, diese Unterwelt am Totenfest zu besuchen.

Am Allerseelentage sind die Thüren der Höhle mit goldbordigem schwarzen Sammet behangen. An der Thür sitzt vor einem baufälligen Tische ein Wächter, der eine mit Kupfermünzen gefüllte hölzerne Büchse schüttelt und laut ruft: „Für die verlassenen Seelen! Vorwärts, meine Herren, immer eingetreten!“ Einen ebenso deutlichen Wink giebt die über dem Eingang angebrachte Inschrift: „Die Schuldigkeit gegen die Toten erfüllen, ist eines der schönsten und ehrenvollsten Werke.“ Der Zoll ist bezahlt, und ein Dutzend in den Tuffstein gehauener Stufen führt uns niederwärts in die erste Halle. Eine geräumige Kirche hätte hier Platz, und in einer solchen glauben wir uns zu befinden; Heiligenbilder an der Wand, vor uns ein mit künstlichen Blumen geschmückter Altar, die Wand hinter demselben mit schwarzem Vorhang und goldgesticktem Kreuz geziert. Die einströmende Menge drängt in einen Seitengang rechts, und ihr folgend betreten wir einen sich weit in die Ferne verlierenden, etwa zwanzig Fuß breiten und wohl doppelt so hohen erleuchteten Höhlenraum. Am genannten Festtage ist derselbe in glänzender Weise geschmückt. So weit wir hier auch wandern, sei es geradeaus, sei es in Seitenhöhlen links

und rechts, überall nichts als Schädel, Knochen von Armen und Beinen in unabsehbaren Massen. Leider hat die undankbare Nachwelt den Namen jenes Künstlers nicht aufbewahrt, der es fertig gebracht, diese Unterwelt der Knochen und Schädel in einen Park, in ein „Elysium" zu verwandeln. In elegant geschwungenen Linien laufen an den Höhlenwänden Erderhöhungen, und auf denselben befinden sich in schönen Mustern Arabeskenlinien von gruppierten Schädeln und Knochen, dann wieder Pyramiden, Säulen u. dgl. aus demselben Material; zierliche Wände erheben sich in wohlgeformten Schichten, an den Wänden Knochenkreuze, auf Konsolen nicht Statuen, sondern hübsch ersonnene Knochen- und Schädel-Zusammenstellungen; einzelne besonders große und wohlgebaute Schädel präsentieren sich als Einzelfiguren. Nun gar am Ende der Haupthöhle! Vor dem großen Altar rechts und links die breitesten Schädel- nnd Knochenbeete. In der Mitte der Seitenwand erhebt sich, aus Schädeln und Knochen zusammengefügt, ein in Tempelform gebildeter Altar; die dabei verwendeten Schädel gehörten einst Priestern, welche in Kirchen bestattet waren, und vor diesem Altar sitzt heute ein nachlässig gekleideter Mann, rüttelt die klirrende Büchse und ruft beständig: „Für die Seelen der Priester." In einiger Entfernung voneinander sind überall in dieser Unterwelt solche Büchsenrütteler aufgestellt, deren lautes Rufen bis in die fernsten Winkel hallt. Damit wir beim Durchwandeln dieser Räume den Eindruck eines Gartens gewinnen, erblicken wir zwischen den Gebeinen Myrtenzweige, hier und da auch Blumentöpfe.

Scharen durchweg niederen Volkes durchziehen heute diese Unterwelt, viele heiter schwatzend, andere stillstehend oder knieend, laut und leise betend. Es gilt ja, den verlassenen Seelen Ruhe zu schaffen; es gilt der Mahnung zu folgen, welche wir an dem Altar der Priesterschädel lesen: „Denkt an uns." Freilich sind die wenigsten der Besucher imstande zu lesen; statt dessen sagt ihnen ein großes Wandbild, um was es sich heute handelt. Über dem Altar an der Tuffwand sieht man nämlich die Seelen im Purgatorio (Fegfeuer); ihnen wird heute Opfer an Geld gespendet, d. h. insofern diese Kollekte zur Bezahlung für die Seelenmessen dient.

Am Totenfest müssen in jenen Höhlen die Schädel und Knochen für ein stummes Schauspiel dienen. In weiten, matt erhellten Seitenhöhlen stellt man die Auferstehung dar. Ein niederhängender Engel, mit bunten Kleidern behangen, setzt eine Posaune an den Mund, und unter ihm sieht man die Scene, welche Ezechiel im siebenunddreißigsten Kapitel schildert. Die Skelette heben ihre Grabsteine empor, grinsen dem Tageslicht entgegen, und hier und da sieht man sie, mit Lumpen behangen, gänzlich dem Grabe entstiegen.

Die sogenannten Rappresentazioni in der Woche des Totenfestes*) sind in den letzten Jahren in Rom wieder erneuert, wenn auch nicht in dem Umfang, wie sie vor einem Menschenalter waren. Man versteht darunter Gruppendarstellungen aus der biblischen Geschichte. In den fünfziger Jahren sah Gregorovius solche in mehreren Kirchen Roms**). Er berichtet von einer Scene aus der Geschichte der heiligen Agnes, ferner von einer solchen aus der Geschichte des Moses, sowie von dem Martyrium des St. Erasmus, dem nach der Legende die Eingeweide aus dem Leibe herausgehaspelt wurden.

In einer Totenkapelle am Ponte Sisto in Rom werden noch jetzt die Wände in der Woche des Totenfestes mit menschlichen Gebeinen bekleidet, und zwar so, daß man mit diesem Material allerlei Ornamente herstellt. Wird dieser Raum erleuchtet, so macht dies einen seltsamen Eindruck. Auch Gregorovius in seinen Wanderjahren I, 200 schreibt von solchem Brauch: „Die saubere Kunst und der peinliche Fleiß, womit man die Knochen zur Dekoration verwendete, sind erstaunlich. Hier hat man einen Teil der Wand mit Kinderschädeln, dort mit größeren Schädeln bedeckt; hier sind lauter Schulterblätter zusammengesetzt, dort Brustknochen, Schlüsselbeine, Rippen, Fingerknochen, Gelenkknochen zu Arabesken geordnet. Selbst die Kandelaber sind aus Menschengebein phantastisch zusammengefügt.“

Schließlich das Bild eines süditalischen Totenfestes.

---

*) Vgl. „Das geistliche Schauspiel in Süditalien“ von Th. Trede (Sammlung der Vorträge herausgegeben von Virchow und v. Holtzendorff).

**) Wanderjahre I, 205.



Wir befinden uns auf der Piazza vor der Porta Capuana Neapels, dem schönsten seiner Thore. Menschen aller Stände wimmeln heute, am 2. November, durcheinander, und das tagtäglich dort herrschende bunte Treiben hat sich in wildes Tosen verwandelt. Wir sehen lauter festliche Pilger, den Principe mit prächtigem Viergespann und den armen Kapuziner mit grün baumwollenem Regenschirm, die Duchessa in Sammet und Seide, sowie das arme Fischerweib mit dem bunten Schultertuch. Vom frühen Morgen bis zum Mittag des Allerseelentages eilen Tausende und aber Tausende von hier aus zum Campo santo, vor dem genannten Thore stoßen die aus allen Teilen der Stadt kommenden Menschenströme zusammen, den wirbelnden, brandenden Wassermassen des Gießbaches zu vergleichen. Hier findet sich Fahrgelegenheit in Hülle und Fülle. Kein Zweifel, heute ist großer Festtag. Haben doch die Droschkenkutscher in die kleinen aufgebundenen Haarbüschel, welche sich nach mehrtausendjähriger kampanischer Sitte zwischen den Ohren ihrer Rosse befinden, heute Blumen gesteckt und jene Büschel mit rotem Band umwunden, an der Peitsche zeigt sich ein gelber Quast, und die Blechschuppen, mit denen das Pferdegeschirr bedeckt ist, schimmern im Sonnenglanz, als wäre es lauter Silber und Gold.

Die Ströme der Festpilger zu Wagen, zu Esel, zu Fuß dringen auf der Straße langsam vor, berittene Patrouillen der Karabinieri sprengen auf und nieder, Augenweide ist reichlich vorhanden. Aber der Neapolitaner hat an letzterer allein niemals genug, er begehrt zugleich Gaumenbefriedigung und Ohrensättigung. Diesem Verlangen geschieht reichlich Genüge, denn überall sind die Ränder des Weges besetzt mit Buden, Tischen, Körben u. s. w. Kastanien, Brot, Kuchen, Wein, Äpfel, Wasser, am meisten Granatäpfel werden feilgeboten, Drehorgeln bieten Ohrenschmaus, dem sich das Rufen der Bettler zugesellt, welche die heutigen Festpilger ebenso begleiten, wie Geier und Raben eine Karawane in der Wüste. Endlich befinden wir uns vor dem Thor des Festschauplatzes, des Campo santo, von dem es heute am Allerseelentage heißen mag: „Und sie dachten der Toten, der Toten.“

Auf dem weiten Plan vor dem Portal des Campo santo

lautes Getose der Menschenmassen, Militär am Eingang, es scheint fast, als gelte es, eine belagerte Stadt zu erstürmen. Verkäufer von Genußmitteln aller Art haben sich eingefunden, durchdrängen und durchschreien die Menge, als gelte es ihr Leben. Namentlich um Spassatempo (Zeitvertreib) handelt es sich, d. h. um kleine, zum Knabbern geeignete Eßwaren. Man muß sich mit gekochten Bohnen, Kringeln, Kürbiskernen versehen, denn auf dem Campo santo selbst ist in der That bis jetzt noch keine Trattoria errichtet. Der gesamte Friedhof in allen seinen Straßen, Treppen, Plätzen, Wohnungen ist heute von einer nie ruhenden Menschenmasse, die man auf 50000 bis 60000 anzugeben pflegt, buchstäblich angefüllt. Zur bunten Totenstadt hat sich eine bunt gekleidete Menschenmenge gesellt, zum glanzvollen Sonnenlicht der überall angebrachte Schmuck von Myrten- und Rosenguirlanden. Manche Trauererscheinungen verschwinden in diesem Gewoge, wohl fließt manche Thräne, aber auf dem Bilde dieser griechisch-heiteren Lebenslust hat sie keinen Platz.

Wenn an diesem und an dem vorhergehenden Tage Kinder in allen Straßen dem Passierenden nachlaufen und ihm kleine, mit Schädeln bemalte Schachteln entgegenhalten, rufend: „Signore, i murt, i murt!" (soll heißen i morti, die Toten), und auf diese Weise für eine heitere Feier des Festes sich Münzen erbetteln, so mag dies als Erinnerung gelten, am Totenfest des Ganges nicht zu vergessen, der sonst kaum jemand in den Sinn kommt.

Dreihundertvierundsechzig Tage hindurch liegen die Friedhöfe Italiens still, eine Freistätte für Vögel, welche dort vor dem Feuerrohr zahlloser Sonntagsjäger sicher sind. Diese lange Ruhe müssen die Gräber durch den tosenden Lärm eines einzigen Tages, des 2. November, büßen, wenn am Totenfeste hunderttausende der Lebenden, durchweg lebensfroh, zur obgenannten Nekropolis wallen und diese mit ihren dichten, wogenden Massen so sehr erfüllen, daß es schwer fällt, hindurchzudringen. Die Totenstadt erwacht zu neuem Leben. Aus ihrem Todesschlaf erwachen die Wohnungen der Toten mit ihrem Schmuck von Kerzen und Lichtern, erwachen die Monumente, behangen mit Rosen und Bändern, erwachen selbst die — Toten! Der brausende Strom des Lebens klopft an die

Thür ihrer stillen Wohnung, und sie — „erwachen im Grabe davon". Wir meinen eine Anzahl von einbalsamierten Mumiengestalten, denen die neuere „Kunst" bewegliche Glieder und Lebensfarbe verlieh. Sie treten gleichsam wieder in die Gesellschaft der Lebenden ein, werden mit neuen Kleidern versehen und von den Schauenden bewundert. Sollen wir dies ägyptisch nennen? Der Ägypter benutzte die Mumie bisweilen nur als Memento mori, und seine Toten hatten mit dem fare figura nichts zu schaffen. In Palermo herrscht am Totenfest der Brauch, daß man die Mumien im Kapuzinerkloster neu bekleidet und vor manchen Lichter anzündet. In Rom wird dann ein Gebäck feilgeboten, welches die Gestalt von Schädeln und Knochen nachahmt.

Am 21. Februar feierte die römische Welt ihren Allerseelentag, genannt Feralia. Da eilten die Volksmassen zu den Gräberstraßen hinaus, da wurden Gräber und Monumente bekränzt, da brachte man den Manen Opfer*), um ihre „Beruhigung" zu fördern. Ein ähnliches Fest scheint jener Allerseelentag gewesen zu sein, den man noch in später Kaiserzeit am Lacus Avernus feierte. Eine dem vierten Jahrhundert n. Chr. angehörende Inschrift, welche ein Festverzeichnis enthält, nennt jenes Fest ausdrücklich**). Am Totenfest der römischen Kirche bringt man, wie einst, den Toten Gaben und Opfer, nämlich das Meßopfer. Alle Kapellen, alle Tempel sind bekränzt und erleuchtet, an allen Altären dampft Weihrauch, an allen Grabaltären wird das Opfer dargebracht, wie das Volk sagt „per rinfrescare le animo sante del Purgatorio".

In Calabrien pflegt man an jedem ersten Montag eines Monats der Toten zu gedenken. Horaz in der 23. Ode des dritten Buches erwähnt, daß man zu Anfang jeden Monats den Laren, also den Seelen der Vorfahren, Gaben darbrachte. Vielleicht haben wir in oberwähntem Gedächtnis die Fortsetzung des antiken Larenkultus zu erblicken***). Im heutigen Griechenland wird zu

*) Ovid, Fasti II, 531.

**) Preller, Römische Mythologie II, 74.

***) Siehe unseren zweiten Teil, Kapitel: Hausgötter.

festgesetzten Zeiten den Toten ein Speiseopfer auf das Grab gesetzt, welches hauptsächlich aus gekochtem Weizen besteht. Nach griechischer und römischer Sitte ward am dritten und neunten Tage nach dem Begräbnis den Toten Speiseopfer gebracht*).

Hatten nach antiker Anschauung die Lebenden Einfluß auf das Reich der Toten, so besaßen diese die Fähigkeit, mit den Lebenden in Verkehr zu treten. Im vorigen Kapitel sahen wir, in welcher Weise böse Geister diese Fähigkeit benutzen. Aber sie machen davon auch zum Nutzen der Lebenden Gebrauch, wie wir z. B. Teil III im Kapitel Kultus der Gehängten nachwiesen. Am Allerseelentage, den Feralia der Römer, glaubte man, daß die Seelen der Geschiedenen wieder auf der Erde umherschweiften. Ein Echo dieses Glaubens tritt uns in ganz Sicilien in dem Brauch entgegen, daß man die Kinder am Totenfest, den 2. November, beschenkt und den Kindern die „heiligen Seelen der Toten“ als Geber bezeichnet. Dieser Brauch ist uralt**). — Kehren wir zum Totenfest Neapels zurück. Am Nachmittag entströmen der bunten Totenstadt die heiteren Scharen der Lebenden. Wohin? Unabsehbare Reihen von Wagen mit „schönmähnigen“ Rossen rollen und rasseln der Stadt zu. Wie das im Sonnenschein blitzt und glitzert, wie man dort grüßt und winkt, wie man gar Wettfahrten anstellt, daß Kies in Funken stoben! Tausende beschließen das Fest in unmittelbarer Nähe des Campo santo, wo das Festmahl schon dampft. Eine lange Reihe von „schmorigen“ Trattorien, Osterien, Kantinen zieht sich an beiden Seiten der belebten Heerstraße neben dem Friedhof hin, eine Erinnerung an das antike Leben in Pompeji. Wer die Gräberstraße in Pompeji sich genau ansah, bemerkte weiter nach unten neben den Grabmonumenten eine Reihe von Arkaden, deren noch jetzt ziemlich gut erhaltene Bögen ebenso viele Ladungen waren, in die dahinter liegenden Osterien und Trattorien einzutreten, um an Speise sich zu laben oder bei voller Flasche neben den Totenwohnungen sich seines Lebens zu

---

*) Wachsmuth, a. a. O. S. 123. Becker, Charikles III, 115. Becker, Gallus III, 378.

**) Pitré, Spettacoli p. 406 sqq.

freuen. In Pompeji gehörte zum Totenfeste ein Schmaus, so war es bereits zu Homers Zeiten. Als die Trojaner unter herber Klage den Scheiterhaufen ihres Hektor hatten brennen sehen, fand dieser Tag seinen Abschluß also: „Sie feierten stattlichen Festschmaus.“

Stattlicher Festschmaus! Wo fänden wir ein besseres Wort für dasjenige, was in obengenannten Trattorien, Osterien, Kantinen Neapels vor sich geht? In diesen Häusern, vor ihren buntbemalten Thüren und Wänden, in den weiten, von Feigenbäumen beschatteten Höfen, unter freiem Himmel, auf den Terrassen und flachen Dächern, überall heitere Menschenscharen, den Mückenschwärmen vergleichbar, die in den Abendsonnenstrahlen die letzten Momente ihres Insektendaseins ausnutzen. Bei diesem Totenmahl handelt es sich um gesottene Fische, gekochte Polypen, Schnecken, Seeigel, Risotto, Sorfitto, sowie um tintenfarbigen Landwein.

Die Phäaken des Homer hatten ihren Sänger, Demodokos, der von den Helden Trojas himmlische, von den olympischen Göttern irdische Dinge sang, aber was ist das gegen die Sänger Vincenzo und Giuseppe, wenn diese heute die Schmausenden zur Begeisterung hinreißen durch Lieder, welche nur einem Fremden seltsam erscheinen? „Reigentanz und Gesang, das sind die Zierden des Mahles.“ Hörst du den rauschend-dämonischen Klang des Tamburin? Ein Paar nach dem anderen beginnt die Tarantella, die ohne Zweifel Homer schon kannte, der von den Phäaken erzählt: „Schön im geordneten Schritt nun stampften sie.“ Es ist der Tanz, den Virgil die Bewohner des Elysiums tanzen läßt. So endigt das Totenfest, die Fortsetzung des römisch-heidnischen Allerseelentages, ein Stück Heidentum in der römischen Kirche.

Anhang.

Anhang.

Anmerkungen und Zusätze.

Zum ersten Kapitel.

Die Quellen, welche Verfasser für dies Kapitel benutzte, sind die im folgenden angegebenen. Über den Brigantaggio bei den römischen Sklavenkriegen vgl. Mommsen, Römische Geschichte. Über Sixtus V. und das Brigantentum seiner Zeit: Denina, Revoluzioni d'Italia. Über den König Marcone: Lenormant, La Grande-Grèce II, 167. — Über Leo XII. und die Briganten seiner Zeit siehe Ranke, Päpste I. Das Brigantentum zur Zeit Murats und den General Manhès schildert Colletta in seiner „Geschichte des Königreichs Neapel". Vgl. auch Lenormant, a. a. O., Tl. III. Den venetianischen Bravo schildert bekanntlich Manzoni in seinem Roman: „Promessi sposi" und Galibert in seiner „Geschichte der Republik Venedig".

Von Tiberius schreibt Sueton in seinem „Leben" Kap. 37: Eine besondere Sorgfalt verwendete er auf den Schutz öffentlicher Sicherheit gegen die Landstreicher und Straßenräuber, sowie gegen das überhandnehmende Emeutenwesen. Er vermehrte die Zahl der durch ganz Italien stationierten Militärposten. Auch das Recht und die Sitte der Asyle schaffte er überall ab. — Hiermit stimmt Tacitus, Annalen III, 60, welcher den Grund angiebt, überein.

Wie es jetzt mit dem Brigantentum aussieht, zeigt ein Telegramm aus Rom, publiziert im Pungolo 1890, 18. August: „Die Regierung hat beschlossen, den Brigantaggio auszurotten — denn es handelt sich um wirkliches Brigantentum —, welches die Maremma,

das Gebiet von Viterbo und Spoleto terrorisiert. Es handelt sich um drei Banden, zusammengebracht von den berühmten Briganten Tiburzi Ansuini und Biagini. Zu dem Ende sollen vier Bataillone Scharfschützen, kommandiert von Offizieren der Karabinieri, in jenen Gegenden aufgestellt und an verschiedenen Stellen Barackenlager angefertigt werden." — Vorstehendes gelangte zu meiner Kenntnis, nachdem das erste Kapitel bereits gedruckt war.

Im Gebiet des einstigen Kirchenstaats giebt es immer noch solche Volkssänger oder Troubadours, die ihren deklamierenden Gesang mit der Guitarre begleiten und jedesmal anfangen:

„Giuventú fiorita e bella
C'é na nova Tarantella."

Mit dem Worte Tarantella meinen sie ihr Lied. Sie singen von Lenz und Liebe, aber noch öfter von Eifersucht und Mord, von kühnen Räubern und Banditen.

In Hinsicht der dekorierten und pensionierten Briganten sei erinnert an eine Stelle des Juvenal:

„Von vielen
Werden dieselben Vergehen mit verschiedenem Glücke verübet,
Jenen belohnte das Kreuz für die Unthat, diesen der Stirnreif,
Denn, wo die Dreistigkeit in der schlechten Sache nur groß bleibt,
Gilt das Bewußtsein vielen als rein." — — —

Sat. XIII, 105.

Auf Korsika ist die Blutrache allgemein, ebenso in Sardinien, Calabrien, Sicilien, bei den Albanesen, Drusen und Beduinen. Rachelieder auf Korsika sind unter den Volksliedern die gewöhnlichsten. Frauen sind es, welche die meisten gedichtet haben, Frauen sind es, welche zur Rache anspornen. Rache ist Religion. Familienkriege, aus der Blutrache entsprungen, sind die Geißel des Landes. So schreibt Gregorovius in seinem Werk über Korsika bei Anlaß der Hinrichtung des Banditen Bracciamozzo (Stümmelarm), der zehn Menschen „aus Capriccio" umgebracht hatte (S. 164).

Zum zweiten Kapitel.

Von dem Heroen Pelops lesen wir bei Pindar (500 v. Chr.):

„Er ruht am Alpheos im vielbesuchten
Grab am Altar, wo die Scharen der Pilger opfern."

Dieser Heros wird von dem Dichter als besonderer Schutzgott jenes Hieron betrachtet, dessen Fürstenhof Pindar mit seinen Liedern verherrlichte.

„Ein Gott, dir zum Hüter bestellt,
Gedenkt mit liebender Sorgfalt deiner
Wünsche und Sorgen, o Hieron!"

Setzen wir für den Namen Pelops einen anderen, z. B. St. Benedikt, so bleibt die Sache dieselbe.

Von den Heiligen sagte Augustin († 430): Serm. XLIV, De Sanctis. „Quotiescumque, fratres carissimi, sanctorum martyrum solemnia celebramus, ita, ipsis intercedentibus, expectemus a Domino consequi temporalia beneficia, ut ipsos martyres imitando, accipere mereamur aeterna. Ab ipsis enim sanctorum martyrum in veritate festivitatum gaudia celebrantur, qui ipsorum martyrum exempla sequuntur. Solemnitates enim martyrum exhortationes sunt martyriorum: ut imitari non pigeat, quod celebrare delectat." Er sagt also, daß die Heiligen zeitliche Wohlthaten vermitteln, betont aber dabei, daß man nicht allein ihre Feste feiern, sondern auch ihrem Beispiel folgen müsse. Von einer Verehrung ihrer Bilder weiß er nichts. Ähnlich sagt derselbe in einer anderen Stelle: Serm. I, De mart. „Nemo est qui nesciat, martyrum glorias ad hoc divino consilio a Dei populis frequentari, ut et illis debitus honor dicetur, et nobis virtutis exempla, favente Christo monstrentur: ut dum haec ita celebrari perspicimus, cognoscamus quanta eos gloria maneat in coelis, quorum natalitia taliter celebrantur in terris: quo possimus etiam ipsi talibus provocari exemplis, virtute pari, devotione consimili, ac fide: ut Christo praestante, dimicare, et vincere hostem possimus: ut, parta victoria, cum iisdem sanctis in regnis coelestibus triumphemus. Quis est enim, qui eorum volens merito copulari, nisi prius constantiam eorum teneat, sectetur fidem, imitetur virtutem passionis; eorum gloriam paribus vitae lineamentis inveniat aut exquirat? Qui etsi martyrio par esse non possit, tamen muneris tanti dignitate se quisque bonis actibus dignum praebeat. Adest enim clementissimus Deus, qui desiderantibus suis aut martyrium

praebeat, aut sine martyrio cum sanctis praemia divina retribuat." Auch hier betont er wohl die schuldige Ehre, welche man den Heiligen leisten muß, aber noch mehr die Nachahmung. Er kannte als Heilige nur wirkliche Märtyrer; beide Worte sind ihm gleichstehend. Das wurde später anders. Ich citiere nach einer lateinischen Übersetzung die griechischen Sätze des Johannes Damascenus, De fide orthodoxa IV, 15: „Honorandi certe (sunt Sancti) et quidem ita, ut in eorum nomine Deo templa extruamus, dona offeramus, eorum memoriam colamus, atque in iis spiritualiter oblectemur: quo nimirum laetitia nostra iis, a quibus invitamur, congruat; ac non, dum eos colere et demereri studemus, offendamus potius et irritemus. Quibus enim rebus Deus colitur, iisdem quoque servi ipsius oblectantur. Quibus autem Deus offenditur, iisdem etiam ipsius milites offenduntur. Quocirca in psalmis et hymnis et cantibus spiritualibus, et compunctione, et eorum, qui egestate versantur, commiseratione (quibus obsequiis Deus potissimum conciliatur) sanctos colamus. Statuas ipsis ac visibiles imagines erigamus: imo ipsi virtutibus eorum imitandis hoc consequamur, ut vivae eorum statuae atque imagines simus.

Cicero, De divin. II, 23 sagt von den Auguren: „Es wird wegen des Volksglaubens und zum großen Nutzen des Staates noch die Wissenschaft und Religion der Auguren, sowie das Ansehen dieses Kollegiums beibehalten." Denkt man heute im Vatikan vielleicht ebenso in Hinsicht der Reliquien, der Heiligen, der Madonnen und des Bilderdienstes?

In seinem apostolischen Brief vom 3. November 1884 sagte Leo XIII., es sei providentissime Wille Gottes, ut corpora sanctorum, condita terris, singulari observantia colantur ab hominibus et religionis splendore honestentur. In diesen „corporibus", sagt er weiter, werde die Vorsehung und Güte Gottes offenbar, qui multa sinit per ea divinitus accidere. Wie die römische Kirche heute die Reliquien betrachtet, erhellt auch aus einem lateinischen Distichon an dem Altar, welcher im Dom zu Neapel der Maria, Königin der Märtyrer, geweiht ist, und vor einigen Jahren mit einer Prozession, in der vier Priester die Reliquien trugen, eingeweiht wurde. Die Inschrift lautet:

„Collecti cineres salvete, atque ossa beata,
Cultori vestro prospera quaeque date *)."

*) Gesammelte Aschenreste, seid gegrüßt, und ihr seligen Gebeine, gebt eurem Verehrer alles Heil.



Nach einer Mitteilung der Bahnhofsverwaltung in Aachen sollen zu der am 24. Juli 1888 beendeten Heiligtumsfahrt ungefähr 100000 Reisende mittelst der Eisenbahn eingetroffen sein. Die Gesamtzahl der „Pilger“ soll ca. 500000 betragen haben. — Kaum ist die Heiligtumsfahrt zu Aachen, Kornelimünster und Burtscheid beendigt, so wird schon wieder eine neue angekündigt. Vom 9. bis 19. August soll nämlich zu M.-Gladbach die ebenfalls alle sieben Jahre stattfindende Heiligtumsfahrt abgehalten und während dieser Zeit der „reiche und kostbare Reliquienschatz“ der dortigen Münsterkirche, darunter das Haupt des heiligen Vitus, vorgezeigt werden. „Die Reliquien befinden sich in dreißig wertvollen gotischen und romanischen Schreinen, Kreuzen, Ostensorieen und Monstranzen und sind unter Glas gut sichtbar. Diese Behälter mit ihrem kostbaren Inhalt werden bei der Eröffnungsfeier aus dem Stephanusaltar, ihrem Aufbewahrungsorte, in feierlicher Prozession abgeholt und auf rotdrapierten Tischen im Chore aufgestellt. Die Mitglieder der kirchlichen Brüderschaften und katholischen Vereine übernehmen bei denselben Tag und Nacht, bis zur Schlußfeier, den Ehrendienst behufs der Bewachung und Aufrechterhaltung einer guten Ordnung beim Vorbeigehen der Gläubigen.“ Auch diese Heiligtumsfahrt hat angeblich eine tausendjährige Geschichte. Graf Balderich, ein naher Verwandter Karls d. Gr., soll im Jahre 793 an der Stelle, wo jetzt die in den letzten Jahrzehnten vollständig restaurierte Münsterkirche steht, eine Kirche und ein Kloster gebaut haben, welche Karl d. Gr. mit den Reliquien beschenkte. Im Jahre 1867 wurde die alte Heiligtumsfahrt wiederhergestellt und in den Jahren 1874 und 1881 unter ungeheurem Menschenandrang wiederholt.

„Evangelisch-lutherische Kirchenzeitung“, 3. August 1888.

Zum vierten Kapitel.

Am 31. Mai wurde in Echternach im Großherzogtum Luxemburg die alljährliche Springprozession in altherkömmlicher Weise abgehalten. Der Zudrang von Wallfahrern, welche sich hauptsächlich aus Luxemburg, der Eifel- und Moselgegend zu rekrutieren pflegen, war geradezu ungeheuer. Es beteiligten sich an der Prozession 19 Fahnenträger, 61 Geistliche, 1588 Beter, 8347 Springer, 1475 Sänger, 180 Musiker u. s. w., zusammen 11797 Personen. Hierzu kamen noch 15—16000 Zuschauer, welche die Neugierde

hergetrieben hatte. Unter den Klängen der bekannten Melodie: „Adam hatte sieben Söhn'", durchtanzte die Prozession die Hauptstraßen der Stadt. Ihren Höhepunkt erreichte die Zeremonie in dem in der Wallfahrtskirche um das Grab des heiligen Willibrord aufgeführten Schlußtanz. Unmittelbar an die wunderliche religiöse Feier reihten sich Volksbelustigungen aller Art, die bis tief in die Nacht hinein dauerten.

„Evangelisch-lutherische Kirchenzeitung" 1887, Nr. 23.

Zum fünften Kapitel.

In seiner zweiten Epode erwähnt Horaz den Wucherer Alfius. In jenem Liede schildert er zuerst die Freuden des einfachen Landlebens und seine friedliche Arbeit. Der Schluß lautet überraschend:

„Als so geredet unser Wuch'rer Alfius,
Durchaus ein Landmann schon im Geist,
Flugs trieb er ein im Monatsmittel alles Geld,
Am ersten drauf belegt er's neu."

Zum siebenten Kapitel.

In Rom befindet sich die Kirche St. Maria Traspontina und in derselben ein „priviligierter" Altar der St. Barbara, geschmückt mit kriegerischen Emblemen, welche an die große Beschützerin der Artillerie erinnern. So nennt jene Heilige ausdrücklich die „Libertà cattol." 1889, Nr. 270. Bis zum Jahre 1870 erschien das päpstliche Heer jährlich einmal in jener Kirche, um seiner Beschützerin zu huldigen. Im Jahre 1306 ward in Rom auch eine Kirche St. Barbara erbaut, wo sich ihre Reliquien befinden. Jene Kirche ward 1551 zum Cardinalstitel erhoben.

Zum zehnten Kapitel.

In Rom wurde als Schutzgöttin der Straßen die Stata Mater verehrt. Sie brachte das Feuer zum Stehen. Sie hatte Heiligtümer an den Straßen, wie uns die erhaltenen Inschriften bezeugen. Denselben Schutz gewährte in Rom Vulcanus. Preller, Römische Mythologie, 3. Aufl., II, 153.

Zum zwölften Kapitel.

Über manche calabrische Bräuche vgl. auch Dorsa, La tradizione, z. B. Seite 46. 47. 48. 57. 43. 8. Über die Bedeutung der vecchia Strina, sowie der Quaresima zu vergl. Pitré, Feste e Spettacoli, p. 295. 205.

Zum vierzehnten Kapitel.

Religiöse Tänze erwähnt Herodian (V, 5) im Leben des Kaisers Elegabal. Er selbst begab sich allmorgentlich dorthin, wo er Hekatomben von Stieren und eine große Menge Schafe schlachtete, und auf die Altäre legte, alle Arten von Räucherwerk in Fülle aufhäufte, und von dem ältesten und kostbarsten Weine viele Amphoren als Opferguß vor den Altären spendete, so daß ganze Ströme von Wein und Blut gemischt dahinflossen. Dann führte er um die Altäre Tänze auf unter dem Klange von allerlei Musikinstrumenten, wobei Weiber aus seiner Heimat mit ihm im Reigen tanzten, und mit Cymbeln oder Blasinstrumenten in den Händen sich um die Altäre schwangen, während der ganze Senat und der Ritterstand wie im Theater sie als Zuschauer im Halbkreise umstanden. Die Eingeweide der geopferten Tiere und das Räucherwerk trugen in goldenen Gefäßen nicht etwa Diener oder sonst Menschen geringen Standes auf dem Haupte, sondern die Befehlshaber der Heere und die höchsten Staatsbeamten, angethan mit weiten, Füße und Hände bedeckenden Unterkleidern nach phönizischer Tracht, mit einem einzigen Purpurstreifen in der Mitte. Dazu hatten sie aus Leinwand verfertigte Schuhe wie die, welche in jener Gegend das Wahrsagen und Priesteramt bekleiden; und wen er an diesem Opferdienste teilnehmen ließ, dem glaubte er die höchste Ehre anzuthun.

Zum fünfzehnten Kapitel.

Cäsar ward schon bei Lebzeiten vergöttlicht. Er erhielt z. B. einen Götterwagen, auf dem seine Statue, wie diejenigen der Götter bei den Zirkusspielen gefahren wurde, erhielt Tempel, Altäre, Aufstellung seines Bildnisses neben den Götterbildern, einen Platz an

der für die Götter bestimmten Festtafel, einen Opferpriester und die Benennung eines Monats nach seinem Namen. Nach seinem Tode ward an einer ihm errichteten Säule geopfert, auch sprach man an derselben Gelübde aus und leistete Eide bei Cäsars Namen. Seine Aufnahme unter die Zahl der Götter erfolgte nicht nur durch den Mund des Senats, sondern auch durch Überzeugung des Volkes. Siehe Sueton, Leben Cäsars, Kap. 76. 85. 88.

Wie leicht das römische Volk zur Vergötterung geneigt war, beweist die Geschichte des Sejanus. Während Tiberius auf Capri weilte, spielte jener den Revisor, in Rom errichtete man ihm Bildsäulen, opferte bei denselben und feierte seinen Geburtstag als öffentliches Fest. (Dio Cassius, Römische Geschichte LVII., Kap. 19. 21. 22 und LVIII., Kap. 2—11.)

Kaiser Claudius dekretierte seiner Großmutter Livia die Ehre der Vergötterung und ließ ihre Statue auf einem Triumphwagen zum Zirkus fahren. Dieselbe Ehre erhielt seine Mutter (Sueton, Vita Claudii, cap. 11). Der Kaiser Vitellius vergöttlichte sogar den Caligula, betete ihn an und nahte seiner Statue mit verhülltem Haupt, worauf er die Füße derselben küßte. (Sueton, Vita Vitellii, cap. 1.) Die Kaiser Elegabal und Diokletian befahlen solchen Akt der Anbetung.

Der Bischof Eusebius, Zeitgenosse des Konstantin, hinterließ außer seiner Kirchengeschichte eine Biographie des Konstantin. Beide Werke zeigen die Gedanken jener Zeit. Die Siege Konstantins galten als Siege des Christentums über das Heidentum, in Konstantin sieht Eusebius ein Übermenschliches, er ist ihm ein Freund Gottes, der aus diesem Grunde Siege erlangt. Dieselbe Vergötterung des ersten „christlichen" Kaisers begegnet uns in einer Lobrede des Eusebius auf denselben. Noch heute sind Münzen erhalten, auf denen man den genannten auf einem Viergespanne gen Himmel fahrend erblickt, mit der Inschrift Divus Victor Constantinus. Den Sinn dieser Münzen billigte Eusebius. Die Götter der Heiden galten dem letzteren als Dämonen, die vom wahren Gott besiegt werden, vor dem Zeichen des Kreuzes fliehen alle feindlichen Mächte. „Die Kraft des Kreuzes setzte er der Göttermacht der Heiden entgegen, er wagte den Zug nach Rom trotz Abraten der Haruspices."

Die Einwohner von Edessa sahen zu den Zeiten Konstantins in Christus einen „Beschützer" ihrer Stadt. Berühmt war in damaliger Zeit ein Briefwechsel, der zwischen Christus und dem König Abgar von Edessa stattgefunden haben sollte, diese Briefe hielt man überall für echt und waren die Bewohner der Stadt stolz darauf, daß in einem jener Briefe Christus versprochen habe, ihre Stadt stets vor den Barbaren zu schützen. Als höheren Schutzpatron betrachtete Christum auch jener Geschichtschreiber Procopius, welcher uns eine Geschichte der Feldzüge Belisars hinterlassen hat. Procopius war Christ, aber dabei spielt in seiner Geschichtschreibung die Göttin Tyche (Zufall) eine bedeutende Rolle (Ranke, Weltgeschichte IV, 287). Auch die Normannen betrachteten Christum als Schutzgott, als dessen Günstling sich z. B. König Roger ansah. So sagt Maleterra in seiner Geschichte der Normannen.

Wie die römische Kirche die Kanonisation auffaßt, erhellt am besten aus Inschriften, welche sich in den betreffenden Kirchen finden, wenn ein neuer Santo zum erstenmal die Ehre des Altars erfährt. In der Kirche St. Afra zu Brescia ward im Juni 1890 der neue Heilige G. Perboyre zum erstenmal gefeiert, wobei die Inschrift lautete: H Urbis Aphran Basilycam — Frequentes ac Pii Succedite Cives — Dicturi Ave Neobeato — Martyri P. Invicto — JOANNI GABRIELI PERBOYRE — Quem Inter Sinenses Quum Steterit — Veritatis Xrnae Infractus Adsertor — Voce Et Sanguine — Atrociora Quaeque Barbarorum Tormenta Perpessus — Centies Disjectus Tortoribus Flagellis Coesus — Tumidis Excoriatis Carnibus Crinibus Avulsis — Averso Capite Suspensus Et Detrusus Laniatus Jugulatus — Supremum Diem Natalem Obiverit Ann MDCCCXL — Leo XIII Pont. Maximus — Supremis Honoribus Jussis — Coronatum Martyris Laurea — Novum Beatum — Ad Altaria Evexit — Quem Loetum Faustum Felicem Eventum — Utraque Sacrarum Virginum Congregatio — Ex Duabus In Urbe Paoliano Eodem Charitatis Stygmate Distinctae — Totius Ordinis Vincentiani — Censentes Esse Gloriam Communem — Voto Concordi Et Animo — Hunc Diem Festum Solemnem — Brix Ips Episcopo Adstante — Dicarunt Sacrarunt Voverunt. Eine Inschrift zu Ehren des kürzlich kanonisierten M. Zaccaria befand sich an der Kirche St. Carlo ai Catinari in Rom: Antonio Maria Zaccaria — parenti legifero — Caelitum Beatorum Honores adepto — Sodalium Barnabitarum — Supplicationes et vota —

Adeste frequentes — Quirites hospitesque — cultum Sanctissimi Viri — per — Leonem XIII Pont. Max. — instauratum celebraturi.

Zum siebzehnten Kapitel.

Für das Leben des Augustus weihten viele infolge eines Gelübdes Geldstücke, die auf einen Altar gelegt wurden. — So gelobt man heute für das Leben anderer bezahlte Messen. — Augustus ließ silberne Statuen, die man ihm gesetzt hatte, einschmelzen und daraus Opferbecken machen, die er dem Apollo weihte. Sueton, Vita Octav., cap. 52. Am 1. Januar brachten Einwohner aller Stände Roms dem Augustus Neujahrsgaben, deren Erlös der Kaiser zum Ankauf von Weihestatuen der Götter verwendete (Kap. 57). Nero ließ seinen Bart abschneiden, legte ihn in eine goldene Kapsel und brachte ihn dem Jupiter Capitolinus als Weihgeschenk. (Sueton, Leben des Nero, Kap. 12.)

Kaiser Galba weihte, wie Sueton im Leben desselben erzählt (Kap. 18), der Venus ein kostbares Halsband. Früher hatte er diese Gabe der Fortuna gelobt, und letztere war sehr erzürnt.

Wachstafeln heftete man an das Knie von Götterstatuen. Jene enthielten Gelübde und diejenigen Gnadenleistungen, welche man von den Göttern verlangte. (Juvenal X, 55.)

Am 1. Mai feierte man das Fest der in ganz Italien verehrten Göttin Maja, derselben, welche auch Bona Dea und Fauna (die Holde) hieß. Zahlreiche Widmungsinschriften haben sich in den verschiedensten Teilen Italiens gefunden, durch welche uns bezeugt wird, daß man jener Gottheit das Prädikat „Sancta“ und „Sanctissima“ gab (wie heute der Madonna). Ihr Kultus geschah hauptsächlich durch Frauen, welche sich alljährlich im Hause des obersten Staatsbeamten versammelten, um von dieser göttlichen Königin, deren Statue ein Scepter trug, Heil und Segen für das römische Volk zu erflehen. Man hielt sie für eine streng jungfräuliche Göttin. Ovid, Fasti V, 156.

Zum achtzehnten Kapitel.

Die römische Kirche ist seither eine Antwort auf die Frage schuldig geblieben, warum die Madonna in den Ländern nördlich der Alpen sich fast niemals zeigt? Vor mir liegt der Tiroler Marienkalender für 1890, in welchem ausführlich die Geschichte folgender Wallfahrtsörter erzählt wird: U. L. Frau auf dem Kreuzberg bei Bonn, ferner die Marienheiligtümer zu Langegg in Oberösterreich, zu Lanzendorf bei Wien, Maria-Trost in Allgäu, Mariahilf auf dem Lechfeld, U. L. Frau in Freistadt, Oberpfalz, U. L. Frau zur heiligen Linde, Ostpreußen, Maria Bildstein bei Bregenz, Maria-Enzersdorf bei Wien, Marienthal bei Koblenz, U. L. Frau am Weizberg in Steiermark, Mariahilf in der Oberpfalz. Überall an diesen berühmten Kirchen sind Wunderbilder und Bilderwunder, Opfer, Gelübde, Weihegaben zu nennen, aber nirgends ist die Madonna erschienen.

Zum neunzehnten Kapitel.

Hier eine Auswahl von Aussprüchen der Kirchenlehre alter Jahrhunderte über das Kreuzzeichen und seine Zauberkraft: „Ad omnem progressum atque promotum, ad omnem aditum et exitum, ad vestitum et calceatum, ad lavacra, ad mensas, ad lumina, ad cubilia, ad sedilia, quaecumque nos conversatio exercet, frontem crucis signaculo terimus.“ (Tertull., De coron. milit., c. III.) — „In frontibus, et in oculis, et in ore, et in pectore, et in omnibus membris nostris.“ (S. Ephrem, Serm. in pret. et vivif. Crucem.) — „Armemur hac insuperabili christianorum armatura.“ (Hieron. ad Eustochium) — „Sine quo signo nihil est sanctum, neque alia consecratio meretur effectum.“ (S. Cypr., De bapt. chr.) — „Quod signum nisi adhibeatur, nihil recte perficitur.“ (S. August., Tract. 128 in Joan. n. 5) — „Si regenerari oportet, crux adest; si mystico cibo nutriri, si ordinari, et si quidvis aliud faciendum, ubique nobis adest hoc victoriae symbolum.“ (S. Joan. Chrysost., In Matth. homil. 54 n. 4.) — „Quod signum nisi adhibeatur frontibus credentium, sive ipsi aquae in qua regenerantur, sive oleo quo chrismate unguntur, sive sacrificio quo aluntur, nihil eorum reste perficitur.“ (August., In Joan. tract. 128, n. 5.) — „Harum et aliarum hujusmodi disciplinarum si legem expostules Scripturarum, nullam invenies.

Traditio tibi praetenditur auctrix, consuetudo confirmatrix, et fides observatrix." (Tertull., De coron. milit., c. III.) — „Tu Domine, Sacerdos sancte, constituisti nobis inconsumptibiliter, potum vivificum, crucis signum, et mortificationis exemplum." (Serm., De Pass. Christi.) — „Signum suum Christus in fronte nobis figi voluit." (August., In ps., 130). — „Theodosio magno regnante, cum fana gentilium diruerentur, inventae sunt in Serapidis templo hieroglyphicae litterae habentes crucis formam, quas videntes illi qui ex Gentilibus Christo crediderant, ajebant significare Crucem, apud peritos hieroglyphicarum notarum, vitam venturam." (Socrat., Lib. V, c. 17; Sozom., Lib. VII, c. 15.) — „Aves quando volant ad aethera formam crucis assumunt; homo natans per aquas, vel orans, forma crucis visitur." (S. Hieron., In c. XII, Marc.) — „Antennae navium, velorum cornua, sub figura nostrae crucis volitant." (Origen., Homil. VIII, in divers.) — „Sicut autem Ecclesia sine cruce stare non potest, ita et sine arbore navis infirma est. Statim enim diabolus inquietat, et illam ventis allidit. At ubi signum crucis erigitur, statim et diaboli iniquitas repellitur, et ventorum procella sopitur." (S. Maxim. Taurin. ap. S. Ambr., t. III, ser. 56 sq) — „Ita signo crucis aut ratio naturalis innititur, aut vestra religio formatur." (Minut. Felix., In Octav.) — „Agitans et contorquens cornua biformis . . . nequissimum hostem generis humani, de sanctis venerantisque prophetarum oraculis ad contaminata furoris sui scelera transtulisse. Quae sunt ista cornua, quae habere se jactat? Alia sunt cornua, quae propheta Sancto Spiritu annuente commemorat, quae tu, diabole, ad maculatam faciem tuam putas posse transferre. Unde tibi ornamenta quaeris et gloriam? Cornuae nihil aliud nisi venerandum crucis signum monstrant." (Firmic. Marten., De error. profan. relig., c. XXII.) — „At ego Dei nomen appellans, digitoque trophaeum crucis ostendens, et omnem metum excussi, et belluam extemplo corruentem vidi. (Theodoret., Reliq. hist., c. 2.) — „In quolibet loco, quamvis immanissimae asperitatis serpentem repererit, mox ut eum signo crucis signaverit, extinguit." (S. Greg., Dialog., Lib. III, c. 35.)

Zum zwanzigsten Kapitel.

Reinigende, sühnende Besprengung mit Weihwasser kannte schon das heidnische Rom:

„— — — schöpft Wasser und träget es fort.
Darein taucht er des Lorbeers Zweig und besprengt mit dem Lorbeer
Alles.“ — — — — —

Ovid, Fasti V, 676.

Dasselbe meint Juvenal (Satire II, 158), wenn er von dem befeuchteten Lorbeer redet.

Juvenal spottet über den Volksglauben und sagt:

„Daß es Manen giebt und unterirdische Reiche,
Fährstang auch und im Strudel des Styx schwarzhäutige Frösche,
Und daß über den Strom ein Kahn die Tausende setzet,
Glauben die Knaben allein.“ — — —

Juv. XIII, 128

Alphabetisches Namen- und Sachregister

über alle vier Teile.

Vorbemerkung über die Stoffverteilung nach Kapiteln. Tl. I, Kap. 1, sowie II, 1 und III, 1 bieten eine orientierende Einleitung. Volkstümlichen Aberglauben nach seinen Wurzeln im antiken Leben behandeln: Tl. I, Kap. 8 Orakel, Kap. 11 Giuoco piccolo, Tl. II, Kap. 2 Schlangenverehrung, Kap. 9 Hausgötter, Kap. 10 Der böse Blick, Tl. III, Kap. 2 Vénnari, Kap. 19 Kultus der Gehängten, sowie Tl. IV, Kap. 10 Straßengötter und Kap. 19 Hexen und Zauberer.

Von Volksbräuchen handeln besonders Tl. III, Kap. 1. 18. Tl. IV, Kap. 6. 12.

Hieran schließen sich Bilder aus dem Gebiet des Heiligenkultus. 1) Seinen Zusammenhang mit dem antiken Leben, sein Werden und Wachsen, behandeln vorzugsweise Tl. I, Kap. 1. 3. 4. 6. 8. 15. Tl. II, Kap. 1. 2. 3. 5. 6. 7. 9. 14. Tl. III, Kap. 5. 6. 14. 15. 20. Tl. IV, Kap. 2. 15. 2) Seine Gestalt in der Gegenwart behandeln vorzugsweise Tl. I, Kap. 2. 7. 9. 12. 14. 16. 17. Tl. II, Kap. 5. 11. Tl. III, Kap. 3. 10. 19. 20 und Tl. IV, Kap. 7. 10. 18. — In den obengenannten Kapiteln findet der Leser alles Nötige über den Kultus in allen seinen Zweigen, über Kirchen, Feste, Priester, Papsttum, Wunder, Legenden, Amulette, Bilder, Lichter, Tonsur, Weihwasser. Der Beweis wird geliefert, daß die antike Welt keine vergangene ist. — Ebenfalls findet der Leser dort Abschnitte über den Reichtum antiker Sitten, welche sich erhalten haben. — Siehe im folgenden Verzeichnis Sitten.

Den Madonnenkultus nach seinen Wurzeln, seiner Geschichte und Gegenwart behandeln Tl. II, Kap. 4. 15. Tl. III, Kap. 7. 8. 12. 14 sowie Stücke in Kap. 10. 18 und 19.

Hieran schließen sich Abschnitte zur Kunstgeschichte Tl. II, Kap. 8 und 13: Ablaß. Tl. III, Kap. 9: Grabmonumente, Kap. 13: Segen und Fluch, Kap. 14: In den Katakomben. Tl. IV, Kap. 4: Fronleichnamsfest, Kap. 6: Karneval in der Kirche, Kap. 8: Nächtlicher Kultus, Kap. 14: Religiöse Tänze, Kap. 17: Gelübde und Weihegaben, ebenfalls Stücke in Kap. 19 und Kap. 20: Die Toten.

Das sittliche Leben behandeln Tl. I, Kap. 5. 10. 11. 13. Tl. II, Kap. 12. 13. Tl. III, Kap. 4. 11. 16. 17. 18 sowie Tl. IV, Kap. 1. 3. 5. 9. 11. 16.

A.

B.

C.

D.

E.

F.

G.

H.

J.

J(j).

K.

L.

M.

N.

O.

P.

Q.

R.

S.

T.

U.

V.

W.

X.



Z.



Die **vorhergehenden drei Teile** haben nachbenannten Inhalt:

Tl. I, Kap. 1: Tempel und Kirchen, Kap. 2: L'eterno Padre, Kap. 3: Fünfzehnhundert Jahre, Kap. 4: St. Petrus, Kap. 5: Camorra, Kap. 6: Auch ein Heiliger, Kap. 7: Ein heiliger Zauberer, Kap. 8: Orakel, Kap. 9: Blutwunder, Kap. 10: Der grauenvolle Acker, Kap. 11: Giuoco piccolo, Kap. 12: Ein Panegyrikus, Kap. 13: Menschen und Tiere, Kap. 14: Am Grabe Gregors VII., Kap. 15: Das Wunderkreuz, Kap. 16: Alte und neue Festlust, Kap. 17: Eine Apotheose, Anhang.

Tl. II, Kap. 1: Pompeji keine Totenstadt, Kap. 2: Schlangenverehrung, Kap. 3: Schutzengel und Genius, Kap. 4: Die große Mutter, Kap. 5: Olympischer Wohlgeruch, Kap. 6: Die neue Juno, Kap. 7: Ein Vergessener, Kap. 8: Zur Kunstgeschichte, Kap. 9: Hausgötter, Kap. 10: Der böse Blick, Kap. 11: Der neueste Kultus, Kap. 12: Menschenhandel, Kap. 13: Ablaß, Kap. 14: Nachfolger des Neptun, Kap. 15: Die Himmelskönigin, Anhang.

Tl. III, Kap. 1: Entstehung und Geschichte des Karnevals, Kap. 2: Vénnari, Kap. 3: Der wunderbare Schleier, Kap. 4: Verbrecherinsel, Kap. 5: Schutzpatron der Tiere, Kap. 6: Der Himmel und sein Pförtner, Kap. 7: Am Vesuv, Kap. 8: Mutter und Kind, Kap. 9: Särge und Grabmonumente, Kap. 10: Evoë Bacche, Kap. 11: Der blutige Kardinal, Kap. 12: Ceres, Madonna, Opfer, Kap. 13: Segen und Fluch, Kap. 14: In den Katakomben, Kap. 15: Vom Markt der Wunder, Kap. 16: Alte und neue Gladiatoren, Kap. 17: Stellung des Weibes, Kap. 18: Hochzeitsbräuche, Kap. 19: Kultus der Gehängten, Kap. 20: Sorrento, Anhang.

Druck von Friedr. Andr. Perthes in Gotha.


YC 99485
LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA
THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA 1868
Digitized by Google